Miriam Régerat-Kobitzsch

»Cette reine qui fait une si piètre figure«



Maria von Medici in der europäischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts



HEIDELBERG UNIVERSITY PUBLISHING

»Cette reine qui fait une si piètre figure«

Pariser Historische Studien

Band 115

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut Paris





Deutsche
Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland

Miriam Régerat-Kobitzsch

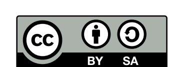
»Cette reine qui fait une si piètre figure«

Maria von Medici in der europäischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts



Pariser Historische Studien
Herausgeber: Prof. Dr. Thomas Maissen
Redaktionsleitung: Dr. Stefan Martens
Redaktion: Veronika Vollmer
Deutsches Historisches Institut (Institut historique allemand)
Hôtel Duret-de-Chevry, 8, rue du Parc-Royal, 75003 Paris

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.



Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von Heidelberg University Publishing http://heiup.uni-heidelberg.de dauerhaft frei verfügbar (Open Access)
URN: urn:nbn:de:bsz:16-heiup-book-540-0
DOI: https://doi.org/10.17885/heiup.540

Umschlagbild: Alphonse de Neuville, Maria von Medici, 1575–1642, Königin von Frankreich, mit Leonora Galigaï und Concino Concini. Illustration aus François Pierre Guillaume Guizot, A Popular History of France From The Earliest Times, Boston, um 1880 (Ausschnitt). © Falkensteinfoto/Alamy Stock Foto.

ISBN 978-3-946054-97-9 (PDF)
ISBN 978-3-946054-98-6 (Hardcover)

Plus d'une fois j'ai eu l'occasion d'admirer avec quelle facilité
l'inexactitude et le mensonge s'introduisent dans l'histoire,
et s'y transmettent de livre à livre par l'habitude, invariable chez nous,
de copier ses devanciers tout en les méprisant.

Anaïs Bazin de Raucou,
Histoire de France sous Louis XIII (1838)

Inhalt

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde von der Eberhard-Karls-Universität Tübingen im Sommersemester 2017 als Dissertation angenommen. Die Idee zur Untersuchung der europäischen Rezeption der Königin Maria von Medici im 19. Jahrhundert entstand 2012 aus meiner Masterarbeit heraus, in der ich mich mit dem Bild Heinrichs IV. in der »Histoire de France« des Nationalhistorikers Jules Michelet befasste. Warum also nicht, nach einer Lichtgestalt der französischen Geschichte, den Blick auf eine in der Nachwelt unbeliebte und bisweilen wenig beachtete Figur richten, die dazu noch die Ehefrau des vorher untersuchten »bon roi Henri« war?

Maßgebliche Förderung erfuhr ich bei dieser weiteren akademischen Qualifikationsarbeit vor allem seitens zweier Institutionen, die ich hier besonders hervorheben möchte: Die Hanns-Seidel-Stiftung hat das Projekt mit einem Promotionsstipendium ermöglicht sowie 2013 einen Forschungsaufenthalt in Paris finanziert, bei dem ich unter anderem in die reichen Quellen- und Literaturbestände der Bibliothèque nationale de France eintauchen konnte. Dem Deutschen Historischen Institut Paris, insbesondere Thomas Maissen und Stefan Martens, gilt mein Dank für die Aufnahme in die Reihe der Pariser Historischen Studien und für die großzügige Übernahme der Druckkosten.

Ein solches akademisches Langzeitprojekt kann darüber hinaus nicht ohne menschliche Unterstützung fachlicher und freundschaftlicher Art durchgeführt werden. Allen voran möchte ich meinem Tübinger Doktorvater, Anton Schindling (†), für das Vertrauen danken, das er all die Jahre in mich gesetzt hat. Er hat den Arbeitsprozess von den ersten Entwürfen bis zum fertigen Manuskript intensiv begleitet und wichtige Impulse gegeben. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, das fertige Buch in Händen zu halten. Ganz herzlich bedanken möchte ich mich außerdem bei meinem französischen Betreuer der Pariser Sorbonne, Dominique Bourel, der in stets lebhaften und gewinnbringenden Gesprächen die Arbeit wesentlich vorangebracht und um aktuelle französische Forschungsaspekte bereichert hat. Mein Dank gilt sodann Johannes Großmann für die Erstellung des Drittgutachtens und für seine wohlwollende Unterstützung im Vorfeld der Drucklegung. Aufrichtiger Dank gebührt schließlich Jean-

François Dubost, der mir als jüngster Biograf und bester Kenner Marias von Medici wertvolle Anregungen zur Verfeinerung der Fragestellung und des Konzepts gab.

Mein Dank gilt des Weiteren meinen vielen treuen Freunden und meiner lieben Familie, ohne deren Unterstützung es dieses Buch nicht gäbe. Hervorheben möchte ich meine Mitpromovierenden vom Tübinger Seminar für Neuere Geschichte, Nina Fehrlen-Weiss und Thorsten Busch, sowie universitäre Wegbegleiter aus Bayreuther und Tübinger Tagen, nämlich Miriam Schneider, Claudia Gruhn und Maria Schubert.

Abschließend danke ich aufs Herzlichste meinen Korrekturlesern, die mit ihren kritischen Nachfragen und Verbesserungsvorschlägen die zunehmend betriebsblinde Autorin tatkräftig unterstützten: Maria Schubert, die hierzu den Blick von ihrer eigenen zeithistorischen Doktorarbeit ins neuzeitliche Frankreich wagte, Katharina Thomas, meine langjährige Tübinger Mitbewohnerin und Freundin, Margarete Breuninger, die den Weg zur Promotion bereits lange vor mir beschritt, mein Vater, Philippe Régerat, der mir als Historiker schon früh seine Begeisterung für Geschichte vermittelte, und schließlich mein Mann, Tobias Kobitzsch, der mich in den letzten Jahren geduldig mit Maria von Medici teilte. Mein Dank gilt schließlich Veronika Vollmer vom Deutschen Historischen Institut Paris für die kompetente und stets freundliche und hilfsbereite redaktionelle Betreuung, sowie Maximilian Groß, ebenfalls DHIP, für das kritische und anregende Fachlektorat.

Meinen Eltern, Ulrike und Philippe Régerat, die mir das wertvolle Geschenk einer europäischen Erziehung machten, in der deutsch-französische Sozialisation und Zweisprachigkeit ganz selbstverständlich vorgelebt wurden, sowie meinem Mann Tobias, der mich schon viele Jahre unerschütterlich unterstützt, ist diese Arbeit in Liebe und Dankbarkeit gewidmet. Merci.

Stuttgart, im Mai 2020

Miriam Régerat-Kobitzsch

Einleitung

Médicis! Médicis!... non, tu n'es point aimée![1]

1. Eine umstrittene Herrscherin

Es ist rezeptionsgeschichtlich betrachtet paradox, dass gerade Maria von Medici, die von allen französischen Herrscherinnen am deutlichsten den Nutzen einer sorgfältig ausgearbeiteten Selbstinszenierung erkannt hatte, in der Nachwelt einen überaus schlechten Ruf genießt[2]. Allzu oft mit ihrer als ruchlos geltenden Vorgängerin Katharina von Medici verwechselt, verblasst die zweite Königin aus dem florentinischen Herrscherhaus in der französischen Nationalgeschichte außerdem angesichts gewichtiger Zeitgenossen wie Heinrich IV. und Kardinalminister Richelieu. Doch obwohl Maria regelrecht aus den Geschichtsbüchern verbannt wurde, hat sie doch auf ihre eigene Weise den Verlauf der europäischen Geschichte des 17. Jahrhunderts vielfältig mitgeprägt.

1.1 Biografische Eckdaten

Die am 26. April 1575[3] geborene Prinzessin Maria aus dem Hause Medici sorgte schon Ende des 16. Jahrhunderts europaweit für viel Aufmerksamkeit. Als

1 Maria von Medici zu sich selbst in: Gabriel-Marie LEGOUVÉ, La mort de Henri Quatre, roi de France, Paris 1806, zweiter Akt, Szene I, S. 17.

2 Vgl. zur Selbstinszenierung und -legitimation Marias von Medici: Katherine CRAWFORD, Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France, Harvard 2004, S. 60–96.

3 Alessio ASSONITIS, The Birth of Maria de' Medici (26 April 1575). Hearsay, Correspondence, and Historiographical Errors, in: Brendan Maurice DOOLEY (Hg.), The Dissemination of News and the Emergence of Contemporaneity in Early Modern Europe, Farnham u. a. 2010, S. 83–94; Jean-François DUBOST, Marie de Médicis. La reine dévoilée,

Großnichte Kaiser Karls V. (1500–1558) mit reicher Mitgift wurde sie in frühen Jahren bereits von adligen und königlichen Anwärtern aus Paris, Wien und Madrid eifrig umworben. Die »petite fiancée de l'Europe«[4], wie sie der Historiker Michel Carmona 1981 nannte, war für ihren Vater Franz I. (1541–1587) und später ihren Onkel Ferdinand I. (1549–1609) ein wichtiges machtpolitisches Pfand, um das Großherzogtum Toskana inmitten des alten und stets schwelenden europäischen Grundkonflikts zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg geschickt zu positionieren[5]. Im Jahr 1600 heiratete Maria schließlich den ehemaligen Hugenottenführer und ersten Bourbonenkönig Heinrich IV. (1553–1610), dem sie am 27. September 1601 den in Frankreich seit einem halben Jahrhundert lang ersehnten Königssohn gebar. Dieser sollte die Stabilität der jungen Dynastie und des von den verheerenden Bürger- und Religionskriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts langsam genesenden Königreichs sichern. Nach der Ermordung Heinrichs IV. durch den katholischen Fanatiker François Ravaillac am 14. Mai 1610 setzte Maria ihre Machtansprüche gegen die engsten männlichen Verwandten des Königs, die Prinzen von Geblüt, durch und übernahm stellvertretend für ihren damals achtjährigen Sohn Ludwig XIII. (1601–1643) die Leitung der Staatsgeschäfte.

Paris 2009, S. 48f.; Ronald Forsyth Millen, Robert Erich Wolf, Heroic Deeds and Mystic Figures. A New Reading of Rubens' »Life of Maria de' Medici«, Princeton 1989, S. 30–32. Der Geburtstag des sechsten Kinds Franz' I. Medici war lange Zeit umstritten. In der einschlägigen Historiografie findet man bis heute wahlweise Fehler im Monat (manchmal im August datiert) oder im Jahr (meist 1573, manchmal 1574 oder 1576). Dies gilt auch für das 19. Jahrhundert, in dem der 26. April 1573 als Geburtsdatum deutlich dominierte. Die hier zitierten jüngeren Historiker beriefen sich indes alle auf den einschlägigen Eintrag im Geburts- und Taufregister von Santa Maria del Fiore, um sich für den 26. April 1575 auszusprechen. Dubost verortete den Ursprung des Datierungsfehlers im späten 18. Jahrhundert beim italienischen Historiker Galluzzi. Dieser behauptete, Maria sei geboren »li ventisei Agosto 1573«, siehe Jacopo Riguccio Galluzzi, Istoria del granducato di Toscana sotto il governo della casa Medici, Bd. 4, Livorno [2]1821, S. 312. Die französische Übersetzung von 1782 übernahm diese Angabe, vgl. ders., Histoire du grand duché de Toscane sous le gouvernement des Médicis, hg. u. übers. von Jean-Baptiste Lefebvre de Villebrune, Louise-Félicité de Kéralio-Robert, Bd. 4, Paris 1782, S. 330. Ein weiterer Blick in die genannte Quelle zeigt jedoch, dass Galluzzi im selben Werk zugleich die korrekte Geburtsangabe machte, da er von Maria im Todesjahr ihres Vaters 1587 behauptete, sie sei damals »âgée de douze ans«, vgl. ibid., S. 352. Die Stelle ist in der italienischen Originalfassung noch eindeutiger: »Donna Maria, la quale nata li 26 Aprile 1575 si trovava allora in età di dodici anni«, siehe Galluzzi, Istoria del granducato di Toscana, S. 54. Auf diesen Widerspruch bei Galluzzi hat 2010 bereits Assonitis hingewiesen, der den Datierungsfehler bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückverfolgen konnte.

4 Michel Carmona, Marie de Médicis, Paris 1981, S. 7.

5 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 34f., 105f.

Die Generalstände von 1614 läuteten schließlich das offizielle Ende ihrer umkämpften Regentschaft und die Volljährigkeit des Königs ein. Die wirkliche Selbstherrschaft Ludwigs XIII. begann allerdings erst am 24. April 1617, als er mithilfe seines Favoriten Charles d'Albert, des späteren Herzogs von Luynes (1578–1621), in einem blutigen Majestätsstreich den ehrgeizigen florentinischen Günstling seiner Mutter, Concino Concini (1575–1617), ermorden ließ und Maria nach Blois verbannte. Der gewaltsamen Emanzipation ihres Sohnes und ihrem Hausarrest unterwarf sich die gestürzte Königinmutter nur widerwillig – einer abenteuerlichen Flucht aus Blois in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1619 folgten daher langwierige Verhandlungen und kleinere militärische Auseinandersetzungen. Nach der von ihrem Protegé Richelieu (1585–1642), Bischof von Luçon, ausgehandelten offiziellen Versöhnung im Dezember 1621 und ihrer Rückkehr nach Paris wurde sie schließlich wieder in den Königlichen Rat aufgenommen.

Dort stellte sich der Mediceerin allerdings im steten politischen und privaten Ringen um das Vertrauen des Königs vermehrt ihr ehemaliger Günstling Richelieu entgegen. Seinen Aufstieg zum Kardinal (1622) und Prinzipalminister (1624) hatte die Königinmutter zunächst noch selbst aktiv gefördert. Er erwies sich indes bald als ehrgeiziger Konkurrent und geschickter Staatsmann. Ein wesentlicher Konfliktpunkt zwischen den beiden war die Außenpolitik, bei der Richelieu einen schrittweise erfolgenden Eingriff Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg anregte, um die Habsburger zu schwächen. Als prominente Stimme der katholischen und romtreuen Hofpartei der *dévots* riet Maria hingegen zu einer kompromissbereiten Anlehnung an Spanien und den Papst.

Der Konflikt gipfelte schließlich in der sogenannten *journée des Dupes.* An diesen eigentlich zwei schicksalsträchtigen Tagen (10. und 11. November 1630) überschätzte Maria erneut ihren Einfluss auf ihren eigenwilligen ältesten Sohn und versuchte, den endgültigen Sturz ihres Kontrahenten Richelieu zu erzwingen. Der König verbannte sie daraufhin nach Compiègne, von wo aus ihr jedoch im Juli 1631 die Flucht gelang. Vor den Augen Europas von ihrem eigenen Sohn verstoßen, verbrachte sie ihren Lebensabend als Heimatlose in Brüssel, Amsterdam und London. Von dort aus versuchte sie zwar mithilfe ihrer Schwiegersöhne, der Könige von Spanien und England, eine Rückkehr nach Frankreich zu erwirken – allerdings ohne Erfolg. Sie starb am 3. Juli 1642 nach langer Krankheit, verarmt und von vielen ihrer einstigen Vertrauten verlassen, im Kölner Familienhaus des flämischen Malers Peter Paul Rubens (1577–1640), der sie zwanzig Jahre zuvor auf dem Höhepunkt ihrer Macht vielfach künstlerisch verherrlicht hatte.

1.2 Von der Nachwelt verschmäht

In der historischen Erinnerung nimmt Maria eine ambivalente Position ein. Die »grosse banquière de Florence«[6], wie sie die königliche Geliebte Henriette d'Entragues bei ihrer Ankunft am Pariser Hof öffentlich beleidigte, hatte sich zunächst bei ihren neuen Untertanen behaupten müssen. Als Italienerin mit habsburgischen Wurzeln war ihr in der neuen Heimat nicht selten Abneigung, Verachtung und Spott begegnet[7]. Dies war teils auf den irrationalen Fremdenhass zurückzuführen, der ihr in Anlehnung an Katharina von Medici (1519–1589) entgegenschlug – der Mediceerin, die für die blutigen Ereignisse der Bartholomäusnacht (23.–24. August 1572) verantwortlich gemacht wurde. Hinzu kommt, dass Maria anfangs als französische Königin Anpassungsschwierigkeiten angesichts der neuen Kultur, Sitten und der ihr entgegengebrachten Vorurteile hatte und daher nicht selten ungeschickt und unbesonnen handelte. Zwar versuchte sie zunehmend den Erwartungen gerecht zu werden, doch hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits die gute Meinung vieler Franzosen verwirkt[8]. Die Nachwelt wertete daher die Herrschaftsjahre der beiden Regentinnen aus dem Hause Medici häufig als italienischen Einschnitt in die französische Geschichte – eine Deutung, die in der Propaganda ihrer politischen Kontrahenten entwickelt und alsbald in der Nachwelt historiografisch zu einer Phase des Verfalls und der Degeneration überspitzt wurde.

Die Weichen für eine solch negative Rezeption waren bereits während der Regentschaft Marias zwischen 1610 und 1614 gestellt worden[9]. Die zeitgenössische Kritik war jedoch zunächst der strukturellen Schwäche einer jeden Minderjährigkeitsregierung geschuldet. In Ermangelung einer starken und durchsetzungsfähigen Königsmacht wurde nämlich häufig die Legitimität des Regenten – des Öfteren die Mutter des Königs – von verschiedenen auf ihren eigenen Vorteil bedachten Parteien angezweifelt und angefochten[10]. Viele Memoirenschreiber des 17. Jahrhunderts erklärten daher die innenpolitischen

6 Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22–23, Paris 1839–1840, hier Bd. 22, S. 105.

7 Monique Cottret, Les reines étrangères, in: Joël Fouilleron, Guy Le Thiec, Henri Michel (Hg.), Sociétés et idéologies des Temps modernes. Mélanges offerts à Arlette Jouanna, Bd. 1, Montpellier 1996, S. 105–116, hier S. 107f.

8 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 132.

9 Vgl. Salvo Mastellone, La reggenza di Maria de' Medici, Florenz 1962, S. 1–17 für den folgenden kurzen Abriss zur Rezeption der Mediceerin im 17. und 18. Jahrhundert.

10 Zur Aufstandsrhetorik und den Argumenten des Adels gegen Maria zwischen 1610 und 1617 vgl. Carmona, Marie de Médicis, S. 237–239; Crawford, Perilous Performances, S. 75–77; Jean-François Dubost, Marie de Médicis. Reine, régente, reine mère, in:

Spannungen zwischen 1610 und 1614 beziehungsweise 1617 zum größten Makel der Herrschaft Marias, um Richelieus Verdienst zu steigern, diesen politischen Wirren ein Ende bereitet zu haben. Im Wesentlichen hatte die Kritik an Maria im Ancien Régime drei Stoßrichtungen, nämlich ihre hispanophile Haltung, ihre politische Inkompetenz und ihr papsttreuer Katholizismus[11]. Besonders prägend für die Sicht der Nachwelt auf diese Herrscherin waren hierbei die »Mémoires, ou Œconomies royales« (1638) von Maximilien de Béthune, Herzog von Sully (1560–1641), dem Vertrauten und Finanzminister Heinrichs IV., und das politische Testament Richelieus (1688)[12] sowie dessen Memoiren[13]. Mittels dieser Dokumente, die bis ins 20. Jahrhundert mehrfach neu aufgelegt wurden, wollten die beiden Minister allerdings vorrangig ihren eigenen Ruhm in der Nachwelt sichern und ihr jeweiliges Lebenswerk rechtfertigen – und dies auf Kosten Marias von Medici[14].

Wie kam es nun, dass viele dieser dem Kontext des 17. Jahrhunderts geschuldeten negativen Zuschreibungen den politischen und geistesgeschichtlichen Bruch der Französischen Revolution überdauerten und teils sogar im 19. Jahrhundert verschärft und kanonisiert wurden? Warum wurde Maria außerdem weiterhin an dem nach ihrem Tod erstrahlenden Grand Siècle und an als dessen Vorläufer geltende Protagonisten wie Heinrich IV. und Richelieu

Baudouin-Matuszek (Hg.), Marie de Médicis, Paris 1991, S. 99–165, hier S. 116. Es sei zudem auf folgende Monografie hingewiesen: Jeffrey K. Sawyer, Printed Poison. Pamphlet Propaganda, Faction Politics, and the Public Sphere in Early Seventeenth-Century France, Berkeley u. a. 1991.

11 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 10.

12 Vgl. hierzu Josef Engel, Zur Frage der Echtheit von Richelieu's »Testament politique«, in: ders., Hans Martin Klinkenberg (Hg.), Aus Mittelalter und Neuzeit. Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag, Bonn 1957, S. 185–218.

13 Die Memoiren Richelieus setzen sich aus von ihm hinterlassenen Manuskripten zusammen. Sie wurden unter dem Titel »Lettres, instructions diplomatiques et papiers d'État du cardinal de Richelieu« erstmals zwischen 1853 und 1877 in acht Bänden von dem Journalisten und Gelehrten Denis Louis Martial Avenel (1783–1875) herausgegeben. Michelet äußert sich sehr negativ über diese Memoiren, von denen er behauptet: »[I]ls sont fréquemment contredits par ses lettres, par les écrits contemporains, par les faits même. C'est en réalité un très-long factum […] calculé, pénible, artificieux, qui veut harmoniser pour la postérité une vie fort peu d'accord avec elle-même«, in: Jules Michelet, Histoire de France au dix-septième siècle, Bd. 11: Henri IV et Richelieu, Paris 1857, S. 476. Zur Debatte über die Authentizität der Quelle siehe außerdem Françoise Hildesheimer, Richelieu, Paris 2004, S. 508–517; Arnaud Teyssier, Richelieu. L'aigle et la colombe, Paris 2014, S. 76f.

14 Laurent Avezou, Sully à travers l'histoire. Les avatars d'un mythe politique, Paris 2001, S. 6f. Eine kritische Auseinandersetzung mit den von Sully zunächst zwischen 1610 und 1617 verfassten und vor ihrer Erstveröffentlichung 1638 noch einmal überarbeiteten Memoiren erfolgte erst im Zuge der *école méthodique* im späten 19. Jahrhundert.

gemessen? Welche Wandlungen und Anpassungen mussten im Bild der zweiten Medici-Regentin im postrevolutionären Kontext vorgenommen werden, so dass Heinrich Mann 1938 in seinem Roman »Die Vollendung des Königs Henri Quatre« wie selbstverständlich noch auf die teilweise bizarr anmutende Stigmatisierung Marias als törichte, zänkische und intrigante Frau zurückgriff und sie fernerhin als Fremde karikierte, die weder in Frankreich Anerkennung gefunden noch die Raffinesse ihrer florentinischen Heimat verkörpert hatte[15]?

2. Forschungsstand

Noch 1995 überschrieb der Historiker André Castelot seine populärwissenschaftliche Biografie der Stammesmutter der Bourbonen mit dem Titel »Marie de Médicis. Les désordres de la passion«, 2014 bezeichnete sie Jean-Christian Petitfils als »d'intelligence assez limitée, manquant de pénétration et de jugement«[16] und Arnaud Teyssier zeichnete im selben Jahr in seiner Studie zu Richelieu das Bild einer Herrscherin mit einem »esprit compliqué, traversé de passions jalouses et de ressentiment«[17]. Damit gaben sie ein traditionsreiches und tief verankertes historiografisches Narrativ wieder, wonach die als impulsiv und inkompetent geltende Regentin Frankreich in eine akute Krise gestürzt hatte, der die eiserne Staatsräson Richelieus mitten im europäischen Konflikt des Dreißigjährigen Krieges schließlich ein Ende setzte[18].

15 Heinrich Mann, Die Vollendung des Königs Henri Quatre [1938], Frankfurt a. M. 1998, S. 681, 687.

16 Jean-Christian Petitfils, Louis XIII, 2 Bde., hier Bd. 1, Paris [2]2014, S. 24.

17 Teyssier, Richelieu, S. 282. Vgl. auch André Castelot, Marie de Médicis. Les désordres de la passion, Paris 1995. In den letzten 40 Jahren sind außerdem u. a. folgende Biografien mit vulgarisierendem Ansatz erschienen: Simone Bertière, Les deux régentes. Marie de Médicis et Anne d'Autriche, Paris 1996; Philippe Delorme, Marie de Médicis, Paris 1998; Françoise Kermina, Marie de Médicis. Reine, régente et rebelle, Paris 1979 [[2]2010].

18 Henri Hauser, La prépondérance espagnole (1559–1660), Paris 1933, S. 286–294. Hauser überschrieb den Abschnitt über die Regentschaft mit dem Titel »La crise française« (S. 286). Weiterhin bezeichnete er die Herrschaft Marias als »crise redoutable« (S. 294). Damit verfestigte er die historiografische Tradition einer Regierungskrise zwischen 1610 und 1617.

2.1 Kunsthistorische Impulse einer Neubewertung

Bestrebungen einer nach wie vor vieldiskutierten Neubewertung Marias von Medici, die diese negative rezeptionshistorische Tendenz hinterfragen, reichen bis in die 1960er Jahre zurück. Der italienische Historiker Salvo Mastellone untersuchte in »La reggenza di Maria de' Medici« (1962) das geläufige Bild der schwachen und von ihren florentinischen Günstlingen falsch beratenen Königin und setzte dem das Bild einer fähigen Regentin entgegen, die das Erbe ihres Mannes in dessen Sinne weise zu verwalten und vor den Ambitionen des aufrührerischen Adels zu verteidigen wusste[19]. Der von Mastellone eingeforderte Perspektivwechsel wurde zunächst in der Kunstgeschichte aufgegriffen und geprüft. Die daraus resultierenden Ergebnisse fasste Deborah Marrow schließlich 1982 richtungsweisend in der Feststellung zusammen, dass Maria eine kompetente und wohlüberlegt vorgehende Kunstförderin gewesen sei[20].

Der nächste Impuls ging bezeichnenderweise erneut von Italien aus, diesmal direkt aus der Medici-Stadt Florenz. Die Kulturhistorikerin Sara Mamone griff hierfür die zunächst rein kunsthistorischen Ergebnisse von Marrow auf und weitete die Fragekomplexe auf die politische Dimension des Mäzenatentums Marias aus. Das Ergebnis veröffentlichte sie 1987 im bildreichen Band »Firenze e Parigi, due capitali dello spettacolo per una regina. Maria de' Medici«, in dem sie bislang wenig oder nicht erforschtes ikonografisches und schriftliches Material aus den florentinischen Archiven einarbeitete. Maria charakterisierte sie als »reine-impresario«[21], die nicht nur über einen sicheren Kunstverstand verfügte, sondern diesen seit ihrer Eheschließung virtuos zu politischen Zwecken einzusetzen wusste, wie es ihr von ihrer Familie seit Generationen vorgelebt worden war. Diese künstlerische Inszenierung politischer Legitimation umfasste alle Aspekte der Macht, seien sie weltlicher oder sakraler Natur, sowie die ihrer persönlichen Stellung als Ehefrau, später Witwe und Mutter des französischen Königs[22].

Mamones Band wurde bereits 1990 ins Französische übersetzt und ermöglichte somit eine parallel verlaufende und wechselseitige Rezeption dieser Forschungsimpulse in beiden Ländern[23]. Der im Folgejahr von Marie-Noëlle Baudouin-Matuszek herausgegebene Aufsatzband »Marie de Médicis et le palais du

19 Vgl. Mastellone, La reggenza, S. 33–226.

20 Deborah Marrow, The Art Patronage of Maria de' Medici, Ann Arbor 1982, S. 75f.

21 Sara Mamone, Paris et Florence. Deux capitales du spectacle pour une reine. Marie de Médicis, Paris 1990, S. 7.

22 Ibid., S. 145, 193, 199–224.

23 Die kunst- und kulturhistorische Neubewertung Marias wurde bereits 1990 im Rahmen der Simon-Vouet-Ausstellung im Grand Palais und des vom Louvre organisierten

Luxembourg« sollte diesen kulturhistorischen Ansatz noch präzisieren. Marc Smith betonte darin, dass die von Mamone angeführte mediceische Prägung der Kunstpolitik Marias weniger in ästhetischen Wertvorstellungen als in der bewussten machtpolitischen Instrumentalisierung von Kunst zum Ausdruck komme[24]. Jean-François Dubost legte außerdem dar, wie das politische Scheitern der Medici-Regetin ihr Mäzenatentum rückwirkend negativ überschattete, so dass ihr im Nachhinein auch im künstlerischen Bereich jedwede Originalität und Eigenständigkeit abgesprochen wurde[25]. Béatrice de Andia, die als letztes Beispiel aus dem Sammelband angeführt werden soll, wies in ihrem Beitrag außerdem auf die Gefahr einer teleologischen Wertung der konservativen Politik Marias hin – die schlussendliche Durchsetzung des politischen Konzepts des Kardinalministers Richelieu bedeute nämlich nicht zwangsläufig, dass Marias Gegenmodell nicht auch tragfähig gewesen wäre[26].

Maßgeblich für die kulturhistorische Neubewertung Marias von Medici war schließlich die im Januar 2000 abgehaltene französisch-italienische Tagung »Le ›siècle‹ de Marie de Médicis« am Collège de France[27]. Dieser provokante Titel sollte dazu anregen, die Herrschaft der Mediceerin als fruchtbare Übergangsperiode anzuerkennen, die zwischen den beiden Schulen von Fontainebleau unter Franz I. und Heinrich IV. einerseits und der nationalen, zentralistisch ausgerichteten Instrumentalisierung von Kunst unter Richelieu und Ludwig XIV. andererseits zu verorten sei[28]. Hierfür beriefen sich die Veranstalter auf das *siècle*-Verständnis des 17. und 18. Jahrhunderts, das sich auf jede Herrschaft bezog, die, unabhängig von ihrer politischen Bilanz, eine tiefgreifende kulturelle Ausstrahlung aufweisen konnte. Aus dieser Perspektive heraus argumentierten sie, dass »cela fait pour Marie de Médicis quatorze ans de pouvoir, absolu d'abord, partagé ensuite. Peu de ›siècles‹, au sens classique du

Kolloquiums mitsamt seiner Ausstellung »Seicento: la peinture italienne du XVIIe siècle et la France« rezipiert.

24 Marc SMITH, Princesse de Toscane, in: BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis, S. 37–99, hier S. 70: »Le caractère médicéen de ses goûts apparaît moins dans le choix d'un style formel, que dans l'utilisation politique explicite et systématique de l'art et du faste comme instrument de prestige, à travers des thèmes bien définis«.

25 DUBOST, Marie de Médicis [1991], S. 147.

26 Béatrice DE ANDIA, L'art, fer de lance des rois, in: BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis, S. 11–25, hier S. 11: »[P]rofondément catholique, plus respectueuse des institutions monarchiques […], Marie est désireuse d'améliorer le sort de son peuple, préoccupation en avance sur son temps«.

27 Ergänzend sei hier auf die Ausstellung »Marie de Médicis, un gouvernement par les arts« und deren Begleitband verwiesen, der dieselbe These vertritt, vgl. Paola BASSANI PACHT u. a. (Hg.), Marie de Médicis, un gouvernement par les arts, Paris 2003.

28 Marc FUMAROLI, Le »siècle de Marie«, ibid., S. 19–22, hier S. 19f.

terme, ont duré autant«[29]. Kernaussage war, dass nicht nur Marias Kunstwirken durch ihre politische Niederlage gegen Richelieu rückwirkend geschmälert worden sei, sondern der Minister die von ihm zu nationalen Zwecken fruchtbar eingesetzte Verbindung von Kunst und Machtpolitik im Grunde von seiner ehemaligen mediceischen Gönnerin erlernt habe. Maria nehme daher, wenn schon nicht politisch, so doch zumindest kulturhistorisch, eine prägende Rolle für die weitere Entwicklung des Landes ein[30]. Dieser Ansatz wurde dann in den Folgejahren nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien weiter vertieft[31].

Der zunächst starke Fokus auf kulturhistorische Fragekomplexe im Zuge der Neubewertung Marias von Medici lässt sich teilweise durch die eigentümliche Stellung der französischen Königinnen erklären. Deren kulturelles Wirken war nämlich im Ancien Régime, wenn gegeben, eindeutiger zu umreißen und mit mehr Freiräumen verbunden als ihre politische Rolle. Aus institutioneller Sicht verfügten sie über keinen eigens zugedachten Spielraum: Ihre Position wurde stets im Zusammenwirken mit dem König abgesteckt und darüber komplementär definiert[32]. Es ist daher naheliegend, für die Neubewertung einer französischen Herrscherin beim kulturellen Aspekt anzusetzen. Im Hinblick auf Maria von Medici, die einerseits Regentin war und andererseits gegenüber ihrem Sohn auch nach Beendigung ihrer tatsächlichen Herrschaft stets eine Teilhabe an der Macht einforderte, muss allerdings in einem zweiten Schritt auch ihr politisches Wirken neu überprüft werden.

2.2 Eine kompetente Regentin?

Jean-Marie Constant wies bereits 1990 im »Dictionnaire du Grand Siècle« darauf hin, dass der zeitgenössische Adel nachweislich Marias Regentschaft im Rückblick, ganz im Gegensatz zum harten Regiment Richelieus, positiv in Erinnerung behalten hatte. Aufgrund dieses Quellenbefunds könne man deshalb nicht pauschal von einer verheerenden Regierungszeit sprechen, so Constant[33]. Auch Yves-Marie Bercé forderte in den frühen 1990er Jahren eine Neuuntersu-

29 Ders., Préface, in: ders., Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. XIII–XVI, hier S. XIV.

30 Ibid.; ders., Le »siècle de Marie«, S. 19–21.

31 Vgl. etwa Caterina Caneva, Francesco Solinas (Hg.), Maria de' Medici (1573–1642). Una principessa fiorentina sul trono di Francia, Livorno 2005.

32 Fanny Cosandey, La reine de France. Symbole et pouvoir (xve–xviiie siècle), Paris 2000, S. 9; Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 111.

33 Jean-Marie Constant, Art. »Marie de Médicis«, in: François Bluche (Hg.), Dictionnaire du Grand Siècle, Paris 1990, S. 972f. Constant bezog sich auf eine Aussage aus den

chung der Mediceerin, deren Regierungszeit er als »l'une des plus brillantes et prospères de l'âge moderne«[34] deutete. Constant zufolge stellte das Urteil von Bercé eine regelrechte Wende in der Wertung dieser Regentschaft dar[35]. Die Forderung nach einer solchen wurde dadurch bekräftigt, dass Hélène Duccini in ihrer 1991 veröffentlichten Biografie Concinis mit Vorurteilen über den florentinischen Günstling Marias brach und somit indirekt eine Neubewertung seiner Gönnerin erforderlich machte, deren Ruf bei den Zeitgenossen und der Nachwelt eng an die dunkle Legende ihres Favoriten geknüpft war[36].

Im Jahr 2007 wies Constant erneut auf die Notwendigkeit hin, die gängige Deutung des politischen Wirkens Marias von Medici zu hinterfragen – ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Forderungen der 1990er Jahre in Frankreich noch nicht umgesetzt worden waren[37]. Er ging sogar so weit, der Herrscherin ein innovatives und stark veränderndes politisches Potential zuzusprechen. Der Majestätsstreich von 1617 habe ihrem Vorhaben allerdings ein jähes Ende gesetzt und sie zu einer Randfigur der französischen Geschichte degradiert[38]. Solche Interpretationen stießen jedoch auch auf kritische Gegenstimmen. So warnte Thierry Wanegffelen vor positiven Übertreibungen und bewertete Maria weiterhin als machtbesessene und realitätsferne Herrscherin. Er betonte zudem, dass er in den Quellen nicht genügend Belege finde, um die von manchen Kollegen vertretene Auffassung einer Regentin zu rechtfertigen, die, gerade weil sie eine Frau und Ausländerin war, ein wohlüberlegtes, pazifistisches Gegenmodell zum bellizistischen bourbonischen Absolutismus hätte vorlegen können[39].

Eine ausgewogenere Antwort auf das Forschungsdesiderat erschien schließlich 2009 mit der substantiellen Biografie von Jean-François Dubost »Marie de Médicis. La reine dévoilée«. Dies war die erste eigenständige,

Memoiren von François de La Rochefoucauld (1613–1680), in denen er von der »douceur du règne de Marie de Médicis« (S. 973) spricht.

34 Yves-Marie Bercé, La naissance dramatique de l'absolutisme. 1598–1661, Paris 1992, S. 52.

35 Jean-Marie Constant, La folle liberté des baroques (1600–1661), Paris 2007, S. 121. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass solche Ansätze im angelsächsischen Bereich bereits seit den 1970er Jahren verfolgt wurden, nicht zuletzt von Hayden, der Maria als kompetente Regentin darstellte, vgl. James Michael Hayden, France and the Estates General of 1614, London u. a. 1974.

36 Vgl. Hélène Duccini, Concini. Grandeur et misère du favori de Marie de Médicis, Paris 1991, S. 390–412.

37 Constant, La folle liberté des baroques, S. 10.

38 Ibid., S. 118.

39 Thierry Wanegffelen, Le pouvoir contesté. Souveraines d'Europe à la Renaissance, Paris 2008, S. 317.

umfangreich recherchierte Lebensbeschreibung der Mediceerin seit fast dreißig Jahren. Die Unterschiede zur Vorgängerbiografie von Michel Carmona aus dem Jahr 1981 sind beachtlich und spiegeln die soeben beschriebene Entwicklung der Forschung über Maria wider. Zwar hatte Carmona ebenfalls versucht, ein milderndes Bild der Regentin zu zeichnen und gestand ihr sogar eine prägende Rolle in der Herausbildung des modernen Frankreichs zu; er betonte indes auch, dass sie von den Entwicklungen letztendlich überfordert gewesen sei und sich ihnen daher zunehmend versperrt habe[40]. Damit verfiel auch er den geläufigen Deutungen der ihm vorausgegangenen Historiografie. Carmona bezog sich überdies ausschließlich auf französische Quellen und vertrat damit eine sehr frankreichzentrierte Sicht. Ganz anders Dubost, der den italienischen beziehungsweise florentinischen Hintergrund Marias eingehend berücksichtigte und die dortigen Quellen auswertete, um die Herrscherin am eigenen kultur- und mentalitätshistorischen Umfeld zu messen und eine Wiedergabe der gängigen historiografischen Vorurteile möglichst zu vermeiden. Darüber hinaus versuchte er, Marias Person und Wirken nicht teleologisch zu bewerten, sondern ihre Beweggründe in den sozialpolitischen Kontext des frühen 17. Jahrhunderts einzubetten. Er ließ dabei nicht außer Acht, dass Maria, die 25 Jahre in Italien gelebt hatte, stark von den florentinischen Einflüssen geprägt worden war[41]. Die von Dubost angestoßene Hinterfragung der negativen Rezeption Marias wirkte sich auch in der deutschen Forschung aus, etwa in der 2018 erschienenen umfangreichen Richelieu-Biografie Klaus Malettkes[42].

Die hier skizzierten kultur- und politikgeschichtlichen Rehabilitierungsversuche der letzten Jahrzehnte berücksichtigten jedoch nur partiell die bereits von Mastellone angedeutete rezeptions- und historiografiegeschichtliche Impli-

40 Carmona, Marie de Médicis, S. 564: »Mais voilà: Marie de Médicis est davantage spectatrice qu'actrice, et se laisse porter par le changement plus qu'elle ne le conduit. Curieuse destinée que celle de cette femme qui a tant fait pour l'éclosion de la France moderne, pour ce pays dont la suprématie en Europe va bientôt s'exercer de façon indiscutable, et qui donne l'impression d'être passée à travers sa propre histoire sans l'avoir comprise. Le changement, un jour, va trop vite pour la capacité qu'elle a de le comprendre; alors la Reine-mère freine des quatre fers, se bloque, se bute, récrimine, tempête, et finit par claquer la porte avec une royale fureur«.

41 Es sei zudem darauf hingewiesen, dass 2012 eine umfangreiche italienische Biografie erschien, die ebenso mit den negativen Topoi ihrer Inkompetenz und Abhängigkeit von Rom und Spanien brach und sie als Zentrum eines familiären Herrschaftsmodells stilisierte, siehe Stefano Tabacchi, Maria de' Medici. Regina e ribelle. Gli intrighi e la caduta dell'ultima italiana sul trono della Francia di Enrico IV e Richelieu, Rom 2012.

42 Vgl. hierzu Klaus Malettke, Richelieu. Ein Leben im Dienste des Königs und Frankreichs, Paderborn 2018, S. 113–146.

kation einer solchen Neubewertung[43]. Zwar wiesen die meisten Historiker darauf hin, dass Maria Opfer einer ungnädigen und teils ungerechten Geschichtsschreibung gewesen sei, doch lag der Fokus ihrer Studien vor allem auf einer Auswertung zeitgenössischer Dokumente des 17. Jahrhunderts. Außerdem gingen die genannten Arbeiten allzu häufig von einer einheitlichen Rezeption aus, in der Maria als Person sowie ihr politisches und künstlerisches Wirken verleumdet wurden, weil sie von den nationalen, absolutistischen Konzepten Richelieus und Ludwigs XIV. überlagert worden waren[44]. Zwar mag diese Annahme stimmen, denn auch die Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts schrieben natürlich nicht voraussetzungslos, doch gilt es zu berücksichtigen, dass dazwischen der Einschnitt der Revolution lag, der nicht zuletzt auch die Sicht auf die vorrevolutionäre Zeit tiefgreifend veränderte. Diese inhaltlichen und interpretativen Verschiebungen in der historiografischen Produktion müssen bei der Untersuchung der Rezeption Marias im 19. Jahrhundert demnach genau überprüft und bedacht werden.

3. Methodische Ansätze

Die Untersuchung der Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert erfordert zunächst eine Auseinandersetzung mit der Historiografiegeschichte, an deren theoretische Ansätze angeknüpft wird. Davon ausgehend, lassen sich zwei Schwerpunkte herausarbeiten, die diese Studie leitlinienartig begleiten sollen, nämlich zum einen die Korrelation zwischen Geschichtsschreibung und Nationenbildung und zum anderen die Frage nach der Relevanz der Geschlechterfrage in der einschlägigen Historiografie, sei es auf der Ebene der Darstellung der historischen Protagonistin Maria oder auf der Autorenebene.

3.1 Kulturhistorische Impulse in der Historiografiegeschichte

Ziel der vorliegenden Arbeit ist eine grundlegende Zusammenstellung, Kontextualisierung und Auswertung der Quellen zu Maria von Medici aus dem 19. Jahrhundert, um Erzähl- und Deutungsmuster der damaligen europäischen

43 Seiner Neuuntersuchung der Regentschaft setzte der italienische Historiker ein Kapitel mit der Überschrift »Premesse storiografiche sulla Reggenza« voran, in dem er schlaglichtartig die Rezeptionsgeschichte der Herrschaft Marias von Medici vom 17. bis ins 19. Jahrhundert wiedergab, vgl. Mastellone, La reggenza, S. 1–32.

44 Miles Chappell, The Artistic Education of Maria de' Medici, in: Fumaroli, Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. 13–26, hier S. 14.

Historiografie offenzulegen, die das Bild dieser Herrscherin nachhaltig prägten. Es handelt sich somit vorrangig um eine Fallstudie, die beispielhaft die Konstruktion einer historischen Figur im nationalhistorischen Narrativ untersuchen möchte. Dies setzt den methodisch-theoretischen Rahmen der Historiografiegeschichte voraus[45].

Was ist Historiografiegeschichte?

Die Historiografiegeschichte ist als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft weder in ihrem Gegenstand noch in ihrer Methode klar zu umreißen[46]. Ausgehend von deutschen Universitäten ist sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge geistes- und ideengeschichtlicher Einflüsse über ihre Funktion einer fachlichen Selbstreflexion der Anfänge und vermeintlich progressiven Entwicklung der Geschichtsschreibung hinausgewachsen und wird seitdem als Nachdenken über die möglichen Ausdrucksformen und Grenzen der Historiografie aufgefasst[47]. In Frankreich wurde diese Auseinandersetzung mit der Geschichts-

45 Da die hier analysierte Königin vorwiegend Gegenstand französischer Forschungen ist, erscheint es sinnvoll, die historiografiegeschichtlichen Traditionen aus Frankreich komplementär zu den deutschen Ansätzen hinzuzunehmen. Dies soll indes nicht die Tatsache ausblenden, dass die angelsächsische Forschung in diesem Bereich eine ebenso fruchtbare Diskussion vorzuweisen hat und einige substantielle vergleichende, globalgeschichtliche Überblicksdarstellungen bietet. Vgl. u. a.: Kelly Boyd (Hg.), Encyclopedia of Historians and Historical Writing, 2 Bde., London, Chicago 1999; John Burrow, A History of Histories. Epics, Chronicles, Romances and Inquiries from Herodotus and Thucydides to the Twentieth Century, London [2]2009; Georg G. Iggers, Supriya Mukherjee, Q. Edward Wang (Hg.), A Global History of Modern Historiography, Harlow u. a. 2008; Peter Lambert, Philipp R. Schofield (Hg.), Making History. An Introduction to the History and Practices of a Discipline, London u. a. 2004; Daniel R. Woolf, Global Encyclopedia of Historical Writing, 2 Bde., New York 1998.

46 Christian Simon, Historiographie. Eine Einführung, Stuttgart 1996, S. 9–13: Simon führt die Ambivalenz des deutschen Begriffs »Geschichte der Geschichtsschreibung« an. Tatsächlich befasst sich dieses Fachgebiet sowohl mit der Geschichts*schreibung*, der seit der Antike nachgegangen wird, als auch mit der Geschichts*wissenschaft*, deren Anfänge im 18. Jahrhundert zu verorten sind. Mangels einer treffenderen Bezeichung für diesen Forschungsbereich, welcher Literatur und Wissenschaft und deren wechselwirkende Beziehungen gleichsam in den Blick nimmt, behilft sich Simon des Begriffs der Historiografiegeschichte als »Geschichte der Historie« (S. 12). Dieser Begriff soll auch in dieser Arbeit Anwendung finden – stets in dem Bewusstsein um seine terminologischen Unzulänglichkeiten.

47 Jan Eckel, Thomas Etzemüller, Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung. Einleitende Bemerkungen, in: dies. (Hg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, S. 9–13.

schreibung allerdings lange vernachlässigt und als trockene, rein bibliografierende Tätigkeit abgetan[48]. In den 1970er Jahren vollzog sich dann eine Wende. Dieser historiografiegeschichtliche Perspektivwechsel, wenngleich er in beiden Ländern unterschiedliche Ausprägungen hatte, ergab sich zu großen Teilen aus der Rezeption postmoderner und poststrukturalistischer Ansätze der 1960er Jahre und dem sich damit durchsetzenden *linguistic turn*[49]. Ausgehend von den Sprachwissenschaften hatte Letzterer in zahlreichen Fächern das Bewusstsein dafür geschärft, dass Sprache nicht als immanente Wiedergabe der Realität gelten könne[50]. In der Geschichtswissenschaft bewirkte dies die Hinterfragung ihres empiristisch-objektiven Postulats und ihrer damit verbundenen bedeutungskonstituierenden Rolle für die Gesellschaft. In Frankreich wurde diese Erkenntnis von den Vertretern der dritten Generation der Annales-Schule, der sogenannten *nouvelle histoire*, aufgegriffen. Sie werteten den historiografischen Text nicht mehr als zeitlose Einheit, sondern als subjektives, dem jeweiligen Kontext seiner Entstehung unterworfenes Erzeugnis, das somit eine verwertbare Quelle für die von ihnen vertretene Mentalitätsgeschichte sein konnte[51]. Auch in Deutschland wich der bis dahin vorwiegend traditionsversichernde Impetus der Forderung nach einer stärkeren inhaltlichen Hinterfragung der historiografischen Textgattung[52].

Die Geschichte der Geschichtsschreibung kann auf drei sich ergänzenden Ebenen einen Beitrag zu einem solchen Ansatz leisten. Zunächst ermöglicht sie eine kritische Auseinandersetzung mit den sogenannten Meistererzählungen der Moderne, die Fortschritt und Rationalität im Zuge der Aufklärung als Maß-

48 Carbonell vermutete, dass die Abneigung gegen die von den französischen Historikern als deutsch empfundene Disziplin der Historiografiegeschichte vor allem ab 1870 nicht ganz frei war von antideutschen Ressentiments, siehe Charles-Olivier Carbonell, Pour une histoire de l'historiographie, in: Storia della storiografia 1 (1982), S. 7–25, hier S. 9. Noch heute gilt die Historiografiegeschichte als Randdisziplin in Frankreich, siehe Christian Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies. Concepts et débats, 2 Bde., Paris 2010. Dieses Werk zu neu erschlossenen Forschungsbereichen und Debatten der Geschichtswissenschaft enthält keinen Eintrag zur Historiografiegeschichte.

49 Der Begriff wurde von den Sprachwissenschaftlern Gustav Bergmann und Richard Rorty geprägt. Für eine Definition vgl. Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M. 2008, S. 51.

50 Vgl. Philipp Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a. M. 2003, S. 11f.; Georg G. Iggers, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen [2]2007, S. 101–111.

51 Maßgeblich für die Entwicklung der französischen Historiografiegeschichte aus mentalitätshistorischer Sicht war das Gemeinschaftswerk Jacques Le Goff, Pierre Nora (Hg.), Faire de l'histoire, 3 Bde., Paris 1974.

52 Vgl. Horst Walter Blanke, Historiographiegeschichte als Historik, Stuttgart 1991, S. 300–353, 713–750.

stäbe für die Deutung der Vergangenheit angesetzt hatten[53]. Den zweiten großen Impuls bot der Literaturtheoretiker Hayden White, der das komplexe Verhältnis von Beschreibung und Repräsentation in der Geschichtsschreibung problematisierte[54]. Sein textimmanenter Ansatz sollte aufdecken, wie die Historiografie mittels poetisch-rhetorischer Stilelemente eine Form historischer Wirklichkeit erzeugt, die dem Leser als glaubwürdige Rekonstruktion der Vergangenheit unterbreitet wird[55]. Eine zentrale Erkenntnis war dabei, dass verschiedenartige Interpretationen oder gar widersprüchliche Darstellungen eines und desselben Themas nicht zwangsläufig von mangelnder Genauigkeit, sondern von einem vielseitigen historischen Denken zeugen[56]. Zwar ist Whites Ansatz hilfreich, um die einer bestimmten geschichtlichen Deutung entsprungenen narrativen Grundmuster aufzudecken, doch eignet er sich nicht für die Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Text und Kontext[57].

Dies führt zum dritten aus dem *linguistic turn* erwachsenen historiografiegeschichtlichen Ansatz, der aus der Übertragung von Michel Foucaults sozialphilosophischem Diskursbegriff und des damit implizierten Zusammenwirkens von Macht und Wissen auf die Geschichtsschreibung resultierte. Der Begriff des Diskurses, der hier jenseits der vielseitigen und komplexen theoretischen Konstrukte ganz allgemein als »Rede über etwas« definiert werden soll, bezieht sich auf einen »Gegenstand, über den gesprochen wird […] und [der] durch gemeinsame Merkmale gekennzeichnet [ist], die ihn in der Rede als einen Diskurs markieren«[58]. Der Diskurs ist versprachlichtes Wissen und dient damit zwangsläufig der normativen Ausformung von Weltbildern[59]. Wer die Regeln

53 Vgl. Jean-François Lyotard, La condition postmoderne. Rapport sur le savoir, Paris 1979, S. 54–61.

54 Hayden White, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe, Baltimore ²1975, S. X: »[T]he historian performs an essentially poetic act, in which he prefigures the historical field and constitutes it as a domain upon which to bring to bear the specific theories he will use to explain ›what was really happening‹ in it«.

55 Ders., Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Christoph Conrad (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 128f., 141–143.

56 Frank R. Ankersmit, Vom Nutzen und Nachteil der Literaturtheorie für die Geschichtstheorie, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 13–38, hier S. 19.

57 Ibid., S. 28f.

58 Stephan Jaeger, Historiographisch-literarische Interferenzen. Möglichkeiten und Grenzen des Diskursbegriffes, ibid., S. 61–86, hier S. 61.

59 Vgl. Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 31–36.

des Diskurses beherrscht und einzusetzen weiß, besitzt Macht, weil er dadurch die Deutung der Wirklichkeit beeinflussen kann[60]. Da der Sinn dieser Realität größtenteils aus der Darstellung der Vergangenheit abgeleitet wird, spielt die Historiografie eine zentrale Rolle im diskursbezogenen Geflecht von Macht und Wissen[61]. Dies wird im Rahmen der vorliegenden Studie relevant sein, da der sich im 19. Jahrhundert europaweit durch die Verwissenschaftlichung und Professionalisierung des Faches durchsetzende historiografische Objektivitätsanspruch durchaus eine gesellschaftlich disziplinierende Funktion wahrnahm. Durch die Koppelung an staatliche Institutionen sollten eine von oben vorgegebene Norm und ein nationaler Konsens über die Auslegung der Vergangenheit erlangt werden[62].

Eine Untersuchung der Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert bringt also auch die Aufdeckung und Hinterfragung der gesellschaftspolitischen Implikationen mit sich, die sich hinter dem von ihr vermittelten Bild verbergen. Welche Diskurse kamen in der Darstellung dieser Königin zum Tragen und wie entwickelten sie sich? Welchen ideologischen und politischen Entstehungsbedingungen waren sie geschuldet? Kamen manche hinzu, verschwanden dafür andere? Sollten diese Diskurse ausgrenzen oder Identität und Zusammenhalt stiften? Kann man im Hinblick auf das Bild Marias überhaupt von einem sich allmählich durchsetzenden, offiziellen Diskurs sprechen? Ging er, wenn gegeben, zwangsläufig mit der Verquickung von Staat und Geschichtswissenschaft einher? Oder gab es stets eine Vielzahl an konkurrierenden und gleichwertigen Darstellungen? Wenn ja, wie haben sich diese gegenseitig beeinflusst?

Historiografiegeschichte als Teilbereich der Kulturgeschichte

Die seit den 1960er Jahren geäußerte Forderung nach einer stärkeren Hinterfragung der seit dem 19. Jahrhundert in der Historiografie zunehmend postulierten Objektivität zog zwangsläufig die Frage nach dem Umgang mit der daraus hervorgehenden Deutungsvielfalt mit sich. Charles-Olivier Carbonell betonte daher 1982 in der neugegründeten Zeitschrift »Storia della storiografia«: »C'en est fini des illusions d'une historiographie parfaite, immuable dans son être ou progressiste dans son accomplissement. L'historien répond aux questions de son temps«[63]. Mit diesem Plädoyer für eine moderne Historiografiegeschichte,

60 Landwehr, Historische Diskursanalyse, S. 23.

61 Christoph Conrad, Sebastian Conrad, Wie vergleicht man Historiographien?, in: dies. (Hg.), Die Nation schreiben, S. 29–32.

62 Simon, Historiographie, S. 278.

63 Carbonell, Pour une histoire de l'historiographie, S. 13.

die die Vielfalt der Denkströmungen berücksichtige und jedes historiografische Erzeugnis vor seinen jeweiligen Hintergrund und nicht nach dem Versuch der inhaltlichen Richtigstellung zu messen suche, forderte er also nicht zuletzt eine Diversifizierung, ja sogar Popularisierung des Quellenkorpus historiografiegeschichtlicher Studien[64]. Er bettete dadurch diesen Teilbereich der Geschichtswissenschaft in kulturhistorische Fragekomplexe ein, die im Zuge des ebenfalls in den 1960er Jahren einsetzenden postmodernen *cultural turn* in Abkehr der Untersuchung einer elitären Hochkultur die Vielfalt der möglichen historisch gewachsenen Interpretations- und Deutungsmechanismen vergangener Gesellschaften zu erfassen suchen[65].

Dieses Ziel verfolgt in Frankreich die *histoire culturelle*, die sich als Nachfolgerin der Mentalitätsgeschichte versteht, wenngleich sie als eigenständige Disziplin noch nicht vollends etabliert ist[66]. Ihre prägende Eigenschaft ist ein starker, wenn nicht sogar exklusiver Fokus auf kollektive Repräsentationssysteme der eigenen Nation, besonders im Hinblick auf die historische Entwicklung der Bedeutung von Symbolen und Riten des französischen nationalen Erbes[67]. Eine Untersuchung der Historiografie des 19. Jahrhunderts über eine Königin des 17. Jahrhunderts kann demnach in der heutigen kulturgeschichtlich eingebetteten Historiografiegeschichte nicht darauf abzielen, den Erkenntnisstand über diese Herrscherin zu einem bestimmten Zeitpunkt darzulegen

64 Vgl. ibid., S. 16–24.

65 Silvia Serena Tschopp, Einleitung. Begriffe, Konzepte und Perspektiven der Kulturgeschichte, in: dies. (Hg.): Kulturgeschichte, Stuttgart 2008, S. 9–12; Achim Landwehr, Kulturgeschichte, Stuttgart 2009, S. 8–12. Die Kulturgeschichte blickt auf eine lange Tradition zurück, wie es der universalistische Ansatz der Aufklärer oder die kulturtheoretischen Debatten des frühen 20. Jahrhunderts (u. a. Karl Lamprecht und Johan Huizinga) belegen. Die »neue Kulturgeschichte« (*histoire culturelle*/*cultural history*) ist teils schwer zu umreißen, was sie auch stark der Kritik ihrer Gegner aussetzt. Ihre regional und zeitlich unterschiedlichen Ausprägungen und Entwicklungen sowie internen Debatten sollen hier jedoch nicht weiter erläutert werden, da sich die vorliegende Studie lediglich auf die Auswirkungen kulturhistorischer Ansätze auf die moderne Historiografiegeschichte beschränkt. Dem bereits erwähnten Ansatz folgend, soll der Fokus v. a. auf den deutschen und französischen kulturhistorischen Fragestellungen liegen, die natürlich selbst in reger Interaktion mit ihrem angelsächsischen Pendant stehen. Zur angelsächsischen *new cultural history* vgl. u. a. Victoria E. Bonnell, Lynn Hunt (Hg.), Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture, Berkeley u. a. 1999; Peter Burke, What is Cultural History?, Cambridge ²2008; Lynn Hunt (Hg.), The New Cultural History, Berkeley, Los Angeles, London 1989.

66 Bedeutende Vertreter der *histoire culturelle* in Frankreich sind u. a. Alain Corbin, Roger Chartier, Jean-Pierre Rioux, Jean-François Sirinelli, Philippe Poirrier und Pascal Ory.

67 Pascal Ory, L'histoire culturelle, Paris 2004, S. 8.

und gegebenenfalls richtigzustellen oder zu ergänzen. Vielmehr soll sie in einer weiter gefassten Perspektive vielfältige Einblicke in die Bandbreite ideologischer, gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts ermöglichen. Um dies zu gewährleisten, sollen daher auch Texte über Maria von Medici berücksichtigt werden, die nicht den damals jeweils vorherrschenden Diskurs wiedergaben, sondern in Opposition zu diesem standen.

Hierbei ergibt sich indes das Problem, dass die moderne Historiografiegeschichte bislang keine eigenständige, klar umrissene Methode zur Untersuchung der Rezeption der in den Blick genommenen Werke vorweisen kann[68]. Besonders bei der Analyse einer historiografischen Produktion sind solche Fragen jedoch äußerst relevant, da diesen Texten stets, egal in welchem Ausmaß, eine Aufnahme- und Übertragungsleistung von Seiten des Autors vorausgeht. Inwieweit beeinflusst bereits die im Vorfeld getroffene Quellenauswahl die Argumente und Sinnzuschreibungen des jeweiligen Historikers? Entstanden dadurch Überschneidungen oder gar vollkommen auseinandergehende Deutungen des Wirkens Marias? Aufkommende Rezeptionsfragen müssen daher stets am Untersuchungsgegenstand selbst besprochen und gemessen werden. Die Analyse der Fußnoten der Quellen legt hierfür zum Beispiel die Verweise auf die genutzten Texte und auch Querbezüge zu zeitgenössischen Historikern offen. Außerdem können wissenschaftliche Diskussionen zu bestimmten Aspekten der Darstellung Marias mithilfe von Rezensionen und innertextlichen Querverweisen rekonstruiert werden. Schließlich sind auch die Zahl der Auflagen eines Werks sowie eventuelle Auszeichnungen und Preise weitere Indikatoren für dessen Rezeption.

Zusammengefasst lässt sich der historiografische Text aus kulturhistorischer Perspektive also als sinngebende Einheit verstehen, der über bestimmte Erzählstrategien und Interpretationen aktiv in Prozesse der gesellschaftlichen Bewusstseinsbildung einwirkt[69]. Historiografiegeschichte dient deshalb als »Sonde, mit der vielfältige kulturgeschichtliche Zusammenhänge ausgeleuchtet

68 Die 1982 gegründete Zeitschrift »Storia della storiografia« sowie die Zeitschrift »History and Theory« (gegr. 1960) bieten eine interdisziplinäre und internationale Plattform für den historiografiegeschichtlichen Austausch. Simons »Historiographie. Eine Einführung« (1996) ist die bislang einzige deutschsprachige allgemeine methodische Einleitung für diesen Forschungsbereich. Für die unterschiedlichen Bereiche und Fragestellungen, die sich die Historiografiegeschichte der letzten Jahrzehnte neu erschlossen hat, sind jedoch einige spezifische Abhandlungen in deutscher Sprache zu nennen, u. a. die Studien von Stefan Berger zur Nationalgeschichtsschreibung, wie auch die globalgeschichtlichen und transnationalen Ansätze von Christian und Sebastian Conrad und nicht zuletzt die Arbeiten von Daniel Fulda, Georg G. Iggers und Lutz Raphael zur allgemeinen Theorie und Entwicklung der Historiografie.

69 Eckel, Etzemüller, Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung, S. 16.

werden, und die über ganz verschiedene Bereiche der historischen Realität Aufschluss geben kann«[70]. Übertragen auf die europäische Historiografie des 19. Jahrhunderts zu Maria von Medici, ergeben die dargelegten methodischen und theoretischen Erkenntnisse drei große thematische Fragekomplexe, die es im Folgenden leitlinienartig in den verschiedenen Ländern und Zeitabschnitten zu untersuchen gilt. Erstens hatte der historiografische Text in dieser Zeit europaweit eine hohe ideologisch-politische Schlagkraft, weshalb er aktiv zur Ausgestaltung der nationalen Identität beitrug. Diese galt es aus der Vergangenheit heraus zu begründen, um die Gegenwart zu erklären und nationale Ziele für die Zukunft aufzuzeigen. Zweitens soll das Einwirken der geschlechterspezifischen Diskurse in die Darstellung und Wertung Marias von Medici untersucht werden. Hinzu kommt drittens der komparative, transnationale Ansatz, der in einem letzten großen Teil eventuelle Schwerpunktverlagerungen im gezeichneten Bild der Königin verdeutlichen soll. Kann man durch diesen Vergleich nationale Tendenzen herausarbeiten? Sind dabei parallele Entwicklungen, inhaltlich-interpretative Übernahmen oder bewusste Abgrenzungen zu erkennen?

3.2 Geschichtsschreibung und Nationsbildung[71]

Der moderne Kampf- und Identifikationsbegriff der Nation zählt europaweit zu den zentralen handlungsleitenden Konzepten des 19. Jahrhunderts. Als politische Ausprägung des Vaterlands (*patrie*) und des Volkes (*peuple*) gewann der nationale Gedanke besonders in der postrevolutionären Phase zwischen 1815 und 1914 an Schlagkraft, als der breiten Öffentlichkeit im Prozess der »nationalen Akkulturation«[72] die Zugehörigkeit zur jeweiligen Nation erzieherisch nahegebracht und greifbar gemacht wurde. Es galt, die Nation historisch und gesellschaftlich im Volk zu verankern. Hierzu wurden europaweit stringente Erzählungen der Nation verfasst, die an die Stelle der Geschichte der Monarchie und Herrscher traten, vom Staat meist zentral gesteuert waren und eine

70 Ibid., S. 21.

71 Zum aktuellen Forschungsstand und den Fragen um die komplexe und wechselseitige Beziehung dieser beiden Entitäten vgl. Stefan Berger, Christoph Conrad, The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe, New York u. a. 2015. Diese Studie bietet einen sehr guten vergleichenden und transnationalen Überblick zu dem Thema.

72 Maurice Agulhon, Die nationale Frage in Frankreich. Geschichte und Anthropologie, in: François, Siegrist, Vogel (Hg.), Nation und Emotion, S. 56–65, hier S. 58.

Homogenisierung des Nationsverständnisses anstrebten[73]. Damit nahm das zunächst politische Moment der Nationsbildung eine kulturhistorische Dimension an.

Die Nation als imaginiertes Referenzsystem

Unter den zahlreichen möglichen Definitionen des Nationsbegriffs wird für die Zwecke dieser Arbeit vornehmlich der konstruktivistische Ansatz berücksichtigt, wie er seit den 1980er Jahren ausgehend von Frankreich und dem englischsprachigen Raum entwickelt wurde. Dieser setzt mentalitäts- und diskursgeschichtlich an und ermöglicht damit eine Übertragung auf historiografiegeschichtliche Fragekomplexe. Die Nation wird aus dem konstruktivistischen Gesichtspunkt heraus vorwiegend als sinnstiftende, imaginierte Gemeinschaft verstanden, die zunächst nicht zwangsläufig aus rein geografischen oder anthropologischen Kriterien erwächst, sondern vielmehr ihre Identifikationspunkte im Laufe der Zeit selbst erzeugt.

Den dynamischen, sich kontextabhängig stets erneuernden Prozess des Nationsverständnisses arbeitete unter anderem Benedict Anderson 1983 in seinem Werk »Imagined Communities« heraus. Vorgestellt (*imagined*) ist die Nation deshalb, weil deren Mitglieder sich zwar nicht alle untereinander kennen, doch dank einer ihnen durch gemeinsame Bilder und Geschichten vor Augen geführte Existenz einer solchen Gemeinschaft gewahr sind und als übergeordnete gemeinsame identitätsstiftende Kategorie anerkennen[74]. Eric Hobsbawm fügte dem hinzu, dass sich Nationen vorwiegend rückwirkend schufen und legitimierten. In diesem teleologischen Vorgang der *invention of tradition* wurden bestimmte Merkmale und Bräuche als Ausdrucksform eines nationalen Geistes interpretiert, den es in seiner Ausformung historisch nachzuspüren galt[75]. Diese postmodernen Ansätze deuten die Nation demzufolge als entschlüsselbares Konstrukt, als abstrakten Gedanken und Ausdruck des Gemein-

73 Vgl. Patrick Cabanel, La question nationale au XIXᵉ siècle, Paris 1997, S. 9–18; Étienne François, Hagen Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, in: Monika Flacke (Hg.), Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama, München, Berlin ²2001, S. 17–32, hier S. 21f.

74 Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, dt. Übersetzung, Frankfurt a. M. 1988, S. 15–17.

75 Eric Hobsbawm, Das Erfinden von Traditionen, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 97–118, hier S. 98. Siehe auch Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore, Apologias for the Nation-State in Western Europe since 1800, in: dies. (Hg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London u. a. 1999, S. 3–14, hier S. 5f.

schaftssinns, der durch die kollektive Erinnerung und historische Referenzsysteme gespeist wird[76].

Andersons und Hobsbawms komplementäre Definitionen der Nation als konstruierte Sinngemeinschaft heben zweifelsohne die Schlagkraft der Historiografie im Kontext der Nationsbildung hervor. Denn gerade über die Vergangenheit konnten Identifikationsmomente für die sich bildende Gemeinschaft vorgelegt und ausgeformt werden, sei es über bestimmte historische Ereignisse und Prozesse oder dank charismatischer Protagonisten.

Die Historiografie im Dienste der Nationswerdung

Trotz unterschiedlicher Inhalte und Zielsetzungen wurde die Historiografie ab dem späten 18. Jahrhundert in allen europäischen Ländern zu Zwecken der Nationswerdung eingesetzt. Die westeuropäische Geschichtsschreibung befasste sich daher gemeinhin mit der vom Staat einzunehmenden Rolle im Prozess der Nationalisierung. Sie versuchte dabei, nationale Eigenschaften herauszuarbeiten und sogar die eigene Überlegenheit anzuführen und begründete den nationalen Sonderweg rückwirkend über die in einer stringenten Abfolge von Ereignissen dargelegte Vergangenheit[77]. Allgemeiner formuliert, können die Beschwörung der Einheit, Einzigartigkeit, Kontinuität und Unabhängigkeit der nationalen Schicksalsgemeinschaft als Grundthemen jedes nationalen Mythos gelten[78].

Wesentliches Merkmal der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts war es zum Beispiel, sich auf eine auf die Gallier zurückgeführte nationale Tradition zu berufen und davon ausgehend die Fortdauer und vor allem Widerstands- und Überlebensfähigkeit des französischen Geistes über die Jahrhunderte hinweg nachzuweisen. Diese historische Kontinuität des Nationalgeistes, der den Widrigkeiten der Geschichte unablässig trotzte, sollte die Garantie dafür sein, dass Frankreich auch in Zukunft den Anfechtungen standhalten

76 Vgl. Claude-Gilbert Dubois, Qu'est-ce qu'une nation? Conscience d'identité et respect de l'altérité, in: ders. (Hg.), L'imaginaire de la nation (1792–1992), Bordeaux 1991, S. 19–32, hier S. 20.

77 Berger, Donovan, Passmore, Apologias for the Nation-State, S. 6–11; Blaise Wilfert-Portal, Nation et nationalisme, in: Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 2, S. 1090–1102, hier S. 1091.

78 François Hartog, Jacques Revel, Note de conjoncture historiographique, in: dies. (Hg.), Les usages politiques du passé, Paris 2001, S. 13–24, hier S. 14–16.

würde[79]. Wie wurde vor diesem Hintergrund eine »landfremde« Königin wie Maria von Medici bewertet?

Die Herausbildung solcher historisch untermalter Nationaldiskurse verlief europaweit in keinem Land unumstritten, sei es im Hinblick auf die ausgeführten Inhalte oder deren politische Instrumentalisierung[80]. Dies löste gegebenenfalls sogar heftige innerstaatliche ideologische und publizistische Debatten hinsichtlich der Deutungshoheit über die Vergangenheit und die daraus abzuleitenden »nationalen« Werte aus[81]. Solche Prozesse gilt es daher auch in dieser Arbeit zu beleuchten, da der Nationalismus keiner politischen Strömung klar zuzuordnen ist. Die historische Schilderung einer gemeinsamen Vergangenheit wurde vielmehr von verschiedenen ideologischen Strömungen geleistet, sei es als Beweis für den liberalen Fortschrittsgedanken, als nostalgisch konnotierte konservative Retrospektive oder als Kampfargument nationaler Einheitsbewegungen. Man müsste daher vielmehr von »Nationalismen« sprechen, da der nationale Gedanke in jedem Land verschiedene Färbungen hatte.

Im Falle Frankreichs wird etwa häufig fehlerhaft die Bezeichnung »republikanisch« synonymisch für »national« eingesetzt, so auch im Bereich der Historiografie. Dies resultiert aus der ab 1870 mithilfe der Schulbildung immer weiterreichenden Durchsetzung des republikanischen Diskurses über die Nation. Nichtsdestotrotz darf unter anderem das monarchistisch-konservative Nationsverständnis nicht außer Acht gelassen werden. Es ähnelte zwar dem republikanischen Verständnis der Nation dahingehend, dass es ebenfalls dem eigenen Land eine über die Geschichte legitimierte übergeordnete Stellung unter den Völkern zugestand, doch widersetzte es sich ansonsten vehement der im späten 19. Jahrhundert zunehmenden flächendeckenden patriotischen Erziehung und republikanischen Kanonisierung bestimmter Ereignisse und historischer Figuren[82]. Im Hinblick auf Maria von Medici sollte also beispielsweise auch untersucht werden, ob sich deren konservative Deutung im 19. Jahrhun-

79 François, Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, S. 21; Cabanel, La question nationale au xixe siècle, S. 18.

80 An dieser Stelle sei auf die bislang achtbändige Reihe »Writing the Nation« hingewiesen, die von Berger, Conrad und Marchal seit 2008 herausgegeben wird. Sie bietet eine Zusammenfassung der Ergebnisse, die zwischen 2003 und 2008 im Rahmen des von der European Science Foundation geförderten Forschungsprojekts »Representations of the Past. The Writing of National Histories in 19th and 20th Century Europe« hervorgingen. Ziel ist der transnationale Vergleich der Narrative, Entstehungsbedingungen, Motive usw. der europäischen Nationalhistoriografien.

81 Berger, Donovan, Passmore, Apologias for the Nation-State, S. 11.

82 Agulhon, Die nationale Frage in Frankreich, S. 58: »Im postrevolutionären Frankreich […] stimmten selbst die entgegengesetzten Ideologien im Hinblick auf die Legitimität und das Existenzrecht der Nation überein. Selbstverständlich ist es nicht dasselbe,

dert bewusst von der liberalen oder republikanischen abgrenzte, doch auch, ob innerhalb der konservativen, liberalen oder republikanischen Kräfte ein allgemeiner Konsens herrschte.

Um den Aussagen der Nationalgeschichtsschreibung mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen, entwickelte sich im 19. Jahrhundert, ausgehend von Deutschland, europaweit eine vom Staat aktiv geförderte Verwissenschaftlichung des Fachs, das zunehmend für sich beanspruchte, sich den Maßstäben der Naturwissenschaften anzunähern[83]. Zentraler Bestandteil dieser Entwicklung war die Professionalisierung des Historikerberufs durch die Reformierung der universitären Ausbildung, die Ausarbeitung eines Methodenapparats, der einen transparenten und einheitlichen Umgang mit den Quellen zu regeln suchte, und nicht zuletzt die Gründung oder Neustrukturierung von staatlicherseits ideell und finanziell geförderten Einrichtungen wie Archiven und Bibliotheken. Aus dieser nationalpolitischen Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaft heraus erwuchs das große Paradoxon der Historiografie des 19. Jahrhunderts, wonach gerade im Kontext der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung auch die Ausarbeitung nationaler Mythen am produktivsten war[84]. Dieser offensichtlichen Ambivalenz muss bei der Auswertung der Quellen Rechnung getragen werden.

Hinterfragung nationaler Metanarrative

In Frankreich ist der Beitrag der Historiografie zur Festigung der Nation bislang nur spärlich untersucht worden. Wie Heinz-Gerhard Haupt zu Recht vermutet, ist dieses Forschungsdesiderat teilweise der Tatsache geschuldet, dass die nationalen Erzählungen als fester Bestandteil des republikanischen Frankreichs bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weiterhin heraufbeschworen wurden und dabei nichts von ihrer mobilisierenden und identitätsstiftenden Schlagkraft eingebüßt hatten. Mit dem Verlust der Großmachtstellung, so Haupt weiter, ging in Frankreich jedoch allmählich eine Auseinandersetzung

ob man Frankreich liebt, weil es im Grunde christlich ist, […] wie die Vertreter der Gegenrevolution oder des katholischen Traditionalismus meinten; oder aber weil es das Land der Revolution und des neuen Rechts sowie der Vorläufer der emanzipierten Völker ist, wie die Revolutionäre und, in ihrem Gefolge, die Linken betonten. Praktisch lief das aufs gleiche hinaus: Man war bereit, dem Land in Kriegszeiten zu dienen und, wenn nötig, dafür im Kampf zu sterben«.

83 Gabriel Monod, Du progrès des études historiques en France depuis le xvie siècle, in: Revue historique 1 (1876), S. 5–38, hier S. 26f.; Markus Völkel, Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive, Köln u. a. 2006, S. 279–281.

84 François, Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, S. 18.

mit der auch in der Geschichtsschreibung vermittelten Überzeugung einher, es habe sich über die Jahrhunderte zielstrebig und fortschrittsorientiert als Nation ausgeformt[85]. Pierre Noras kulturhistorischer Ansatz, die französische Nation primär als legitimierende und gemeinschaftsstiftende symbolische Realität zu definieren, ist unter dem Aspekt durchaus als innovativ und richtungsweisend zu betrachten[86]. Das von ihm beobachtete geschärfte historiografiegeschichtliche Bewusstsein seit den 1970er Jahren förderte ihm zufolge nämlich einen kritischen Umgang mit den bislang von der Geschichtsschreibung abgerufenen, im Gedächtnis lebendig gehaltenen historischen Traditionen zur Stärkung der nationalen Identität. Mehr als das:

> Dans un pays comme la France, l'histoire de l'histoire ne peut être une opération innocente. Elle traduit la subversion intérieure d'une histoire-mémoire par une histoire-critique. […] La naissance d'un souci historiographique, c'est l'histoire qui se met en devoir de traquer en elle ce qui n'est pas elle, se découvrant victime de la mémoire et faisant effort pour s'en délivrer[87].

Die einsetzende Emanzipation der Historiografie vom nationalen Gedächtnis erwirke somit ein Aufbrechen der im 19. Jahrhundert geförderten Fusion von Historiografie, Erinnerungskultur und Nation und rüttle damit an den Grundfesten der Nation[88]. Sein Konzept der Erinnerungsorte (*lieux de mémoire*) umfasst die Überreste einer ehemals lebendigen nationalen Gedenkkultur, die dieser Entsakralisierung standhielten[89]. Wenngleich Noras Studien nicht als theoretischer Ansatz für diese Arbeit dienen können, soll festgehalten werden, dass seine Theorie in Frankreich das Bewusstsein für die ikonoklastische Schlagkraft der Historiografiegeschichte schärfte, und dies besonders im Hinblick auf die nationalen Metanarrative des 19. Jahrhunderts.

85 Heinz-Gerhard Haupt, Der Nationalismus in der neueren deutschen und französischen Geschichtswissenschaft, in: François, Siegrist, Vogel (Hg.), Nation und Emotion, S. 39–55, hier S. 39–44. Das von Haupt 1995 festgestellte Desiderat der französischen Nationalismusforschung hinsichtlich der Untersuchung der politischen Instrumentalisierung des Nationalismus gilt bis heute. Die Forschungen über den Nationalismus haben in Frankreich weiterhin eine stark kulturhistorische Färbung, die derzeit von Studien zu ehemaligen Kolonien, zum Regionalismus und der Sprache ergänzt wird. Es sind also nach wie vor vorwiegend nichtfranzösische Historiker, die sich mit den Problemen, Mechanismen, Phasen und Protagonisten des französischen Nationalismus befassen (u. a. Eugen Weber und Gilbert Ziebura).

86 Ibid., S. 40f.

87 Pierre Nora, Entre mémoire et histoire. La problématique des lieux, in: ders. (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. 1, Paris 1984, S. XVII–XLII, hier S. XXf.

88 Ibid., S. XXI.

89 Ibid., S. XXIIIf.

Einen wichtigen Beitrag zu dem von Nora beschriebenen historiografiegeschichtlichen traditionskritischen Prozess in Frankreich hat zweifelsohne Christan Amalvi geleistet, der sich seit den 1970er Jahren gezielt mit den in der Geschichtsschreibung und den Schulbüchern der Dritten Republik verherrlichten Persönlichkeiten und Ereignissen befasst hat[90]. Seitdem sind in einem ähnlichen Ansatz vorwiegend Monografien veröffentlicht worden, die die Rezeption bestimmter historischer Figuren über einen längeren Zeitraum untersuchen. Die erste substantielle Studie lieferte hierfür 1989 der deutsche Historiker Gerd Krumeich mit seiner Studie über das Bild von Jeanne d'Arc im 19. Jahrhundert[91]. Zum Ancien Régime erschienen dann in den Folgejahren: »Henri IV. Images d'un roi entre réalité et mythe« (1996) von Danièle Thomas über die Ikonografie um den ersten Bourbonenkönig zwischen 1589 und 1914, »Sully à travers l'histoire. Les avatars d'un mythe politique« (2001) von Laurent Avezou, sowie vom gleichen Autor der Aufsatz »Louis XII, père du peuple. Grandeur et décadence d'un mythe politique« (2003), wie auch der Gemeinschaftsband »La légende de Richelieu« (2008). Nathalie Petiteau befasste sich zudem mit Napoleon in der 1999 erschienenen Studie »Napoléon. De la mythologie à l'histoire«[92]. Aus den wenigen rezeptionsgeschichtlichen Monografien über Frauen sticht vor allem »Marguerite de Valois. Histoire d'une femme, his-

90 Siehe z. B. Christian Amalvi, Les héros de l'histoire de France. Recherche iconographique sur le panthéon scolaire de la Troisième République, Paris 1979; ders., De l'art et la manière d'accommoder les héros de l'histoire de France. De Vercingétorix à la Révolution, Paris 1988; ders., Les héros de l'histoire de France. Comment les personnages illustres de la France sont devenus familiers aux Français, Toulouse 2001; ders., Le cardinal Mazarin dans les manuels scolaires et la littérature de vulgarisation, de 1830 à 1990, in: Isabelle de Conihout, Patrick Michel (Hg.), Mazarin, les lettres et les arts, Paris 2006, S. 391–396; ders., Les héros des Français. Controverses autour de la mémoire nationale, Paris 2011. Ein weiterer Historiker, der sich eingehend mit der Rezeption historischer Figuren, wie auch der Untersuchung und Hinterfragung der französischen Nationalgeschichte des 19. Jahrhunderts befasst, ist Avezou, siehe z. B. Laurent Avezou, Raconter la France. Histoire d'une histoire, Paris ^{2}2013.

91 Siehe Gerd Krumeich, Jeanne d'Arc in der Geschichte. Historiographie – Politik – Kultur, Sigmaringen 1989.

92 Siehe Avezou, Sully à travers l'histoire; ders., Louis XII, père du peuple. Grandeur et décadence d'un mythe politique, du xvie au xixe siècle, in: Revue historique 625 (2003), S. 95–125; ders., Françoise Hildesheimer, Christophe Vital (Hg.), La légende de Richelieu, Paris 2008; Nathalie Petiteau, Napoléon. De la mythologie à l'histoire, Paris 1999; Danièle Thomas, Henri IV. Images d'un roi entre réalité et mythe, Pau 1996. Es sei außerdem darauf hingewiesen, dass die 2002 von Avezou eingereichte Dissertation »La légende de Richelieu. Fortune posthume d'un rôle historique du xviie au xxe siècle« unveröffentlicht blieb.

toire d'un mythe« (1993) über die berühmt-berüchtigte »reine Margot«, erste Frau Heinrichs IV., von Éliane Viennot hervor[93].

Der französische Nationalmythos als Meistererzählung des 19. Jahrhunderts

Besonders augenfällig in all den hier angeführten Titeln rezeptionsgeschichtlicher Studien zu bekannten Figuren der französischen Geschichte ist die wiederkehrende Verwendung des Mythosbegriffs[94]. Der Mythos gilt gemeinhin als Glaube an ein Ereignis, eine Person oder Phänomen, der dem Erhalt und der Tradierung bestimmter Werte in einem gegebenen Kontext dient[95]. In historisch legitimierten politischen Mythen werden diese Werte Figuren der Vergangenheit zugeschrieben, die sie verkörpern, und die es von Seiten des Lesers wiederum auf den eigenen gesellschaftlichen Lebensbereich zu übertragen gilt. Ein Historiker, der die Mythisierung eines historischen Protagonisten untersucht, muss sich daher stets mit der kontextbezogenen Instrumentalisierung der damit einhergehenden symbolischen Dimension auseinandersetzen[96]. Solche historischen Mythen sind schon im Mittelalter und der Neuzeit nachweisbar, doch verstärkte sich deren Ausbreitung parallel zum Nationalismus, der die Masse zu erreichen suchte[97].

Die Historikerin Suzanne Citron war in den späten 1980er Jahren die Erste, die in Frankreich mit ihrem Werk »Le mythe national. L'histoire de France en question« (1987) auf die Ambivalenz zwischen wissenschaftlichen und mythisch-sakralen Elementen im französischen Geschichtsbewusstsein hinwies und hierbei den Begriff des Nationalmythos prägte[98]. Dessen Herausbildung datierte sie in das 19. Jahrhundert und somit den Kontext der Ausfor-

93 Siehe Éliane VIENNOT, Marguerite de Valois. Histoire d'une femme, histoire d'un mythe, Paris 1993.

94 Siehe hierfür außerdem das frühe Werk Claude BILLARD, Pierre GUIBBERT, Histoire mythologique des Français, Paris 1976 u. Laurent AVEZOU, Les mythes de l'histoire de France, Paris 2013. Beide Titel greifen ebenfalls den Mythosbegriff im Hinblick auf die französische Geschichte auf.

95 DERS., Sully, Richelieu. Deux mythes en parallèle, in: Hypothèses 2000. Travaux de l'école doctorale d'histoire de l'université de Paris I Panthéon-Sorbonne (2001), S. 41–48, hier S. 42 u. DERS., Sully à travers l'histoire, S. 3f.

96 DERS., Sully, Richelieu. Deux mythes en parallèle, S. 43.

97 Vgl. Dieter LANGEWIESCHE, Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000, S. 25f.

98 Für die folgenden Ausführungen vgl. Yves BIZEUL, Reaktivierungsversuche des Nationalmythos. Die Suche nach der verlorenen Orientierung, in: DERS. (Hg.), Rekonstruktion des Nationalmythos? Frankreich, Deutschland und die Ukraine im Vergleich, Göt-

mung des Nationalstaats zurück. Der Nationalmythos setzt sich aus historischen Erzählungen zusammen, die einen vermeintlichen Ursprung sowie den Werdegang und die Kontinuität der Nation sinn- und identitätsstiftend vermitteln. Die Geschichte wird dabei linear und teleologisch auf den Nationalstaat der Gegenwart hin anachronistisch gedeutet, um diesen zu legitimieren. Rudolf Speth zufolge verläuft daher die Ausformung eines nationalen Mythos auch stets pauschalisierend, denn »[d]ie Mythisierung des Nationalen will Ordnung erzeugen, die Kontingenz der Ereignisse unsichtbar machen und den Horizont der Alternativen eingrenzen und verdunkeln. Nationale Mythen sind fundierende Erzählungen, die versuchen, historische Entwicklungen zu neutralisieren oder sie als Energie für weitere geschichtliche Entwicklungen zu nutzen«[99].

Ein Merkmal des nationalen Mythos ist dessen progressive Ausrichtung im Sinne des modernen Fortschrittgedankens, der sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts etablierte. In diesem Verständnis oblag dem Menschen, was im religiösen Kontext Gott zusteht, nämlich die Vollendung einer verbesserungswürdigen Welt[100]. Der nationale Mythos kann demnach im 19. Jahrhundert als politischer Ersatz für religiöse, heilsgeschichtliche Weltanschauungen verstanden werden. Der nationalpolitische Diskurs ist allerdings damit nicht zwangsläufig säkularisiert, da er häufig auf sakrale Elemente rekurriert. Raoul Girardet arbeitete in diesem Zusammenhang in »Mythes et mythologies politiques« (1986) vier grundlegende Kategorien des politischen Mythos heraus, die meist zusammenwirken: der Mythos des goldenen Zeitalters, der Erlösermythos, der Verschwörungsmythos und schließlich der Einheitsmythos[101].

Der soeben ausgeführte Typus des Nationalmythos ist der Gattung der Meistererzählungen (*grands récits/master narratives*) zuzuordnen[102]. Dieser Überbegriff bezieht sich heutzutage meist auf die Metanarrative, die insbeson-

tingen 2013, S. 9–33, hier S. 9–11; Suzanne Citron, Le mythe national. L'histoire de France en question, Paris 1987, S. 7–13; dies., Der Nationalmythos in Frankreich, in: Yves Bizeul (Hg.), Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen, Berlin 2000, S. 43–57, hier S. 46–49.

99 Rudolf Speth, Nation und Revolution. Politische Mythen im 19. Jahrhundert, Opladen 2000, S. 155.

100 Jan Free, Zur Theorie des nationalen Mythos. Eine Begriffserklärung, Oldenburg 2007, S. 174.

101 Vgl. Raoul Girardet, Mythes et mythologies politiques, Paris 1986; Bizeul, Reaktivierungsversuche des Nationalmythos, S. 11.

102 Zur Theorie und den verschiedenen Forschungsansätzen über Metanarrative vgl. u. a. Konrad H. Jarausch, Martin Sabrow, »Meistererzählung«. Zur Karriere eines Begriffs, in: dies. (Hg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 9–32; Matthias Middell, Monika Gibas, Frank Hadler, Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen.

dere den Prozess der Nationswerdung im 19. Jahrhundert europaweit begleiteten. Der in den 1980er Jahren im Zuge der von den postmodernen Kulturwissenschaften ausgelösten Narrativitätsdebatte geschaffene Terminus betrifft allerdings auch andere Wissenschaften. Die Historiker sprechen daher seit den wegweisenden Studien von Hayden White von »historischen Meistererzählungen«, wenngleich er selbst diesen Begriff nicht verwendete. Er war indes der Erste, der darauf hinwies, dass Geschichte nie voraussetzungslos geschrieben wird und einer im Erzählprozess erzeugten sinnstiftenden Anordnung folgt[103].

Eine historische Meistererzählung kann gemeinhin als identitätsstiftende, kohärente und meist auf den Nationalstaat hin ausgerichtete Darstellung der Vergangenheit definiert werden, die zu einer bestimmten Zeit für eine gegebene Gesellschaft eine öffentliche Dominanz erlangte. Sie gilt als normative Deutung der Geschichte, der man sich entweder unterordnen oder von der man sich abgrenzen kann. Solange das jeweilige Narrativ die Identifikationsbedürfnisse einer Gesellschaft abdeckt und beantwortet, wird es angenommen[104]. Historische beziehungsweise nationale Meistererzählungen sind somit auf eine breite gesellschaftliche Akzeptanz angewiesen, um sich dauerhaft halten zu können[105]. Einmal etabliert, ist es allerdings meist schwer, ihren konstruierten Charakter zu hinterfragen[106]. Historische Metanarrative sind demzufolge Ausdruck eines Nationalgefühls, das sich aus einer »diffuse[n] Mischung von kognitiven und emotionalen, kollektiven und individuellen Elementen, formellen und informellen Rollen und Erwartungen«[107] zusammensetzt und nationale Kräfte bündeln und gegebenenfalls mobilisieren kann.

Was ist nun aber mit den Figuren am Rande des nationalpolitischen Mythos, deren historische Funktion teils minimiert, schlecht gemacht oder gar verleugnet wurde? Welche Rolle nehmen sie in der zielgerichteten Erzählung der Nationsbildung ein? Nützen sie der reinen Aufwertung idealisierter Personen oder vermitteln sie als eigenständige Akteure, sozusagen *ex negativo*,

Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: DIES. (Hg.), Zugänge zu historischen Meistererzählungen, Leipzig 2000, S. 7–35; Frank REXROTH, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: DERS. (Hg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen, München 2007, S. 1–22.

103 Siehe hierfür JARAUSCH, SABROW, »Meistererzählung«, S. 13; REXROTH, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung, S. 4f.

104 Vgl. MIDDELL, GIBAS, HADLER, Sinnstiftung und Systemlegitimation, S. 24–26; JARAUSCH, SABROW, »Meistererzählung«, S. 16.

105 MIDDELL, GIBAS, HADLER, Sinnstiftung und Systemlegitimation, S. 26.

106 CONRAD, CONRAD, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 30.

107 Étienne FRANÇOIS, Hannes SIEGRIST, Jakob VOGEL, Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen, in: DIES. (Hg.), Nation und Emotion, S. 13–35, hier S. 15.

bestimmte Wertekomplexe entsprechend der von Girardet erarbeiteten Mythoskategorien? Umfassende rezeptionsgeschichtliche Studien zu solchen, in der nationalen Erinnerung negativ konnotierten Figuren gibt es in Frankreich zumindest bislang noch nicht[108].

Gerade Maria von Medici bietet hierfür eine Vielzahl an interessanten Perspektiven, da sie in der Nachwelt nicht nur im Schatten einer einzigen, sondern gleich dreier charismatischer Figuren stand, nämlich Heinrichs IV., Sullys und Richelieus. Die zentrale Rolle dieser drei Männer in der Nationalgeschichte bezeugen zweifelsohne die weiter oben bereits angeführten einschlägigen rezeptionsgeschichtlichen Studien. Außerdem verkörperte Maria von Medici als Frau, Ausländerin und Katholikin gleich drei Gruppen, die an den Rand der nationalen Gemeinschaft gedrängt wurden. Was sollte der Nation anhand des negativen, ja teilweise sogar abschreckenden Beispiels Marias nahegelegt werden? Kann man dabei Abweichungen innerhalb eines nationalen Diskurses oder gar in einer vergleichenden internationalen Perspektive feststellen? Wie sind diese zu erklären?

Über die Funktion nationaler Stereotype

Eine europaweit nachweisbare Eigenschaft der historischen Metanarrative des 19. Jahrhunderts ist der Rückgriff auf teils jahrhundertealte Stereotype, mittels derer Feind- oder zumindest Fremdbilder untermauert wurden[109]. Stereotype sind »subjektive, von Emotionen beeinflußte und verallgemeinernde Werturteile […], die auf Gruppen von Menschen angewendet werden (beziehungsweise auf Einzelne als Mitglieder einer Gruppe)«[110]. Sie werden durch das soziale Umfeld geprägt und sagen demnach viel über die Gesellschaft aus, die sie im öffentlichen Diskurs hervorbringt, umdeutet und einsetzt[111]. Aufgabe der historischen Stereotypenforschung ist es daher, die Entstehung, den Wandel und die kontextbezogene Verwendung solcher emotional behafteten Bilder mentalitäts-

108 Siehe Chantal Grell, Anne d'Autriche et ses juges, in: dies. (Hg.), Anne d'Autriche. Infante d'Espagne et reine de France, Paris 2009, S. 348–397. Dieser aufschlussreiche Aufsatz über die Rezeption der Schwiegertochter Marias, Königin Anna von Österreich (1601–1666), im 19. Jahrhundert, der zudem inhaltlich viele Parallelen zur vorliegenden Arbeit aufweist, hat bislang nicht in eine umfangreichere Monografie gemündet.

109 Conrad, Conrad, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 20.

110 Hans Henning Hahn, Eva Hahn, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, in: Hans Henning Hahn (Hg.), Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 17–56, hier S. 21.

111 Ibid., S. 27.

geschichtlich zu untersuchen, denn, so Michael Jeismann, »die Aussagen sind gleichgeblieben, aber sie bedeuten zu den verschiedenen Zeiten nicht dasselbe«[112]. Für den Historiker ist es allerdings teils äußerst schwer auszumachen, ob der Verfasser der jeweiligen Quelle bestimmte Stereotype mit Vorsatz einsetzte oder unbewusst rezipierte[113].

Nationale Stereotype beziehen sich auf Bilder, die einen Beitrag zur Identitätskonstruktion leisten, weil sie durch Abgrenzung zum »Anderen« hin zwangsläufig spezifische, einende nationale Eigenschaften hervorheben – ja sogar die eigene Überlegenheit betonen[114]. Die Verbreitung und Wirkungsmacht nationaler Stereotype nahm im 19. Jahrhundert eindeutig zu. Eva und Hans Henning Hahn nennen hierfür drei Gründe: Neben der Verdichtung öffentlicher Kommunikation spielte der Prozess der Nationsbildung zu dieser Zeit politisch und gesellschaftlich eine zentrale Rolle. Nicht zuletzt waren damals die zwischenstaatlichen Beziehungen zunehmend von der Vorstellung eines Antagonismus und einer Konkurrenz zwischen den Nationen geprägt[115].

Der Rückgriff auf nationale Stereotype in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts diente der Legitimierung einer auf die jeweilige Nation zugeschnittene Deutung der Vergangenheit und Gegenwart. Brisant ist ein solches Vorgehen vor allem dann, wenn die zunächst rein emotional-subjektive Ebene des Stereotyps durch die augenscheinlich wissenschaftliche Argumentation des Textes objektiviert wird, um Selbstvergewisserung durch Abgrenzung zu stiften. Unter dem Einfluss äußeren Drucks oder einer Bedrohung kann die eigene Identität stärker behauptet werden und somit verschärfte Ausdrucksformen annehmen.

Wie entwickelt sich die Wahrnehmung Marias von Medici im 19. Jahrhundert, die als Italienerin und Habsburgerin gleich mehrere alte Feindbilder Frankreichs in ihrer Person vereinte? Auf welche historischen Erfahrungen und Traditionslinien beriefen sich die Historiker, um die nationalen Stereotype zu untermauern, die sie anhand der Person Marias einsetzten? In welchem politischen Kontext waren die politischen Implikationen der auf Maria angewandten Stereotype besonders wirkmächtig? Bedenkt man überdies, dass die historischen Meistererzählungen des 19. Jahrhunderts den ideologischen, kulturpoliti-

112 Michael Jeismann, Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln?, in: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Stuttgart 1991, S. 84–93, hier S. 86.

113 Hahn, Hahn, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 41.

114 Vgl. Berger, Conrad, The Past as History, S. 8; Hahn, Hahn, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 27–35; Langewiesche, Nation, S. 49–54.

115 Vgl. Hahn, Hahn, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, S. 52f.

schen und nationalhistorischen Rahmen für die Entstehung der modernen Nationen stellten, dient eine kritische Auseinandersetzung mit der ihnen innewohnenden undurchdringlichen Vermengung subjektiver und sachlicher Kategorien zwangsläufig dem besseren Verständnis der eigenen Identität und der Bilder, die sie nährten.

3.3 Geschlechterforschung

Die Geschlechterforschung geht ursprünglich auf den Feminismus zurück, hat sich aber weitestgehend verselbständigt. Ihr Untersuchungsgegenstand des »Geschlechts« (*gender/genre*) wird als kulturhistorisch und gesellschaftlich konstruierte Kategorie definiert[116]. Die Geschlechtergeschichte grenzt sich von der Frauengeschichte dahingehend ab, als dass sie keine eigenständige, bislang ignorierte Sicht der Frau in der Geschichte aufdecken möchte, sondern vielmehr bei den identitätskonstituierenden Interaktionen zwischen den Geschlechtern ansetzt[117]. Die Kulturhistorikerin Natalie Zemon Davis fasste das Ziel der Geschlechterforschung daher wie folgt zusammen: »Our goal is to understand the significance of the sexes, of gender groups in the historical past«[118].

Geschichtsschreibung als männerdominiertes Feld

Die Geschlechterforschung findet ebenfalls Anwendung in der Historiografiegeschichte. Obgleich diese Studie nicht der Rahmen ist, um die zahlreichen, teils sehr polemischen Debatten innerhalb der Geschlechterforschung zu rezipieren, ist die Berücksichtigung der Geschlechterproblematik dennoch von

116 Die Kontroversen um den Geschlechtsbegriff innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung sollen hier nicht weiter ausgeführt werden, siehe dazu Claudia Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M., New York ²2018, S. 12–41.

117 Vgl. Georges Duby, Michelle Perrot, Écrire l'histoire des femmes, in: Pauline Schmitt-Pantel (Hg.), Histoire des femmes en Occident, Bd. 1: L'Antiquité, Paris 1990, S. 8–18, hier S. 14f.; Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, S. 12f.; Annette Simonis, Das Undurchsichtige begreifen. Geschichte und gender, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 221–245, hier S. 225. Siehe außerdem Hans Medick, Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998.

118 Natalie Zemon Davis, »Women's History« in Transition. The European Case, in: Feminist Studies 3 (1976), S. 83–103, hier S. 90.

zentraler Bedeutung. Bei einer quantitativen Analyse des Quellenkorpus aus dem 19. Jahrhundert über Maria von Medici ist nämlich zunächst augenfällig, dass es sich dabei hauptsächlich um Texte männlicher Geschichtsschreiber handelt[119]. Bislang in der historiografiegeschichtlichen Forschung noch zu wenig beachtet, geht es aber

> nicht nur um den offensichtlichen Befund, dass weibliche Historiker in der Geschichte der Disziplin lange Zeit kaum vertreten waren [...]. Eine weit fundamentalere Problematik gründet sich auf die Vermutung, dass die männliche Hegemonie über das Fach nicht nur die personelle Zusammensetzung, sondern auch die epistemologischen und interpretativen Grundlagen der Geschichtsschreibung beeinflusst und geprägt haben könnte[120].

Geschlechterforscher haben in einschlägigen Studien eine Diskrepanz zwischen dem universalen Anspruch, den die westeuropäischen Nationalgeschichten im 19. Jahrhundert vertraten, und dem zur selben Zeit vollzogenen Ausschluss von Frauen, sei es als historische Akteurinnen oder als Autorinnen von Geschichtswerken, festgestellt[121]. Zwar sollte die Einwirkung geschlechterbezogener Diskurse in der Ausgestaltung des Bilds Marias von Medici nicht als einzige Lesart dienen, da sie meist in multikausale Argumentationsstränge eingebettet sind, doch ergeben sich aus diesem Ansatz heraus für die hier untersuchten Quellen unweigerlich drei wesentliche Leitgedanken, nämlich die Frage nach weiblicher Geschichtsschreibung, die Aufdeckung prädominanter männlich geprägter Diskurse und schließlich die Beachtung der engen Verquickung der Konzepte Nation und Geschlecht in den nationalen Metanarrativen.

Weibliche Historiker

Wie soeben angeführt, stellten die Historikerinnen, die sich im 19. Jahrhundert mit der Figur Marias von Medici befassten, eine deutliche Minderheit dar. Geschlechterforscher konnten die Verdrängung weiblicher Geschichtsschreiber

119 Unter den 46 französischen Autoren des vorliegenden Quellenkorpus sind sechs Frauen zu verzeichnen, was etwa 13 Prozent entspricht. In Belgien und Deutschland sind keine Autorinnen bekannt, die sich mit Maria befassten. Ganz anders im englischsprachigen Raum, in dem drei der sieben untersuchten Autoren Frauen sind, was fast der Hälfte entspricht. Diese Zahlen geben durchaus Tendenzen wieder.

120 Conrad, Conrad, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 29.

121 Vgl. hierfür z. B. Ida Blom, Karen Hagemann, Catherine Hall (Hg.), Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century, Oxford u. a. 2000; Bonnie G. Smith, The Gender of History. Men, Women and Historical Practice, Cambridge (Mass.), London 1998.

als ein Phänomen der Mitte des 19. Jahrhunderts verorten, das mit der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung des Fachs einherging und die Historiografie zu einer »männliche[n] Institution«[122] ausformte. Zuvor hatten Frauen noch über gewisse Freiräume verfügt, um geschlechterbedingte Forschungshindernisse wie den eingeschränkten Zugang zu bestimmten Institutionen oder eine unzureichende propädeutische Unterweisung auszugleichen[123]. Geschichtsschreiberinnen hatten überdies auf derartige Barrieren reagiert, indem sie sich von der von Männern betriebenen und als höherwertig erachteten allgemeinen Geschichte distanzierten und meist Partikulargeschichte betrieben, insbesondere im Bereich der als literarisch gehandelten Gattung der Biografie[124]. Historikerinnen können in der vorliegenden Studie demnach nur dann einbezogen werden, wenn der Fokus auf nicht-akademische Texte erweitert wird, ohne diese sofort als reine Literatur oder gar als laienhafte, um nicht zu sagen amateurhafte Geschichtsschreibung zu verwerfen[125].

Diese Fragekomplexe zu weiblicher Geschichtsschreibung sind im Hinblick auf die Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert alles andere als trivial, denn ein von Davis und anderen Forscherinnen häufig angeführtes Beispiel für eine solche Historikerin ist die Gelehrte Marie Thiroux d'Arconville, die 1774 eine dreibändige »Vie de Marie de Médicis« veröffentlichen ließ. Neben Thiroux werden außerdem häufig Louise de Kéralio und Félicité de Genlis als Vorreiterinnen weiblicher Geschichtsschreibung im frühen 19. Jahrhundert angeführt[126]. Interessanterweise befassten sie sich alle[127], wenngleich auch mehr oder weniger intensiv, so doch ausnahmslos, mit der zweiten Medici-Regentin. Für den englischsprachigen Raum kann man sogar feststellen, dass Frauen den Diskurs über diese französische Königin bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus dominierten.

122 Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, S. 158. Siehe hierzu auch S. 172.

123 Natalie Zemon Davis, Gender and Genre. Women as Historical Writers 1400–1820, in: Patricia H. Labalme (Hg.), Beyond their Sex. Learned Women of the European Past, New York, London 1984, S. 153–182, hier S. 173.

124 Ibid., S. 174.

125 Angelika Epple, Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus, Köln u. a. 2003, S. 10f.

126 Siehe Bonnie G. Smith, The History of Women's History in Nineteenth Century France, in: John F. Sweets (Hg.), Proceedings of the Eleventh Annual Meeting of the Western Society for French History, Lawrence 1984, S. 265–271, hier S. 268; Davis, Gender and Genre, S. 173.

127 Im Falle Kéralios sei allerdings auf die in der Forschung umstrittene Autorenschaft der in dieser Arbeit untersuchten Quelle hingewiesen, siehe hierzu Teil I, Kap. 1.4.2.

Was veranlasste jedoch diese Autorinnen, sich gezielt mit dieser Herrscherin des 17. Jahrhunderts zu befassen? Nutzten sie die behandelte historische Protagonistin als Spiegel, mithilfe derer sie nicht nur reine historische Ereignisfolgen rekonstruieren, sondern auch Parallelen zur eigenen Biografie herstellen konnten? Oder machten sich die Historikerinnen in ihren Darstellungen der Mediceerin womöglich vielmehr zum Sprachrohr frauenfeindlicher Diskurse und der damit verbundenen sozialpolitischen Marginalisierung ihres eigenen Geschlechts? Unter welchen politischen und wissenschaftlichen Bedingungen schrieben sie? Kann man bei der Quellenauswahl und -auswertung Unterschiede zur Vorgehensweise der männlichen Kollegen feststellen? Wurden die Autorinnen von diesen überhaupt beachtet und rezipiert?

Ein männerdominierter nationalhistorischer Diskurs

Um diese Fragen zu beantworten, müssen die Aussagen der jeweiligen Historikerinnen mit den Inhalten des prädominanten, von Männern geprägten Diskurses über Maria von Medici verglichen werden. Doch stellt sich zunächst die grundsätzliche Frage, ob sich im Bild der Mediceerin überhaupt typisch männliche Deutungen ausmachen lassen, und auf welche Themen sich diese gegebenenfalls beziehen. Aufgrund ihrer historisch herausgehobenen Stellung als Königin und Regentin und der damit einhergehenden vergleichsweise guten Quellenlage konnte Maria nie, auch nicht in einer rein ereignisgeschichtlichen und von männlichen historischen Akteuren beherrschten Darstellung, ausgeblendet werden. Nichtsdestotrotz standen Königinnen in der politischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts grundsätzlich im Schatten der Könige und fristeten im Vergleich zu Heiligenfiguren und königlichen Mätressen eher ein historiografisches Randdasein[128].

Ein wesentliches Merkmal des männlichen Diskurses über die Vergangenheit war im 19. Jahrhundert ein auf das eigene Geschlecht zentriertes Geschichtsbild, das vornehmlich den eigenen Erfahrungsraum wiedergab. Dies äußerte sich etwa in Form von Grunddualismen, die, auf die Religion, Naturwissenschaften und Gesellschaft übertragen, ab dem 18. Jahrhundert ausgehend von bestimmten als geschlechtertypisch wahrgenommenen Charaktereigenschaften konstruiert worden waren. Diese Gegenüberstellungen sollten der industrialisierten und bürgerlichen Gesellschaft Orientierung geben, indem sie soziale Hierarchisierungen zwischen Mann und Frau rechtfertigten und das

128 Isabelle Poutrin, Marie-Karine Schaub, Regards d'historiens, in: dies. (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xve–xviiie siècle, Paris 2007, S. 8–23, hier S. 10.

Verhalten des Einzelnen daran maßen[129]. Dem Mann wurde dabei ein handelnder, öffentlich wirksamer und offensiver Charakter zugeschrieben, wohingegen die Frau als beschwichtigende Komponente Stabilität und Tradition verkörperte[130]. Wenngleich diese Dualismen nicht immer funktionieren und stets kontextabhängig waren, so kommen sie in der Darstellung Marias von Medici unweigerlich zum Tragen. Was bedeutet es nämlich, wenn Maria als emotionsgesteuerte Kontrahentin von Kardinal Richelieu aufgestellt wird, der wiederum Vernunft und Staatsräson verkörpert? Was soll dieser Kontrast zwischen der den natürlichen Instinkten unterworfenen und somit Chaos erzeugenden Frau und dem die Natur beherrschenden und rationale Ordnung schaffenden Mann verdeutlichen? Wie wurde eine Herrscherin gewertet, die nicht in das starre binäre System hineinpasste und in den als männlich wahrgenommenen öffentlichen Bereich vordrang? Prallen hier nicht vielmehr adlige und bürgerliche gesellschaftliche Vorstellungen aufeinander, die über die bloßen weiblichen und männlichen Zuschreibungen hinausgehen?

Ein weiterer Ansatz, um mögliche spezifisch männliche Diskurse in der Darstellung Marias herauszuarbeiten, bezieht sich auf die Gattung der untersuchten Quellen. Alle folgen einem biografischen Verfahren, da sie das Handeln einer Person beschreiben. Solche Darstellungen greifen in der Unterteilung der verschiedenen Lebensphasen stets auf Modelle zurück und ermöglichen dadurch verschiedene Interpretationen einer Person anhand derselben, aber unterschiedlich gewichteten Ereignisse. Gibt es bei der Darstellung der verschiedenen Lebensphasen Marias eine typische beziehungsweise bevorzugte Art, wie Männer sie beschreiben und wie Frauen an diese historische Figur herangehen? Wie sind die verschiedenen Ereignisse und Anekdoten aus dem Leben Marias gewichtet, je nachdem, ob der Autor einem apologetischen oder

129 Siehe zur Diskussion um diese Grunddualismen Gisela Bock, Challenging Dichotomies. Perspectives on Women's History, in: Karen Offen, Ruth Roach Pierson, Jane Rendall (Hg.), Writing Women's History. International Perspectives, Basingstoke u. a. 1991, S. 1–24, hier S. 1–5; Karin Hausen, Die Polarisierung der »Geschlechtercharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–393; Brita Rang, Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtercharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jutta Dalhoff, Uschi Frey, Ingrid Schöll (Hg.), Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, Düsseldorf 1986, S. 194–204, hier S. 195–197; Simonis, Das Undurchsichtige begreifen, S. 227–230.

130 Silke Wenk, Gendered Representations of the Nation's Past and Future, in: Blom, Hagemann, Hall (Hg.), Gendered Nations, S. 63–77, hier S. 65f.

anklagenden Ansatz folgt? Kann man in diesen beiden gegensätzlichen Positionen geschlechterbedingte Tendenzen ausmachen?

Geschlecht und Nation

Schließlich soll der Rückgriff auf Geschlechtermodelle in der Nationalgeschichtsschreibung eingehender untersucht werden. Diese besondere Form der Historiografie suchte eine einheitliche, gemeinschaftsfördernde Sicht auf die Vergangenheit auszuarbeiten, die zugleich die gegenwärtig gelebte gesellschaftliche Ordnung rechtfertigen sollte. Die Notwendigkeit einer Erforschung der Verbindung zwischen den beiden kulturhistorisch geprägten Konstrukten Geschlecht und Nation wurde erstmals um die Jahrtausendwende gesehen, da »einerseits Geschlecht im Konzept der Nation eine zentrale Bedeutung hat, diese aber andererseits in Narrativen der Nationalisierung kaum sichtbar oder gar unsichtbar gemacht werden«[131]. Die neue Forschung möchte somit nicht nur Ausschluss- und Integrationsmechanismen offenlegen, sondern die Wechselwirkungen zwischen Geschlecht, Nation und Staat untersuchen[132].

Anders als im angelsächsischen Bereich gilt in Frankreich die Erforschung der politischen Dimension des Geschlechts bislang noch als wissenschaftlich wenig relevant und wird daher häufig zugunsten kultureller oder religiöser Fragekomplexe vernachlässigt[133]. Vermutlich ist die dortige schleppende Umsetzung der Geschlechterperspektive auf die Historiografiegeschichte dem Umstand geschuldet, dass das Misstrauen gegenüber Frauen in Frankreich tief im politischen Verständnis verankert ist und auf eine lange juristische und historiografische Tradition zurückblicken kann[134]. Die Philosophin Geneviève Fraisse äußerte 1993 den Verdacht, dass der misogyne Charakterzug der französischen Politik dem Nachwirken der *loi salique* zuzuschreiben sei, weswegen sich Forscherinnen in der Folge für die Untersuchung dieser These und der

131 Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, S. 95.

132 Ibid., S. 89f.

133 Poutrin, Schaub, Regards d'historiens, S. 13f.: In der angelsächsischen Forschung wurde der Begriff *queenship* als Pendant zu *kingship* eingeführt. Diesem Thema widmet sich seit 2002 eine von Charles Beem und Carole Levin herausgegebene Reihe »Queenship and Power«, die sich jedoch vorwiegend mit englischen Herrscherinnen befasst. Die französische Geschichtswissenschaft profitierte durchaus in den letzten Jahren von diesen angelsächsischen Impulsen, siehe hierzu Michelle Zancarini-Fournel, Histoire des femmes, histoire du genre, in: Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 1, S. 208–219, hier S. 216–218.

134 Vgl. Éliane Viennot, La France, les femmes et le pouvoir, 3 Bde., Paris 2006–2016, hier Bd. 1, S. 7–17.

rezeptionsgeschichtlichen Neubeachtung der politischen Dimension der französischen Königinnen stark gemacht haben[135]. Man kann sich in der Tat fragen, ob das exklusiv männliche Verständnis von Politik und Herrschaft, das im Ancien Régime vom salischen Recht her geprägt war, nicht auch in den angstgeladenen oder sexistischen Vorurteilen des 19. Jahrhunderts über Herrscherinnen nachwirkte, die in der Historiografie häufig als manipulierende und emotionsgesteuerte Instanz im Schatten des Throns galten[136].

Paradoxerweise war die Frau, obwohl vom politischen Leben ausgeschlossen, im kollektiven politischen Imaginären der Nation des 19. Jahrhunderts allgegenwärtig. Michelle Perrot stellte sogar eine starke Diskrepanz zwischen der symbolisch-mythischen Präsenz der Frau in der Nation und ihrer tatsächlichen, untergeordneten politischen Stellung fest[137]. Bestes Beispiel hierfür ist der Rückgriff auf weibliche Nationalallegorien wie die der Marianne, um Nationen zu verkörpern, in denen Frauen im 19. Jahrhundert aber zugleich keine Teilhabe am politischen Leben zugestanden wurde. Um das Ungleichgewicht zwischen Mann und Frau zu legitimieren, wurde seit dem 18. Jahrhundert auf biologische Stereotypen zurückgegriffen, um diese geschlechterbezogene gesellschaftliche Rollenverteilung als natürlich vorgegebenes und somit legitimes und funktionstüchtigstes System darzulegen[138]. Zwar ist für diese Arbeit das von Perrot und Duby gewählte kultursemiotische Verfahren zur Erfassung des Bildes der Frau im sozialpolitischen Imaginären wenig hilfreich, da es weder das komplexe Verhältnis zwischen den Geschlechtern auf der Ebene des Geschichtsschreibers, noch auf der interpretativen Ebene klären kann, doch verdeutlicht es zumindest den widersprüchlichen, angstgeladenen und bildreichen Hintergrund, vor dem die untersuchten Historiker ihre Texte verfassten, obschon dieser stets mehrdeutig war und schwer fassbar ist[139].

135 Cosandey, La reine de France, S. 12–15; Poutrin, Schaub, Regards d'historiens, S. 12f.; Éliane Viennot, La loi salique dans la culture politique française: règle monarchique ou idéal républicain?, in: Hedwige Peemans-Poullet, Geneviève Simon (Hg.), La démocratie à l'épreuve du féminisme, Brüssel 1998, S. 101–124, hier S. 101f.

136 Michelle Perrot, Les femmes, le pouvoir, l'histoire, in: dies. (Hg.), Une histoire des femmes est-elle possible?, Paris, Marseille 1984, S. 206–222, hier S. 206–209. Für mentalitätsgeschichtliche Studien zur Frau als Angstobjekt siehe außerdem Jean Delumeau, La peur en Occident. xive–xviiie siècles, Paris 1978, S. 305–345; Alain Corbin, Le »sexe en deuil« et l'histoire des femmes au xixe siècle, in: Michelle Perrot (Hg.), Une histoire des femmes est-elle possible?, Paris, Marseille 1984, S. 142–154.

137 Perrot, Les femmes, le pouvoir, l'histoire, S. 218.

138 Ibid., S. 214; Wenk, Gendered Representations, S. 63f.

139 Duby, Perrot, Écrire l'histoire des femmes, S. 9f.; Simonis, Das Undurchsichtige begreifen, S. 231.

Die hier analysierten historiografischen Quellen sollen also Einblicke in Argumente und erzählerische Mechanismen geben, wie am Beispiel Marias von Medici die Rolle der Frau im sich ausformenden französischen Nationalstaat ausdefiniert wurde – und dies insbesondere in Interaktion mit dem männlichen Gegenüber. Könnten diese binären Geschlechterzuweisungen womöglich erklären, warum Maria auch in der postrevolutionären Zeit Misstrauen oder offene Ablehnung entgegenschlug? Welche Argumente wurden in der Darstellung der Mediceerin vorgebracht, um vor dem politischen Mitwirken der Frauen zu warnen? Resultieren die auf sie übertragenen misogynen Elemente aus dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts oder sind sie in eine längere Tradition eingebettet? Wie wirken dabei frauen- und fremdenfeindliche Argumente zusammen?

4. Zur Quellenauswahl

Das von Gabriel Monod als »siècle de l'histoire«[140] gefeierte 19. Jahrhundert bietet geradezu eine Fülle an historiografischen Abhandlungen, die Schlüssel zum Verständnis der gelebten Gegenwart vorlegen sollten. Dies galt ebenso für Texte über das 17. Jahrhundert unter Berücksichtigung der Herrschaft Marias von Medici.

4.1 Französische Quellen

Als Königin von Frankreich und Stammesmutter der Bourbonen hat Maria von Medici die Geschichte dieser Nation wesentlich mitgeprägt. So ist es kaum verwunderlich, dass der quantitative Schwerpunkt der Quellen, die im 19. Jahrhundert von ihr handeln, aus der Feder französischer Autoren stammte. Diese Texte sollen deshalb den zeitlichen Rahmen der Studie abstecken, der sich zwischen 1774, Jahr der Veröffentlichung der ersten eigenständigen und substantiellen Biografie der Mediceerin, und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 erstreckt. Der breit gefasste Zeitraum ist an Eric Hobsbawms Konzept des »langen 19. Jahrhunderts« angelehnt[141]. Das Jahr 1914 bildet zwar keine eigene quelleninterne Zäsur, doch kann es, wie bereits bei dem britischen Historiker, als umfassender und somit auch geistesgeschichtlicher Einschnitt gelten, der das eigentliche Ende des 19. Jahrhunderts markierte. Für Frankreich kann man

140 Monod, Introduction, S. 27.

141 Den Begriff prägte Eric Hobsbawm (1917–2012) in seiner dreibändigen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts »The Age of Revolution: 1789–1848« (1962), »The Age of Capital: 1848–1875« (1975) und »The Age of Empire: 1874–1914« (1987).

zwischen 1774 und 1914 vier große Zeitabschnitte in der Rezeption dieser Herrscherin herausarbeiten, die im Folgenden detailliert ausgeführt werden. Es gilt zwar, innerhalb dieser chronologischen Einteilung differenziert vorzugehen, da die historiografische Produktion in Form, Inhalt und Interpretationen nie homogen war, doch kann man in den einzelnen Phasen deutliche Schwerpunkte in der Wahrnehmung der Regentin erkennen.

Die erste Bourbonenkönigin galt in der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts bei weitem nicht als eine so prominente Figur wie etwa Jeanne d'Arc, Ludwig XIV. oder auch Robespierre. Außerdem trat das Ancien Régime als historiografisches Themengebiet häufig in den Hintergrund, sei es zugunsten einer nostalgisch motivierten Verklärung des Mittelalters bei den Romantikern oder aufgrund der Notwendigkeit, das Ausmaß und die gesellschaftspolitischen Nachwehen der Französischen Revolution von 1789 zu verarbeiten. Nichtsdestotrotz weist diese Herrscherin eine im 19. Jahrhundert nie abgebrochene historiografische Präsenz auf. Dies mag daran liegen, dass sie dennoch in einer für Frankreich entscheidenden Zeit zwischen den Bürgerkriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dem Höhepunkt des Absolutismus unter ihrem Enkel Ludwig XIV. gewirkt hat. In ihrer Position als zweite Ehefrau des wohl beliebtesten französischen Königs Heinrich IV. und Begründerin einer neuen Dynastie mussten die Historiker ihr zudem nolens volens einen festen Platz in der Geschichte und der Legende um ihren Mann zubilligen.

4.2 Mehrwert eines transnationalen Vergleichs

Um der europäischen Dimension der Rezeption Marias von Medici gerecht zu werden und mögliche national bedingte Schwerpunktverlagerungen in ihrem Bild herauszuarbeiten, sollen neben den einschlägigen französischen Quellen in einem zweiten Schritt ebenso Texterzeugnisse weiterer europäischer Länder hinzugezogen werden. Wenngleich die Untersuchung des Bilds Marias von Medici außerhalb Frankreichs zweifelsohne auch für sich stehend sehr aufschlussreich ist, dient sie doch zugleich der stärkeren Konturierung beziehungsweise Kontrastierung der französischen Rezeption dieser Herrscherin. Welche Themen werden wieder aufgegriffen, welche ausgeblendet oder anders gedeutet? Und vor allem: Was sagt das über das Selbstverständnis der jeweiligen Nation, aber auch Frankreichs aus? Bestätigt der europäische Vergleich die für Frankreich im ersten Teil der Arbeit gewonnenen Schlüsse oder müssen dadurch möglicherweise sogar einige Schlussfolgerungen relativiert werden, weil sie nicht als frankreichspezifisch gelten können? Der transnationale Vergleich soll demnach den konstruierten Charakter und die identitätsstiftende

Funktion des Bildes Marias von Medici in den nationalen Metanarrativen stärker umreißen.

Die drei zum Vergleich hinzugezogenen Länder sind Belgien, Großbritannien und Deutschland. In diesen Ländern hat Maria nacheinander von 1631 bis zu ihrem Tod 1642 im Exil gelebt. Mit Ausnahme Englands handelt es sich um im 19. Jahrhundert neu entstandene Nationalstaaten. Sie bilden also nur begrenzt die staatliche Struktur des 17. Jahrhunderts ab, wenngleich sich Belgien im Hinblick auf die Spanischen Niederlande und Deutschland hinsichtlich des Heiligen Römischen Reichs als deren Nachfolger betrachteten und deren Geschichte für sich beanspruchten. Diese drei europäischen Perspektiven sollen in der Reihenfolge chronologisch behandelt werden, in der sich Maria von Medici dort aufhielt.

Die italienische Rezeption der zweiten französischen Herrscherin aus dem florentinischen Hause Medici soll hier nicht näher behandelt werden[142]. Zwar erschienen im 19. Jahrhundert auch ein paar wenige italienische historiografische Studien, die sich mit Maria von Medici befassten[143], interessanterweise scheint sie dort jedoch eher eine beliebte Vorlage für literarische oder musikalische Werke gewesen zu sein[144]. Italienische Historiografen wiesen Maria hingegen augenscheinlich eine eher sekundäre Rolle zu. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass sie als Tochter und später Nichte des Großfürsten der Toskana vor Ort zunächst politisch unbedeutend war und erst ab 1600 als Frau Heinrichs IV. und Mutter Ludwigs XIII. in der Fremde historische Relevanz erlangte. Eine französische Königin, wenngleich florentinischer Abstammung, erwies sich daher für die Ausarbeitung einer stringenten italienischen Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert vermutlich als wenig relevant. Durchaus interessant wäre hingegen sicher eine Auseinandersetzung mit der italienischen Wahrnehmung Marias im Rahmen einer breiter gefassten Analyse der Rezeption der Medici-Dynastie in der italienischen Nationalhistoriografie. Da die vorliegende Arbeit einen rezeptionsgeschichtlichen Ansatz verfolgt, soll die fünfbändige »Istoria del Granducato di Toscana« (1781) von Jacopo Riguccio Galluzzi trotz allem gelegentlich vergleichend hinzugezogen werden, da davon

142 Spanische und niederländische Quellen werden aus sprachlichen Gründen nicht berücksichtigt. Es ist außerdem in beiden Fällen anzunehmen, dass Maria von Medici in der dortigen Historiografie eine eher marginale Rolle spielte.

143 Siehe z. B. Carlo Botta, Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini sino al 1814, Bd. 2, Mailand 1843; Salvatore Squillaci, Maria de' Medici regina di Francia. Saggio storico, Catania 1889.

144 Zu nennen wären v. a. ein Theaterstück, ein Libretto und ein historischer Roman, vgl. Domenico Bolognese, Maria de' Medici. Dramma storico in sei atti, Neapel 1873; M. Lipartiti, Maria dei Medici. Melodramma, Mailand 1913; Egisto Maccanti, Maria De' Medici. Romanzo Storico, Siena 1876.

bereits 1782 eine französische Übersetzung vorlag, die von einigen französischen Historikern genutzt und zitiert wurde. Es sei außerdem der Vollständigkeit halber erwähnt, dass zwei hier untersuchte Autoren die italienische Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert wesentlich mitprägten, nämlich der Franzose Lottin de Laval und der Preuße Alfred von Reumont, deren einschlägige Studien ins Italienische übersetzt wurden[145].

Der Vergleich zwischen der französischen Rezeption Marias mit deren Wahrnehmung und Darstellung in Belgien, Deutschland und Großbritannien wirft mehrere methodische Fragen auf, da für ein solches Vorgehen länderspezifische Schaffensbedingungen, seien sie politisch oder fachlich, wie auch transnationale Interaktionen berücksichtigt werden müssen[146]. Auch hat der *linguistic turn* den methodischen Ansatz für einen solchen transnationalen historiografischen Vergleich deutlich verändert. So geht es nicht mehr darum, die verschiedenen national bedingten Interpretationen zu vergleichen, um der ›Wahrheit‹ nachzuspüren. Vielmehr sollen Übereinstimmungen und abweichende Interpretationen herausgearbeitet und auf ihren jeweiligen nationalen Entstehungskontext rückbezogen werden[147]. Trotz vieler nationaler Unterschiede haben Stefan Berger und Christoph Conrad auf einige grundlegende Gemeinsamkeiten in den westeuropäischen Nationalgeschichtsschreibungen hingewiesen, die eine solide Vergleichsgrundlage schaffen. So dienten diese Narrative der Ausarbeitung sowohl von nationalen Identifikationsfiguren als auch von Feindbildern[148]. Sie folgten außerdem alle im 19. Jahrhundert einer mehr oder weniger parallel verlaufenden Entwicklung, im Zuge derer der historiografische Wille nach Identitätskonstruktion ab den 1850er Jahren allmählich dem Glauben an die Wissenschaft und dem damit einhergehenden Objektivitätspostulat wich. Dies hatte überall eine Institutionalisierung und Professionalisierung der Historiografie zur Folge[149].

145 Siehe Pierre Victorien Lottin de Laval, Maria de' Medici. Storia del regno di Luigi XIII tratta dai manoscritti inediti del Cardinale di Richelieu e d'un benedettino. 1610–1642, hg. u. übers. von Luigi Masieri, Mailand 1835; Alfred von Reumont, La morte di Maria de' Medici, in: Archivio Storico Italiano 15 (1885), S. 221–229.

146 Siehe dazu Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002.

147 Vgl. dies., Wie vergleicht man Historiographien?, S. 15–17, insb. S. 16: »Konkurrierende Versionen der Vergangenheit sind aus dieser Perspektive nicht Ausdruck mangelnder Objektivität oder methodischer Rückständigkeit, sondern bilden den Ausgangspunkt für neue Fragen«.

148 Vgl. Berger, Conrad, The Past as History, S. 118–120.

149 Vgl. ibid., S. 144–170.

Ein solcher transnationaler Vergleich der europäischen Rezeption Marias von Medici muss zudem berücksichtigen, dass sich das nationale Element nicht in jeder Historiografie ähnlich ausdrückte oder gleich stark ausgeprägt war[150]. Darüber hinaus kann, wie bereits für Frankreich weiter oben ausgeführt, in einem einzigen Land von einer Vielzahl von Nationalgeschichtsschreibungen und -deutungen gesprochen werden[151]. Wie Berger allerdings betonte, hatten all diese Ausdrucksformen europaweit eines gemeinsam: »Es ging und geht sehr weitgehend um die Legitimation einer bestehenden Nation bzw. einer bestimmten Form von Nation oder um die Erweckung von Nationalgefühl im antizipierten, aber (noch) nicht realisierten Nationalstaat«[152]. Es gilt also zu untersuchen, ob Maria eine solche nationslegitimierende und identitätsstiftende Funktion auch in anderen Ländern einnahm und, wenn ja, zu welchem Zweck. Hierfür wird der zweite Teil der Arbeit eine methodische Gratwanderung vollziehen müssen, indem einerseits der spezifisch nationale Entstehungskontext der Werke in Belgien, Großbritannien und Deutschland berücksichtigt, andererseits gezwungenermaßen vereinfachend vorgegangen wird, um eine Grundlage für den transnationalen Vergleich zu schaffen[153]. Eine knappe Einführung in den historischen Hintergrund des jeweiligen Landes im 19. Jahrhundert soll eine Kontextualisierung der Werke ermöglichen und somit Anachronismen und Fehlinterpretationen vorbeugen.

Stefan Berger führte acht mögliche Themenbereiche an, anhand derer Nationalhistoriografien miteinander verglichen werden können[154]. Für die Untersuchung der europäischen Rezeption Marias von Medici sollen vier davon die Ausführungen im zweiten Teil der Arbeit leitlinienartig begleiten. Der erste Aspekt fragt nach der Ausarbeitung nationaler Charaktereigenschaften. Diente Maria in all den hier untersuchten europäischen Historiografien der nationalen Selbstvergewisserung und Identitätskonstruktion? Welche Rolle kam ihr zwei-

150 Conrad, Conrad, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 20.

151 Vgl. Stefan Berger, Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800, in: Conrad, Conrad (Hg.), Die Nation schreiben, S. 49–77, hier S. 49f.

152 Ibid., S. 50.

153 Dies ist ein methodisches Problem des transnationalen Vergleichs, »da einerseits unterschiedliche Historiker und ihre Ansätze auf einen Nenner gebracht und andererseits die Klippe der künstlichen Homogenisierung umschifft werden muss. Aus heuristischen Gründen ist die Synthese notwendig, um überhaupt vergleichen zu können; andererseits gilt es aber, nicht die Vorstellung von einer einheitlich deutschen oder *der* russischen Historiographie zu produzieren«, Conrad, Conrad, Wie vergleicht man Historiographien?, S. 34f. (Hervorh. i. O.).

154 Vgl. für die folgenden Ausführungen Berger, Geschichten von der Nation, S. 51–77.

tens in den jeweiligen Ländern im Hinblick auf nationale Ausschluss- und Integrationsmechanismen zu? Kann man drittens in der Rezeption Marias innereuropäische Interaktionen zwischen den Historikern erkennen? Wo waren die Anknüpfungspunkte und abweichenden Interpretationen oder gar bewusste Abgrenzungen zur französischen Darstellung? Was bewog ausländische Autoren überhaupt, sich mit ihr und der französischen Geschichte zu befassen? Viertens und abschließend soll europaweit das Geschlechterparadigma in der mehrheitlich von Männern dominierten Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts beachtet werden. Gab es geschlechtertypische Diskurse über Maria, die grenzüberschreitend in Europa festzustellen sind? Wie wurde mit ihr als weibliche historische Figur in den anderen Ländern verfahren?

4.3 Akademische Texte und Populärwissenschaft

Im Zuge des Einflusses der neuen Kulturgeschichte auf die Historiografiegeschichte wurde in der Forschung neben der Untersuchung anerkannter Texte und Historiker zunehmend die Beachtung der »Außenseiter«[155] gefordert. Damit sind Autoren beziehungsweise deren Texte gemeint, die von ihren Zeitgenossen abgelehnt wurden, weil sie, im Falle des späten 19. Jahrhunderts, den wissenschaftlich-akademischen Ansprüchen nicht gerecht wurden oder sich außerhalb staatlich geförderter Institutionen dem Fach widmeten. Daraus ergibt sich allerdings die Frage nach der Einordnung und dem Umgang mit solchen Texten. Wie ist etwa eine literarisch-historiografische Mischform wie die zweibändige »Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII« (1834) von Lottin de Laval zu bewerten? Lottin betont darin eingangs, dass er sich zwar grundsätzlich der von historischen Ereignissen vorgegebenen Chronologie verpflichtet fühle, dieser jedoch fiktive Begebenheiten und Personen hinzugefügt habe[156]. Dies tue er bewusst, um den Zeitraum zwischen 1610 und 1642 als Epos darzustellen und somit besser den Geist der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu fassen, der ihm zufolge das weitere Ancien Régime tiefgreifend prägte[157].

Dieses Beispiel verdeutlicht, wie fließend die Grenzen zwischen den Gattungen waren. Hinzu kommt eine ausgeprägte Vielseitigkeit der Geschichtsliteratur, was das Genre im 19. Jahrhundert nahezu unüberschaubar macht. Es ist

155 Blanke, Historiographiegeschichte als Historik, S. 720.

156 Pierre Victorien Lottin de Laval, Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII, d'après des manuscrits inédits du cardinal de Richelieu, et d'un bénédictin, 1610–1642, 2 Bde., Paris 1834, hier Bd. 1, S. 7f.

157 Ibid., S. 4–6.

demnach in der Bestimmung des historiografiegeschichtlichen Wertes eines Textes äußerste Vorsicht geboten, da der Zeitraum zwischen 1774 und 1914 die volle, teils widersprüchliche Bandbreite an historischen Erzählformen umfasst, von der literarisch-romantischen Geschichtsschreibung der ersten Jahrhunderthälfte bis hin zur akademischen Historiografie des späten 19. Jahrhunderts, die sich den Regeln der naturwissenschaftlichen Beweisführung anzugleichen suchte[158]. Hinzu kommt, dass Stephan Jaeger zufolge solche Überschneidungen literarischer und historiografischer Elemente besonders charakteristisch für Umbruchszeiten sind. Sie gelten als Versuch, die Vergangenheit als schlagkräftige sinn- und orientierungsgebende Größe darzulegen[159]. Das 19. Jahrhundert, das zahlreiche Revolutionen und die Herausbildung der heutigen Nationalstaaten zu verzeichnen hat, ist ganz sicher als eine solche Zeit tiefgreifender Umwälzungen zu werten. Demzufolge ist auch der Pluralismus seiner Historiografie als Ausdrucksform der daraus erwachsenen Gesellschaft zu verstehen. Was können die verschiedenen Textgattungen für die Ausarbeitung des Bilds Marias leisten? Wo liegen ihre jeweiligen darstellerischen und interpretativen Grenzen und worin ergänzen sie sich?

4.4 Der »historiografische Pakt«

Damit die Textauswahl die Diversität, ja sogar Zerrissenheit der Umbruchszeit, die das 19. Jahrhundert war, angemessen und aussagekräftig widerspiegelt, muss diese Vielseitigkeit zwangsläufig in das Quellenkorpus einfließen. Die Fragen, die die gelebte Gegenwart aufwarf, und die Antworten, die darauf in der Vergangenheit gesucht wurden, fielen nämlich unterschiedlich aus. Nach welchen Kriterien sollte sich also die Auswahl der Texte richten, um ein möglichst breites Spektrum zu erfassen, ohne jedoch wahllos und damit beliebig zu erscheinen?

Im Zuge ihrer Bielefelder Studie zur Geschichte weiblicher Geschichtsschreibung im deutschen Sprachraum um 1800 unternahm die Historikerin Angelika Epple auf Grundlage der Literaturtheorie, Historiografiegeschichte und Geschlechterforschung den Versuch einer allseits gültigen Gattungsbestimmung der historischen Erzählung. Ihr Anliegen gründete auf der Feststellung, dass die Forschungsliteratur bislang wenig oder zu vage definiert habe, was sie unter »Geschichtsschreibung« verstehe und diese daher allzu häufig mit wissenschaftlicher Historiografie gleichsetze. Damit laufe die Historiografiegeschichte jedoch Gefahr, die nicht-akademische Geschichtsschreibung auszu-

158 Daniel R. Woolf, A Global History of History, Cambridge 2011, S. 377f.

159 Jaeger, Historiographisch-literarische Interferenzen, S. 63.

blenden, nicht zuletzt die Werke weiblicher Autoren, um die es Epple in ihrer Arbeit ging[160].

Gestützt auf Paul Ricœurs philosophische Theorie der erzählten Zeit betonte Epple die sinnstiftende und vermittelnde Funktion der Narration im Hinblick auf die Erfahrung von Zeit. Um vom Rezipienten angenommen zu werden, muss die Erzählung allerdings nachvollziehbar, also plausibel sein[161]. Ricœur weiter folgend, führte Epple zwei Grundformen zeitdeutenden Erzählens an: die literarische und die historische. Letztere beschränkt sich auf die Vergangenheit. Um die historische Erzählung klar von der literarischen abzugrenzen, ohne jedoch einer laut der Autorin trügerischen, da historisch und kulturell äußerst variablen Alternative zwischen Fakt und Fiktion zu verfallen, führte Epple die formale Bestimmung des »historiogra[f]ischen Pakts«[162] ein: Jede Erzählung, die den historiografischen Pakt schließt, ist ihr zufolge eine historische Erzählung.

In diesem Vertrag zwischen dem Produzenten und Rezipienten garantiert der Autor beziehungsweise Erzähler seinem Leser, dass die vorgelegte Darstellung und Deutung auf tatsächlichen Erfahrungen gründet. Anders als die literarische Erzählung, entwickelt die historische Erzählung also Strategien, die ihre Narration nicht nur der innertextlichen, poetologischen Logik entsprechend plausibel erscheinen lässt. Sie verpflichtet sich hierdurch, wahrheitskonform und damit auch überprüfbar zu sein. Epple geht dabei von der Prämisse aus, dass eine Erzählung anders aufgenommen wird und mehr Gewicht hat, wenn sie als wahr gilt. Der Begriff »wahr« ist im Rahmen des Pakts nicht mit »richtig« gleichzusetzen, sondern gilt als rein formale Bestimmung und steht im Gegensatz zu »erfunden«[163]. Die historische Erzählung ist damit, anders als die literarische, falsifizierbar: Wenn ihre Aussagen durch andere Quellen oder neue Deutungen widerlegt oder als erfunden entlarvt werden, ist die historische Erzählung zwar unglaubwürdig, damit aber noch lange keine literarische Erzählung. Der historiografische Pakt lenkt somit den Blick auf die verschiedenen Erzählstrategien, mithilfe derer die jeweiligen Autoren den Wahrheitsgehalt ihrer Aussage bekunden und eine gewisse Erwartungshaltung beim Rezi-

160 Epple, Empfindsame Geschichtsschreibung, S. 10f.

161 Vgl. hierzu ibid., S. 12–18. Siehe auch dies., Von Werwölfen und Schutzengeln. Historiographiegeschichte als Analyse des historischen Apriori, in: Jan Eckel, Thomas Etzemüller (Hg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, S. 171–200, hier S. 175–178.

162 Dies., Empfindsame Geschichtsschreibung, S. 20. Epple orientiert sich bei der Schaffung dieser neuen Kategorie an Philippe Lejeunes literaturwissenschaftliches Konzept des »autobiografischen Pakts« (1975).

163 Dies., Von Werwölfen und Schutzengeln, S. 178f.

pienten erzeugen. Berücksichtigt man zudem die Tatsache, dass diese Strategien historisch im Wandel sind, so gibt deren Untersuchung auch Aufschluss über die Gesellschaft, die sie hervorgebracht hat[164].

Epples Versuch einer Definition der historischen Erzählung erweist sich für die Zusammenstellung des Textkorpus der vorliegenden Studie in dreierlei Hinsicht als fruchtbringender Ansatz: Er berücksichtigt nämlich die weiter oben bereits dargelegte Komplexität der historiografischen Produktion des 19. Jahrhunderts sowie die vielschichtigen Ausprägungen von Produktion und Rezeption und nicht zuletzt die historisch variablen Übergänge von Fakt und Fiktion. Denn ob nun eher literarisch geprägt und bewusst subjektiv oder mit wissenschaftlich-objektivem Anspruch: Alle historiografischen Stile des 19. Jahrhunderts folgten im Wesentlichen demselben Ziel, dem Leser die vorgelegte Darstellung als wahr zu unterbreiten[165].

Der Glaubwürdigkeitstopos wird in den verschiedensten historiografischen Erzeugnissen durch den Rückgriff auf zahlreiche Strategien bedient. Solche Taktiken treten meist nicht einzeln auf, sondern stärken erst in ihrem Zusammenspiel die Aussagekraft der Darstellung, nicht zuletzt in den Paratexten wie dem Titel, dem Vorwort, den Fußnoten und Anhängen. So steht der im 19. Jahrhundert immer weiter ausgebaute Fußnotenapparat als Garant für die Plausibilität der vorgelegten Schilderung, da er die Aussagen schrittweise überprüfbar machen soll. Des Weiteren pflegt der Hinweis auf Irrtümer von Kollegen die Überzeugung vom Wahrheitsgehalt des eigenen Textes[166]. Zudem impliziert die Betonung der Einzigartigkeit und Innovation des eigenen Ansatzes, dass man eine bislang unerreichte Wahrheitsebene begehe[167]. Viertens nährt ebenso das detaillierte Aufzählen der verwendeten Quellen die Illusion einer Transparenz der vermittelten historischen Deutung. Die von Thiroux verfasste Einleitung zu ihrer Biografie Marias von Medici steht mustergültig für dieses Vorgehen, schon allein durch ihr Ausmaß (17 Seiten!)[168].

Nicht zuletzt ermöglicht die Berücksichtigung des historiografischen Pakts, solche historiografischen Randquellen bei der Zusammenstellung des

164 Vgl. hierzu DIES., Empfindsame Geschichtsschreibung, S. 19–24.

165 JAEGER, Historiographisch-literarische Interferenzen, S. 77–81.

166 Ibid., S. 70.

167 Dies betrieb vor allem Michelet virtuos, der sich bewusst von jedweder ideologischen Strömung abgrenzte. Siehe Jules MICHELET, Préface de 1869 à l'»Histoire de France«, in: Œuvres complètes de Michelet, Bd. 4, hg. von Paul VIALLANEIX, Paris 1974, S. 14f.: »Je restai à bonne distance des doctrinaires, majestueux, stériles, et du grand torrent romantique de ›l'art pour l'art‹. J'étais mon monde en moi«.

168 Marie Geneviève Charlotte THIROUX D'ARCONVILLE, Vie de Marie de Médicis, princesse de Toscane, reine de France et de Navarre, 3 Bde., Paris 1774, hier Bd. 1, S. III–XX.

Textkorpus zu erfassen, die sich wie Verteidigungsschriften lesen und in denen unermüdlich die Glaubwürdigkeit des dargelegten Inhalts betont wird – und dies, obwohl keine empirische Beweisführung erkennbar ist[169]. Wenngleich die historische Stichhaltigkeit darin meist gering ist, so sind auch solche Quellen im Rahmen dieser Untersuchung von Wert, da sie Einblicke in populäre rezeptionsgeschichtliche Trends zur Mediceerin ermöglichen, obwohl diese nicht zwangsläufig auf allgemeine Zustimmung innerhalb der Historikerriege stießen.

Von diesen Kriterien ausgehend, können somit mehrbändige nationalhistorische Gesamtdarstellungen, Monografien zu einem spezifischen Thema oder Ereignis, Einzelbiografien, Aufsätze oder Lexikonartikel gleichermaßen berücksichtigt werden, seien sie von professionellen Historikern oder Laien, von Männern oder Frauen verfasst worden. Republikanische Schulbücher wurden in der Arbeit ausgelassen, da sie das ohnehin schon sehr umfangreiche Korpus erheblich vergrößert hätten. Zwar spielten die Schulbücher in Frankreich besonders während der Dritten Republik eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Verbreitung und Kanonisierung der republikanischen Deutung der nationalen Vergangenheit, doch würde das Ergebnis den methodischen und zeitlichen Mehraufwand nicht aufwiegen, zumal diese Fibeln lediglich den offiziell anerkannten nationalhistorischen Diskurs rezipierten und Maria von Medici darin eher eine Randfigur ist[170].

4.5 Maria von Medici in der Belletristik

Über die Gattungsbestimmung des historiografischen Pakts hinaus, die die historische Erzählung in all ihren Ausdrucksformen berücksichtigt, bleibt die Hinzunahme von Werken aus der Belletristik – und damit Epple zufolge »literarischer« Erzählungen – vor dem Hintergrund der nationalen Identitätskonstruktion allerdings ebenso unumgänglich für die vorliegende

169 Siehe hierzu etwa die später noch genauer zu besprechenden Werke Denis Mater, Amours secrettes du cardinal de Richelieu avec Marie de Médicis, mère de Louis XIII, roi de France. Ou causes véritables de la haîne qui s'éleva entre eux d'après un document du 16e siècle, Paris 1803, S. II–XI; ders., Intrigues secrettes et politiques du cardinal de Richelieu, publiées d'après un manuscrit du 17e siècle, Paris 1803, S. I–VIII; ders., Histoire secrète du cardinal de Richelieu. Ou ses amours avec Marie de Médicis et Madame de Combalet, depuis duchesse d'Aiguillon, Paris 1808, S. I.

170 Zur negativen Darstellung Marias von Medici in den Schulbüchern der Dritten Republik vgl. Claude Lelièvre, Françoise Lelièvre, L'histoire des femmes publiques contée aux enfants, Paris 2001, S. 55–59.

rezeptionshistorische Studie[171]. Die Reichweite solcher Texte ist im 19. Jahrhundert nämlich nicht zu unterschätzen. Gerade historische Romane[172] und Dramen waren damals äußerst beliebt, klinkten sich in die Begeisterungswelle für die Geschichte ein und nährten diese wiederum. Darüber hinaus ermöglichten sie die lebendige Untermalung bekannter Deutungen aus der Nationalgeschichtsschreibung, die sie dank des fiktionalen Elements popularisierten. Literarische Werke konnten sich aber, ebenfalls dank der Fiktion, genauso von geläufigen, mehrheitlich anerkannten und institutionell vorgegebenen Interpretationen distanzieren. Es ist außerdem davon auszugehen, dass sie teils mehr gelesen wurden als so manche historische Abhandlung.

Besonders kennzeichnend ist der Fall des historischen Romans, eine der beliebtesten Gattungen des 19. Jahrhunderts, der jedoch lange Zeit in den Literaturwissenschaften als Trivialliteratur abgetan wurde[173]. Er war dabei dem Hierarchieverständnis zum Opfer gefallen, wonach sich die Fiktion des Romans stets den historischen Fakten zu unterwerfen habe[174]. Dies ist allerdings gerade im historischen Roman häufig nicht der Fall, was jedoch, so Heike Brohm, zweitrangig ist, denn: »Das Vermögen der Gattung liegt eben darin, die Aussage über Geschichte, die sie zu treffen beabsichtigt, auf weit mehr Ebenen darzustellen, als dies in einer Aneinanderreihung historischer Fakten möglich wäre«[175]. Barbara Potthast betonte zudem, dass der historische Roman Einblicke in den ästhetischen Umgang mit der Vergangenheit hinsichtlich der Sinn-

171 Bibliografische Angaben aktueller Ausgaben belletristischer Werke werden in der Arbeit anders vermerkt als historiografische Quellen und Sekundärliteratur, da es davon teils zahlreiche Editionen gibt. So wird zur zeitlichen Einordnung das Jahr der Erstauflage in eckigen Klammern angeführt.

172 Für die literaturwissenschaftliche und komparatistische Theorie zu den Bedingungen der Verwebung zwischen Fiktion und Geschichte im historischen Roman vgl. Hugo Aust, Der historische Roman, Stuttgart, Weimar 1994, S. 1–51; Daniel Couégnas, Dominique Peyrache-Leborgne, André Peyronie (Hg.), Le romanesque et l'historique. Marge et écriture, Nantes 2010; Brigitte Krulic, Fascination du roman historique. Intrigues, héros et femmes fatales, Paris 2007, S. 10–20.

173 Barbara Potthast, Historische Romane und ästhetischer Historismus. Text-Bild-Relationen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 323–342, hier S. 324f.

174 Zur Gattungs- und Bewertungsproblematik des historischen Romans vgl. Heike Brohm, Das Richelieu-Bild im französischen historischen Roman von der Restauration bis zur Zweiten Republik. Geschichtskonzeption, Stoffgeschichte und Gattungstheorie bei Vigny, Touchard-Lafosse, Lottin de Laval, Dumas und Mirecourt, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 20–37.

175 Ibid., S. 37.

stiftungsstrategien zur Bewältigung der Gegenwart bieten könne[176]. Auch das Theater und historische Stücke sind aus dieser Perspektive äußerst ambivalent, da sie als Kunstwerk nicht immer historisch präzise sind – und es teilweise auch nicht anstrebten. Obgleich dies auch den zeitgenössischen Kritikern bewusst war, wurde trotz allem erwartet, dass historische Dramen Eindrücke einer Epoche vermittelten[177]. So bedienen sie sich der historischen Vorlage, verformen sie aber im künstlerischen Prozess[178].

Hinzu kommt, dass es auch Autoren gibt, die bewusst mit diesem schmalen Grat zwischen Fakt und Fiktion spielten. Demzufolge verpflichten sich manche literarische Werke augenscheinlich tatsächlich der außertextuellen Wirklichkeit, sei es auch nur im Hinblick auf die Einhaltung der historisch vorgegebenen Chronologie. Sie erzeugen damit die Illusion einer historischen Erzählung im Sinne Epples. So verkündete etwa Alexandre Dumas in den ersten Seiten seines historischen Romans »Le sphinx rouge« (1865/66) seine Verpflichtung zur Wahrheit und inszenierte sich in seiner Position als Romancier sogar als vertrauenswürdiger als die Historiker[179]. Dieser erzählerische Trick ist umso undurchschaubarer, da man tatsächlich nachvollziehen kann, auf welche Quellen des 17. Jahrhunderts sich der Autor gestützt hat[180].

176 Potthast, Historische Romane, S. 325: »Das 19. Jahrhundert kleidet seine Probleme in historische Gewänder, die nur auf den ersten, flüchtigen Blick an vergangene Epochen erinnern, während bei näherer Betrachtung überall Zeitgenössisches hervorscheint. In dem Zusammenspiel von Vergangenem und Gegenwärtigem entstehen ästhetische Geschichtskonzeptionen, die in vielfältigen Bezügen zur zeitgenössischen Gesellschaft und Kultur stehen und in denen Geschichte funktional und sinnhaft verarbeitet wird. Die Geschichtsvorstellungen des 19. Jahrhunderts erfüllen ein weites Spektrum von Sinnbedürfnissen und Identitätsstiftungen, die sich zur epochalen Leitvorstellung ›Geschichte‹ konstituieren«.

177 Jean-Claude Yon, L'illusion de la vérité. Histoire et théâtre au xixe siècle, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 176–184, hier S. 176.

178 Ibid., S. 183.

179 Alexandre Dumas, Le sphinx rouge [1865–1866], Paris 2008, S. 26: »[N]ous devons avouer en notre qualité de romancier, qui nous impose, à l'endroit de la vérité, des devoirs auxquels ne s'astreignent pas toujours les historiens, que l'inscription était toute moderne«. Siehe auch S. 113f.

180 Ibid., S. 15: Die Verleger von 2008 konnten dem Roman von Dumas somit entnehmen, dass er sich u. a. auf Héroard, Bassompierre, Aubigné, Richelieu, Sully, Tallemant des Réaux, L'Estoile und Père Daniel sowie auf seinen Zeitgenossen Michelet stützte.

5. Ausblick

Mit den vorausgegangenen Erläuterungen zum Forschungsstand über die historische Figur Marias von Medici, zur methodischen Grundlage und den sich daraus ergebenden Leitfragen sowie zur Zusammenstellung des Quellenkorpus kann nun die Rezeption dieser französischen Königin und Regentin im 19. Jahrhundert eingehender untersucht werden.

Die erste Biografin der Mediceerin, Marie Thiroux d'Arconville, rechtfertigte ihr Interesse für die in der Erinnerung allmählich verblassende historische Figur folgendermaßen:

> [L]es traits propres à faire connoître la Reine-mere sont [...] noyés dans le regne d'Henri IV & sur-tout dans celui de Louis XIII. Comme ceux qui les ont écrit n'ont eu pour objet principal que de donner l'Histoire de ces Princes, on y perd souvent de vue Marie de Médicis, & par conséquent l'ensemble de sa vie. On peut donc dire que malgré les particularités qui nous en ont été transmises, cette vie restoit encore à faire[181].

Mit dem Anspruch, die erste Bourbonenkönigin aus dem Schatten der Geschichte hervorzuholen und die Umrisse ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit stärker herauszuarbeiten, sprach ihr die Autorin eine historische Relevanz zu und rückte sie 1774 erneut in den Fokus der Historiografen – und dies fünfzehn Jahre vor den europaweiten Umwälzungen, die mit der Französischen Revolution einsetzten. Damit begann eine umstrittene Rezeption, die es nun in ihrer Vielfalt, ihren Kontinuitätslinien, Brüchen und Widersprüchen nachzuverfolgen gilt.

181 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. IIIf.

I. Das Geschichtsbild der Königin Maria von Medici in Frankreich (1774–1914)

1. Rezeption einer Herrscherin des Ancien Régime in den Umbrüchen der Jahrhundertwende (1774–1815)

Peuple! redoutez les rois;
craignez surtout la femme de vos rois[1].

1.1 Historischer Kontext

In den frühen Morgenstunden des 16. Oktober 1793 hielt der öffentliche Ankläger des Revolutionstribunals, Antoine Fouquier-Tinville (1746–1795), im Prozesssaal des Pariser Justizpalastes eines der wohl wichtigsten Plädoyers seines Lebens: das gegen die gestürzte und im Volk so verhasste Königinwitwe Marie-Antoinette (1755–1793). Um die von ihm angestrebte Todesstrafe für die letzte Bourbonenkönigin des Ancien Régime zu erwirken, setzte er sein ganzes rhetorisches Können ein. Hierzu bezeichnete er sie, neben anderen hasserfüllten Zuschreibungen, als »moderne Médicis«[2]. Er beschwor damit vor den Richtern und seiner aufgeheizten Zuhörerschaft tief in der französischen Erinnerung verankerte traumatische Assoziationen mit den Herrschaften der beiden Medici-Regentinnen Katharina und Maria herauf. Auf diese Weise implizierte Fouquier-Tinville nicht nur, dass das französische Volk mit der Hinrichtung Marie-Antoinettes präventiv vorgehen würde, sondern sich dadurch in gewisser Weise stellvertretend, ja regelrecht kathartisch an der letzten Bourbonenkönigin für die Taten ihrer Vorgängerinnen rächen könne. Der Rückgriff auf die Analogie mit den beiden Mediceerinnen während dieses Prozesses zeugt unbestreitbar von einer nachhaltigen Wirkung und Überzeugungskraft herrscherinnenfeindlicher Diskurse an der Schwelle zum 19. Jahrhundert.

1 O. V., Les crimes des reines de France, depuis le commencement de la monarchie jusqu'à Marie-Antoinette, Paris 1791, S. XVI.

2 Jean-Baptiste Capefigue, Les reines de la main droite. Marie de Médicis, Paris 1861, S. II.

Die Erinnerung an Maria von Medici wurde während der Revolution noch ein zweites Mal in der Öffentlichkeit wachgerufen – diesmal aber nicht aufgrund ihrer Abstammung von dem Hause Medici, sondern ihrer Rolle als Stammesmutter der Bourbonen und somit wesentliches Mitglied der Dynastie, deren Andenken es auszulöschen galt. Am 1. August 1793 entschied sich der Nationalkonvent zur Plünderung der Königsgrablege in der Basilika von Saint-Denis anlässlich der sich zum ersten Mal jährenden Abschaffung der Monarchie[3]. Am 12. Oktober 1793 wurden daraufhin die Eichentüren der Bourbonenkrypta mit Rammböcken gewaltsam geöffnet, die Särge mit Dolchen aufgebrochen und der Dynastiebegründer Heinrich IV. als erster aus seinem Grab gezerrt und öffentlich zur Schau gestellt. Am 14. Oktober folgten die bereits stark verwesten Leichen seiner Frau Maria sowie des gemeinsamen Sohns Ludwig XIII., ihrer Schwiegertochter Anna von Österreich und des Enkels Ludwig XIV. Alle wurden unter dem Beifall und den Beschimpfungen der schaulustigen Menge in ein Massengrab geworfen[4].

Dies sind markante, doch zugleich auch die einzigen ereignisgeschichtlichen Äußerungen der Rezeption der zweiten Medici-Herrscherin während der Umbruchsphase zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert. Ansonsten erfolgte die Beschäftigung mit ihrer Person eher am Rande des sehr unübersichtlichen und komplexen historisch-politischen Geschehens dieser Zeit. So geriet angesichts der revolutionären Wirren auch die fünfzehn Jahre vor diesen Ereignissen veröffentlichte »Vie de Marie de Médicis« der Gelehrten der Spätaufklärung Marie Thiroux d'Arconville alsbald in Vergessenheit. Das Erscheinungsjahr dieser dreibändigen Monografie, 1774, bildet nichtsdestotrotz das historiografiege-

3 Vgl. Philippe Delorme, La mauvaise tête de Henri IV. Contre-enquête sur une prétendue découverte, Paris 2013, S. 89–128; Jean-Marie Le Gall, Le mythe de Saint-Denis. Entre Renaissance et Révolution, Paris 2007, S. 476–480; Louis Réau, Histoire du vandalisme. Les monuments détruits de l'art français, Paris ²1994, S. 286–290.

4 Der Benediktiner und ehemalige Archivar der Abtei Saint-Germain-des-Prés, Germain Poirier, gilt als wichtigster Augenzeuge des Geschehens und verfasste mehrere Protokolle über die Umsetzung des Dekrets. Das Original wurde beim Brand der Abteibibliothek 1794 zerstört, es existiert jedoch noch eine handschriftliche Kopie unter dem Titel »Journal Historique de l'extraction des cercueils de plomb des Rois, Reines, Princes, Princesses, abbés et autres personnes qui avaient leur Sépulture dans l'Eglise de l'abbaïe roïale de St Denis en France« (1796). Das Dokument wird in den Archives nationales unter der Signatur AE1 15 aufbewahrt. Eine detaillierte Zusammenfassung der Ereignisse auf Grundlage des Protokolls von Poirier liegt vor in Jean-François de La Harpe, Les amours de Henri IV, roi de France, précédées de l'éloge de ce monarque, par M. de La Harpe; suivies de sa correspondance avec ses maîtresses, d'un grand nombre d'anecdotes sur ce bon roi, de ses poésies, d'un récit du premier accouchement de Marie de Médicis, et du journal de la violation des tombeaux de Saint-Denis, Bd. 3, Paris 1807, S. 229–305.

schichtliche Eckdatum der vorliegenden Studie, weil es als erste eigenständige Biografie der mediceischen Herrscherin deren Rezeption im 19. Jahrhundert einleitete.

Doch ist dieses Datum für Frankreich auch ereignisgeschichtlich von Bedeutung, da am 10. Mai 1774 Ludwig XVI. (1754–1793), der letzte Bourbonenkönig des Ancien Régime, den Thron bestieg. Dieser vorsichtige und unbeholfene Reformator seines Landes sah sich alsbald mit einer im Umbruch begriffenen Gesellschaft konfrontiert und musste sich den Konsequenzen einer sich ausweitenden strukturellen Krise stellen, die ihm seine kriegstreibenden und prunkliebenden Vorgänger vermacht hatten[5]. Als letzten Ausweg berief er 1789 die Generalstände ein. Diese mündeten allerdings mit den bekannten Ereignissen ab dem 14. Juli 1789 in die Französische Revolution. Zunächst noch Oberhaupt einer nunmehr konstitutionellen Monarchie, wurde Ludwig XVI. im Herbst 1792 entmachtet, vor Gericht gestellt und schließlich am 21. Januar 1793 hingerichtet. Seine beim Volk verhasste habsburgische Ehefrau Marie-Antoinette folgte ihm wenige Monate später aufs Schafott der Guillotine.

Der drohende Krieg gegen die miteinander verbündeten europäischen Mächte verwandelte die aus dem Königsmord hervorgegangene junge Erste Republik ab Juni 1793 zunächst in ein Terrorregime, das Ende Juli 1794 (8. bis 10. Thermidor des Jahres II) mit dem Sturz von Robespierre gewaltsam beendet wurde. Das offizielle Ende der Revolution wird in der Forschung, wie auch im Selbstverständnis der Zeit, auf den 9. November 1799 (18. Brumaire des Jahres VIII) datiert. An diesem Tag stürzte General Napoléon Bonaparte (1769–1821) das seit 1795 bestehende Direktorium und ebnete den Weg für das Konsulat. Bonaparte selbst bekleidete zunächst die Funktion des Ersten Konsuls, ließ sich jedoch am 2. Dezember 1804 zu Napoleon I., Kaiser der Franzosen, krönen und inszenierte sich von da an als Vollender der Revolution. Nach siegreichen Feldzügen in ganz Europa musste sich der Kaiser ab 1811 allerdings einer sich verschärfenden innenpolitischen Krise stellen. Zudem rückten die Truppen der Koalition aus Preußen, Russland und England nach Frankreich vor und eroberten schließlich Ende März 1814 Paris. Am 6. April 1814 dankte Napoleon ab, woraufhin eine erste Restauration der Bourbonen mit dem Bruder des letzten Königs als Ludwig XVIII. (1755–1824) erfolgte. Der Versuch Napoleons, von seinem Exil in Elba aus wieder an die Macht zurückzukehren, schien zunächst von Erfolg gekrönt zu sein. Seinem Siegeszug nach Paris Ende Februar 1815 folgte eine hunderttägige Herrschaft vom 20. März bis 7. Juli 1815 (die Cent-Jours). Am 18. Juni 1815 erlitt der Kaiser aber bei Waterloo eine schwere Niederlage gegen die von Wellington und Blücher befehligten Koalitionstruppen. Seiner

5 Siehe André Zysberg, La monarchie des Lumières. 1715–1786, Paris 2002, S. 331–417; Jean-Christian Petitfils, Louis XVI, Paris 2005.

nun endgültigen Abdankung am 22. Juni 1815 folgte die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII.[6]

Auch aus historiografiegeschichtlicher Sicht können die Revolution und das Empire als tiefgreifende Umbruchszeit gelten. Der Wille der Revolutionäre, jedwede Erinnerung an die Monarchie auszulöschen, traf nämlich zahlreiche Archive und Privatbibliotheken[7]. Wenngleich mit der Schaffung der Archives nationales durch das Dekret des 7. September 1790 ein wichtiger Grundstein für die historische Forschung gelegt wurde[8], so zerstörten die Wirren dieser Zeit doch viele Dokumente unwiederbringlich. Die noch vor der Revolution umfangreich recherchierte und verfasste Biografie der Mediceerin durch Thiroux d'Arconville ist daher umso wertvoller. Doch auch inhaltlich hinterließen die Eindrücke von 1789 und der Folgejahre in der Historiografie tiefe Spuren. Das Bedürfnis, das erlebte revolutionäre Geschehen schriftlich zu bewältigen, unterdrückte somit zunächst das im vorrevolutionären 18. Jahrhundert einsetzende Aufleben der Geschichtsschreibung[9].

Dieses Bedürfnis nach Verarbeitung und Einordnung der einschneidenden revolutionären Erfahrung rief jedoch in Frankreich zugleich eine neue Geschichtsdeutung hervor: Die Vergangenheit wurde zur reinen Vorgeschichte der Revolution reduziert, die es auf dieses Geschehen hin mittels großer Gesamtdarstellungen sinnstiftend zu deuten galt[10]. In diesem Zuge wurde mit dem gewandten, höfisch-raffinierten und als sinnentleert empfundenen Stil vergangener Historiografengenerationen gebrochen[11]. Wenngleich die liberal-romantische Bewegung ab den 1820er Jahren dann zunehmend wieder den

6 Siehe François Furet, La Révolution, 2 Bde., Paris ²2010–11; Jean Tulard, La France de la Révolution et de l'Empire, Paris 2004.

7 Guy Thuillier, Jean Tulard, Les écoles historiques, Paris 1990, S. 18.

8 Françoise Hildesheimer, Les Archives nationales, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 81–97, hier S. 81–87. Die Archives nationales waren zunächst ein reines Verwaltungsarchiv, das die Unterlagen der Nationalversammlung aufbewahrte. 1808 wurden sie zusätzlich mit einer Abteilung zum Erhalt historischer Dokumente versehen.

9 Camille Jullian, Extraits des historiens français du xixᵉ siècle. Publiés, annotés, et précédés d'une introduction sur l'histoire en France, Paris ⁶1910, S. III. Der Historiker Gabriel Monod sprach im späten 19. Jahrhundert überdies rückblickend von einem regelrechten Niedergang der Historiografie zu dieser Zeit, siehe Monod, Du progrès, S. 26. Neuere Studien zur Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts gehen ebenfalls, wenn überhaupt, nur knapp auf die Historiografie dieser Umbruchsphase ein und setzen häufig erst 1815 an.

10 Vgl. Peter Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789–1871, Zürich 1958, S. 42–59.

11 Vgl. Gabriel Hanotaux, Henri Martin. Sa vie, ses œuvres, son temps. 1810–1883, Paris 1885, S. 243–245.

Eigenwert der Ereignisse vor 1789 betonte, so sollte dieses revolutionszentrierte historische Denken tiefgreifend das Geschichtsverständnis der Franzosen im 19. Jahrhundert prägen, weil sich daran neue ideologische Trennlinien abzeichneten. Die Revolution wurde von den nachfolgenden liberalen und republikanischen Generationen als nationales Vermächtnis gewertet, wohingegen die Historiker konservativer Prägung sie als Auslöser einer verhängnisvollen Verkettung von Ereignissen deuteten[12].

Maria von Medici galt in den Wirren der Revolution, wie auch in deren schriftlicher Aufarbeitung bis 1815, keineswegs als zentrale Figur der Geschichte, mit der man sich vorrangig zu befassen hätte. Sie wurde jedoch als fester Bestandteil der gemeinsamen nationalen Vorgeschichte gewertet, die in die Revolution mündete. Eine Untersuchung der Ausarbeitung und Entwicklung ihrer Rezeption zwischen 1774 und 1815 kann demnach Aufschluss darüber geben, wie sich die Auseinandersetzung mit der französischen Geschichte in dieser Umbruchphase historiografisch ausdrückte. Können überhaupt Brüche im Bild der Mediceerin festgestellt werden, die den geschilderten Niedergang der Historiografie widerspiegeln? Oder dominieren nicht vielmehr inhaltliche Kontinuitäten? Nutzte die Rezeption dieser Königin in der Umbruchszeit der Aufklärung, der Revolution und des Empire Möglichkeiten zur Ausarbeitung neuartiger historiografischer Ansätze oder wies sie weiterhin die klassischen Elemente der Herrschergeschichtsschreibung auf? Wie wirkte sich außerdem der revolutionäre Umschwung auf herkömmliche historische Diskurse des Ancien Régime aus, die bislang das Bild Marias von Medici bestimmt hatten?

1.2 Nachwirkende Traditionslinien aus dem Ancien Régime

Die französische Historiografie am Vorabend der Revolution kann grob in zwei konkurrierende Richtungen eingeteilt werden. Die erste berief sich auf die Tradition der Gelehrsamkeit (*érudition*) und ist von beiden die ältere, da sie sich auf das 17. Jahrhundert zurückdatieren lässt. Die »gelehrsame« Geschichtsschreibung zeichnete sich durch ihren Anspruch auf methodisch-propädeutische Genauigkeit und das fachgerechte Sammeln und Bewahren von Archivdokumenten aus. Sie gilt als Ausdruck der offiziellen Historiografie[13]. Demgegenüber entwickelte sich während der Aufklärung eine philosophische

12 Simon, Historiographie, S. 169.

13 Vgl. Sophie-Anne Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 137–158, hier S. 137–141; Thuillier, Tulard, Les écoles historiques, S. 13–17. Die gelehrsame Geschichtsschreibung hatte einen geistlichen Strang, der v. a. durch die benediktinische Kongregation der Mauriner vertreten

Deutung der Geschichte. Über das reine Sammeln und Auswerten der Quellen hinaus sollten die historischen Fakten in größere Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten zum Verständnis der Gegenwart eingeordnet werden[14].

1.2.1 Die »Vie de Marie de Médicis« der Gelehrten der Spätaufklärung Thiroux d'Arconville

Folgt man den Rezensionen des 19. Jahrhunderts, so müsste die dreibändige »Vie de Marie de Médicis« der Gelehrten Thiroux d'Arconville als typisches Werk in der Tradition gelehrsamer Geschichtsschreibung gewertet werden. Hippolyte de Laporte bezeichnete es kurz nach der Revolution als »ouvrage long et sèchement écrit, mais où il y a de l'exactitude, de la justesse et de la simplicité. Du reste l'auteur a travaillé sur de bons matériaux«[15]. Er bemängelte außerdem den »style monotone«[16] der Biografie. Dieses verhaltene Urteil ist deswegen so relevant, weil Laporte in der »Biographie universelle ancienne et moderne« des monarchistischen Verlegers Louis-Gabriel Michaud im frühen 19. Jahrhundert sowohl den einschlägigen Artikel über Maria von Medici als auch den über Thiroux d'Arconville verfasste. Er war damit der erste, der nach den revolutionären Ereignissen das Werk rezipierte und somit entscheidend die Meinung seiner Zeitgenossen und nachfolgender Generationen vorprägte[17].

wurde, darunter Jean Mabillon (1632–1707) mit dem Werk »Re diplomatica« (1681). Die Mauriner entwickelten die historischen Hilfswissenschaften weiter und wandten methodisch-kritische Maßstäbe zunächst auf die Kirchengeschichte und Patrologie, aber zunehmend auch auf die französische Geschichte an. Der säkulare Strang der gelehrsamen Historiografie wurde im 18. Jahrhundert von der Académie des inscriptions et belles-lettres (vormals »Petite Académie«) verkörpert. Die 1663 gegründete Akademie war der Hort der offiziellen Geschichtsschreibung, in die die Historiografen des Königs automatisch aufgenommen wurden.

14 Monod, Du progrès, S. 24f.

15 Hippolyte de Laporte, Art. »Marie de Médicis«, in: Michaud (Hg.), Biographie universelle, Bd. 26 [^{2}1843], S. 594–598, hier S. 598.

16 Hippolyte de Laporte, Art. »Thiroux d'Arconville«, ibid., Bd. 45 [1826], S. 428–430, hier S. 429.

17 Fortunée Briquet erwähnte zwar ebenfalls Thiroux' Werk in ihrem Artikel von 1804 über Maria von Medici, doch beließ sie es bei einer sachlichen und knappen Angabe: »Sa vie [de Marie de Médicis] fut publiée à Paris, en 1774, 3 vol. in-8°«, Fortunée Briquet, Art. »Marie de Médicis«, in: dies., Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises et étrangères naturalisées en France, Paris 1804, S. 226f.

Zugleich entspricht die dreibändige Biografie in ihrer Zielsetzung auch ganz dem Zeitgeist der Aufklärung[18]. Denn deren Autorin Thiroux verstand ihr Unterfangen als Beitrag zum Voranschreiten der Vernunft, indem sie verfestigte Irrtümer aus dem angesammelten Wissen der letzten zwei Jahrhunderte über die Herrscherin Maria von Medici aufdeckte, überprüfte und beseitigte, um dann ein an neuen Erkenntnissen orientiertes Bild von ihr zu zeichnen[19]. Hierdurch erhob sie nicht weniger als den Anspruch, das bislang ausgebliebene Referenzwerk zu dieser französischen Königin verfasst zu haben – sie soll es übrigens angeblich einem Privatsekretär diktiert haben, während sie eine neue Möbelgarnitur für ihr Wohnzimmer stickte[20].

Eine Frau schreibt Geschichte: Behauptungsstrategien in einem männerdominierten Feld

Die heute größtenteils unbekannte Gelehrte Marie Geneviève Charlotte Thiroux d'Arconville (1720–1805) war zu ihrer Zeit eine beliebte und gern gelesene Autorin naturwissenschaftlicher und literarischer Werke[21]. Sie entstammte einer Familie des Pariser Amtsadels. Nach einer Kindheit, in der ihre Erziehung größtenteils vernachlässigt worden war, heiratete sie im Alter von 14 Jahren den aufstrebenden Juristen Louis-Lazare Thiroux d'Arconville. Als seine Ehefrau übernahm sie zunächst repräsentative Pflichten, zog sich jedoch nach einer schweren Pockenerkrankung 1742 weitestgehend aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich autodidaktisch der Vertiefung ihres Wissens zu widmen[22]. Dies

18 Nicole Pellegrin, L'histoire et son annotation. La mise en scène des sources par trois historiennes du xviiie siècle: Lussan, Thiroux et Kéralio, in: Sylvie Steinberg, Jean-Claude Arnould (Hg.), Les femmes et l'écriture de l'histoire 1400–1800, Mont-Saint-Aignan 2008, S. 269–295, hier S. 284, Anm. 55: Das »Journal encyclopédique et universel«, wissenschaftliche Zeitschrift und Sprachrohr der Aufklärung, bezeichnete Thiroux 1774 anerkennend als Historikerin.

19 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. III.

20 Marie-Laure Girou-Swiderski, La présidente d'Arconville, une femme des Lumières?, in: Bret, Van Tiggelen (Hg.), Madame d'Arconville, S. 21–34, hier S. 25.

21 Der erste Aufsatzband, der sich umfassend mit ihrem Lebenswerk und ihrer Person befasst, erschien 2011, siehe Bret, Van Tiggelen (Hg.), Madame d'Arconville.

22 Girou-Swiderski, La présidente d'Arconville, S. 23; Patrice Bret, La face cachée des Lumières. À la découverte de Madame d'Arconville, in: ders., Van Tiggelen (Hg.), Madame d'Arconville, S. 11–17, hier S. 13: Über ihren Rückzug aus dem öffentlichen Leben wurde bereits zu ihren Lebzeiten viel spekuliert. Viele werteten dies als Konsequenz ihrer Entstellung durch die Pockennarben, andere sahen darin den Ausdruck einer neuen persönlichen Reife in Anbetracht des knapp entgangenen Todes.

tat sie, ganz im Sinne des universalistischen Ansatzes der Aufklärung, indem sie sich mit einer Vielzahl an Fachdisziplinen befasste. Infolgedessen machte sie sich einen Namen als Übersetzerin, Moralistin und Betreiberin eines wissenschaftlichen Salons, in dem sogar einer der führenden Philosophen der Aufklärung, Denis Diderot, zu Gast war[23].

Mit etwa fünfzig Jahren wagte sich die Gelehrte schließlich in das männerdominierte Feld der Geschichtsschreibung[24]. Ihre historiografische Produktion bleibt indes überschaubar und beschränkt sich neben der Biografie Marias auf zwei weitere Werke: die »Vie du cardinal d'Ossat« (1771) und die »Histoire de François II« (1783). Wie es im 18. Jahrhundert die Schicklichkeit und das Ideal weiblicher Bescheidenheit erforderten, wurden sie zunächst anonym veröffentlicht[25]. Den gelehrten Kreisen der französischen Hauptstadt war deren Verfasserin allerdings durchaus bekannt, weshalb Thiroux explizit und sogar über ideologische Grenzen hinweg in zeitgenössischen Rezensionen Anerkennung für ihre historiografischen Werke erntete[26].

23 Bret, La face cachée des Lumières, S. 11f.: Durch ihren vielseitigen Wissensdurst war Thiroux, eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, ganz eingebettet in den Zeitgeist der Aufklärung, wenngleich sie deren philosophischen Überzeugungen nicht teilte. Mit den Aufklärern hatte sie v. a. gemein, dass sie in ihrem Schaffen von dem Wunsch getrieben war, eine fächerübergreifende Wissensvermittlerin zu sein.

24 Ihr spät entfachtes Interesse für die Geschichte warf in der Forschung viele Fragen auf. Häufig wurde vermutet, dass sie im Alter nicht mehr in der Lage gewesen sei, Experimente durchzuführen, und daher die Naturwissenschaften durch die Geschichtsschreibung ersetzte. Pellegrin wandte sich indes gegen diese weit verbreitete Auffassung, da die minutiöse Quellenarbeit und methodische Genauigkeit ihrer historiografischen Arbeit gerade für eine Stringenz ihres wissenschaftlichen Ansatzes sprächen. Mit ihrem wachsenden Interesse an der Geschichtsschreibung sei die wissbegierige Gelehrte somit lediglich dem Reiz einer aufstrebenden Wissenschaft gefolgt. Siehe hierzu Nicole Pellegrin, »Ce génie observateur«. Remarques sur trois ouvrages historiques de Madame Thiroux d'Arconville, in: Bret, Van Tiggelen (Hg.), Madame d'Arconville, S. 135–146, hier S. 140f.

25 Siehe Bret, La face cachée des Lumières, S. 13f.; Davis, Gender and Genre, S. 174, 182; Girou-Swiderski, La présidente d'Arconville, S. 26 sowie das Originaldeckblatt der drei Bände der »Vie de Marie de Médicis«.

26 Der Literaturkritiker und erbitterte Gegner der Aufklärungsphilosophen Élie Fréron (1718–1776) führte die historischen Werke von Thiroux lobend in seiner »Année littéraire« an. Ebenso Friedrich Melchior Grimm (1723–1807) und Denis Diderot (1713–1784) in deren »Correspondance littéraire, philosophique et critique«, siehe Girou-Swiderski, La présidente d'Arconville, S. 29; Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 135f.

Herausforderungen einer weiblichen Geschichtsschreibung

Im Gegensatz zu männlichen Historiografen sahen sich Geschichtsschreiberinnen im Ancien Régime mit gewichtigen Hürden konfrontiert, sei es aufgrund ihrer begrenzten räumlichen Mobilität und wissenschaftlichen Vernetzung, ihres eingeschränkten Zugangs zu den Quellen oder aufgrund einer unzureichenden propädeutischen Ausbildung. Außerdem erforderten Geschichtswerke eine entsprechende Leserschaft, die die Forschungsergebnisse der jeweiligen Autorin ernst nahm[27]. Zweifelsohne profitierte Thiroux von den einflussreichen Kontakten ihres Mannes, dank derer sie Zugang zu teils allgemein unbekannten Dokumenten der Bibliothèque royale[28] und des Pariser Stadtarchivs erhielt[29]. Ebenso zog sie Vorteile aus den Entwicklungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dank derer Autorinnen ihre Untersuchungsfelder zunehmend zu diversifizieren und an die Vorgehensweise ihrer männlichen Kollegen anzugleichen suchten, wenngleich sie zahlenmäßig noch lange nicht auf das gleiche Publikum bauen konnten. Diese Veränderung ist teils den literarischen Salons zu verdanken, die den geistigen Austausch zwischen beiden Geschlechtern begünstigten.

Der Kulturhistorikerin Natalie Zemon Davis zufolge zeichnete sich die weibliche Geschichtsschreibung dieser Zeit vor allem dadurch aus, dass die Autorinnen die erschwerten, geschlechterbedingten Rahmenbedingungen zunehmend nutzten, um sich Nischenbereiche der Historiografie anzueignen oder sich in ihrer weiblichen Autorenschaft zu inszenieren[30]. Dies ist nicht zuletzt in der »Vie de Marie de Médicis« von Thiroux nachweisbar: Obgleich die Autorin in ihrer Einleitung häufig den Bescheidenheitstopos gezielt einsetzte, um sich dezent hinter der von männlichen Historiografen verfassten Weltgeschichte einzureihen[31], so sprach sie der von ihr betriebenen Partikulargeschichte unmissverständlich eine komplementäre historiografische Relevanz zu[32]. Nicole Pellegrin zufolge verfasste Thiroux diese Biografie also nicht aus

27 Vgl. für diesen Abschnitt Davis, Gender and Genre, S. 154–167.

28 Die heutige Bibliothèque nationale de France (BnF) ist die Nachfolgeinstitution der Bibliothèque royale des Ancien Régime und der Restauration bzw. Bibliothèque impériale unter Napoleon I. und später dem Second Empire. Die Bibliothèque royale wurde 1368 unter Karl V. eingerichtet und ist seit 1537 dafür zuständig, die Pflichtexemplare der französischen Veröffentlichungen aufzubewahren.

29 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. IV.

30 Davis, Gender and Genre, S. 174.

31 Siehe z. B. Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. III, IV, XIX, XX.

32 Vgl. ibid., S. III–V.

Mangel an thematischen Alternativen, sondern weil sie sich bewusst dafür entschied[33]. Thiroux d'Arconville bietet somit eindeutig das Beispiel einer Historikerin, die sich der Spielräume geschickt bediente, die ihre männlichen Kollegen ihr zubilligten, um sie dann in genau diesem Themenbereich zu übertreffen und sich qualitativ von ihnen abzugrenzen.

Herrscherinnenbiografie – ein origineller Ansatz?

Die Vorgehensweise von Thiroux d'Arconville mutet auf den ersten Blick eher klassisch und konformistisch an. Die Biografie – insbesondere weiblicher Protagonisten der Geschichte – war nämlich unter Frauen, die sich an das historische Feld heranwagten, bei weitem die beliebteste Gattung, bei der sie zudem von den männlichen Kollegen als Autorinnen geduldet, wenngleich nicht ganz ernst genommen wurden[34]. Mit der Lebensgeschichte einer Frau scheint sich Thiroux also auf ein Thema beschränkt zu haben, das ihrem eigenen Erfahrungsraum entsprach und die Schicklichkeitsgrenzen der Gesellschaft ihrer Zeit nicht überschritt. Die Formulierung »Vie de…« greift überdies den Duktus einer konventionellen Heiligenvita oder Herrscherbiografie auf. Der Titel vermittelt demnach keinen offensiven Anspruch nach einer den männlichen Historikern gleichwertigen Geschichtsschreibung, wie etwa das Werk »Histoire d'Élisabeth, reine d'Angleterre« (1786–1788) ihrer Zeitgenossin Louise de Kéralio. Bei genauerer Betrachtung zeichnet sich jedoch das gesamte historiografische Werk von d'Arconville durch eine zu dieser Zeit innovative methodische Leistung aus. Tatsächlich folgt ihre »Vie de Marie de Médicis« bereits hundert Jahre vor der *école méthodique* dem heuristischen und kritischen Vorgehen dieser Schule und ist vom Willen seiner Autorin geprägt, die teils widersprüchlichen zeitgenössischen Dokumente und Sachverhalte auf der Grundlage von Primärquellen rational zu ergründen und die daraus gewonnenen Ergebnisse dem Leser nachvollziehbar zu vermitteln. Aus diesem Grund wurde Thiroux' Arbeit im ausgehenden 19. Jahrhundert im Zuge der wissenschaftlich-universitären Geschichtsschreibung der *école méthodique*, die wie die gelehrsame Historiografie das Primat der Quellen beteuerte, stärker gewürdigt und demzufolge vermehrt rezipiert. Sie galt nun, ein Jahrhundert nach der Veröffentlichung ihres detailreichen dreibändigen Werks, als »un des meilleurs historiens de Marie de

33 Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 139.

34 Berger, Conrad, The Past as History, S. 125; Rosemary Mitchell, The Busy Daughters of Clio. Women Writers of History from 1820 to 1880, in: Women's History Review 7/1 (1998), S. 107–134, hier S. 121; Mary Spongberg, Art. »Female Biography«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 172–182, hier S. 172.

Médicis«[35]. Und auch heute noch äußern sich Forscher anerkennend über die von ihr verfasste Biografie, die Natalie Zemon Davis als »firmly written ›Vie de Marie de Médicis‹, based on a wide-ranging research«[36] bezeichnete.

Zur besseren Nachvollziehbarkeit ihrer Lebensbeschreibung Marias von Medici legte Thiroux einen detaillierten Fußnotenapparat an, der jede ihrer Aussagen Schritt für Schritt mit Quellen belegen sollte. Ganz im Sinne der Historikerin Nicole Pellegrin, die die Fußnote bei Thiroux als »ni ornementale ni parodique« bezeichnete[37], muss diese propädeutische Leistung als fester Bestandteil ihrer historischen Erzählung und Ausdruck ihres wissenschaftlichen Ethos verstanden werden. Nicht zuletzt ist die stete Rückbindung an die Quellen mithilfe ausführlicher, kursiv angeführter Zitate im Fließtext als ein solcher Versuch zu deuten, sich qualitativ von der männlichen, zu dieser Zeit stark kompilierenden Geschichtsschreibung abzuheben und der eigenen Darstellung mehr Gewicht zu verleihen[38]. Die drei Jahre zuvor verfasste Biografie des Kardinals Arnaud d'Ossat kann in dieser Hinsicht als methodischer Testlauf für die darauffolgende Lebensgeschichte Marias gewertet werden[39]. Außerdem stellte die Gelehrte dem Hauptteil eine umfassende Vorstellung ihrer Hauptquellen voran und nummerierte abschließend die für die Beweisführung des jeweiligen Bands neu hinzugefügten Dokumente durch, erläuterte diese einzeln und gab davon Ausschnitte in ihrem Fließtext wieder. Dies war alles andere als üblich, vergleicht man ihre »Vie de Marie de Médicis« mit zeitgenössischen historiografischen Werken. Allein die Auflistung aller verwendeten Quellen nimmt bei Thiroux insgesamt 173 Seiten und damit fast ein Zehntel der dreibändigen Lebensbeschreibung der Herrscherin in Anspruch[40]!

Neben den Parlamentsregistern und weiteren offiziellen Dokumenten, Briefen und Manuskripten[41] legte Thiroux den Schwerpunkt eindeutig auf zeitgenössische Autoren und verwarf prinzipiell nachträgliche Darstellungen.

35 Barthélemy bezeichnete Thiroux als »auteur exact, équitable, et qui avait puisé à de bonnes sources«, Charles Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, in: ders., Erreurs et mensonges historiques, Bd. 7, Paris 1877, S. 215–228, hier S. 221.

36 Davis, Gender and Genre, S. 167.

37 Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 283.

38 Dies., »Ce génie observateur«, S. 139f., 145. Zu Beispielen für diese Vorgehensweise siehe auch u. a. Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 2, S. 530–532.

39 Ibid., Bd. 1, S. XIXf. In ihrer Biografie Marias von Medici sind z. B. die Fußnoten stringent nummeriert und beschränken sich rigoros auf bibliografische Angaben.

40 Siehe ibid., S. III–XX, S. 21–28 des Vorworts, S. 508–580; ibid., Bd. 2, S. 577–612; ibid., Bd. 3, S. 517–548.

41 Vgl. die Auflistung ibid., Bd. 1, S. 21–28 (das Quellenverzeichnis ist Teil des Vorworts).

Besonders die Memoiren, die sich als neues Genre seit dem 16. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten, bildeten für die Erforschung des Lebens der mediceischen Herrscherin eine zentrale Quellengattung[42]. Zwar war sich Thiroux der Voreingenommenheit der Memoirenschreiber bewusst, doch bevorzugte sie sie trotz allem aufgrund ihrer Eigenschaft als unmittelbare Zeugen des Geschehens[43].

Mit großer Sorgfalt wog sie daher eingangs die Intentionen aller von ihr untersuchten Autoren ab, da sie vermutete, dass dies auf deren Darstellung Marias eingewirkt haben könnte[44]. Den Memoiren des Finanzministers Sully warf sie etwa vor, sehr tendenziös und zum reinen Zweck der Selbstinszenierung verfasst worden zu sein[45]. Damit hinterfragte sie als eine der ersten die mythische Aura dieser zentralen Figur der französischen Monarchie, die Sully selbst in seinen Memoiren konstruiert hatte und die jahrhundertelang teils unreflektiert übernommen wurde[46]. Ihre wichtigste Quelle war allerdings die »Histoire de la Mère et du Fils«, wenngleich sie auch hier die Parteilichkeit des Autoren, Richelieu, verurteilte und dessen Härte gegenüber seiner ehemaligen Gönnerin Maria anprangerte[47].

Die Gewissenhaftigkeit, mit der d'Arconville versuchte, das Bild Marias zu rationalisieren, lässt sich außerdem sehr gut bei der Schilderung von Schlüsselereignissen aus dem Leben der Königin nachvollziehen. Thiroux wägte hierbei stets verschiedene Darstellungen gegeneinander ab und entschied sich dann für die ihrer Meinung nach glaubwürdigste Quelle. Die von ihr angesetzten beiden Hauptkriterien zur Bestimmung der Verlässlichkeit einer Quelle waren die Nähe des Zeugen zum Geschehen und dessen Einstellung zu Maria von Medici.

42 Michelet bezeichnete das 17. Jahrhundert aufgrund der zahlreichen damals verfassten Memoiren als »siècle bavard«, siehe Jules Michelet, Histoire de France au dix-septième siècle, Bd. 12: Richelieu et la Fronde, Paris 1858, S. 33.

43 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. IV–VI, XVIIIf.

44 Vgl. ibid., S. V–XIX.

45 Ibid., S. VII.

46 Bret, La face cachée des Lumières, S. 16; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 104f., 494f.: Thiroux brach etwa mit dem historiografischen Topos von Sully als treuem Freund des Königs und schärfstem Kritiker der Regentschaft Marias von Medici. Sie entnahm vielmehr der »Histoire de la Mère et du Fils«, dass sich der König zunehmend von seinem Vertrauten distanziert hatte und vorgehabt haben soll, ihm nach dem Feldzug in Jülich und Kleve die Verantwortung für die Landesfinanzen zu entziehen. Zudem soll Sully nach seinem Rücktritt Briefkontakt mit Maria gehabt und sie als Vermittler während der Adelsaufstände unterstützt haben. Zur Rezeptionsgeschichte der »Œconomies royales« von Sully vgl. Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 107–122.

47 Siehe Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. XII; ibid., Bd. 2, S. 198f.

Bezeichnenderweise entschied sich die Historikerin stets für einen rationalen Mittelweg weitab von Verklärungen oder Verteufelungen der Protagonistin und blieb damit dem für die gelehrsame Geschichtsschreibung charakteristischen ausgewogenen Stil treu, der jedwede drastische Meinungsäußerung vermied[48].

Grenzen des Ansatzes von Thiroux d'Arconville

Das soeben dargelegte heuristische Vorgehen von Thiroux, die ihr Bild der Mediceerin sehr betont aus Memoiren ableitete, birgt jedoch auch gewisse Probleme. So kann zu Recht gefragt werden, ob zeitgenössischen Berichten so viel Gewicht verliehen werden sollte. Zwar ist deren Schilderung zweifelsohne von zentraler Bedeutung, doch häufig auch fehlerhaft[49]. Die Befangenheit eines Augenzeugen gegenüber Maria macht außerdem dessen Darstellung nicht zwangsläufig wertlos. Der Fokus auf Memoiren, also auf eine typische Form adliger Berichterstattung, führte außerdem zu einer gewissen Einseitigkeit. Thiroux verfiel dadurch nämlich häufig in einen chronikhaften Stil, in dem allzu oft politische und wirtschaftliche Zusammenhänge zugunsten von Adels- und Hofintrigen vernachlässigt wurden[50].

Wenngleich nach Meinung von Nicole Pellegrin Thiroux' regelrechter »fétichisme de l'archive«[51] belächelt werden kann, so bleibt doch, dass sie für ihre Zeit innovativ vorging, indem sie sich von dem, was sie als »compilations indigestes«[52] ihrer männlichen Kollegen bezeichnete, zu distanzieren suchte. So gab sie stets den zeitgenössischen Quellen den Vorrang, um zu aus ihrer Sicht unverfälschten Erkenntnissen zu gelangen. Das Ergebnis ist ein sachliches, relativ differenziertes Bild Marias, in der stets der wissenschaftlichen Transparenz und Nachvollziehbarkeit der quellenzentrierten Vorarbeit Rechnung getragen und Ausschmückungen vermieden werden sollten. Damit wandte sie die

48 Hier wäre z. B. das Gerücht ihrer Mittäterschaft bei der Ermordung Heinrichs IV. anzuführen, siehe ibid., S. 148–153, insb. S. 153: »On ne peut donc former raisonnablement que des présomptions sur les auteurs de la mort du Roi. Ce seroit même une témérité impardonnable que d'asseoir un jugement d'après de prétendus faits trop peu constatés, pour n'avoir pas lieu de craindre d'être […] calomniateur, au lieu d'Historien impartial & véridique«. Vgl. hierzu auch ihre Schilderung der *journée des Dupes* (1630), ibid., Bd. 3, S. 243–255.

49 Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 144f.

50 Besonders auffällig ist dies bei der Schilderung der Generalstände von 1614, siehe Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 2, S. 6, 26, 31.

51 Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 288.

52 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. III.

ihr bekannten Methoden der gelehrsamen Geschichtsschreibung an und trieb sie auf die Spitze, um sich mit einem eigens entwickelten historiografischen Stil in der männlich dominierten Welt der Geschichtsschreibung, wenn schon nicht fest zu etablieren, so doch zu behaupten und abzugrenzen. Mit den Ereignissen von 1789 geriet Thiroux und damit auch ihr neuer Blickwinkel auf Maria dann aber vorerst in Vergessenheit[53].

1.2.2 Eine Erneuerung der Rezeptionsmotive in der Empire-Zeit?

Nach der Revolutionszeit blühte die staatlich geförderte Nationalgeschichte während des Empire wieder auf. Dies geschah vor allem unter der Ägide des 1795 gegründeten Institut de France, das die 1793 aufgelösten Akademien des Ancien Régime in einer egalitären und zugleich dezentralen Form wieder aufleben lassen sollte[54]. Dadurch wurde wieder nahtlos an die Tradition der offiziell geförderten gelehrsamen Historiografie des 18. Jahrhunderts angeknüpft. Der Schwerpunkt der Forschungen der historischen Abteilung des Institut lag auf der Antike, da Napoleon als Kaiser der Franzosen und ehemaliger General der Revolutionsarmee Parallelen zum Cäsarenreich aufzeigen wollte. Doch auch die französische Geschichte, als deren Vollender er sich zu inszenieren suchte, interessierte ihn sehr[55].

Im Empire galt das mehrbändige Gemeinschaftswerk »Histoire de France« von Paul François Velly (1709–1759), Claude Villaret (1715–1766) und Jean-Jacques Garnier (1729–1805) aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weiterhin als Referenzwerk[56]. Aus diesem Grund beauftragte Napoleon ein Mitglied des Institut de France, den Historiker Louis-Pierre Anquetil (1723–1808), ein ähnliches, aber aktualisiertes Werk zur Nationalgeschichte zu verfassen. Das vierzehnbändige Auftragswerk erschien schließlich 1805. Ab 1808 kam

53 Nach der Revolution 1793 knapp ihrer Guillotinierung entronnen, begann Thiroux 1801 wieder zu schreiben – diesmal offen unter ihrem eigenen Namen. Sie starb 1805. Erst der Artikel von Laporte in der »Biographie universelle« befasste sich 1826 wieder mit dem Leben und Werk der Gelehrten.

54 Vgl. Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, S. 143–147.

55 Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. V; Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, S. 146f.

56 Émile Coornaert, Destins de Clio en France depuis 1800, Paris 1977, S. 16f.; Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. IIIf. Velly begann 1755 mit seiner »Histoire de France«, die dann zwischen 1760 und 1767 von Villaret und 1767 bis 1786 von Garnier fortgesetzt wurde. Der Historiker Jullian bezeichnete das Werk im späten 19. Jahrhunderts abfällig als »histoire ›à la Pompadour‹«, weil es im Wesentlichen den Fokus auf das Hofleben legte, siehe ibid., S. IV.

zudem die eigentliche Fortsetzung der »Histoire de France« von Velly, Villaret und Garnier durch Antoine Étienne Fantin des Odoards (1738–1820) heraus. Dieser setzte an, wo Garnier aufgehört hatte, nämlich am Ende des 16. Jahrhunderts, und verfasste zwischen 1808 und 1810 sechsundzwanzig Bände über die Zeit von Beginn der Herrschaft Heinrichs IV. bis zum Tod Ludwigs XVI. (1598–1793).

Anquetil behandelte die Regentschaft Marias in Band 8 (1805) seiner »Histoire de France«, Fantin widmete sich ihr in den Bänden 9 bis 13 seines Werks (allesamt 1809 erschienen). Beide Darstellungen folgen einem sehr chronikhaften Vorgehen mit kurzen Sätzen sowie wenigen Details und Ausschmückungen. Wenngleich sie damit stilistisch beide eindeutig in der Tradition der gelehrsamen Historiografie des Ancien Régime stehen, so unterscheiden sie sich inhaltlich deutlich voneinander. Denn obwohl der von Fantin des Odoards gewählte Titel »Histoire de France, commencée par Velly, Villaret et Garnier« geradezu eine ungebrochene inhaltliche Kontinuität zur Historiografie des ausgehenden Ancien Régime evoziert, so war es doch eher die von Napoleon in Auftrag gegebene »Histoire de France« von Anquetil, die sich in diese Traditionslinie einklinkte. In der Tat erinnern Anquetils bedachte Formulierungen sehr an die der gelehrsamen Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts, in der meist verschiedene Positionen zusammengetragen wurden, ohne unmittelbar Position zu beziehen[57]. Die Zeitgenossen warfen Anquetil daher auch vor, sich zu sehr am vorrevolutionären Stil Vellys orientiert zu haben, ohne die ideologischen Umbrüche und Lehren der Revolution zu berücksichtigen[58]. Fantins Werk spiegelt hingegen ganz klar den ideologischen Wandel von 1789 wider. Trotz sehr klassischer Interpretationselemente in seiner Darstellung der Herrschaft Marias scheint ein demokratischer Duktus durch, in dem das Volk als eigentliche entscheidende Instanz der Geschichte gilt. In diesem Sinne legte Fantin einen Schwerpunkt auf die Darstellung der General- und Provinzstände wie auch der Sitzungen der Parlamente und Protestanten und damit aller Versammlungsfor-

57 Siehe z. B. Louis-Pierre Anquetil, Histoire de France, depuis les Gaulois jusqu'à la mort de Louis XVI, Bd. 8: 1603–1643, Paris [5]1825, S. 306 oder 339.

58 Der bedeutende Stückeschreiber der Revolution Marie-Joseph Chénier (1764–1811) wertete Anquetils »Histoire de France« als wenig erkenntnisfördernd, phrasenhaft und deutlich zu lang, siehe Marie Joseph Chénier, Rapport à l'empereur sur les progrès des sciences, des arts et des lettres depuis 1789, in: Jean-Claude Bonnet, Pierre Frantz, Denis Woronoff (Hg.), Littérature française, Paris 1989, S. 150. Die Kritik an Anquetils Werk wertete Leterrier als Nachweis für die auch nach der Revolution weiter bestehende Konkurrenz zwischen einer staatlich geförderten gelehrsamen Historiografie und einer philosophischen Geschichtsschreibung, siehe Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, S. 148.

men, die die »Nation« oder einen Teil davon repräsentierten[59]. So musste die Regentin Fantin zufolge ihre politischen Projekte vor »tous les Français« verantworten[60].

Anquetil und Fantin stützten sich beide in ihren Ausführungen zum frühen 17. Jahrhundert auf eine sehr klassische Quellenauswahl, darunter Richelieus »Testament Politique« und die 1611 gegründete erste französische Zeitschrift, den »Mercure de France«. Eine zentrale Rolle schrieben sie den Memoiren von Sully zu. Den Minister Heinrichs IV. bewerteten sie aber, anders als Thiroux, als vertrauenswürdigen und ausgewogenen Gewährsmann[61]. Anquetil übernahm daher kritiklos von Sully das Bild Marias von Medici als sturer und zänkischer Frau, durch das der Finanzminister jedoch vor allem sich selbst als Schlichter und Friedensstifter im verworrenen Eheleben seines Freundes zu inszenieren gesucht hatte[62]. Auch in der Wahl der Quellen grenzte sich Fantin von Anquetil ab und brachte damit seine ideologische Ausrichtung zum Ausdruck. In der Schilderung der von Maria von Medici einberufenen Generalstände von 1614 sowie der Persönlichkeit Richelieus stützte er sich nämlich nicht auf zeitgenössische Quellen, sondern fast ausschließlich auf die »Observations sur l'Histoire de France« (1765) des Philosophen der Aufklärung Gabriel Bonnot de Mably (1709–1785), der in seiner Kritik des Ancien Régime eine Rückkehr zu antiken Formen der Volkssouveränität gefordert hatte[63].

Im Schatten zweier Giganten der nationalen Geschichte

Der rezeptionsgeschichtliche Werdegang Marias von Medici ist untrennbar mit zwei Männern verbunden, deren politisches Wirken das ihrige zeitlich einrahmen. Ihr Mann, Heinrich IV., und der Prinzipalminister ihres Sohnes, ihr ehemaliger Günstling Kardinal Richelieu, wurden in der Nachwelt als Staatsmänner verklärt, die wesentlich zur Größe und zum Prestige Frankreichs beigetragen hatten. Doch wie wurde mit der Regentschaft Marias, dem weibli-

59 Fantin widmete sich den Generalständen auf fast 100 Seiten, siehe Antoine Étienne Fantin des Odoards, Histoire de France, commencée par Velly, Villaret et Garnier. Seconde partie, depuis la naissance de Henri IV jusqu'à la mort de Louis XVI, 26 Bde., Paris 1808–1810, hier Bd. 9, S. 288–361.

60 Ibid., S. 62. Siehe hierzu auch ibid., Bd. 10, S. 140f.

61 Anquetil, Histoire de France, S. 22, 91 u. Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 55.

62 Anquetil, Histoire de France, S. 21.

63 Siehe. z. B. Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 289f.

chen Intermezzo in diesem männlich dominierten Narrativ der Vergangenheit umgegangen?

Besonders auffällig im frühen 19. Jahrhundert ist die unmissverständliche Idealisierung des Werks Heinrichs IV., die schon vor der Revolution nachweisbar ist und erstaunlicherweise unmittelbar danach unverändert wieder aufgegriffen wurde. Wie Danièle Thomas anführte, war Heinrich IV. im späten 18. Jahrhundert am Höhepunkt seiner Beliebtheit angelangt. Dies war auf die steigende Verbreitung volkstümlicher Anekdoten um ihn als volksnahen König zurückzuführen, die dann im Wesentlichen den Umwälzungen der Revolution standhielten[64]. Zudem hatte Bonaparte seit dem Konsulat bewusst den Vergleich mit diesem Monarchen gesucht, der das Land nach den Religionskriegen befriedet hatte[65].

Wie tief die positive Erinnerung an den ersten Bourbonenkönig noch vor der Restauration der Bourbonen in den Jahren 1814 beziehungsweise 1815 verankert war, verdeutlicht die zeitgenössische Kritik an der Tragödie »La mort de Henri Quatre« (1806) von Gabriel-Marie Legouvé[66]. Dem Autor wurde etwa vorgeworfen, dem jovialen und gutmütigen Wesen des Königs aufgrund des tragischen Grundtons und der Reimform in dem Stück nicht gerecht geworden zu sein[67]. Legouvé selbst betonte darüber hinaus, er habe sich bewusst für die Variante einer Intrige privater und nicht politischer Natur entschieden, um den König als guten Ehemann und treuen Freund stilisieren zu können[68]. Auch Anquetil und Fantin verherrlichten den ersten Bourbonenherrscher in seltener inhaltlicher Übereinstimmung. Anquetil beschrieb ihn als wundersam begabten und väterlichen Monarchen, der Frankreich mit der Unterstützung seines treuen Ministers Sully nach dem Bürgerkrieg wieder aufgerichtet und neuen Wohlstand beschert habe[69]. Ganz ähnlich Fantin, der ihn als Friedensstifter stilisierte. Im Einklang mit dem demokratischen Grundton seiner Schilderung

64 Thomas, Henri IV, S. 55f.

65 Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 339.

66 Wie Anquetil war auch Legouvé Mitglied des Institut de France und zudem der Ehrenlegion, siehe J. Rouvière, Art. »Gabriel-Marie-Jean-Baptiste Legouvé«, in: Jean-Pierre Lobies, Yves Chiron (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 20, Paris 2011, Sp. 1009.

67 Alexandre-Vincent Pineux-Duval, Discours de réception à l'Académie française du 15 avril 1813, http://www.academie-francaise.fr/discours-de-reception-dalexandre-vincent-pineux-duval (14.1.2019).

68 Legouvé, La mort de Henri Quatre, S. IV.

69 Anquetil, Histoire de France, S. 1: »Le royaume, si long-temps dévasté, commençait à fleurir par les soins paternels de Henri-le-Grand. Aucun des moyens d'y répandre l'abondance ne lui échappait: il entendait le commerce comme un monarque doit l'entendre, c'est-à-dire, pour le protéger. Enfermé dans son cabinet avec Sully, il exami-

spekulierte er sogar kontrafaktisch, dass er den Körperschaften und somit dem Volk sicherlich ein größeres Mitspracherecht eingeräumt hätte, wäre er nicht frühzeitig verstorben[70].

Diese Verherrlichung Heinrichs IV. führte zwangsläufig dazu, dass seine Frau und Nachfolgerin an der Macht im direkten Vergleich schlechter abschnitt – nicht zuletzt, um die Leistung des ersten Bourbonenkönigs stärker hervorzuheben. Anquetil und Fantin kritisierten etwa Marias Abkehr von der sparsamen Finanzpolitik ihres Mannes[71]. Wie ihr Biograf Jean-François Dubost 2009 allerdings anmerkte, war die Freigiebigkeit der Regentin nicht zwangsläufig Ausdruck willkürlicher Verschwendung, sondern ist vor dem Hintergrund des florentinisch-mediceischen Herrschaftsverständnisses und somit als fester Bestandteil ihrer Machtpraxis zu verstehen[72].

Den symbolhaften politischen Bruch zwischen Heinrich IV. und Maria von Medici setzten Thiroux, Fantin und Anquetil alle beim Rücktritt von Sully 1611 an. Je nach Darstellung soll er entweder verdrossen angesichts der jüngsten politischen Entwicklungen zurückgetreten oder von der Regentin selbst schlichtweg verdrängt worden sein, weil er als Freund ihres Mannes eine stete mahnende Erinnerung gewesen war[73]. Letztere Interpretation vertrat Sully selbst in seinen Memoiren, die um 1638 – als die Königinmutter bereits aus dem Königreich verbannt war – veröffentlicht wurden. Maria machte er darin für einen angeblichen Einschnitt verantwortlich, der endgültig das Ende der integren und kompetenten Regierung Heinrichs IV. und seines Vertrauten eingeläutet habe. Diese selbstlegitimatorische Deutung wurde dann in der Historiogra-

nait les mémoires dont les hommes à projets ne laissent jamais manquer les ministres«. Siehe auch S. 45f., 53, 65, 76.

70 Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 378f.

71 Anquetil, Histoire de France, S. 76 u. Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 35, 196.

72 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 59.

73 Anquetil, Histoire de France, S. 90f.; Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 52f.; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 231–237. Sully beschrieb in seinen Memoiren seinen Rücktritt als freiwillig. Briefe von Sully sowie die Memoiren von Gabrielle d'Estrées und Richelieu sprechen von einer Entlassung. Dies wirkte sich im 19. Jahrhundert auf die Wertung der Regentschaft aus. Historiker, die Maria positiv gegenüberstanden, sprachen von einer Zusammenarbeit zwischen ihr und Sully, um den Adel in Schach zu halten. Sullys Rücktritt hätte demnach mit seiner steigenden Unbeliebtheit zusammengehangen, siehe z. B. Anaïs Bazin de Raucou, Histoire de France sous Louis XIII, 4 Bde., Paris 1838, hier Bd. 1, S. 124–129. Wie Dubost allerdings anmerkte, ist Sullys Rücktritt eher als politischer Schachzug zu werten. Als Wahrer der Politik Heinrichs IV. hatte er viele Feinde. Sein Rücktritt sollte die Beziehung zwischen der Regentin und dem Adel entspannen, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 326.

fie des Ancien Régime weitertradiert. Thiroux zufolge setzte demnach mit dem Rücktritt des Finanzministers eine regelrechte »anarchie«[74] am Hof ein, die sich mittelfristig auf den inneren Frieden Frankreichs auswirkte.

Eine solche Deutung war nicht bar jeder frauen- und fremdenfeindlichen Implikation. So hätte Anquetil zufolge Maria zwar nach der Ermordung ihres Mannes Ruhe und Ordnung aufrechterhalten können, gefährdete jedoch diesen nahtlosen Übergang aufgrund ihrer gefühlsgeleiteten Haltung[75]. Besonders ungeschickt soll sie sich in ihrer offen zur Schau gestellten Bevorzugung des florentinischen Ehepaars Concini gezeigt haben, zu deren Gunsten sie traditionelle Rangordnungen missachtete und damit viele Mitglieder des Schwertadels vor den Kopf stieß[76]. Was Anquetil jedoch als Ausdruck der Inkompetenz und Naivität einer Landfremden wertete, betrachtete Fantin hingegen schlichtweg als berechnende Machtgier, die er aber wiederum ebenfalls Marias italienischer beziehungsweise mediceischer Abstammung anlastete[77]. Diese von Anquetil und Fantin in der Stilisierung Marias verwendeten xenophoben und misogynen Topoi waren alte Motive, die seit der Regentschaft Katharinas von Medici in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Publizistik zur politischen Diskreditierung weiblicher Herrschaften eingesetzt wurden[78]. Die negative Stilisierung der Regentschaft Marias gipfelte darum meist, so auch bei Fantin, in der Analogie zur Herrschaft ihrer besagten Vorgängerin, deren Ruf in der französischen Erinnerung ebenso negativ belastet ist. So habe es Maria in ähnlicher Weise verstanden, Zwietracht zu säen, um uneingeschränkt zu herrschen[79].

In ihrer Bewertung Richelieus unterschieden sich Anquetil und Fantin hingegen, ganz im Gegensatz zu ihrer einmütig positiven Darstellung Heinrichs IV. Dies schlug sich wiederum auf die Darstellung Marias als dessen Kontrahentin nieder. Anquetil ging, wie bei der Königinmutter, auch bei Richelieu differenziert und vorsichtig vor und maß ihn an seinen politischen Ergebnissen, nicht an seinem schwer fassbaren Charakter. In der Wertung des Konflikts zwischen

74 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 238.

75 Vgl. Anquetil, Histoire de France, S. 77–79, 138, 144, 129f.: »[P]ersonne n'a jamais porté plus loin que Marie l'emportement et l'esprit de vengeance. Elle ne pouvait souffrir ni remontrances ni obstacles: le dépit la rendait capable de tout: et, quand quelque intérêt secret la forçait à se contraindre, la nature violentée s'expliquait par l'altération de son visage et de sa santé. Ses passions étaient extrêmes: l'amitié chez elle était aveugle dévouement, et la haine exécration. Quiconque l'avait choquée une fois ne pouvait se flatter de regagner ses bonnes grâces, ni même d'être toléré«.

76 Ibid., S. 83f.

77 Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 380 u. ibid., Bd. 11, S. 141f.

78 Viennot, La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 2, S. 7.

79 Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 90, 288f.

den beiden zählte demnach für Anquetil auch nicht der persönliche Aspekt, sondern nur, dass Richelieu dem französischen Regierungsstil wieder mehr Klarheit und Schlagkraft verliehen habe[80]. Fantin war hierbei deutlich parteiischer und bezeichnete Richelieu als machiavellistisches, blutrünstiges Monster[81]. So sei der Kardinalminister derjenige gewesen, der repräsentative Körperschaften des Volks unterdrückt und die Franzosen regelrecht versklavt habe[82]. Maria von Medici galt aus dieser von Fantin eingenommenen Perspektive als Opfer des Tyrannen Richelieu[83]. Das Volk stilisierte er dabei als entscheidende Moralinstanz der Nation[84]. So sei etwa »le corps entier de la nation« schockiert über Richelieus Umgang mit der exilierten Mediceerin gewesen[85]. In Fantins Überhöhung des Volkes als gesunder und moralischer Teil der Nation klingt bereits das im 19. Jahrhundert dann bei den Liberalen und vor allem den Republikanern ausgebaute Nationsverständnis an.

Die hier angeführten Beispiele verdeutlichen, dass die Rezeption der Medici-Königin an der Schwelle zum 19. Jahrhundert ähnlichen Mechanismen folgte, wie sie Laurent Avezou bereits für Sully aufgezeigt hat: Beide dienten vorrangig der Aufwertung der zentraleren Figur Heinrichs IV.[86] Bei Maria von Medici muss diese Feststellung um ihr Zusammenspiel mit Richelieu ergänzt beziehungsweise erweitert werden. So diente ihr Bild nicht nur der Hervorhebung der Vorzüge ihres Mannes, sondern, je nach politischer Ausrichtung des Autors, ebenso der Schattenseiten oder Verdienste des Kardinals.

80 Anquetil, Histoire de France, S. 206–208, 230.

81 Siehe Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 10, S. 332f.: »Richelieu, souple alors, prélat modeste, compilateur de la bible, prédicateur médiocre, [...] ne semblait pas destiné à tracer en caractère de sang les pages du règne de Louis XIII, et à changer l'État intérieur de la France par des coups lancés par une main froidement barbare. Les intrigues amoureuses et le service paisible des autels auraient dû amollir l'ame de fer de cet homme, qui cimenta ses projets avec des crânes humains, qui s'abreuvait du sang des malheureux, réduits par lui au désespoir, qui multiplia les supplices, les délations, l'espionage [sic]«. Siehe auch ibid., Bd. 11, S. 104f. In diesem Punkt folgte Fantin ausschließlich den Interpretationen des Philosophen der Aufklärung Mably.

82 Ibid., S. 98–100.

83 Ibid., Bd. 9, S. 101, 411; ibid., Bd. 12, S. 121; ibid., Bd. 13, S. 431.

84 Demnach soll sich auch Richelieu indirekt der Meinung des Volks untergeordnet haben, als er für sein Vorgehen gegen die Königinmutter die »approbation publique« und den »suffrage général« suchte, siehe ibid., Bd. 11, S. 386.

85 Ibid.

86 Das Stück »La mort de Henri Quatre« von Legouvé, das Avezou in seiner Studie als Beispiel dafür anbrachte, kann auch im Hinblick auf Maria von Medici als solches gelten, siehe Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 345–347 und die einschlägigen Ausführungen zum Stück am Ende dieses Kapitels.

Methodisch und inhaltlich sind demnach deutliche Kontinuitäten in der Rezeption der Mediceerin über die Umbrüche der Revolution hinaus festzustellen. Die offizielle gelehrsame sowie die von der Aufklärung geprägte philosophische Geschichtsschreibung beeinflussten formal und inhaltlich im frühen 19. Jahrhundert nach wie vor maßgeblich die Ausarbeitung ihres Bildes. Auch gewisse Erzählmotive blieben erhalten: So wurde Marias Regentschaft weiterhin als störender Einschnitt in eine personalisierte, auf die männlichen Herrscher ausgerichtete Deutung der Geschichte interpretiert. Sie wurde im historischen Narrativ als Protagonistin bewusst eingesetzt, um Figuren wie Heinrich IV. oder Richelieu auf- oder abzuwerten. Zwar ragte die Biografie von Thiroux d'Arconville in dieser Zeit aufgrund ihres originellen methodischen Ansatzes heraus, doch blieb der Rezeptionskanon über die Mediceerin um die Jahrhundertwende weitestgehend von traditionsreichen politischen Narrativen des Ancien Régime geprägt.

1.3 »Historia magistra vitae« – Maria von Medici als warnendes historisches Beispiel

Die auf Cicero zurückgeführte Aussage, wonach die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens sei, gilt als alter Anspruch an die Historiografie. Diesem Ansatz lag die Überzeugung zugrunde, dass die Vergangenheit erbauliche Beispiele biete, aus denen der Einzelne Lehren für die Gegenwart und Zukunft ziehen könne. Anders jedoch als in den nationalen Meistererzählungen des 19. Jahrhunderts, in denen das Kollektiv Thema und Adressat der Erzählung zugleich war, sollte im vorrevolutionären, moralistischen Ansatz die Auseinandersetzung mit der Geschichte einen persönlichen, charakterbildenden Gewinn haben.

1.3.1 Der moralistische Vanitas- und Fortunatopos

Am besten verdeutlicht wohl Thiroux d'Arconville die Umsetzung des moralistischen Vorsatzes in der Rezeption Marias von Medici. Warum wählte sie nämlich unter all den historischen Figuren gerade diese unbeliebte Königin? Wenngleich sie sich selbst nie dazu äußerte, so scheint dem zumindest keine Bitte eines Verlegers vorausgegangen zu sein[87]. Die Auseinandersetzung mit dem 17. Jahrhundert bot indes zahlreiche Vorteile. Neben der Vielzahl an Quellenerzeugnissen dieser Epoche waren diese Dokumente und deren inhaltliche Aus-

87 Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 141.

wertung gerade für gelehrte Frauen, die nicht über historisch-propädeutische Vorkenntnisse verfügten, leichter zugänglich als etwa mittelalterliche Handschriften. Folgt man der Historikerin Nicole Pellegrin, dann bot sich Maria von Medici für Thiroux auch deshalb an, weil sie zuvor die Biografie eines Zeitgenossen der Königin, des Kardinals d'Ossat, verfasst hatte[88]. Beide Werke beruhen auf teilweise deckungsgleichen Beständen, was keine zusätzliche Einarbeitung in neue Quellenkorpora und historische Zusammenhänge erforderte[89]. Somit handelte es sich bei der Wahl der Figur vermutlich zunächst einmal um eine rein pragmatische Erwägung.

Historikerin und Moralistin

Diese von Pellegrin angeführten Gründe sind zwar recht plausibel, beantworten die Frage aber nur partiell. Folgt man der Argumentation von Marie-Laure Girou-Swiderski, so muss zusätzlich angenommen werden, dass die Behandlung historischen Stoffes für Thiroux keine Abkehr von ihrer moralistischen Tätigkeit, sondern lediglich eine neue Herangehensweise darstellte. Die Wahl der biografischen Gattung und damit der Beleuchtung von Einzelschicksalen mache dies, so Girou-Swiderski, besonders deutlich[90]. Diese Annahme ist umso wahrscheinlicher, als der moralistische Ansatz in der weiblichen Historiografie der Spätaufklärung tief verankert war[91]. Zudem knüpfte die Moralistin Thiroux an eine lange Tradition französischer Moralistik an, die mit der Analyse des menschlichen Charakters im 17. Jahrhundert ihre Glanzzeit hatte und in vielfacher Weise das gesamte 18. Jahrhundert grundlegend prägte[92]. Margot Kruse hat die französische Moralistik wie folgt charakterisiert:

> Die französischen Moralisten sind nicht Moralphilosophen oder Schriftsteller, die die Moral ihrer Zeit in normativer Absicht kritisieren, sondern Autoren, die die Sitten der Menschen beobachten […], über das Wesen des Menschen

88 Kardinal Arnaud d'Ossat (1537–1604) war ab 1584 französischer Botschafter in Rom und erwirkte dort die Absolution Heinrichs IV., die päpstliche Billigung des Toleranzedikts von Nantes sowie die Annullierung der ersten Ehe des Königs, was die Weichen für seine Ehe mit Maria stellte.

89 Vgl. Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 141–144.

90 Girou-Swiderski, La présidente d'Arconville, S. 29.

91 Epple, Empfindsame Geschichtsschreibung, S. 9 u. Pellegrin, »Ce génie observateur«, S. 143.

92 Vgl. Paul Bénichou, Paul, Morales du Grand Siècle [1948], Paris 2003, S. 9–14.

> und die Motive seines Handelns nachdenken und ihre Reflexionen in […] dem Gegenstand der Beobachtung angemessener Form zur Darstellung bringen[93].

Bedenkt man also, dass durch die Historikerin Thiroux d'Arconville weiterhin die Moralistin sprach, bot sich die Figur der zweiten französischen Königin aus dem Hause Medici regelrecht an – denn welch schöneres erbauliches und zugleich warnendes Motiv als das einer Frau, die in jungen Jahren an die Spitze der Macht gelangte und schließlich tief stürzte und im Exil als Verstoßene starb[94]? Das vordergründige Anliegen von Thiroux war es, die Königin als handelnde Person in ihrer Zeit zu fassen und die Entwicklungen ihres Charakters nachzuzeichnen. Zwar wird der historische Kontext detailliert und gewissenhaft dargelegt, doch ist er im Grunde zweitrangig und dient vorwiegend als Rahmen, in dem der Leser den Werdegang und letztendlich das Scheitern eines über die Jahre geprüften Charakters nachvollziehen soll. Thiroux war sich durchaus bewusst, dass sie sich durch diesen Fokus auf den Charakter der Königin der Kritik aussetzen würde, den historischen Kontext allzu sehr vernachlässigt zu haben. Doch rechtfertigte sie dies damit, dass für sie die Ereignisse und die Persönlichkeit der Königin untrennbar miteinander verwoben seien[95].

Das Motiv der Eigenverantwortung

Viele schlechte Eigenschaften der Mediceerin waren nach Meinung der Gelehrten bereits angeboren – günstigere Umstände hätten jedoch eine Verschärfung derselben verhindern können[96]. Darunter führte Thiroux Härte, Streitsucht, Misstrauen, Eifersucht, Impulsivität, Engstirnigkeit, Wankelmut und Eitelkeit

93 Margot Kruse, Beiträge zur französischen Moralistik, Berlin u. a. 2003, S. 1.

94 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 5: »Cette Princesse infortunée, Femme, Mere & Belle-Mere de Rois, alliée de tous les Potentats de l'Europe, se vit réduite, par les artifices d'un ingrat, à manquer des choses les plus nécessaires à la vie, & à devoir sa malheureuse existence à ceux qui devoient la tenir d'elle. C'est ainsi que la Reine-mere, dont le sort avoit paru si digne d'envie, perdit tous les avantages qu'elle s'étoit promis & qu'elle avoit lieu d'attendre. Sa position même fut d'autant plus critique qu'elle eut à se défendre contre un Ennemi doué de tous les talens qui lui manquoient, & qui étoit devenu d'autant plus redoutable pour elle, qu'il ne pouvoit conserver sa puissance qu'en accablant sa Bienfaitrice«.

95 Ibid., Bd. 1, S. XIX.

96 Ibid., S. 6f.: »On doit juger cependant par l'histoire de sa vie qu'elle étoit née jalouse & opiniâtre, & que les différentes circonstances où elle s'est trouvée, n'ont fait que développer le germe de ses défauts, & les mettre en action«.

an[97]. Sie fasste diese ferner in zwei grundlegende Wesenszüge zusammen: Sturheit und Charakterschwäche[98]. Die eigentliche Tragik des Lebens Marias habe darin bestanden, so die Autorin weiter, dass sie ihren Schwächen erlegen sei und damit letztlich ihr Schicksal selbst zu verantworten gehabt habe[99]. Das Leitmotiv der Autorin war demzufolge das der Eigenverschuldung Marias, die »creusa elle-même l'abîme dans lequel elle se précipita«[100].

Thiroux war nicht die Erste, die ein solches Urteil über Maria fällte. Tatsächlich gibt es Selbstzeugnisse, in denen Maria ihre eigene Unbeherrschtheit und ihren Starrsinn beklagt[101]. Diese charakterlichen Eigenschaften waren außerdem toposartig von den Memorialisten und Historiografen des Ancien Régime aufgegriffen und zu einem festen Bestandteil des Bilds dieser Königin gemacht worden[102]. Thiroux war allerdings diejenige, die dieses Schicksal erstmals moralistisch konnotierte. Marias Beispiel sollte den Leser also vor den destruktiven Folgen der Unbeherrschtheit warnen. Der dritte Band endet daher ganz im Stile des moralistischen Genres mit folgender Maxime: »Les fautes qu'elle commit tant dans son administration que dans sa conduite particuliere […] ne font que trop connoître qu'il est dangereux & imprudent de vouloir commander aux autres, quand on est incapable de se gouverner soi-meme«[103].

Die erste und eine einschneidende Bewährungsprobe für Marias Charakter stellte für Thiroux die Ehe mit dem Frauenhelden Heinrich IV. dar. Auf die Kon-

97 Siehe ibid., S. 44, 57, 63f., 88, 108; ibid., Bd. 2, S. 82, 125f., 207; ibid., Bd. 3, S. 161.

98 Ibid., Bd. 1, S. 245.

99 Ibid., Bd. 3, S. 506f.: »Si l'on considere les divers événemens qui ont rempli la vie de cette infortunée Princesse, on ne peut s'empêcher de lui attribuer tous ses malheurs. La fortune l'avoit placée sur le premier trône de l'Europe. Elle lui avoit donné pour époux un des plus grands Rois, que la France ait eus; mais loin de chercher à captiver le cœur d'un Prince dont le penchant pour les femmes n'étoit que trop connu, elle se livra sans ménagemens aux transports de sa jalousie. Ce qui prouve qu'avec plus de modération & de patience elle fût peut-être parvenue à le guérir de ces foiblesses honteuses, qui ternissoient sa gloire, c'est qu'Henri IV avoit pour elle, malgré ses humeurs & ses caprices, une complaisance & une affection, dont elle n'étoit pas digne. Elle l'étoit encore moins de sa confiance, puisqu'au lieu d'entrer dans ses vues elle négocioit à son insçu des alliances pour ses enfans«.

100 Ibid., S. 514.

101 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 309f.

102 Siehe z. B. folgende Aussage bei dem Memorialisten Saint-Simon (1675–1755): »[S]on inflexible opiniastreté la conduit à Cologne […], elle y achève indécemment ses jours […], quel autre qu'elle-mesme en peut-on accuser?«, in Louis de Rouvroy de Saint-Simon, Parallèle des trois premiers rois Bourbons, in: Prosper Faugère (Hg.), Écrits inédits de Saint-Simon publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des Affaires étrangères, Bd. 1, Paris 1880, S. 198.

103 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 516.

flikte zwischen der jungen Königin und der langjährigen Geliebten des Herrschers, Henriette d'Entragues, ging sie deshalb sehr ausführlich ein[104]. Die Schwäche des Königs für seine intrigante und ehrgeizige Geliebte, die Marias Position als Ehefrau und Königin so prekär machte, bezeichnete Thiroux dabei als »inexcusable«[105] und wies ihm die Schuld für den häuslichen Unfrieden zu[106]. Doch die Schilderung dieser ersten Probe bot der Autorin auch die Gelegenheit, ihr Leitmotiv der Biografie Marias erstmals zu entfalten, nämlich, dass es Marias unkontrollierte Leidenschaftlichkeit war, die ihren Leidensweg letztendlich ebnete[107]. Denn, so Thiroux weiter, anstatt an der Herausforderung der Untreue ihres Ehemanns innerlich zu wachsen, habe Maria die Situation durch ihre Eifersucht, ihren Jähzorn und ihre Unversöhnlichkeit immer weiter verschärft[108].

Die Impulsivität Marias prägte auch ihre politische Bilanz. Ihr Wirken als Regentin stand nach Meinung der Historikerin nämlich unter dem Zeichen mangelnden politischen Weitblicks und maßloser Machtgier[109]. So beschrieb sie Maria als »une femme jalouse de son pouvoir, non par élévation d'ame, mais par vanité, & dans qui une opiniâtreté puérile tenoit lieu de fermeté«[110]. Für dieses Ziel sei sie bereit gewesen, einen hohen Preis zu zahlen, habe damit aber ihrem Ansehen und zugleich der Königswürde geschadet[111]. Thiroux lastete ihr besonders die finanziellen Kompromisse an, die sie einging, um den Adel bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes zu besänftigen[112]. Nicht zuletzt sei es auch besagte unkontrollierte Leidenschaftlichkeit gewesen, die Maria in den ent-

104 Ibid., Bd. 1, S. XVIII, 41.

105 Ibid., S. 37.

106 Ibid., S. 45: »[C]e Prince qui donnoit des Loix à toute l'Europe, étoit, dans son Palais, esclave de tracasseries de Femmes, dont sa foiblesse étoit le principe & l'aliment«.

107 Ibid., S. 57.

108 Ibid., S. 56f.: »Des attentions & des témoignages d'amitié aussi marqués, prouvent que si Marie de Médicis eût mis plus de douceur & de complaisance dans sa conduite, elle eût peut-être guéri le Roi de cet amour effréné pour les Femmes, qui ternissoit quelquefois ses autres qualités; car l'intérêt qu'il marquoit à la Reine étoit très-sincere. Elle lui plaisoit au point même qu'il disoit à ses Confidens, que si elle n'eût point été sa Femme, il eût donné tout son bien pour qu'elle fût sa Maîtresse; mais l'aigreur & les emportemens ausquels elle se livroit souvent contre Henri IV, loin de l'aider à surmonter ses foiblesses, ne servoient qu'à l'y entretenir«. Siehe außerdem S. 86f.; ibid., Bd. 2, S. 63f. u. ibid., Bd. 3, S. 507.

109 Ibid., Bd. 1, S. 463f.

110 Ibid., S. 308.

111 Ibid., Bd. 2, S. 2.

112 Siehe ibid., Bd. 1, S. 69f., 176f., 179f. u. ibid., Bd. 2, S. 312f.

scheidenden Stunden im November 1630 gegen den kühl berechnenden Richelieu zum Verhängnis wurde und ihre Niederlage zu einer umso logischeren Konsequenz machte[113]. Auch im Exil behielt sie ihre sture Haltung bei, was ihr Schicksal besiegelte, weil sie sich damit endgültig jedwede Möglichkeit der Rückkehr verschloss[114]. So grausam ihr Exil auch war, so hätten außerdem Marias aufrührerische Aktivitäten im Ausland gezeigt, dass die zweifelsohne drastische Entscheidung Richelieus letztendlich berechtigt gewesen sei[115].

Besonders in diesem letzten Argument wird deutlich, wie stark der moralistische Aspekt, wenngleich bei Thiroux nicht bewusst politisch untermalt, so doch vom politischen Diskurs abgeleitet wurde, den Richelieu seinerzeit über Maria in Pamphleten verbreiten ließ. In diesen Auftragsschriften hatte er eine teleologische Interpretation des Lebens der Herrscherin von ihrem Ende her vorgelegt und damit aus seiner Siegerperspektive die Erinnerung an Maria von Medici für die Nachwelt geprägt. Um sich selbst von jedem Vorwurf der Härte oder Undankbarkeit gegenüber seiner ehemaligen Gönnerin reinzuwaschen, ließ er das Bild einer gescheiterten Königin verbreiten, die ihr Schicksal aufgrund ihrer Halsstarrigkeit, Inkompetenz und mangelnden Kompromissbereitschaft selbst heraufbeschworen hatte[116].

1.3.2 Das mitleiderregende Opfer

Die von Thiroux gezeichnete Maria sollte indes auch das Mitleid des Lesers wecken. Damit wollte die Moralistin eine emotionale Nähe des Lesers zu ihrer Protagonistin schaffen. Zwar habe Letztere Fehler begangen, sei aber zugleich häufig selbst Opfer der Ambitionen und Undankbarkeit anderer gewesen, die sogar ihren Sohn gegen sie aufhetzten[117]. Den Kardinalminister schildert Thiroux als besonders gefährlich, da sein grenzenloser Ehrgeiz mit einer hohen Intelligenz und kalten Berechnung einhergegangen sei[118]. Für die Autorin stand somit außer Zweifel, dass er bereits seit den beiden Kriegen der Mutter und des

113 Ibid., Bd. 3, S. 272, 303f.

114 Ibid., S. 363f.: »[C]ette Princesse saisissoit aveuglément tous les moyens qu'on lui offroit d'outrager Richelieu; elle ne voyoit pas que par cet acharnement elle aigrissoit le Roi, d'autant plus attaché à son Ministre qu'on faisoit plus d'efforts pour le perdre, & qu'elle s'ôtoit par conséquent toutes les voies de réconciliation avec son Fils«.

115 Ibid., S. 514f.

116 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 857f.

117 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 2, S. 303; ibid., Bd. 3, S. 107f., 510.

118 Ibid., Bd. 2, S. 59, 281, 554.

Sohnes (1619 und 1620) die treibende Kraft hinter dem schrittweise erfolgenden politischen Sturz der Mediceerin war – eine Anschuldigung, die schon zu Lebzeiten des Ministers kursierte und gegen die sich Richelieu bereits vehement in der »Histoire de la Mère et du Fils« wehrte[119]. Auch das unerbittliche Verhalten des Ministers gegenüber der ab 1630 endgültig gestürzten und verstoßenen Königinmutter befleckte nach Meinung d'Arconvilles seinen Ruhm in der Nachwelt[120].

Letzten Endes betrachtete die Autorin der »Vie de Marie de Médicis« ihre Protagonistin also nicht als grundlegend schlechte Person. Zwar habe Maria viele Makel aufgewiesen, doch »ces défauts qui, pour la plupart, ne pouvoient s'attribuer qu'à la médiocrité de son esprit, & à sa vanité, ne faisoient aucun tort à son cœur. En effet il étoit incapable d'aucune noirceur«[121]. So war die Abkehr von der Politik Heinrichs IV. laut Thiroux eher Zeichen schierer Unfähigkeit als bösen Willens[122]. Der Autorin zufolge sollten Marias Mittelmäßigkeit und Eitelkeit zudem die Tatsache nicht verdecken, dass dahinter meist gute Absichten steckten, so der Wunsch, ihrem Volk Frieden zu bescheren[123]. Thiroux hob daher auch ihre Verdienste in der Armenfürsorge hervor und betonte ihre bedingungslose Treue gegenüber ihren Anhängern[124]. Der politische Kurswechsel sei vorwiegend durch ein fatales blindes Vertrauen der Regentin – Thiroux spricht sogar von sklavischer Unterwerfung – in ihre florentinischen Favoriten zu erklären[125]. Die Gelehrte wird außerdem in der von ihr verfassten

119 Ibid., S. 388 u. ibid., Bd. 3, S. 41f., 53–79. Dieser Deutung wird in der neueren Richelieu-Forschung widersprochen, siehe Hildesheimer, Richelieu, S. 98–101.

120 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 515: »Cette dureté inouie est une tache sans doute à la mémoire du cardinal, d'autant plus ineffaçable, que malgré les torts de la Reine envers lui, il ne devoit jamais oublier, qu'il tenoit d'elle le pouvoir même, dont il se servoit pour l'accabler«.

121 Ibid., Bd. 2, S. 414.

122 Ibid., Bd. 3, S. 2–4.

123 Ibid., Bd. 1, S. 287: »Le même esprit de justice, & le desir sincere qu'elle avoit de maintenir la paix & le bon ordre (quoiqu'elle ne parvînt pas toujours à ce but, parce qu'elle manquoit des talens nécessaires pour y réussir) la déterminerent à rendre un Arrêt contre les Académies publiques de jeux« u. ibid., Bd. 2, S. 212.

124 Ibid., S. 438 u. ibid., Bd. 3, S. 304f. Besonders dieser letzte Punkt der bedingungslosen Treue gegenüber ihrer Anhänger hielt sich in der Historiografie des 19. Jahrhunderts und wurde Maria stets zugute gehalten, auch in deutlich negativeren Darstellungen. Er scheint damit zu den wenigen unbestrittenen positiven Eigenschaften der Mediceerin zu gehören, vgl. Clarisse Bader, La femme française dans les temps modernes, Paris 1883, S. 355; Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 117; Eusèbe Pavie, La guerre entre Louis XIII et Marie de Médicis. 1619–1620, Angers 1899, S. 391.

125 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 197, 201, 375.

Biografie nicht müde zu bekräftigen, dass Maria nie in der Lage gewesen sei, einen Mord zu befehlen[126]. Gerüchte, die Maria der Mittäterschaft an der Ermordung ihres Mannes bezichtigten, wies sie daher vehement zurück und verwarf sie als »absurdités que les seules lumières de la raison auraient dû […] faire rejetter«[127]. Trotz vieler inhaltlicher Übernahmen negativer Aspekte der Rezeption der Königin bevorzugte es Thiroux also stets, ein menschliches und ausgewogenes Bild ihrer Protagonistin vorzulegen.

Thiroux d'Arconville war am Ende des Ancien Régime nicht die Einzige, die eine moralistische Sichtweise auf das Leben Marias vertrat und davon ausgehend letzten Endes für Mitleid plädierte. Der Anwalt und zu seiner Zeit erfolgreiche Literat Jean-François Dreux du Radier (1714–1780) verfasste zwischen 1763 und 1776 die mehrbändigen »Mémoires historiques, critiques, et anecdotes des reines et régentes de France«[128]. Die korrigierte und erweiterte Fassung des fünften Bands, in dem Maria neben allen Ehefrauen und Mätressen Heinrichs II. bis zu denen Heinrichs IV. aufgeführt wurde[129], erschien 1776, knapp zwei Jahre nach der »Vie de Marie de Médicis«, und ist als klassische Kompilation vergangener historiografischer Darstellungen zu werten. Dies macht sie als Quelle für diese Studie sehr wertvoll, da Dreux' Ausführungen als Zusammenfassung der Elemente gelten können, die im vorrevolutionären 18. Jahrhundert das Bild Marias von Medici ausmachten. Allgemeiner Grundton ist ein eher ausgewogenes Bild der Mediceerin, wenngleich die negativen Aspekte auch hier überwiegen[130]. Dreux griff ebenfalls auf den moralistischen Vanitas- und Fortunatopos des Aufstiegs und Falls zurück, verstärkte jedoch das Ausmaß des Sturzes, indem er Marias Armut an ihrem Lebensende deutlich übertrieb[131]. Er behauptete sogar, Maria sei im Winter 1642 gezwungen gewesen, ihre Möbel zu verheizen[132]. Dreux war mit dieser Schilderung des kärgli-

126 Siehe ibid., Bd. 2, S. 414; ibid., Bd. 3, S. 380, 514f.

127 Ibid., Bd. 1, S. 147. Siehe auch S. 143.

128 Diese waren als ergänzendes Pendant zu seinen erfolgreichen »Tablettes historiques et anecdotiques des rois de France, depuis Pharamond jusqu'à Louis XV« (1759, ^{2}1781) konzipiert worden.

129 Vgl. Jean-François Dreux du Radier, Mémoires historiques, critiques, et anecdotes des reines et régentes de France, Bd. 5, Amsterdam ^{2}1776, S. 318–384.

130 Der Autor führt Gleichgültigkeit und Kälte als die zentralen Charaktereigenschaften Marias an, siehe ibid., S. 378f.

131 Ibid., S. 372f.: »Marie de Médicis, mere ou belle-mere de quatre souverains, & des trois plus grands monarques de l'Europe, veuve de Henri IV, mere de Louis XIII, fut obligée de réduire son train & sa maison sur le pied du'une [sic] princesse d'Italie«.

132 Ibid., S. 374f.

chen Endes Marias nicht der Erste. Auch hier sei auf eine lange Traditionslinie im Ancien Régime hingewiesen[133].

Die vorrevolutionären Autoren Thiroux und Dreux schloßen beide ihre vom Fortunatopos leitmotivisch durchzogenen Ausführungen zum Leben Marias mit der Frage, ob diese ihr Schicksal letzten Endes verdient habe. Thiroux' Antwort fiel in ihrer bereits zitierten Schlussmaxime kategorisch aus, Dreux hingegen zeigte sich gespalten. So überließ er es dem Leser, ob er das Los der ehemaligen Regentin als nachvollziehbare und notwendige Staatsräson von Seiten Richelieus werten oder sich nicht doch lieber den natürlichen Regungen menschlichen Mitgefühls hingeben wolle[134].

Nach der Revolution legte sich dann dieser moralistische Impetus in den Lebensdarstellungen Marias von Medici. Bei Fantin und Anquetil bildete er nicht mehr den Leitfaden der Erzählung, wenngleich beide implizit einen kausalen Zusammenhang zwischen den sturen und leidenschaftlichen Charakterzügen der Mediceerin und deren Schicksal voraussetzten und damit implizit die vorrevolutionäre, von Richelieu geprägte Rezeption wiedergaben[135]. Der sonst so zurückhaltende Anquetil bewertete ihr Schicksal sogar als mögliche Konsequenz ihrer unklaren Rolle bei der Ermordung ihres Mannes – bezüglich ihrer eventuellen Beteiligung an diesem Ereignis blieb er allerdings recht vage[136]. Mitleid verdiene sie, so Anquetil, nicht an sich, sondern weil »on plaint toujours ceux qui souffrent«[137].

133 Siehe Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 852 u. als Beispiel aus dem Ancien Régime u. a. Saint-Simon, Parallèle, S. 198: »elle [Marie] y [à Cologne] achève indécemment ses jours et y meurt dans l'indigence«.

134 Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 375f.: »On peut demander si Marie ne fut point traitée avec trop de dureté par le roi son fils, & par le cardinal qui lui avoit les plus grandes obligations? Et c'est un problême difficile à résoudre. Les politiques ne manqueront pas de répondre qu'elle devoit être la victime du bien public; & que, puisque ses malheurs faisoient la sûreté de l'État, ils devenoient nécessaires; que le roi son fils, & le cardinal, sont d'autant plus louables, que le sacrifice qu'ils faisoient étoit important. L'humanité, assujettie aux sentimens naturels, répondra au contraire, qu'en réconciliant la reine avec son fils, Richelieu n'eût pas exposé la réputation du roi ni la sienne aux reproches de dureté & d'ingratitude qu'on leur a faits; que ce ministre étoit assez éclairé pour donner des liens à la reine-mere, quoiqu'à la cour; & que c'étoit moins au bien public qu'à son ambition que Marie fut immolée. Enfin c'est la matiere d'un examen que nous abandonnons aux lumieres du lecteur«.

135 Anquetil, Histoire de France, S. 443 u. Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 13, S. 432.

136 Anquetil, Histoire de France, S. 443.

137 Ibid.

Die moralistische Traditionslinie der Geschichtsschreibung des Ancien Régime ist im Hinblick auf Maria von Medici vor allem bei Thiroux d'Arconville historiografisch fortgesetzt worden. Zwar ist dies auf ihre Tätigkeit als Moralistin zurückzuführen, doch griff sie hierzu vorwiegend Inhalte aus der politischen Publizistik des Kardinalministers gegen seine Opponentin auf. Dieser Ansatz wurde nach der Revolution nicht in vollem Umfang rezipiert, wenngleich der Topos der Kausalität zwischen dem Lebenswandel und Lebensende der zweiten mediceischen Herrscherin von vielen Historikern des 19. Jahrhunderts übernommen wurde. Zwei Fragen herrschten vor, nämlich die des Ausmaßes ihrer Verarmung und die der Rechtfertigung ihres trostlosen Schicksals. Die Antwort hing dabei stets von der persönlichen Einstellung des jeweiligen Autors gegenüber Maria und Richelieu ab.

1.4 Politisch motivierte Frauenfeindlichkeit in der Rezeption der Medici-Königin

Die französische Monarchie des Ancien Régime wies im europäischen Vergleich eine institutionelle Besonderheit auf, nämlich die eines tief verankerten maskulinen Verständnisses der Macht, was sich nicht zuletzt im Ausschluss der Königin aus jeder Form politischer Teilhabe äußerte. Dieses Grundprinzip wurde im salischen Recht postuliert, das als eine der *lois fondamentales* des Königreichs die männliche Primogenitur in der französischen Thronfolge vorschrieb. Nur im Rahmen einer Abwesenheits- oder Minderjährigkeitsregentschaft war es Herrscherinnen gegebenenfalls möglich, für begrenzte Zeit Macht auszuüben, und dies meist nur nach vorausgegangener Zustimmung des Ehemannes oder Sohnes. Der eigentliche Ursprung der *lex salica* bleibt in der Forschung umstritten, doch ist mittlerweile klar, dass es sich dabei nicht um ein Relikt der Salfranken, sondern um ein späteres juristisches Konstrukt handelt, das über die Jahrhunderte weiter ausgebaut wurde, um in Frankreich einen allgemeinen Ausschluss der Frauen aus dem politischen Leben zu legitimieren[138].

138 Das salische Recht war vor der umfassenden, bislang dreibändigen Studie (zwei weitere Bände sind in Planung) von Éliane Viennot nur spärlich erforscht und deren Anwendung, Wortlaut und Datierung sehr unterschiedlich interpretiert worden, siehe VIENNOT, La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 1, S. 10–12. Erstmals kam ein Ausschluss der Frau von der Thronfolge beim Tod Ludwigs X. 1316 politisch zum Tragen. Viennot betonte jedoch: »Cette série de coups de force […] a lieu sans raison politique majeure, sans justification de principe, et bien entendu sans l'aide de la loi salique, qu'on n'a pas encore inventée. En revanche, on voit s'amorcer dès cette période des tentatives, de la part de clercs et de juristes, pour fonder en théorie l'exhérédation des femmes du trône de France«, in DIES., La loi salique dans la culture politique française, S. 110. Ihrer

Die Maskulinisierung des politischen Diskurses hatte sich im Ancien Régime unweigerlich auf die Rezeption der französischen Königinnen ausgewirkt. Die Historikerin Sarah Hanley betrachtete etwa die zahlreichen Hetzkampagnen gegen die verschiedenen Regentinnen als Ausdruck einer solchen politischen Misogynie, die das salische Recht in Frankreich theoretisch verankert und legitimiert hatte[139]. Die Staatstheoretiker des 17. Jahrhunderts verfestigten diese frauenfeindliche Position dann, indem sie in ihren Schriften die Regierungen von Männern wie Richelieu, Mazarin oder Ludwig XIV. den Intermezzi weiblicher Herrschaft lobend entgegenstellten. Damit sollte letztere in der Praxis zunehmend eingedämmt werden[140].

1.4.1 Traditionsreiche misogyne Diskurse aus dem Ancien Régime

Befasst man sich mit der »Vie de Marie de Médicis« der Gelehrten Thiroux d'Arconville, so kann man zunächst keine typischen Muster des Diskurses politischer Frauenfeindlichkeit herauslesen. Spielte in ihrer Darstellung der bourbonischen Herrscherin der Aspekt des Geschlechts überhaupt eine Rolle? Gerade die Gattung der Biografie bot im Rahmen der weiblichen Geschichtsschreibung eine Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten, um Frauenfiguren und deren historische Rolle eingehender zu thematisieren.

Die – meist für Frauen – von Frauen verfassten Biografien weiblicher Protagonisten der Geschichte wurden in der Forschung lange Zeit weitgehend ignoriert. In den 1970er Jahren distanzierten sich die feministischen Gelehrten sogar von ihnen: Sie galten als konservativ und antifeministisch, weil sie ihren Leserinnen häusliche und hehre Ideale erzieherisch vorlegten[141]. Erst seit den

Auffassung nach ist das salische Recht vornehmlich ein juristisches Konstrukt aus dem 15. Jahrhundert, das nachträglich dem sagenhaften Merowingerfürsten Pharamond zugeschrieben wurde, siehe S. 112–114 u. DIES., La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 1, S. 11–16. Sarah Hanley datierte hingegen den Ursprung des salischen Rechts auf das 13. Jahrhundert zurück, wo die politische Dominanz des Mannes durch die Übertragung privatrechtlicher, männlicher Prärogativen im Staatsrecht verankert wurde, siehe Sarah HANLEY, Les visages de la loi salique dans la quête pour le droit des hommes et l'exclusion des femmes du gouvernement monarchique, in: Les droits des femmes et la loi salique, Paris 1994, S. 7–20, hier S. 7–16.

139 Ibid., S. 17.

140 VIENNOT, La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 2, S. 165f. Vgl. auch zur theoretischen Begründung des Ausschlusses der Frau aus den Staatsangelegenheiten im 17. Jahrhundert Pierre RONZEAUD, La femme au pouvoir ou le monde à l'envers, in: XVIIe siècle 108 (1975), S. 9–33.

141 Vgl. hierzu SPONGBERG, Art. »Female Biography«, S. 172f.

1980er Jahren und dem Postulat von Bonnie G. Smith nach einer Neubewertung weiblicher Biografien werden sie als weitaus vielschichtiger wahrgenommen[142]. Seitdem wird meist, wie auch bei Natalie Zemon Davis, innerhalb der Gattung weiblicher Lebensbeschreibungen zwischen der Biografie an sich und den erbaulichen sogenannten *women worthies* unterschieden[143]. Letztere haben einen hagiografischen und erzieherischen Impetus, indem sie vordergründig den Vorbildcharakter bestimmter Frauen hervorheben – meist auf Kosten einer akkuraten Beschreibung des historischen Kontextes[144]. Die in den *women worthies* beschriebenen Frauen werden also universalisiert: Sie sollen allgemeine Eigenschaften aufweisen, die die Leserschaft entweder vermeiden oder denen sie nacheifern sollte[145]. Die *women worthies* sind damit, um es mit den Worten von Miriam E. Burstein zu formulieren, »less historical than transhistorical«[146]. Demgegenüber setzte die weitaus gängigere Form der Biografie weiblicher Figuren mit politischer oder religiöser Bedeutung einen starken Akzent auf den sozial- und kulturhistorischen Hintergrund der nachgezeichneten Person und unterschied sich damit als eine Art Gegennarrativ von der eher männlich geprägten Gattung der Ereignisgeschichte[147]. Ein gutes Beispiel hierfür ist das 1804 erschienene »Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises et étrangères naturalisées en France« der aus Niort stammenden Gelehrten Fortunée Briquet (1782–1815). Das Werk ist Napoléon Bonaparte gewidmet. Briquets Bestreben war es, den positiven Einfluss bestimmter Frauen in der französischen Geschichte des 6. bis 18. Jahrhunderts herauszuarbeiten und somit die damals übliche Dichotomie zwischen dem öffentlichen, dem Mann vorbehaltenen und dem privaten, der Frau zugedachten Raum aufzubrechen[148]. Hierzu wich die Autorin auf die Geistesgeschichte aus und befasste

142 Vgl. hierzu Bonnie G. Smith, The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States (1750–1940), in: The American Historical Review 89/3 (1984), S. 709–732.

143 Davis, »Women's History«, S. 83.

144 Ibid.; Smith, The History of Women's History, S. 265–268; Spongberg, Art. »Female Biography«, S. 173f.

145 Miriam Elizabeth Burstein, Art. »Women Worthies«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 592–596, hier S. 592.

146 Ibid.

147 François Dosse, Le pari biographique. Écrire une vie, Paris [2]2011, S. 7f.; Davis, »Women's History«, S. 84.

148 Briquet, Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique, S. IX. Dieses Nachschlagewerk wurde erst im Zuge der Forschungen rund um die 200-Jahr-Feier der Revolution in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren wiederentdeckt. 2016 wurde es neu aufgelegt.

sich sich mit Gelehrten, Künstlerinnen und Mäzeninnen. Entsprechend positiv fiel ihre Wertung Marias von Medici aus, deren politische Rolle Briquet zugunsten ihrer Rolle als Förderin der Künste ausblendete[149].

Wenngleich, wie bereits weiter oben ausgeführt, Thiroux' »Vie de Marie de Médicis« keinesfalls der moralistisch-erzieherische Impetus abgesprochen werden kann, so ist dieses Werk doch eher der zweiten Kategorie weiblicher Biografik zuzuordnen. Davis betonte folgerichtig: »Marie de Médicis was a device for talking about the history of France in the early seventeenth century. Gender was at issue for the female historian only in summing up the queen's political style«[150]. Um den Gedanken weiterzuführen und zu präzisieren: Wenngleich bekanntermaßen die Geschlechterfrage auf der Ebene der Autorenschaft für Thiroux durchaus relevant war, wirkte sie hingegen selten auf die Bewertung der Mediceerin ein. Genau genommen gibt es in den drei Bänden nur eine Stelle, an der die Autorin eine Korrelation zwischen Weiblichkeit und schlechtem Regierungsstil herstellt[151]. Es ging ihr also vorrangig darum, ihrem Leser über die Person Marias kulturelle Entwicklungen des frühen 17. Jahrhunderts nahe zu bringen[152]. Der vereinzelte Rückgriff auf einen konservativen, frauenfeindlichen politischen Topos ist demnach eher als eine mehr oder minder unbewusste oder zumindest nicht reflektierte Übernahme geläufiger Vorurteile zu werten denn als Teil einer bei Thiroux größer angelegten misogynen Argumentation. Ähnlich ist vermutlich auch eine abschließende Bemerkung von Thiroux einzuordnen, mit der sie Maria zum Inbegriff weiblicher Verfehlungen erklärte[153].

Den größten Fehler ihrer Regentschaft habe Maria zweifelsohne, so Thiroux, mit der Durchsetzung der spanischen Ehen begangen. Dieses politische Projekt sei ein langjähriger persönlicher Herzenswunsch der Regentin gewesen, die sich damit jedoch dem ausdrücklichen Willen des verstorbenen Königs

149 Dies., Art. »Marie de Médicis«, S. 227.

150 Davis, »Women's History«, S. 84.

151 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 238.

152 So geht etwa Thiroux nicht nur sehr detailliert auf den Ablauf der Entbindung des Dauphins anhand des Berichts »Les six couches de Marie de Médicis« der Hebamme der Mediceerin, Louise Bourgeois (1563–1636), ein, sondern weist als Einzige in all den hier untersuchten Quellen darauf hin, dass Marias Entscheidung, sich von einer Hebamme und nicht von einem männlichen Geburtshelfer betreuen zu lassen, damals in adligen Kreisen ungewöhnlich, ja sogar neu war. Die Berichte der Hebamme Marias leisteten im 18. und 19. Jahrhundert einen wichtigen Beitrag in der Verbesserung des Geburtshilfevorgangs, siehe ibid., S. 51–56; Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 135.

153 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 515

widersetzte, was die Autorin als Vertrauensbruch und Kränkung bewertete[154]. Mit den spanischen Ehen war die Doppelhochzeit Ludwigs XIII. und der Infantin Ana einerseits sowie des späteren Philipps IV. von Spanien mit der ältesten Tochter Marias, Élisabeth de France, andererseits, gemeint. Diese Ehen sollten das Bündnis zwischen den zwei großen katholischen Mächten stärken. Ende 1611 wurden die Eheverträge zusammen mit einem Defensivbündnis unterzeichnet. Das zunächst geheime Abkommen erzeugte heftige Debatten im Regentschaftsrat. Bei seiner offiziellen Bekanntmachung am 25. März 1612 verließen die Prinzen von Geblüt Condé und Soissons aus Protest den Hof und läuteten damit den Beginn konfessionsübergreifender Adelsunruhen ein, die das Ende der Regentschaft überschatteten. Die spanischen Ehen bewertete Thiroux daher als nicht weniger als eine »infraction«[155] und somit als Machtmissbrauch der Regentin. Ihre Schilderung deckt sich mit der geläufigen Interpretation der Historiografie des Ancien Régime. Auch Dreux du Radier, der vergangene historiografische Erzeugnisse kompilierte, bezeichnete die Regentschaft Marias als völligen Bruch mit der vormaligen Politik ihres Mannes[156]. Er betrachtete ihre Entscheidung für das Bündnis mit Spanien sogar als schwerwiegenden Fehler und Grenzüberschreitung[157].

An diesem Beispiel wird deutlich, wie stark im ausgehenden 18. Jahrhundert der politische Topos einer regulierenden und mächtigen männlichen Herrschaft verankert war, dem die schwache, gefühlsgesteuerte weibliche Herrschaft kontrastierend gegenübergestellt wurde. In einer solchen Interpretation wurde jedoch das grundlegende strukturelle Problem jeder Regentschaft ausgeblendet. Dem Wesen nach war diese nämlich nur eine Interimsherrschaft und verfügte damit nicht über eine ähnliche sakrale Legitimität und Durchsetzungskraft wie die Königsherrschaft selbst. Dies erklärt auch, warum solche tendenziell schwächeren Minderjährigkeitsregentschaften von oppositionellen Kräften bevorzugt umkämpft und hinterfragt wurden[158]. Maria an der Herrschaft ihres

154 Ibid., Bd. 1, S. 77–79, 90–95, 108–110, 315–318: Im Gegensatz zu manchen Historikern des 19. Jahrhunderts unterschlug Thiroux in ihrer Darstellung nicht die Vorgeschichte dieser Verhandlungen, wonach das Projekt ursprünglich von Heinrich IV. gefasst worden war – ein Vorhaben, das er schließlich verwarf, um sein Bündnis mit England nicht zu gefährden. Maria pflegte jedoch gegen das ausdrückliche Verbot ihres Mannes weiterhin Kontakte mit dem spanischen Botschafter in Paris.

155 Ibid., S. 316.

156 Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 351 oder auch S. 355.

157 Ibid., S. 354.

158 André Corvisier, Les régences en Europe. Essai sur les délégations de pouvoirs souverains, Paris 2002, S. 2, 167f.

Mannes zu messen, wäre also unverhältnismäßig, weil beide nicht über dieselben Machtressourcen verfügten.

Die misogynen Anschuldigungen, die Marias Bild im ausgehenden Ancien Régime prägten, waren also ein Topos der Opposition gegen eine jede Regentschaft und sind demnach nicht spezifisch auf die Herrscherin, sondern eher auf eine kurzzeitige strukturelle Schwäche der Monarchie zurückzuführen[159]. Regentinnen galten als willkommene politische Sündenböcke, weshalb der Adel häufig auf die politischen Topoi ihrer scheinbaren Durchsetzungsschwäche, Beeinflussbarkeit und des daraus entstehenden Chaos rekurrierte – die Historiografie gab sie in der Folge lediglich wieder und machte sich somit zum Sprachrohr solcher Anschuldigungen[160]. Thiroux und Dreux du Radier unterschieden in ihren Darstellungen also zu wenig zwischen der Ebene der strukturellen Schwäche und den persönlichen Verfehlungen der Regentin, was zu solch einem durchweg negativen politischen Fazit führte. Angesichts der aufstrebenden Forderungen der verschiedenen Faktionen müsse, so ihr Biograf Jean-François Dubost, Maria jedoch zugute gehalten werden, dass sie diese bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes größtenteils habe in Schach halten und eine erneute tiefe Spaltung des Landes verhindern können. Die Aufstände seien zudem nicht vorrangig ihrer Politik zuzuschreiben, sondern einem strukturellen Wandel, der bereits in den 1560er Jahren eingesetzt hatte und im Zuge dessen sich die königliche Macht immer weiter ausbreitete – sehr zum Unmut des Adels, der dies bei jeder günstigen Gelegenheit zu unterbinden suchte[161].

Die geschlechterbezogene Komponente sollte allerdings zumindest im Hinblick auf Thiroux in der politischen Bilanz der Mediceerin nicht überbewertet werden. Zwar rezipierte sie den geläufigen frauenfeindlichen Diskurs ihrer Zeit, doch verfolgte sie mit der Schilderung der Unbeherrschtheit und Emotionalität der Mediceerin keine politischen Ziele, noch wollte sie einen zusätzlichen Beweis für die gesellschaftliche Zurückstellung der Frau vorlegen. Wie

159 Simone Bertière, Régence et pouvoir féminin, in: Éliane Viennot, Kathleen Wilson-Chevalier (Hg.), Royaume de fémynie. Pouvoirs, contraintes, espaces de liberté des femmes, de la Renaissance à la Fronde, Paris 1999, S. 63–70, hier S. 68f.

160 Ibid., S. 70: »Les régentes sont des mal-aimées. Mal-aimées de leurs contemporains d'abord. […] C'est l'absence d'un roi en état de gouverner qui aiguise les appétits et encourage la subversion. Et par-dessus le marché, tout le monde s'attend à des troubles: il n'y a pas de meilleur moyen de les susciter. Mal-aimées des historiens ensuite: on les accuse de faiblesse, on leur reproche toutes les concessions qu'elles ont dû faire, toutes les décisions hardies qu'elles n'ont pas prises, sans jamais se demander si cette prétendue faiblesse n'était pas structurelle. Avec les moyens dont elles disposaient, que pouvaient-elles faire véritablement? Peu de chose. C'est ainsi que les régentes sont vouées, pour les périodes troublées de notre histoire, au rôle de parfaits boucs émissaires«.

161 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 362.

bereits ausgeführt, dachte und argumentierte Thiroux vorrangig als Moralistin. So bediente sie sich zwar geläufiger frauenfeindlicher Aspekte der historiografischen Rezeption Marias, wollte jedoch damit vorrangig ein warnendes Beispiel mit universeller Relevanz vorlegen. So ist auch ihre Maxime über die Konsequenzen unkontrollierter Leidenschaft am Ende der Biografie allgemein formuliert und richtet sich nicht spezifisch an das weibliche Geschlecht[162].

1.4.2 Ein vehementes sexistisches Pamphlet der Revolution

Ganz anders fällt der Grundton eines Textes aus, der während der revolutionären Wirren veröffentlicht wurde und offensiv ein mit historischen Belegen untermaltes misogynes Verständnis von Politik vertritt. Diese Quelle folgt dem seit dem 18. Jahrhundert geläufigen methodischen Vorgehen, politische Argumente historisch zu untermauern[163]. Die 1791 veröffentlichte Schrift »Les crimes des reines de France, depuis le commencement de la monarchie jusqu'à Marie-Antoinette«[164] in der von Louis-Marie Prudhomme (1752–1830) verlegten Zeitschrift »Les Révolutions de Paris« ist die erste prominente Erwähnung Marias nach den blutigen Ereignissen von 1789. Ludwig XVI. war damals, zumindest auf dem Papier, im Rahmen einer konstitutionellen Monarchie noch an der Macht. Der anonym herausgegebene Text wurde als Ergänzung zu den äußerst erfolgreichen »Les crimes des rois de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XVI« (1791) von Louis de Lavicomterie de Saint-Samson (1746–1809) verstanden, in dem nun auch die Mitschuld der Königinnen an den Missständen des Ancien Régime gebührend hervorgehoben werden sollte[165].

In dieser sehr leidenschaftlichen und erbarmungslosen Darstellung der französischen Königinnen pervertierte der Autor die historiografischen Abhandlungen zu Herrschern aus dem Ancien Régime und setzte diese zu anti-

162 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 2, S. 515f.

163 Carla Alison Hesse, Devenir républicaine. Louise de Kéralio-Robert (1758–1822), in: Nicole Pellegrin (Hg.), Histoires d'historiennes, Saint-Étienne 2006, S. 203–221, hier S. 204. Der Artikel ist die französische Übersetzung des vierten Kapitels einer englischen Monografie der amerikanischen Historikerin, siehe Carla Alison Hesse, The Other Enlightenment. How French Women became Modern, Princeton u. a. 2001.

164 Von diesem Werk sind zwei Auflagen belegt. Die erste Auflage kam 1791 heraus und wird hier verwendet. Die zweite, erweiterte Auflage erschien 1793/94 und passte sich mit dem leicht verändertem Titel der aktuellen Situation an, nämlich der Hinrichtung der letzten Bourbonenkönigin des Ancien Régime: »Les Crimes des Reines de France […] jusqu'à la mort de Marie-Antoinette; avec les pièces justificatives de son procès«.

165 O. V., Les crimes des reines, S. V.

monarchistischen Zwecken ein[166]. Mit seiner schaurigen Darstellung angeblicher Verbrechen der Königinnen wollte der Autor einen Beitrag zur einsetzenden politischen Umgestaltung des Landes nach 1789 leisten, indem er vor der zu starken Einbindung von Frauen in leitende öffentliche Funktionen warnte. Diese »royales ennemies«[167] seien demnach gefährlicher gewesen als die männlichen Herrscher, weil ihre weiblichen Unzulänglichkeiten sie zu grausamen Exzessen verleitet hätten[168].

Der Autor griff hierfür zunächst auf das klassische und weit verbreitete sexistische Argument zurück, dass sich Königinnen häufig über ein angeblich natürliches und menschliches Gesetz zu stellen gesucht hätten, das sie von jedweder Form der Herrschaftsausübung ausschloss, indem sie im Verborgenen die Fäden der Macht gezogen hätten[169]. Schlimmer jedoch als Königinnen, die durch Einflüsterungen und Intrigen im Schatten des Throns regierten, seien diejenigen, die selbst als Regentinnen geherrscht hätten und somit nicht nur dem König, sondern der Allgemeinheit Rechenschaft schuldig seien[170]. Diese Frauen seien der lebende Beweis für das zweite und neuartige Kernargument des Autors: Denn genauso wie das Wesen der Frau die Politik zu einem intriganten Lavieren deformiere, so entstelle die Politik das weibliche Wesen. Die Machtausübung setze Frauen einer widernatürlichen Geschlechtsumwandlung aus, in der sie männliche Züge annähmen[171].

166 Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 294.

167 O. V., Les crimes des reines, S. 344.

168 Ibid., S. 1f.: »lisons aussi dans les annales du monde à combien d'excès la royauté a emporté les femmes; lisons combien elles ont commis de crimes pour satisfaire leurs passions, pour servir leurs intérêts privés, et leur ambition personnelle; combien elles en ont fait commettre à leurs maris, à leurs fils, à leurs frères; combien elle [sic] les ont aidés [sic] à cimenter par le sang leur puissance usurpée; combien elles leur en ont fait verser pour dérober à leurs regards les suites infâmes des débordemens dont ils auroient dû les punir. Leur foiblesse naturelle s'unit facilement à la barbarie […]. Alors l'art dangereux de séduire et de tromper, les caresses perfides et enivrantes, les feintes larmes, le désespoir affecté, les prières insinuantes, tout en elles rend peut-être plus dangereux dans leur [sic] mains le dépôt d'une puissance quelconque. Lorsqu'elles en sont revêtues, elles deviennent obstinées dans leurs volontés, constantes dans les moyens de parvenir à leurs fins, et vivement irritées par les obstacles«.

169 Ibid., S. VI, XIVf. Dieser Topos war äußerst langlebig und ist nicht ausschließlich dem Kontext der Revolution zuzuschreiben, da man ihn z. B. noch 1882 bei Desprez wiederfindet, siehe Adrien Desprez, La politique féminine de Marie de Médicis à Marie-Antoinette. 1610–1792, Paris 1882, S. VI–VIII.

170 O. V., Les crimes des reines, S. VII.

171 Ibid.

Dies sei fatal, weil Frauen als von ihren Instinkten bestimmte Wesen mit der Macht exzessiver umgingen als Männer und ihre Neigungen nicht kanalisieren könnten, so der Autor weiter. Die Königinnenrolle bilde das Paradebeispiel solch einer abnormalen und monströsen Entwicklung, weil sich die Frau in dieser Position hemmungslos ihren niedersten Gelüsten hingebe und damit Chaos anrichte[172]. Zwar sei die Frau kein grundlegend schlechtes Wesen, doch seien die ihr von Natur aus zugedachten Kompetenzen ausschließlich für die Beherrschung eines kleinen, unmittelbaren Umfelds bestimmt. Nur dort, in der Leitung des Haushalts, könne sie sich frei entfalten. Weiter gefasste Aufgaben, allen voran die Führung eines Staates, überschritten bei Weitem ihre Fähigkeiten[173]. Aus diesem Grund lobte der Autor das in der französischen Monarchie geltende salische Recht als einzigartig und modern, das die Frau auf ihren »natürlichen« untergeordneten Platz beschränkt habe[174]. Im Hinblick auf diese extrem misogyne Argumentation verwundert das regelrecht apokalyptische Fazit über die Regentschaft Marias kaum: »Que d'horreurs présente le tableau de ce règne déplorable! […] que de sang répandu! que de veuves éplorées! que d'orphelins gémissans! que de crimes particuliers et publics! et les Français les ont soufferts, et les nations voisines en ont été témoins!«[175]

Die abfällig kurz als »Médicis« bezeichnete Katharina von Medici war nach Meinung des Autors der Prototyp der verbrecherischen und ausschweifenden Königin[176]. Die für ihn ungebrochene Kontinuität zwischen Katharina und Maria hob er deutlich hervor, indem er Letztere als »seconde Italienne« bezeichnete[177]. Auch in ihr vereinten sich angeblich die drei größten Verfehlungen der Königinnen: Verschwendungssucht, Charakterschwäche und Amoralität[178]. Dass Maria Gattenmord begangen hatte, erschien daher selbstredend, was der Autor durch frauen- und fremdenfeindliche Vorurteile begründete[179]. Es ist dabei allerdings nicht immer ganz klar, ob der Autor den Vorwurf des

172 Ibid., S. VIf., 2f. und S. XII: »[E]lle [la reine] a rendu le plus tranquille, le plus doux, […] des deux sexes susceptible des appétits les plus violens, des passions les plus malfaisantes, des caprices les plus sanguinaires«.

173 Vgl. ibid., S. IXf.

174 Ibid., S. VI: »Les lis ne filent point, disoient nos bons aïeux; et parce qu'ils ne voyoient pas le nom d'une femme en tête des ordonnances, ils étoient satisfaits, et se vantoient d'être le seul peuple parmi les modernes, qui n'obéissoit point au sexe né lui-même pour obéir«.

175 Ibid., S. 392.

176 Ibid., S. 277.

177 Ibid., S. 344.

178 Ibid., S. Vf., 359, 374, 378, 385f.

179 Ibid., S. 370–373.

religiösen Fanatismus, des Aberglaubens und manipulativer Machenschaften eher der Tatsache zuschrieb, dass Maria eine Frau oder Italienerin war[180].

Der Verfasser setzte sich zudem eindeutig für eine zeitlich und gesetzlich beschränkte Macht der Herrscher ein und forderte eine Verantwortung ihrer Taten vor dem Volk – Marias Schicksal und ihren einsamen und ärmlichen Tod im Exil betrachtete er in dieser Hinsicht als unbefriedigend[181]. Zwar sei dies eine gerechte Strafe für ihre Verbrechen gewesen, doch sei sie nie öffentlich für ihr Handeln zur Rechenschaft gezogen, noch sei ein Exempel an ihr statuiert worden[182]. Die eindringliche Warnung an die damals noch lebende und im Volk so verhasste Königin Marie-Antoinette ist hier kaum verdeckt – eine implizite, wenngleich deutliche Parallele, die auch Fouquier-Tinville zwei Jahre später vor dem Revolutionstribunal aufgriff.

Bewertung des revolutionären Pamphlets

»Les crimes des reines« wirft als Quelle im Rahmen dieser Studie einige Fragen auf. Handelt es sich hierbei wirklich ›nur‹ um ein hetzerisches revolutionäres Pamphlet oder kann man diese fast 500 Seiten als eine mehr oder minder fundierte historische Abhandlung betrachten? Carla Hesse vertritt in einem Aufsatz von 2006 die These, dass es sich zwar zweifelsohne um eine polemische Schrift der Revolution handle, der Text aber über seinen feindseligen Inhalt hinaus zwei Fragen aufwerfe: Ist Geschichtsschreibung in einem revolutionären Kontext überhaupt möglich? Kann man eine Geschichte der Frauen vor einem Hintergrund verfassen, in dem diese aus dem politischen Leben ausgeschlossen werden[183]? Wenngleich diese historiografiegeschichtliche Metaebene in der Einordnung der Quelle für die vorliegende Arbeit zu weit führt, so hat sie zweifelsohne einen rezeptionsgeschichtlichen Eigenwert. Sie offenbart nämlich revisionistische Mechanismen einer Gesellschaft im Umbruch.

180 Ibid., S. 366, 382, 393. Zum Antiitalianismus im Frankreich des Ancien Régime vgl. Dubost, La France italienne. xvie–xviie siècle, Paris 1997, S. 307–329.

181 O. V., Les crimes des reines, S. IX, 387.

182 Ibid., S. 387f.: »Tant que les rois ne seront pas de simples citoyens, investis seulement […] d’un pouvoir temporaire, délégué par les peuples; tant qu’ils ne seront pas comptables au peuple et soumis à la loi; enfin tant que l’impunité leur assurera le droit d’être criminels, un châtiment semblable à celui qu’éprouva Marie de Médicis sera une sorte de justice accidentelle, dont le vulgaire rendra grace aux circonstances; mais le philosophe n’y verra qu’un effet du hasard, dont l’influence passagère ne satisfait point les loix, ne venge point les hommes des maux qu’ils ont soufferts, et n’a jamais servi d’exemple aux têtes couronnées«.

183 Hesse, Devenir républicaine, S. 214

Hierbei ist es nun wichtig, sich mit dem Verfasser dieses sexistischen Pamphlets zu befassen. Die Autorenschaft des anonym veröffentlichten Textes gilt als umstritten, doch wird sie gemeinhin Louise-Félicité de Kéralio-Robert (1758–1822) und damit erstaunlicherweise einer Frau zugeschrieben[184]. Die Befürworter dieser These berufen sich auf zwei zeitgenössische Quellen (von 1790 und 1792), die Kéralio als Autorin ausweisen[185]. Gegner dieser Theorie, wie etwa Elizabeth Colwill, führen hingegen an, dass Stil und Inhalt des Werks stark von den vorangegangenen Werken Kéralios abweichen, dafür aber zahlreiche Parallelen zu der Reihe der »Crimes«-Pamphlete (»…des papes«, »…des rois de France«, »…des empereurs d'Allemagne« usw.) aufweise, die allesamt vom bereits erwähnten Lavicomterie de Saint-Samson verfasst wurden[186].

Über die Autorenschaft Kéralios wird in der Forschung auch deshalb kontrovers diskutiert, weil der Inhalt des sexistischen Pamphlets augenscheinlich im Widerspruch zur Biographie der vermeintlichen Verfasserin steht. Kéralio war eine militante Republikanerin der ersten Stunde, die bereits vor der Revolution eine anerkannte Gelehrte war. Im Jahr 1785 leitete sie sogar als erste Frau mithilfe des Verlegers Jean Lagrange als Strohmann einen Verlag. Ab 1789 trat sie dann offen als Chefredakteurin und Journalistin mit dem von ihr gegründeten »Journal de l'État et du citoyen« (ab 1790 in »Mercure national« umbenannt) in den Dienst der Revolution. Wie konnte also eine solche Frau ein derart misogynes Werk verfassen? Bis in die 1980er Jahre wurde diese Ambivalenz meist ignoriert oder geglättet, insbesondere in der feministischen Forschung[187]. Seit einigen Jahren allerdings wird Kéralios misogyner Republikanismus vermehrt als Konstante ihres Denkens gewertet[188]: So habe sie sich mehrfach öffentlich dafür ausgesprochen, Frauen jedwede politischen Rechte, geschweige denn Teilhabe, zu verwehren. Annie Geffroy etwa zeichnet Kéralios dezidiert sexistische Haltung anhand von Artikeln nach, die sie in ihrer eigenen Zeitung unter

184 Da das Pamphlet anonym erschien und die Autorenschaft in der Forschung umstritten ist, wird es in dieser Arbeit bibliografisch als »ohne Verfasser« geführt.

185 Vgl. für diese Ausführungen Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 292–294.

186 Elizabeth Colwill, Les crimes de Marie-Antoinette. Images d'une femme mutine dans le discours révolutionnaire, in: Marie-France Brive (Hg.), Les femmes et la Révolution française, Bd. 2: L'individuel et le social, apparitions et représentations, Toulouse 1990, S. 207–220, hier S. 215, Anm. 1.

187 Annie Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, pionnière du républicanisme sexiste, in: Annales historiques de la Révolution française 344 (2006), S. 107–124, hier S. 107f.

188 Ibid. u. Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 291f. Für die Gegenposition vgl. Lynn Hunt, The Family Romance of the French Revolution, Berkeley, Los Angeles, London 1992.

ihrem Namen während der Revolution veröffentlichte[189]. Diese Schriften würden sie inhaltlich als »pionnière du républicanisme sexiste, inscrit dans la loi française jusqu'en 1944« kennzeichnen[190]. Doch sei, so weiter Geffroy, Kéralios Wiedergabe sexistischer Argumente über das ›schwache Geschlecht‹ nicht bloßer Ausdruck eines unreflektiert übernommenen Vorurteils. Vielmehr ginge dies mit einer eigenen intellektuellen Leistung einher, der zufolge Kéralio ein politisches Modell der noch jungen französischen Republik unter Ausschluss weiblicher Beteiligung entwickelte. Weil sie dieses aber auf der Grundlage überzeitlicher Verallgemeinerungen aufbaue, erweise sich ihre Argumentation als bedenklich. Dass Kéralio eine frühe Theoretikerin republikanischen Sexismus' war, bedeutet für Geffroy allerdings nicht zwangsläufig, dass sie die Verfasserin der »Crimes des reines« ist; sie übt daher Kritik an Kolleginnen, die diesem Werk mit strittiger Autorenschaft in der Untersuchung des Weltbilds Kéralios zu große Bedeutung beimaßen[191].

Eine prominente Vertreterin des von Geffroy abgelehnten Ansatzes ist die Amerikanerin Carla Hesse, die zwischen vorrevolutionären Publikationen Kéralios und den »Crimes des reines« eine inhaltliche Kontinuitätslinie aufzuzeigen suchte. Kéralio hatte bereits im ausgehenden Ancien Régime in gelehrten Kreisen Anerkennung für eine fünfbändige »Histoire d'Élisabeth, reine d'Angleterre« (1786–1788) gefunden. Ausgehend von England und englischsprachigen Quellen wollte Kéralio damit über die Biografie Königin Elisabeths I. (1533–1603) hinaus ein sorgfältig recherchiertes Bild der politischen, dynastischen und religiösen Konflikte des 16. Jahrhunderts zeichnen[192]. Jacques Mallet du Pan (1749–1800), einer der bedeutendsten Journalisten des ausgehenden 18. Jahrhunderts, würdigte sie aufgrund dieses innovativen und gewagten Ansatzes in seiner einschlägigen Rezension im »Mercure de France« als erste französische Historikerin[193]. Er kritisierte allerdings das Ungleichgewicht der Darstellung, in der die schottische Königin Maria Stuart (1542–1587) eine

189 Vgl. Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 110–121, insb. S. 112: »Je [Kéralio] ne crois pas que les femmes puissent jamais avoir aucune part active au gouvernement, & je crois que le plus grand bien que puisse faire la constitution aux mœurs publiques, est de les en écarter pour jamais. Les femmes règnent dans les états despotiques, c'est assez dire qu'elles doivent être nulles dans l'administration d'un pays libre«.

190 Ibid., S. 108.

191 Ibid., S. 121.

192 Hesse, Devenir républicaine, S. 208f.

193 Ibid., S. 204 u. S. 210: »Avec l'›Histoire d'Élisabeth‹, elle est parvenue à faire évoluer l'histoire de la souveraineté féminine, des histoires de femmes fortes de la Renaissance à la critique historique de la loi caractéristique des Lumières. C'est là l'innovation que Mallet du Pan juge originale et sans précédent«; Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 289.

genauso große Rolle spielte wie die titelgebende englische Herrscherin[194]. Mittels dieser Gegenüberstellung verleihe Kéralio aber, so Hesse, bereits vor der Revolution und dem vermeintlich von ihr verfassten Pamphlet »Crimes des reines« ihrer sexistischen Überzeugung Ausdruck: Weil Maria Stuart ihre Weiblichkeit stets betonte, musste sie nämlich zwangsläufig als Herrscherin scheitern. Elisabeth kam hingegen in der Augen Kéralios im 16. Jahrhundert zwar dem Ideal des aufgeklärten Herrschers am nächsten, war aber als Frau gescheitert, denn sie habe dafür »tous les traits d'un caractère mâle qui la placent au rang des grands rois« angenommen[195]. Hesse zufolge habe Kéralio also bereits vor der Revolution und den »Crimes des reines« eine Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und Herrschaftsausübung beziehungsweise politischem Wirken postuliert[196].

Schließlich gibt auch Kéralios ambivalenter Lebensstil zwischen Emanzipation und Konformismus, zwischen gelebter Praxis als politische Journalistin und Militantin einerseits und ihrer dualistisch-sexistischen Weltsicht andererseits Rätsel auf[197]. Kéralio, die mit über 30 Jahren noch unverheiratet war und offen Männerberufe ausübte, zog zahlreiche Anfeindungen auf sich. Nach ihrer Heirat mit François Robert, Mitglied des radikalen Club des cordeliers, im Mai 1790 erschien der »Mercure national« unter Anführung ihres Vaters und ihres Ehemannes als Mitverleger, was in der Forschung als Schutzmaßnahme gedeutet wird[198]. Ab 1790 verteidigte sie in zahlreichen Artikeln zudem vehement eine konservative Sicht der revolutionären und republikanischen Gesellschaft und stilisierte sich dezidiert als ihren ehelichen und (ab 1791) mütterlichen Pflichten verschrieben[199]. Leigh Whaley bezeichnet Kéralio daher als Feministin, nicht im klassischen Sinne als Kämpferin für Frauenrechte, sondern aufgrund ihres prominenten Engagements in den öffentlichen Debatten der Revolution. Geffroy hingegen bevorzugt eine Differenzierung zwischen gelebter weiblicher Unabhängigkeit und einer feministischen Haltung: Beides müsse sich nicht zwangsläufig decken und Kéralio sei eben nur dem ersten Ansatz gefolgt[200].

194 Mallet du Pan sprach in dieser Hinsicht von einer »histoire de deux femmes«, siehe ibid., S. 290; Hesse, Devenir républicaine, S. 210.

195 Kéralio, zit. n. Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 109.

196 Vgl. Hesse, Devenir républicaine, S. 210f.

197 Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 122.

198 Hesse, Devenir républicaine, S. 213.

199 Siehe hierzu Davis, Gender and Genre, S. 173 u. Hesse, Devenir républicaine, S. 211–213.

200 Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 121; Leigh Whaley, Partners in Revolution. Louise de Kéralio and François Robert, Editors of the »Mercure national«. 1789–1791, in:

Für die Einordnung der »Crimes des reines« für die Zwecke dieser Arbeit soll Geffroys Mittelweg gefolgt werden: So ist die Autorenschaft Kéralios zwar nicht ganz auszuschließen, doch zu ungewiss, um eine Kontextualisierung des Textes in Bezug auf Kéralio vorzunehmen[201]. Dessen ungeachtet wird Kéralio hier deshalb ausführlicher behandelt, weil sie als prominente frühe Vertreterin des republikanischen Sexismus gelten kann, der das Pamphlet der »Crimes des reines« speist. Die republikanische Bewegung der 1790er Jahre hatte sich hinsichtlich der von der Frau im öffentlichen Leben einzunehmenden Rolle gespalten gezeigt: Wo der Denker Nicolas de Condorcet (1743–1794) und die Feministin Etta Palm-Aelders (1743–1799) eine rechtliche Gleichstellung sowie eine politische Teilhabe forderten, machten sich Kéralio und ihr Kreis um den »Mercure national« jedoch für den Ausschluss der Frau aus dem politischen Leben stark[202]. Letztere beriefen sich hierzu auf das Argument eines Dualismus zwischen dem privaten, weiblichen und dem öffentlichen, vom Mann geprägten Raum – die angelsächsische Forschung spricht hier von der »separation of spheres«[203]. Diese Überzeugung wirkte in der französischen Gesellschaft des gesamten 19. Jahrhunderts nach, vor allem nach der politischen Durchsetzung der Republikaner ab den 1870er Jahren. Dem wurde auch in der Historiografie Rechnung getragen, wie es in der Folge am Beispiel der Darstellung Marias von Medici gezeigt wird[204].

Jean-François Dubost sprach 2009 hinsichtlich des Bilds Marias von Medici von einer ungebrochenen Kontinuität zwischen den frauen- und fremdenfeindlichen Inhalten der revolutionären Pamphlete und der republikanischen Geschichtsschreibung der Mitte des 19. Jahrhunderts[205]. Obgleich ihm in dieser Einschätzung grundsätzlich zuzustimmen ist, muss dennoch betont werden, dass der fremden- und frauenfeindliche Diskurs, der im revolutionären Pamphlet »Crimes des reines« anhand Marias durchdekliniert wurde, im Grunde sehr austauschbar war[206]. So bezogen sich die dieser Regentin zugeschriebenen Eigenschaften nicht spezifisch auf ihre Person, sondern griffen gängige revolu-

Malcolm Crook, William Doyle, Alan Forrest (Hg.), Enlightenment and Revolution. Essays in Honour of Norman Hampson, Aldershot u. a. 2004, S. 114–131, hier S. 116, 128.

201 Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 107, 117.

202 Ibid., S. 117.

203 Für eine Definition vgl. Teil I, Kap. 4.3.1.

204 Mehr dazu in Teil I, Kap. 4.3.

205 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 13.

206 O. V., Les crimes des reines, S. 277: »Tous les règnes de nos reines se ressemblent par des caractères généraux; ou régentes, ou femmes des rois, elles ont toujours multiplié autour d'eux l'attrait des plaisirs corrupteurs; elles ont plongé dans la mollesse les ames qu'elles vouloient asservir, et les ont abruties pour les rendre violentes et cruelles«.

tionäre Diskurse auf, die die historiografischen Ausdrucksformen vor allem deshalb nutzten, um sie zu polemischen Zwecken einzusetzen[207]. So bedient die Broschüre lediglich geläufige und beliebte Topoi der revolutionären Phase, in der die Königin als Feindbild galt[208]. Hesse zufolge seien Texte über schlechte Königinnen bereits in Krisenzeiten des Ancien Régime häufig im Umlauf gewesen. Das Pamphlet unterscheide sich davon nur insofern, dass darin anhand negativer Beispiele nicht nur die Herrscherinnen in ihre Schranken verwiesen, sondern darüber hinaus die hervorgehobene Stellung der Königin als solche prinzipiell in Frage gestellt werden sollten[209]. Im Falle der »Crimes des reines« kann man also behaupten, dass die Biografie Marias von Medici ausschließlich, wie auch all die anderen darin enthaltenen Lebensbeschreibungen von Königinnen, der Bekämpfung und Diskreditierung der Monarchie und damit einer Verbannung der Königin von den öffentlichen in den privaten Bereich diente. Zwar verfolgte diese Schilderung damit dasselbe Ziel wie die republikanische Historiografie der Mitte des 19. Jahrhunderts, doch ist die Austauschbarkeit Marias von Medici in der nationalhistorischen Argumentation von Autoren wie Michelet oder Dumas so wie im revolutionären Pamphlet »Crimes des reines« nicht gegeben. Vielmehr erfüllte dort die detail- und facettenreicher ausgearbeitete negative Stilisierung dieser Herrscherin einen ganz spezifischen Zweck, wie es im entsprechenden Kapitel noch dargelegt werden soll. Der Autor des Pamphlets war hingegen weniger an der jeweiligen historischen Figur interessiert, als an den institutionellen Schlüssen, die er daraus ableiten konnte. Es ging ihm vorrangig um die Ablehnung weiblicher Herrschaft im Allgemeinen, die er von Maria ausgehend argumentativ entwickeln konnte. Dies belegt nicht zuletzt sein unpräziser Umgang mit Fakten, der seine Voreingenommenheit unterstreicht und deutlich macht, dass er sich nur sehr oberflächlich mit den von ihm beschriebenen – und verteufelten – Herrscherinnen befasst hatte[210]. Zum Zeitpunkt der Erstauflage (1791) wird es dem Autor außerdem um die

207 Die Fußnoten dienen in den »Crimes des reines« nicht der Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Textes wie bei Thiroux, sondern sind weiterführende, teils polemisierende Kommentare, siehe Pellegrin, L'histoire et son annotation, S. 294.

208 Geffroy, Louise de Kéralio-Robert, S. 120.

209 Hesse, Devenir républicaine, S. 214f.

210 So stützte sich der Autor nie explizit auf Quellen und lässt sich stets monoperspektivisch von seiner Intention leiten, ohne diese je zu differenzieren. Gewisse Fehler und Freiheiten in der Darstellung der Ereignisse bestärken den Eindruck, dass der Text vor dem Hintergrund politischer Umwälzungen eilig verfasst wurde und nicht den Anspruch einer akkuraten historischen Abhandlung verfolgte. Siehe o. V., Les crimes des reines, S. 371, 384, 387: Der Onkel der Königin, Giovanni von Medici (1567–1621), wird als ihr Bruder bezeichnet (S. 371), der Herzog von Luynes wird fälschlicherweise als Kardinal dargestellt (S. 384) und nicht zuletzt datiert der Autor den Tod der Medicee-

Belastung der damals noch lebenden Königin Marie-Antoinette gegangen sein, die ihm zufolge das letzte Glied der von ihm aufgezeigten unglückseligen Traditionslinie bildete.

Erklärungsansätze für das Fortdauern politisch-misogyner Diskurse

In dem revolutionären Pamphlet »Crimes des reines« entfaltete der Autor den politischen Topos der Gegenüberstellung weiblicher Instinkte und vermeintlich typisch männlicher rationaler Prinzipien. Im Hinblick auf Maria war insbesondere bereits Richelieu an der Ausarbeitung dieses Motivs beteiligt gewesen. In seinem »Testament Politique« wandte er solche Stereotype auf seine Kontrahentin an, um sein eigenes Verhalten ihr gegenüber und auch seine ihr entgegengesetzte politische Linie zu legitimieren[211]. Darüber hinaus betonte Dubost, dass die politische Misogynie fest im Neostoizismus und dessen Doktrin des vernunftgeleiteten Handelns, der Affektkontrolle und der Selbstbeherrschung verankert war. Diese von Justus Lipsius (1547–1606) vertretene Rezeption der antiken Stoa und ihres politisch-ethischen Wertekanons[212] bildete im ausgehenden 16. und im 17. Jahrhundert das ideologische Fundament für den Absolutismus, an dessen Ausformung Richelieu wesentlich beteiligt war. So wurde in den vom Kardinalminister geförderten Flugblättern und Schriften bewusst der Kontrast zwischen dem emotionsgeleiteten Regierungsstil Marias und dem der Staatsräson unterworfenen Handeln Richelieus betont. Vom konkreten Fall Marias ausgehend, erweiterte der Minister in der Folge diese Argumentation auf jede Form weiblicher Herrschaft[213]. So sprach er von Frauen als »animaux […] étranges [dont] on croit parfois qu'ils ne sont pas capables de grand mal, parce qu'ils ne le sont d'aucun bien; mais je proteste en ma conscience qu'il n'y a rien qui soit capable de perdre un État que de mauvais esprits couverts de la faiblesse de leur sexe«[214]. Die angeführten Äußerungen des Autors des revolutionären Pamphlets können also bereits auf eine im Ancien Régime ausgearbeitete frauenfeindliche politische Rhetorik zurückgeführt werden. Unmittelbar

rin (3. Juli 1642) falsch, nämlich »vers la fin de juin de l'année suivante« (S. 387), was dem Kontext nach nur Juni 1643 bedeuten kann.

211 Teyssier, Richelieu, S. 303.

212 Vgl. hierzu Gerhard Oestreich, Antiker Geist und moderner Staat bei Justus Lipsius (1547–1606), Göttingen 1989.

213 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 801–804.

214 Richelieu, zit. n. Desprez, La politique féminine, S. V.

nach der Revolution sind ähnliche Inhalte und Motive auch in der Rezeption Marias von Medici bei Anquetil und Fantin zu finden[215].

Diese Feststellung deckt sich mit den Ergebnissen der aktuellen Forschungsdebatte über das Fortdauern einer tief verankerten Frauenfeindlichkeit in der französischen Politik. Angestoßen wurde die Diskussion in den frühen 1990er Jahren im Rahmen der Paritätsdebatte, als die Philosophin Geneviève Fraisse bei der Tagung »La démocratie ›à la française‹, ou les femmes indésirables« die These eines Nachwirkens des salischen Rechts in der postrevolutionären politischen Kultur Frankreichs bis ins 20. Jahrhundert vorbrachte[216]. Éliane Viennot, die sich in der Folge als erste eingehend mit den Ursprüngen und Entwicklungen dieses ominösen und häufig angeführten Rechts befasste, ging noch weiter: Das salische Recht habe nur deshalb nach der Revolution überdauern können, weil es kein Überbleibsel des monarchischen Regimes, sondern fester Bestandteil des Denkens jener Klasse war, die sich seit dem 16. Jahrhundert gedanklich mit dem Ausbau und der Konzeption des modernen Staats befasst hatte und nach den Ereignissen von 1789 an die Macht kam: des Bürgertums. Im Zuge der Ausweitung einer alles zentralisierenden Königsmacht im 17. und 18. Jahrhundert habe sich die Monarchie diese misogynen staatstheoretischen Prinzipien lediglich zu Eigen gemacht, um sich gegen den Hochadel zu behaupten, in dessen feudalem Verständnis Frauen durchaus eine zentrale Rolle zugedacht wurde[217]. Ursprünglich jedoch habe das salische Recht Frauen nicht aufgrund ihres Geschlechts von der Thronfolge ausgeschlossen, sondern um ausländische Ehemänner an deren Seite zu verhindern: Das salische Recht sollte demnach das französische Wesen der Krone wahren. Erst die sich konsolidierende und behauptende Monarchie ab dem 16. Jahrhundert untermauerte dieses Recht zunehmend mit misogynen Argumenten, die Frauen eine grundlegende Unfähigkeit in der Handhabung politischer Angelegenheiten bescheinigten[218].

Viennot zufolge war Heinrich IV. der erste französische König, der im späten 16. Jahrhundert effektiv vom salischen Recht als Thronfolgeprinzip und dessen misogynen und xenophoben Implikationen profitiert hatte, um an die Macht zu gelangen[219]. So war er zwar nur Cousin 22. Grades seines Vorgängers

215 Anquetil, Histoire de France, S. 303, 443; Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 9, S. 90, 134.

216 Vgl. Viennot, La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 1, S. 8f.; dies., La loi salique dans la culture politique française, S. 101.

217 Ibid., S. 103, 117–120.

218 Siehe Corvisier, Les régences en Europe, S. 103; Cosandey, La reine de France, S. 43; Wanegffelen, Le pouvoir contesté, S. 114–119.

219 Vgl. Viennot, La France, les femmes, le pouvoir, Bd. 1, S. 600–669, insb. S. 668.

Heinrich III., doch seinerzeit der einzige Nachfahre einer noch bestehenden direkten männlichen Linie der Kapetinger[220]. Es ist daher kaum verwunderlich, dass in der Folgezeit die Regel der männlichen Primogenitur weiter ausgebaut wurde, um die Bourbonen zu legitimieren. Die zunächst rein politische Argumentation wurde begleitet von einem mentalitätsgeschichtlichen Wandel, in dem Frauen zunehmend als minderwertig und bösartig wahrgenommen wurden[221]. Die wirkliche Durchsetzung dieses Prinzips verortete Viennot aber erst im 19. Jahrhundert, denn: »Le refus de la participation des femmes à l'exercice du pouvoir, et plus largement le refus du partage des responsabilités entre les sexes, est bel et bien au cœur de la tradition républicaine telle qu'elle est forgée en Europe à partir de la Renaissance«[222]. Nicht zuletzt zementierte Napoleons patriarchalisch geprägter Code Civil (1804), der die Grundlage für das postrevolutionäre französische Recht legte, die juristische Konzeption eines Ausschlusses der Frau aus dem politischen Leben für die nachfolgenden Generationen.

Die misogyne Argumentation des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts gegen Maria von Medici bezog sich also auf eine jahrhundertealte Tradition. Die Historiografen glaubten dabei, in der Biografie der Mediceerin ein regelrechtes Paradebeispiel für eine überbetonte Emotionalität gefunden zu haben, die als gefährlich galt. Dieses Bild wurde von mehreren Faktoren geprägt. Zum einen ist diese misogyn konnotierte Kritik auf die strukturelle Schwäche jeder Regentschaft und der sich daraus ergebenden Opposition zurückzuführen. Zum anderen verfestigte sich dieser Strang der Darstellung Marias im Propagandakrieg, den Richelieu nach der Niederlage der Königinmutter gegen sie führte. Als politischer Sieger über Maria konnte er den negativen Diskurs über sie für die Nachwelt prägen. Nicht zuletzt spielten auch politische Erwägungen eine Rolle, denn mit der Durchsetzung des Absolutismus ging eine offensive Maskulinisierung der Politik einher, die sich für Viennot in der Instrumentalisierung des salischen Rechts niederschlug. Überträgt man ihre Argumente auf den rezeptionsgeschichtlichen Werdegang Marias zwischen 1774 und 1815, kann zu Recht behauptet werden, dass die oben erläuterten misogynen politischen Topoi die Revolution nur deshalb überdauern konnten, weil das Bürgertum, das

220 Wanegffelen, Le pouvoir contesté, S. 130: »Davantage que la loi salique proprement dite, ce sont bien le refus d'une souveraineté étrangère et le rejet d'un pouvoir féminin qui, une nouvelle fois, l'ont emporté en France. [...] C'est bel et bien la gynophobie et le patriarcat modernes qui sont à la base de la refondation absolutiste des Bourbons«.

221 Viennot, La loi salique dans la culture politique française, S. 117f.; dies., La France, les femmes et le pouvoir, Bd. 2, S. 7.

222 Ibid., S. 121.

sich im 19. Jahrhundert durchsetzte und in diesem Zuge den männlichen Machtanspruch in der Gesellschaft ausbaute, den frauenfeindlichen Diskurs im Ancien Régime bereits wesentlich mitgeprägt hatte. Die Historiografie diente hierzu als bevorzugtes Sprachrohr.

1.5 Maria von Medici als vieldiskutierte Figur popularhistorischer Werke

Während der napoleonischen Ära sorgten zwei populärhistorische Werke über Maria von Medici für lebhafte Diskussionen: die »Amours secrettes du cardinal de Richelieu avec Marie de Médicis« (1803) von Denis Mater und das Theaterstück »La mort de Henri Quatre« von Gabriel-Marie Legouvé (1764–1812). Beide Werke gerieten in die Kritik der Diffamierung und Verfälschung historischer Fakten, wogegen sich der jeweilige Autor öffentlich zu verteidigen suchte. Ihnen kommt jedoch eine Bedeutung als popularisierende Multiplikatoren von Aspekten des historiografischen Diskurses über Maria von Medici zu, denn sie griffen umstrittene Aspekte ihrer Rezeption auf und verschärften diese teilweise.

1.5.1 Inhaltlicher Überblick

Über den Autor der »Amours secrettes« ist nichts Näheres bekannt. Er behauptet eingangs in seiner Schrift, im Besitz eines Manuskripts aus dem 17. Jahrhundert zu sein, das den geheimnisvollen Aufstieg Richelieus und den Sturz der Königinmutter erkläre. Er betrachte es dabei als seine Pflicht, dies seinen Mitbürgern nicht vorzuenthalten, und brüstete sich, als erster eine Wahrheit kundzutun, die die Autoren des 17. Jahrhunderts aus Angst oder Respekt vor Richelieu verschwiegen hätten[223]. Bereits diese einleitende Aussage weist auf eine Ausweitung, wenn nicht »Demokratisierung« der historisch interessierten Leserschaft im Zuge der Revolution und somit auf eine potentiell größere Rezipientenzahl hin.

Der Autor schien außerdem sehr gut zu wissen, welche Register er ziehen musste, um sich eine breite Leserschaft zu sichern. So behauptete er reißerisch, dass ein rein privater Grund den Bruch zwischen Richelieu und Maria bei der

223 Mater, Amours secrettes, S. XIII–XVI.

journée des Dupes (1630) erkläre[224]. Maria stellte er als frivole und ehrgeizige Herrscherin dar, die die Geliebte ihres Favoriten Concini gewesen sei, bevor sie Interesse am jungen aber verarmten Richelieu bekundet und dessen Aufstieg gefördert habe[225]. Die Ermordung Concinis sei demnach eine geschickt eingefädelte Intrige Richelieus und Marias gewesen, um sich des lästigen ehemaligen Liebhabers zu entledigen[226]. Die Idylle des Liebespaares sei getrübt worden, als sich Richelieu kurz nach der Rückkehr Marias aus ihrem Exil in Blois (1620) in seine Nichte, eine Hofdame der Königinmutter, Marie-Madeleine von Combalet, verliebt habe[227]. Das daran anschließende Narrativ liest sich wie ein Lustspiel: Der verliebte Kardinal verfasst Liebesgedichte und Billetts, die er seiner Nichte kunstvoll zusteckt, um nicht den Zorn seiner eifersüchtigen und verschmähten Geliebten Maria von Medici und die Aufmerksamkeit des alternden Ehemanns Combalet auf sich zu ziehen[228]. Die Erzählung erreicht ihren Höhepunkt, als sich die misstrauische Königin des Nachts verkleidet auf das Landgut des Kardinals begibt, um diesem bei Vollmond unter dem Fenster seiner Nichte aufzulauern, der er dort ein Ständchen bringt. Die wutentbrannte Maria stellt daraufhin den Kardinal zur Rede und kehrt nach Paris zurück[229].

Das Stück von Legouvé greift hingegen die Frage der Mittäterschaft Marias von Medici am Mord ihres Mannes auf. Die Uraufführung von »La mort de Henri Quatre« fand am 25. Juni 1806 mit von Napoleon besoldeten Schauspielern statt, darunter der gefeierte und vom Kaiser bewunderte François-Joseph

224 Ibid., S. 129f.: »Son Eminence ménageait encore sa bienfaitrice, mais les pleurs de sa nièce achevèrent ce que l'amour et l'ambition avaient commencé. Il n'apporta plus de frein à sa haîne et fit dès-lors paraître contre Marie de Médicis un acharnement terrible. De son côté la reine mère ne garda plus de ménagemens et tous deux conspirèrent ouvertement leur perte réciproque. On donna à cette rupture cent causes différentes, dont aucune ne fut la véritable«.

225 Ibid., S. 1–6, 10f. Diese Auffassung ist historisch falsch, da Richelieu keineswegs ohne Kontakte an den Pariser Hof kam. Dank seines Onkels und Vormunds Amador de La Porte (um 1566–1644) und der Beziehungen, die er sich selbst innerhalb des Klerus aufgebaut hatte, war er gut vernetzt und nicht ausschließlich auf die Gunst Marias von Medici angewiesen. Seine Familie war zwar seit dem Tod des Vaters, François IV du Plessis de Richelieu, verarmt, stand allerdings nicht vor dem Ruin. Richelieu war demnach kein unbekannter, armer Geistlicher, als er im Februar 1615 die Abschlussrede des Klerus bei den Generalständen hielt. Siehe Hildesheimer, Richelieu, S. 23f., 28, 45–49, 59; Teyssier, Richelieu, S. 77–82.

226 Mater, Amours secrettes, S. 13–15.

227 Ibid., S. 27–29.

228 Vgl. ibid., S. 36–97. Dies ist historisch nicht korrekt, da der Marquis von Combalet, ein Neffe des Herzogs von Luynes, bereits 1622, also fast 10 Jahre vor den von Mater geschilderten Ereignissen, bei der Belagerung von Montpellier fiel.

229 Vgl. ibid., S. 115–126.

Talma (1763–1826) als Heinrich IV. Maria von Medici wurde von Catherine-Joséphine Duchesnois (1777–1835) interpretiert. Als Protegierte von Joséphine de Beauharnais, der ersten Frau Napoleons, war sie eine der erfolgreichsten Schauspielerinnen des Empire. Neben einer von ihren Zeitgenossen als unvorteilhaft erachteten Figur soll sie schauspielerisches Talent und eine durchdringende Stimme aufgewiesen haben[230]. Es ist denkbar, dass gerade ihr robustes, imposantes Äußeres, das durchaus Parallelen zu den Porträts Marias aufwies, sie für die Rolle prädestinierte.

Am Anfang des ersten Akts erfährt der Zuschauer, dass Heinrich IV. bald für eine militärische Expedition nach Jülich und Kleve aufbrechen wird. Der König vertraut seinem Freund Sully an, dass er nicht nur in den Krieg ziehe, um anderen Ländern Frieden zu bringen, sondern auch, um seiner zänkischen und eifersüchtigen Frau zu entfliehen[231]. Ein Zwiegespräch zwischen dem spanischen Botschafter und dem Herzog von Épernon führt dann dem Zuschauer vor Augen, dass der König in Lebensgefahr schwebt, weil sie seine Ermordung planen und seine Frau einweihen wollen, um sich unter ihrer Regentschaft einflussreiche Positionen zu sichern. Um Maria von Medici für ihre Sache zu gewinnen, setzen sie auf die Eifersucht der Königin[232].

Maria hat ihren ersten Auftritt im zweiten Akt, den sie mit einem Monolog eröffnet, in dem ihre Einsamkeit und ihr Schmerz als vernachlässigte Ehefrau zum Ausdruck kommen[233]. Als der König sich von ihr verabschieden möchte, kommt es zum Streit. Maria unterstellt ihm, nur der Fürstin von Condé nachreisen zu wollen, die ihr Mann vor den Avancen des Königs nach Brüssel in

230 In Meyers Konversationslexikon ist über die Schauspielerin zu lesen: »Sie besaß ein ungewöhnliches Darstellungstalent für tragische Rollen, das durch eine imponierende Erscheinung und angenehme, klangvolle Stimme unterstützt wurde«, siehe o. V., Art. »Catherine Joséphine Duchesnois«, in: Meyers Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, Bd. 5, Leipzig u. a. [6]1903, S. 247.

231 Legouvé, La mort de Henri Quatre, erster Akt, Szene II, S. 5: »Altiere, elle se livre à des emportements / Qui dans de longs débats consument nos moments« u. S. 6: »J'ai besoin d'un cœur dont l'indulgence extrême / Consolât mes chagrins, m'arrachât à moi-même, / Et sût, dans un commerce aussi tendre que doux, / Du fardeau des grandeurs soulager un époux. / Je ne l'obtins jamais dans mon triste hyménée. / Ah! faut-il qu'une chaîne au bonheur destinée / Loin d'adoucir mes maux les rende plus affreux! / Peut-être que Henri méritoit d'être heureux«.

232 Vgl. ibid., Szene IV–VI, S. 8–16.

233 Ibid., zweiter Akt, Szene I, S. 17.

Sicherheit gebracht hat[234]. Sully warnt daraufhin Heinrich IV. vor der Unberechenbarkeit der Mediceerin, die im Affekt angeblich häufig zu Gewalt neige[235].

Im dritten Akt dieser Tragödie wird deutlich, dass von Marias Wankelmut und ihrem Dilemma zwischen Liebe und Eifersucht das Schicksal des Königs abhängt. Wenngleich der Titel den Fokus auf Heinrich IV. lenkt, so erscheint doch seine Frau deutlich als die eigentliche tragische Heldin des Stücks. Wird sie den Einflüsterungen Spaniens widerstehen können oder sich, ihren Mann und das ganze Land ins Verderben stürzen[236]? Der Fokus auf das Versagen Marias von Medici ist umso stärker, als der Titel bereits auf das Schicksal hinweist, das Heinrich IV. ereilte.

Der tragische Höhepunkt ist im vierten Akt erreicht, als Épernon Maria einen gefälschten Brief Heinrichs IV. an die Fürstin von Condé zukommen lässt, der beweisen soll, dass ihr Mann ihr wieder untreu war[237]. Zu Beginn des fünften Akts erfährt der Zuschauer schließlich, dass Maria in einem Schwächemoment ihr Einverständnis zur Ermordung des Königs gegeben habe, doch bereits von bitteren Vorwürfen geplagt sei[238]. Sully tritt schließlich auf die Bühne und kündigt den Tod Heinrichs IV. und damit auch seinen eigenen Rücktritt an. Marias Strafe für ihre Tat erkennt sie selbst sofort, nämlich die Verachtung der Nachwelt[239]. Das Stück endet mit dem verzweifelten Ausruf der reuigen und überforderten Witwe: »Moi, gouverner la France! / C'est la mort qu'il me faut et non pas la puissance«[240].

234 Ibid., Szene IV, S. 27f.

235 Ibid., Szene IVf., S. 24–31 und v. a. S. 30: »Tu connois Médicis, sa prompte violence«. Hier bezog sich Legouvé eindeutig auf die Memoiren Sullys, in denen der Minister behauptete, Maria wäre im Affekt einmal fast handgreiflich gegen ihren Mann geworden, wenn Sully sie nicht aufgehalten hätte. Die Anekdote wurde in der Historiografie des 19. Jahrhunderts häufig angeführt, um die Unbeherrschtheit der Mediceerin zu belegen, siehe u. a. Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 217; Louis Batiffol, La vie intime d'une reine de France au xviie siècle. Marie de Médicis, 2 Bde., Paris ^{2}1931, hier Bd. 1, S. 236; Jules Loiseleur, Questions historiques du xviie siècle: Ravaillac et ses complices. L'évasion d'une reine de France. La mort de Gabrielle d'Estrées. Mazarin & le duc de Guise, Paris 1873, S. 17.

236 Legouvé, La mort de Henri Quatre, dritter Akt, Szene VII, S. 44.

237 Vgl. ibid., vierter Akt, Szene IVf., S. 49–60.

238 Ibid., fünfter Akt, Szene IVf., S. 69f.

239 Ibid., Szene VII, S. 75: »Et moi, je n'obtiendrai que leur haine à jamais. / Que vais-je devenir en ce triste palais? / Odieuse à la France, odieuse à moi-même…«.

240 Ibid., Szene VII, S. 76.

1.5.2 Kritik an Gabriel-Marie Legouvés Darstellung der Bourbonenkönigin

Die Kritik gegen das Stück »La mort de Henri Quatre« scheint seinerzeit trotz des großen Erfolgs so massiv gewesen zu sein, dass der Autor anlässlich seiner Veröffentlichung historische Anmerkungen zur Ermordung Heinrichs IV. beifügte, die fast so viele Seiten umfassen wie das Stück selbst[241]. Im Kern wurde Legouvé von den Kritikern vorgeworfen, historische Fakten verzerrt zu haben. Dieser beteuerte wiederum, dass seine Tragödie ausschließlich auf belegten Tatsachen beruhe[242].

Besonders vehement verteidigte Legouvé die von ihm angeführte Verschwörungstheorie um den Tod Heinrichs IV., die den Kern seiner Tragödie bildet. Ihm zufolge sei die Eifersucht und Leidenschaftlichkeit der Königin in den Quellen und der Geschichtsschreibung hinreichend belegt, um sie in seinem Stück als Tatmotiv anzuführen[243]. Als Beweis für Marias Mitschuld führte er Memorialisten und Historiografen an, die über die Jahrhunderte Zweifel an ihrer Unschuld geäußert hatten – neben Sully und François Eudes de Mézeray (1610–1683) nannte er auch seinen Zeitgenossen Anquetil[244]. Für eine Verschwörung spreche außerdem, dass die Prozessakten von Ravaillac bei einem Feuer im Gerichtshof von Paris 1618 verbrannten und damit spurlos verschwanden[245]. Marias Schuld sah er nicht zuletzt im nahtlosen Übergang zur Regentschaft, im von ihr vollzogenen politischen Kurswechsel, in ihrer Weigerung einer Neuuntersuchung des Prozesses des Königsmörders Ravaillac sowie darin belegt, dass ihr Sohn sie schließlich unwiderruflich ins Exil verbannte[246].

241 Ibid., S. IVf.: »[L]'affluence que les représentations de cette tragédie ont attirée, et surtout les larmes qu'elle a fait répandre, me donnent le droit de croire, que je ne me suis pas entièrement trompé. Je ne répondrai rien de plus aux critiques littéraires. Quant aux objections historiques qu'on a élevées sur la complicité de d'Épernon, de Marie de Médicis, et de l'Espagne dans l'assassinat de Henri IV, je renvoie aux observations qui sont à la suite de la piece«. Siehe auch S. 77–112.

242 Ibid., S. 77: »Cette tragédie, où plusieurs journaux ont voulu voir une violation complete de l'histoire, est au contraire entièrement fondée sur l'histoire elle-même«.

243 Ibid., S. 77–79.

244 Ibid., S. 104–108. Hier bezieht er sich vermutlich auf eine Aussage in Anquetil, Histoire de France, S. 443. Die Berufung Legouvés auf Anquetil ist problematisch, da sich letzterer, trotz Zweifel, eher für die Einzeltäterthese ausgesprochen hatte, siehe S. 73.

245 Legouvé, La mort de Henri Quatre, S. 79f. Siehe auch Jean-Christian Petitfils, L'assassinat d'Henri IV. Mystères d'un crime, Paris 2009, S. 201f.: Gerüchte einer Verschwörung kursierten bereits unter den Zeitgenossen (Sully, Tallemant des Réaux, L'Estoile) und wurden im Ancien Régime weitertradiert (u. a. von François de Mézeray).

246 Legouvé, La mort de Henri Quatre, S. 97–99.

Allgemein kann man bei Legouvé von einer recht einseitigen und monokausalen Sicht auf das Leben Marias von Medici sprechen, in der alles auf die Ereignisse des 14. Mai 1610 zurückgeführt wurde. Letztendlich überzeugte er damit jedoch nur wenige. Sogar der Dramaturg Alexandre-Vincent Pineux-Duval (1767–1842), Nachfolger auf Legouvés Sitz in der Académie française, konnte in seiner Antrittsrede vom 15. April 1813 im Rahmen der erforderlichen Würdigung des Lebenswerks seines Vorgängers die Kritik an dem Stück nicht völlig ausblenden. Dies weist eindrücklich auf den massiven Gegenwind hin, mit dem Legouvé seinerzeit konfrontiert gewesen sein muss. So griff auch Duval zur Verteidigung seines Vorgängers auf das Allzweckargument der künstlerischen Freiheit zurück: Das Theater solle Gefühle erzeugen, weshalb gewisse Figuren wie Maria gegebenenfalls für solche Zwecke verschärft dargestellt werden müssten, was jedoch nicht automatisch mit Diffamierung gleichzusetzen sei[247]. Die Kritik an Legouvés Stück und seine Unterstellung einer Mitwisserschaft Marias wurde dann im Lexikoneintrag über Maria in der »Biographie universelle« für die kommenden Generationen festgehalten. Darin wird Legouvé scharf kritisiert als einen dieser »écrivains qui se donnaient pour plus instruits que les auteurs contemporains«[248].

Hinzu kam Kritik an Legouvés Darstellung der historischen Figuren. Hierbei ging es allerdings nicht um historische Genauigkeit, sondern vorrangig um Glaubwürdigkeit. Legouvé erntete etwa vom anonymen Rezensenten der »Lettres champenoises«[249] herbe Kritik für seine Darstellung der tragischen Hauptfigur Maria, die psychologisch nicht nur lächerlich, sondern »pas vraisemblable«[250] sei. Die Verwendung des Begriffs ist keineswegs willkürlich gewählt und belegt vielmehr, dass es sich hierbei um eine literarische Kritik handelt. Die *vraisemblance* (Glaubwürdigkeit) gehörte, zusammen mit der *bienséance* (Schicklichkeit), zu den zwei großen Regeln der *tragédie classique* des 17. Jahr-

247 Pineux-Duval, Discours de réception à l'Académie française. Als letztes Mittel hatte sich Legouvé auf sein Recht auf künstlerische Freiheit berufen, siehe Legouvé, La mort de Henri Quatre, S. 108–110.

248 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 595.

249 O. V., Lettres champenoises. Ou observations critiques sur quelques tragédies et comédies modernes, Bd. 1, Paris 1809, S. 66–122. In den 1809 erschienenen »Lettres champenoises« ist eine Rezension von Legouvés Stück an eine als »Mme de ***« bezeichnete Adressatin, Betreiberin mehrerer literarischer Salons in der Champagne, enthalten. Der in Paris lebende anonyme Verfasser schrieb diesen Brief 1806, Jahr der Erstaufführung des Stücks, im typisch ironischen und beißenden Ton, der in solchen literarischen Salons gepflegt wurde. Vermutlich wurde der Brief im Rahmen solcher Zusammenkünfte vorgelesen und sollte die gebildeten Kreise der Champagne über das kulturelle Leben der Hauptstadt informieren – und unterhalten.

250 Ibid., S. 75.

hunderts[251]. Und eben diesen Prinzipien hatte sich Legouvé im Titel und in der Ausführung der Handlung unweigerlich verpflichtet[252].

Dem anonymen Rezensenten zufolge war Marias italienische Herkunft kein ausreichender, geschweige denn glaubwürdiger Grund, um ihr die Fähigkeit zum Gattenmord zu unterstellen. Ihr angebliches Motiv – pure Eifersucht und Rache – treffe außerdem mehr auf eine von einem Mann verführte Jungfrau zu als auf eine verheiratete Frau mittleren Alters, die überdies diese irrationale Regung gegen den Vater ihrer sechs Kinder gerichtet hätte[253]. Die Darstellung der Entwicklung der Gefühle Marias sei in dem Stück somit »un tissu d'absurdités et de contradictions«[254]. Mit viel Humor kommentierte der Berichterstatter überdies die Unglaubwürdigkeit der Sprache Marias. So erzeuge der einführende Monolog der Mediceerin beim Zuschauer ein Gefühl peinlicher Berührung, da er eher zu einem unbeholfenen Mädchen als auf eine Herrscherin passe – anstatt ratlos die leeren Wände des Louvre bang nach ihrem Gatten zu befragen, hätte Maria doch einfach einen Kammerdiener rufen oder sich selbst auf die Suche begeben können[255]! Der Kritiker bemängelte außerdem, dass der Tod einer berühmten historischen Figur als Stoff für eine Tragödie nicht zwangsläufig ausreiche, zumal die Motive des spanischen Bot-

251 Nicolas Boileau, Art poétique [1674], Paris 1985, S. 241: »Jamais au spectateur n'offrez rien d'incroyable: / Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable. / Une merveille absurde est pour moi sans appas: / L'esprit n'est point ému de ce qu'il ne croit pas«.

252 Legouvé lehnte sich zweifelsohne an die Regeln der *tragédie classique*, auch bekannt als *règle des trois unités*, an, die der französische Autor Boileau mit folgendem Vers in seinem »Art poétique« (1674) zusammenfasste: »Qu'en un jour, qu'en un lieu, un seul fait accompli / Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli«, siehe Nicolas Boileau, Satires, épîtres, art poétique, hg. von Jean-Pierre Collinet, Paris 1985, S. 241. Das Stück von Legouvé spielt sich ebenfalls innerhalb der fünf Akte an einem einzigen Ort (Louvre) innerhalb eines begrenzten Zeitraums (14. Mai 1610) ab und beschränkt sich auf einen einzigen Handlungsstrang (die Ermordung des Königs).

253 O. V., Lettres champenoises, S. 74f.

254 Ibid., S. 76.

255 Ibid., S. 88f.: »C'est la reine qui ouvre le second acte par un monologue, dont voici les premiers vers: Je l'attendais hier! je l'attends aujourd'hui! / Je le demande en vain à ces lieux pleins de lui! / Ces lieux ne l'offrent point à ma vue inquiète. Je ne saurais m'empêcher, Madame, d'interrompre Marie de Médicis, et de lui dire: ›Madame, j'ai peine à croire que V[otre]M[ajesté] parle sérieusement. En effet, si elle avait un désir véritable de voir son auguste époux, au lieu de le demander au mur de ces lieux, elle n'avait qu'à le demander à un de ses chambellans; on lui aurait répondu que le Roi sortait de cette salle; on aurait même pu lui dire le lieu précis où il est. Le palais du Louvre n'est pas grand; le Roi n'est pas sorti; il est donc à coup sûr dans son appartement, et c'est là qu'il aurait fallu aller le chercher‹«.

schafters und Épernons zu trivial für eine klassische Tragödie seien. Nicht zuletzt fehlte es ihm im Stück an Stringenz. Trotz prominenter Erwähnung im Titel sei Heinrich IV. nämlich im Stück zugunsten seiner Gattin zu einer Nebenfigur degradiert worden[256].

Legouvé hatte für die Zwecke seiner Tragödie ein umstrittenes, aber schon altes Thema aus der Rezeption der Mediceerin aufgegriffen. Denn die Unterstellung, dass Maria an der Ermordung ihres Mannes nicht ganz unbeteiligt gewesen sei, zirkulierte bereits seit 1610. Glaubt man Laportes Behauptung in seinem Lexikoneintrag über Maria von 1820, so war Legouvé aber einer der ersten, der diese These wieder an die Öffentlichkeit brachte, nachdem Mézeray und Sully unmittelbar nach dem Tod des Monarchen solche Vermutungen geäußert hatten und die Gerüchte im 18. Jahrhundert langsam abgeebbt waren[257]. Um die Anschuldigung glaubwürdig erscheinen zu lassen, entwickelte Legouvé gängige Rezeptionstopoi Marias als zänkischer und von ihren Favoriten zur Eifersucht angestachelter Ehefrau[258].

1.5.3 Der dubiose Fall Denis Mater

Denis Mater musste sich in ähnlicher Weise gegen seine Kritiker verteidigen. Anders als Legouvé berief er sich in seinen Rechtfertigungen jedoch nie auf künstlerische Freiheit und beteuerte bis zuletzt die Authentizität seiner Darstellung. Dies belegen eindrücklich zwei von Mater nachgereichte Texte, nämlich die noch im selben Jahr veröffentlichten »Intrigues secrettes et politiques du cardinal de Richelieu« (1803) und die fünf Jahre später erschienene »Histoire secrète du cardinal de Richelieu, Ou ses amours avec Marie de Médicis et Madame de Combalet« (1808). In beiden Fällen ist eigentlich nur das Vorwort relevant, da sich die Werke ansonsten kaum von der ursprünglichen Fassung der »Amours secrettes« unterscheiden. Beide Einleitungen belegen eindeutig, dass Maters Text zum einen von den historisch versierten Zeitgenossen durchaus zur Kenntnis genommen und als geschichtliche Darstellung aufgefasst wurde, und zum anderen, dass Mater selbst das Postulat der Wahrheit und Ernsthaftigkeit vehement vertreten hatte.

Mater wehrte sich im Vorwort der »Intrigues secrettes« gegen die im »Journal des débats« von einem gewissen Kritiker »A.« vorgebrachte Anschul-

256 Ibid., S. 77f.

257 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 595.

258 Legouvé, La mort de Henri Quatre, S. 78.

digung des Betrugs[259]. Seine Antwort blieb jedoch wenig substantiell und hing sich an Details auf[260]. Weiterhin wehrte er den Vorwurf ab, er habe Richelieu in seiner Darstellung verunglimpfen wollen. Dessen Affären seien hinreichend bekannt und er habe lediglich die eine wirklich relevante Beziehung ans Licht gebracht[261]. Aus dieser Bemerkung könnte man schließen, dass das Ansehen Richelieus während der Revolution Parallelen zum Rezeptionsverlauf Heinrichs IV. aufgewiesen habe und trotz der politischen Umbrüche zum Teil aufrechterhalten worden sei[262]. Bezeichnend ist jedoch, dass sich der Kritiker »A.« bei Mater augenscheinlich nur an der Diffamierung Richelieus störte – von Maria von Medici war nicht die Rede. Den dritten Kritikpunkt an seinem Werk entnahm Mater einer Rezension aus dem »Bulletin de littérature, des sciences et des arts«, in dem ein gewisser Lucet[263] die »Amours secrettes« als Roman abwertete, der nur der Diffamierung historischer Figuren der Monarchie diene, wie es am Höhepunkt der Revolution üblich und beliebt gewesen sei. Mater appellierte – auch hier wenig überzeugend – an beruflich-kollegialen Zusammenhalt und gegenseitiges Vertrauen, zumal er die Richtigkeit seiner Angaben mehrmals beteuert habe[264].

Den letzten Versuch in seinem Ringen um Glaubwürdigkeit ließ Mater mit der »Histoire secrète du cardinal de Richelieu« veröffentlichen. Hierin scheint

259 Mater, Intrigues secrettes, S. IIf.: »Sans doute on ne m'accusera plus d'imposture; et le critique A., qui sous cette lettre initiale, s'est permis de censurer ma conduite dans le Journal des Débats, du 16 Floréal an 11 [6 mai 1803], ne trouvera pas matière à renouveler la sortie indécente qu'il a faite contre moi. Je me garderai de répondre à ses invectives; son devoir est d'injurier, le mien est de savoir me respecter; mais je ne puis passer sous silence deux ou trois réflexions qui lui sont échappées«.

260 Ibid., S. IIIf.: Mater entgegnete besagtem A., der ihm Ignoranz vorwarf, weil im Titel vom 16. und nicht vom 17. Jahrhundert die Rede sei, dass es sich dabei lediglich um einen Druckfehler handle.

261 Ibid., S. IVf.

262 Teyssier, Richelieu, S. 483f.: Die positive Erinnerung an Richelieu wurde auch unter den Revolutionären aufrechterhalten, vor allem im Kontext des Wiederaufbaus ab dem Konsulat, als man sich auf dessen Institutionalisierungs- und Zentralisierungswerk berief. Seine Verklärung als Förderer der französischen Einheit war somit keine rezeptionsgeschichtliche Erfindung der Dritten Republik, die ihn nach seiner Verteufelung in der romantischen Tradition rehabilitierte.

263 Es handelt sich höchstwahrscheinlich um den Drucker und Verleger Jean-Claude Lucet (1755–1806).

264 Mater, Intrigues secrettes, S. VII: »Je répondrai seulement à M. Lucet, que lorsqu'on a été comme lui, victime des plus sales critiques, on doit ménager ses confrères, et avoir quelques égards pour ce qu'ils assurent être véritable, sans prétendre les comparer à des êtres révolutionnaires; comparaison tout à fait ridicule et indigne d'un sage journaliste«.

er aus der ihm entgegengeschlagenen Kritik mangelnder Transparenz und Genauigkeit gelernt zu haben. Er fügte seinem an sich wenig abgewandelten Text Annotationen und weiterführende Erläuterungen hinzu[265]. Auch seine Aussagen milderte er ab. Sie wirken zum Teil nicht mehr so plakativ wie in den »Amours secrettes«, und Mater scheint sich inhaltlich zunehmend dem moralistischen Duktus von Thiroux angepasst zu haben[266]. Darüber hinaus bemühte sich der Autor, seine ominöse Hauptquelle, die er angeblich in der Bibliothek des Anwesens seines Onkels gefunden hatte[267], historisch einzubetten. Seine Ausführungen lassen das Manuskript jedoch noch dubioser erscheinen. Erstens wirkt seine Begründung dafür, dass die Quelle aus der Zeit unmittelbar nach den Ereignissen der *journée des Dupes* stamme, weil sie »dans le goût du temps« verfasst sei[268], doch recht dünn. Außerdem behauptete Mater dann 1808 plötzlich, dass nun ein weiteres Exemplar des ihm vorliegenden Dokuments 1726 in der Bibliothek des Jesuitenkollegs von Dijon entdeckt worden und dem Antiquar und Sammler Anne Claude de Caylus (1692–1765) schon im Ancien Régime bekannt gewesen sei[269]. Tatsächlich wurden 1805, also zwei Jahre nach Maters erstem umstrittenen Entwurf zu den »wahren« Hintergründen der *journée des Dupes*, mehrere vom Grafen gesammelte unveröffentlichte Manuskripte posthum unter dem Titel »Souvenirs du comte de Caylus« ediert. Darunter befindet sich ein Bericht über die Liebschaften Marias und deren Beziehung zu Richelieu[270]. Die Authentizität der in den »Souvenirs« angeführten Dokumente ist und war jedoch in der Forschung wie in den einschlägigen zeitgenössischen Rezensionen höchst umstritten und wird meist als Fälschung eines gewissen Schriftstellers namens Antoine Sérieys (1755–1819) eingestuft[271]. Ein Vergleich der Sprache und der Textstruktur zwischen den »Amours secrettes« von Mater

265 Vgl. ibid., S. Vf., 65–99.

266 Siehe seine Aussage, die sehr Thiroux' Schlussmaxime über die mangelnde Selbstbeherrschung ähnelt, ibid., S. 1f.: »C'est une chose terrible que l'avidité de régner sans concurrence, lorsqu'elle se trouve mêlée avec d'autres passions dans une femme tendre et ambitieuse, qui voudroit commander à tout le monde sans pouvoir se commander à elle-même. Elle se fait ordinairement craindre et très-peu souvent aimer«.

267 Ders., Amours secrettes, S. II–VI.

268 Ders., Histoire secrète, S. I.

269 Vgl. ibid., S. I–III.

270 Vgl. Anne Claude de Caylus, Intrigues galantes de Marie de Médicicis [sic], deuxième femme de Henri IV, in: ders., Les souvenirs de M. le comte de Caylus, de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, imprimés sur ses originaux inédits, Paris 1805, S. 240–294.

271 Nicolas Ponce, Art. »Anne-Claude-Philippe de Tubières comte de Caylus«, in: Michaud (Hg.), Biographie universelle, Bd. 7 [1813], S. 468–472, hier S. 472: »C'est une supercherie de librairie à laquelle personne n'a été pris«; P. Leguay, Art. »Anne-Claude-

aus dem Jahr 1803 und den »Intrigues galantes de Marie de Médicis« in den »Souvenirs« weist zudem frappierende, um nicht zu sagen verdächtige sprachliche Parallelen auf[272]. Es ist also durchaus denkbar, dass Mater mit Sérieys in Kontakt stand und beide über die Veröffentlichung einer leicht abgewandelten Version seines Textes für die Quellenedition der »Souvenirs« übereinkamen, um Maters Glaubwürdigkeit gegen seine Kritiker zu stärken.

Geht man also von der sehr wahrscheinlichen Hypothese einer Täuschung aus, stellt sich die Frage, ob die Aussagen Maters auf inhaltlichen Vorlagen aus dem Ancien Régime beruhten oder nur seiner überschäumenden Fantasie entsprangen. Maters Theorie hatte zweifelsohne literarische Vorläufer. Er scheint vielmehr verschiedene Gerüchte zusammengefasst zu haben, die im Ancien Régime kursierten, und sie als Erster in einen kausalen Zusammenhang im Hinblick auf die *journée des Dupes* gebracht zu haben. Der erste Strang bezog sich auf eine angebliche langjährige Affäre zwischen Maria und Richelieu. Solche Unterstellungen waren zwar bereits sporadisch im 17. Jahrhundert im Umlauf, doch entbehrten sie jeglicher Beweisgrundlage und sind eher als Motiv zu werten, durch das Zeitgenossen ihre Missgunst angesichts des fulminanten Aufstiegs Richelieus zum Ausdruck brachten und seinen Einfluss auf Maria zu erklären suchten[273]. Schriftliche Erzeugnisse aus dem Ancien Régime, die auf eine solche Affäre anspielen, sind jedoch, ganz anders als im 19. Jahrhundert, äußerst selten und vermutlich auf die anrüchigen »Historiettes« von Tallemant

Philippe de Tubières comte de Caylus«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 1518–1521, hier Sp. 1520f.: »Sérieys, ancien employé à la Convention, publia comme étant de Caylus un volume de souvenirs dont quelques pages seulement sont authentiques«.

272 Siehe u. a. deckungsgleiche Formulierungen wie etwa »Comme le cœur des femmes est un labyrinthe dans lequel la raison des hommes s'égare le plus souvent [in den ›Souvenirs‹: se perd souvent]«, in Mater, Amours secrettes, S. 8 u. Caylus, Intrigues galantes, S. 243.

273 Vgl. Maximin Deloche, Le cardinal de Richelieu et les femmes, Paris [4]1931, S. 86–91. Was noch mehr auf einen Topos schließen lässt, ist die Tatsache, dass zur selben Zeit ebenfalls Gerüchte über eine Affäre zwischen Richelieu und der Königin Anna von Österreich kursierten, siehe Pierre Le Noble, Les amours d'Anne d'Autriche, épouse de Louis XIII, avec M. le C. D. R., le véritable père de Louis XIV, roi de France; où l'on voit au long comment on s'y prit pour donner un héritier à la couronne, les ressorts qu'on fit jouer pour cela, et enfin le dénouement de cette comédie, Köln 1692. Aktuelle französische Richelieu-Biografien widmen Richelieus angeblichen Affären stets ein paar Seiten, siehe Michel Carmona, La France de Richelieu, Paris 1984, S. 331f.; Hildesheimer, Richelieu, S. 154f.; Teyssier, Richelieu, S. 125, 358–361. Alle sind sich allerdings einig, dass es sich dabei um diskreditierende Gerüchte handelte.

des Réaux (1619–1692) zurückzuführen[274]. Das Manuskript der »Historiettes«, wie auch dessen Autor, wurden allerdings erst in den 1820er Jahren neu entdeckt und waren bis dahin relativ unbekannt, weshalb man wohl kaum davon ausgehen kann, dass dies Maters Inspirationsquelle war[275] – zumal vermutet werden muss, dass der unter Rechtfertigungsdruck geratene Mater zweifelsohne Tallemant als Gewährsmann angeführt hätte, wenn er diese Quelle gekannt hätte.

Das zweite von Mater angeführte Gerücht ist das einer Affäre zwischen dem Kardinal und seiner Nichte, Madeleine von Combalet (1604–1675)[276]. Dieses ist ebenfalls schon bei den Zeitgenossen nachweisbar, die über die Nähe und Vertrautheit der beiden gemunkelt hatten[277]. Mater wird davon also in Memoiren des frühen 17. Jahrhunderts gelesen haben. Die Tatsache, dass Maria am 10. November 1630, also kurz vor dem endgültigen Bruch mit Richelieu bei der *journée des Dupes*, Madame von Combalet aus ihren Diensten entließ, belegte für Mater eindeutig, dass es sich um eine Dreiecksbeziehung gehandelt habe[278]. Die Entlassung ihrer Hofdame muss jedoch bei Maria nicht zwangsläufig als Ausdruck einer scheinbaren Eifersucht gewertet werden. Sie war viel-

274 Als Urheber oder Multiplikatoren der Gerüchte über die Affären des Kardinalministers geben die Richelieu-Biografen u. a. seine Zeitgenossen Mathieu de Morgues (1582–1670) und Tallemant des Réaux (1619–1692) an, siehe Hildesheimer, Richelieu, S. 154 u. Teyssier, Richelieu, S. 125. Um Mathieu de Morgues kann es sich im Falle der Gerüchte einer Affäre zwischen Richelieu und Maria indes schlechterdings nicht handeln, da er zwar ein erbitterter Gegner des Kardinals war, er seine Feder aber in den Dienst der Königinmutter gestellt hatte. Bei Tallemant findet man hingegen tatsächlich eine Anspielung auf eine solche Affäre. So behauptet er, dass seinerzeit Gerüchte kursiert seien, dass Richelieu »était bel homme avec la reine mère«, siehe Gédéon Tallemant des Réaux, Historiettes. Mémoires pour servir à l'histoire du xviie siècle, hg. von Antoine Adam, Bd. 1 [1834], Paris 1960, S. 238. Dubost erwähnte diese Gerüchte in seiner Biografie Marias von Medici mit keinem Wort. Damit ist anzunehmen, dass die Unterstellung einer solchen Affäre fester Bestandteil der negativen Rezeption des Kardinals während des Ancien Régime war, doch nicht der Rezeption der Königinmutter. Maria, seine Gönnerin, wurde dabei willkürlich neben anderen Frauen aufgezählt.

275 Antoine Adam, Introduction, ibid., S. VII–XXIX., hier S. XVf.

276 Mater, Amours secrettes, S. 27f.

277 Vgl. Hildesheimer, Richelieu, S. 155f.; Teyssier, Richelieu, S. 359: Richelieu hatte seiner verwitweten Lieblingsnichte eine Stellung als Hofdame Marias beschafft und ihr die Leitung seines eigenen Haushalts übertragen. Sie war außerdem seine Vertraute und mit der Verwaltung seines Nachlasses betraut. Diese enge Verbindung zwischen den beiden führte häufig zu Gerüchten über eine heimliche Affäre. Nicht zuletzt werden diese Gerüchte durch den angeblichen Versuch Marias geschürt worden sein, 1632 die Marquise entführen zu lassen, um Druck auf Richelieu im Hinblick auf die Freilassung ihres Verbündeten, des Herzogs von Montmorency, auszuüben.

278 Vgl. Mater, Amours secrettes, S. 129f.; ders., Histoire secrète, S. 60–62.

mehr eine logische Konsequenz ihres aristokratischen Verständnisses als Patronin Richelieus. Parallel zu seinem Aufstieg hatte sie weitere Mitglieder seiner Familie und Klientel gefördert. Die Entlassung von Richelieus Nichte aus den Diensten Marias am selben Tag wie die des Kardinals als Intendant und Großalmosenier ihres Haushalts – und übrigens auch einiger anderer Mitglieder seiner Klientel – ist damit primär als Ausdruck des Unmuts der Königinmutter gegen ihren ehemaligen Protegé zu werten[279].

Die Gründe Maters für die Wahl seines Themas bleiben unklar, da hierfür stichhaltige Informationen zum Autor fehlen. Vermutlich hoffte er, im aufgeheizten revolutionären Kontext auf eine breite Leserschaft zu stoßen, indem er Protagonisten der Monarchie diskreditierte und das Ancien Régime zur Farce machte. Seine Darstellungen sind nichtsdestotrotz als die ersten historiografiegeschichtlichen Belege für diesen Strang der Rezeption Marias im 19. Jahrhundert zu werten, in dem ihr zum einen eine Affäre mit Richelieu angedichtet und zum anderen die *journée des Dupes* von 1630 und damit ihr politischer Sturz als Konsequenz einer Eifersuchtsszene gewertet wurde. Von einer breiten Rezeption von Maters Texten kann allerdings nicht ausgegangen werden, da er für seine These heftige Kritik von seinen Zeitgenossen erntete und sich zudem kein einziger Historiker des 19. Jahrhunderts je explizit auf ihn bezog. Dass sich das Gerücht in der Folge trotz allem verfestigte, hängt daher höchstwahrscheinlich mit dem großen Publikumserfolg der Erstveröffentlichung der »Historiettes« von Tallemant des Réaux (1834) zusammen, die ebenfalls auf eine solche Affäre anspielten und von den Historikern häufig als Quelle herangezogen wurden. Diese Vermutung wird dadurch bestätigt, dass das Gerücht erst ab den 1830er Jahren vermehrt Eingang in der Rezeption Marias von Medici fand[280].

Die von Mater und Legouvé entwickelten Aspekte in der Rezeption der Mediceerin, sei es die Affäre mit Richelieu, sei es der Gattenmord, wurden in den zeitgenössischen Rezensionen des Empire als historische Behauptungen aufgefasst und als solche diskutiert. So bruchstückhaft, ausweichend und teils inkonsistent die Rechtfertigungen der beiden auch ausfielen, wird angesichts der zeitgenössischen Kritik an ihren Werken doch deutlich, dass eine undifferenzierte polemische Vehemenz in der Darstellung von Figuren des Ancien Régime zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr erwünscht war, wenngleich sie weiterhin als publikumsanziehend galt. Gelehrte Kreise scheinen also unmittelbar nach der Revolution im Hinblick auf das Ancien Régime und dessen Akteure

279 Siehe Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 776.

280 Dieser Topos wurde ab den 1830er Jahren dann so beliebt, dass Capefigue 1861 in seiner Biografie der Mediceerin deutlich dagegen Stellung beziehen musste, siehe Capefigue, Marie de Médicis, S. 182.

mehr Differenziertheit und transparente Belegbarkeit der dargelegten historischen Zusammenhänge eingefordert zu haben. Die emotionsgeladene Rhetorik der Revolution ebbte demzufolge kurz nach den Ereignissen schnell wieder ab. Schließlich lässt die Kritik an den Werken Legouvés und Maters auch auf ein Wiedererstarken royalistischer Positionen in der Empire-Zeit schließen, die sich zunehmend die Verunglimpfung historischer Protagonisten der Monarchie prinzipiell verbaten – und dies ungeachtet dessen, ob diese Akteure im Ancien Régime bereits einen zweifelhaften Ruf genossen hatten.

1.6 Zusammenfassung

Die Quellenlage zu Maria von Medici erweist sich in der gesellschaftspolitischen Umbruchsphase der Jahrhundertwende zwischen 1774 und 1815 als spärlich und sehr heterogen. Wenngleich die dreibändige »Vie de Marie de Médicis« der Gelehrten Thiroux d'Arconville unmittelbar nach den revolutionären Ereignissen vorerst in Vergessenheit geriet, sticht das 1774 veröffentlichte Werk im Quellenkorpus des untersuchten Zeitraums dennoch hervor – als erste und dazu noch sehr umfassende Biografie der Mediceerin überhaupt, aber vor allem aufgrund seiner methodisch fundierten Aufbereitung der zeitgenössischen Dokumente. Die revolutionäre Publizistik sollte hingegen mit Blick auf die Rezeption der ersten Bourbonenkönigin nicht überbewertet werden, da sie weniger als einschneidende Zäsur denn als emotionales Intermezzo zu verstehen ist, die dem Ausnahmezustand tiefgreifender Umwälzungen und dem aufgeheizten Kontext geschuldet war. Auf die zweite Medici-Regentin wurde somit während der Revolution lediglich, wie auf viele weitere Figuren des Ancien Régime, der Hass gegen das alte System projiziert[281]. Die wahllose Diskreditierung einzelner Akteure der Monarchie diente schlussendlich dazu, das Königtum als Institution in Verruf zu bringen.

Für die Zeit zwischen der Spätaufklärung und der Restauration kann überdies festgehalten werden, dass die geläufige, von Richelieu geprägte Rezeption Marias von Medici aus dem Ancien Régime im Wesentlichen überwog und die Revolution vorerst unverändert überdauerte. Die von ihm publizistisch verbreitete Kritik an seiner Kontrahentin speiste sich aus misogynen Diskursen, die seit dem 16. Jahrhundert von Juristen ausgearbeitet worden waren und ab der Regierungszeit des Prinzipalministers Richelieu eine immer entscheidendere

281 Um es wie Carla Hesse zu formulieren: »[I]l ne s'agit pas ici d'histoire, mais d'›anti-histoire‹. L'auteur suit la voie, étroite et négative, empruntée par l'ensemble du mouvement révolutionnaire à l'égard de la reine: par ses écrits, elle la renvoie hors de la vie publique«, siehe Hesse, Devenir républicaine, S. 216.

politische und institutionelle Legitimationsgrundlage des Absolutismus bilden sollten. Die darin zum Ausdruck gebrachten frauenfeindlichen Motive überlebten den unmittelbaren Bruch der Revolution zunächst einmal aufgrund der strukturellen Eigenschaften der Historiografie vor 1815. Diese befand sich nämlich zu diesem Zeitpunkt in einer tiefen Krise und musste sich erst wieder neu ausformen und ausrichten. Coornaert zufolge bildete die Geschichtsschreibung des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts somit »un ensemble, nullement un système, de références où allaient puiser hommes de lettres, moralistes, politiques«[282]. Trotz sehr unterschiedlicher Textgattungen, Überzeugungen und Argumentationsstile, die entweder moralistisch, institutionsgeschichtlich oder politisch motiviert waren, bedienten sich die hier untersuchten Autoren für die Stilisierung Marias von Medici also eher der altbewährten historiografischen Inhalte des Ancien Régime, als dass sie eine eigene, neue Perspektive auf diese historische Protagonistin entwickelten. Zu den damals traditionsreichen frauenfeindlich konnotierten Zuschreibungen der Medici-Regentin zählten ihre angebliche Inkompetenz, ungezügelte Leidenschaft, Eitelkeit, Naivität und Sturheit. Diese Verfehlungen wurden meist durch den positiven Kontrast zu Heinrich IV. und dessen Herrschaft unterstrichen[283]. Fremdenfeindlichkeit spielte für diesen Abschnitt hingegen noch keine tragende Rolle in der Ausformung des Bildes der Herrscherin, wenngleich eingeräumt werden muss, dass die politische Misogynie, die zweifelsohne allen Regentinnen im Ancien Régime entgegenschlug, stets auch latent xenophob konnotiert war[284]. An diesen Topoi änderte also auch die Revolution zunächst nur wenig, obgleich den Texten des revolutionären Pamphletisten, von Fantin des Odoards oder auch Maters entnommen werden kann, dass die Rezeption der zweiten Medici-Regentin damals nicht nur der grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Frage nach weiblicher Herrschaftsausübung diente, sondern zunehmend auch der Diskreditierung der Monarchie und der Hinterfragung der Errungenschaften des Ancien Régime. Die Wirkung solcher Schriften wird jedoch begrenzt

282 Coornaert, Destins de Clio, S. 95.

283 Avezou konnte nachweisen, dass die Verherrlichung Heinrichs IV. und damit auch die Abhandlungen über ihn im Empire ab 1807 vorerst nachließen, da die Instrumentalisierung dieses Königs im Kampf gegen die kaiserliche Macht Napoleons eine subversive Dimension angenommen hatte. Erst mit der Restauration der Bourbonen lebte das Thema wieder auf, vgl. Avezou, Sully à travers l’histoire, S. 339. Eine ähnlich parallele Entwicklung lässt sich bei der Rezeption Marias von Medici feststellen, da diese, genau wie die Rezeption Sullys, eng an die des ersten Bourbonenkönigs gekoppelt war.

284 Wanegffelen, Le pouvoir contesté, S. 114.

gewesen sein, da die Historiografie noch nicht die politische Dimension und Schlagkraft aufwies, die sie ab 1815 erlangen sollte[285].

Auch in der Empire-Zeit beschränkte sich die Geschichtsschreibung zu weiten Teilen auf die inhaltliche Übernahme beziehungsweise das formale Wiederanknüpfen an die gelehrsame Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts. Die »Histoire de France« von Fantin des Odoards bildet hierbei eine Ausnahme und sticht durch ihren Versuch heraus, die ideologischen Veränderungen der Revolution zu berücksichtigen und den Herrschern, so auch der Regentin Maria, das Volk als regulierende Instanz und aufstrebenden Akteur der Geschichte entgegenzustellen. Seine Argumentation kann in diesem Sinne durchaus als Vorläufer für spätere liberale und republikanische historiografische Deutungen gelten. Auffällig ist außerdem eine inhaltliche Spaltung zwischen der offiziell geförderten Historiografie und den populärwissenschaftlichen Darstellungen. Wenngleich letztere stets drastischere Thesen über Maria von Medici vertraten und dafür von ausgewiesenen Historiografen und Rezensenten der verschiedenen Akademien des Landes Kritik ernteten, so zeugen sie zugleich von einem nach dem ersten Schock über die revolutionären Ereignisse gesteigerten Interesse an der Geschichte in der breiter werdenden und zunehmend alphabetisierten Öffentlichkeit.

Einen nennenswerten Bruch in den Rezeptionsinhalten über die mediceische Herrscherin nach der Revolution von 1789 lässt sich also bis 1815 nicht ausmachen. Lediglich der moralistische Impetus in der Schilderung ihres Lebens ließ nach der Revolution signifikant nach. Ansonsten prägten nach wie vor traditionsreiche Diskrepanzen zwischen der gelehrsamen und der philosophischen Schule die weitere Ausgestaltung des Bilds dieser französischen Königin. Ebenso überdauerten vorrevolutionäre Erzählmuster wie das sehr personalisierte Verständnis von Geschichte, wonach politische Prinzipien und Entscheidungen üblicherweise von einer Figur verkörpert wurden. Von einem tief verankerten verachtenden Blick auf die Mediceerin kann in dem damals in Frankreich von ihr entwickelten und verbreiteten Bild jedoch, außer während der emotional überlagerten und im Grunde sehr beliebig anwendbaren Kritik während der Revolution, noch nicht gesprochen werden. So ist anzunehmen, dass Maria von Medici erst später negativ überzeichnet wurde, in einem Kontext steigender Politisierung der Gesellschaft und der Instrumentalisierung der Historiografie zu Zwecken der Nationsbildung.

285 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 71–73.

2. Ambivalentes Schattendasein der Stammesmutter der Bourbonen im Kampf um die Deutungshoheit über die Geschichte (1815–1855)

À toutes les époques où de grandes batailles ont lieu
entre les masses et le pouvoir,
le peuple se crée un personnage ogresque[1].

2.1 Historischer Kontext

In den 1840er und 1850er Jahren wurden nach und nach im Herzen von Paris, im Jardin du Luxembourg, Standbilder aus weißem Marmor errichtet, die Herrscherinnen und berühmte französische Frauen darstellten. Die vom Bildhauer Louis-Denis Caillouette (1790–1868) angefertigte Statue Marias von Medici wurde als eine der ersten 1847 eingeweiht. Der Künstler entschied sich hierbei, die erste Bourbonenkönigin in einer hochmütig wirkenden Pose zu verewigen. Es ist sehr bezeichnend, dass Caillouette für seine Darstellung gerade eine solch unnahbare Haltung als typisches Merkmal der Mediceerin wählte. Er verarbeitete damit die zwiespältige Wahrnehmung der Stammesmutter der Bourbonen durch die Royalisten im Kontext der 1814/15 wiedereingeführten Königsherrschaft. Seitdem blickt Maria distanziert, fast grimmig von ihrem Sockel auf die zahlreichen Besucher der von ihr beauftragten Parkanlage herab[2].

Mit der endgültigen Restauration der Bourbonen im Jahr 1815 begann die zweite Phase der französischen Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert. Ihr Bild wurde in diesem Zeitraum von einer monarchistischen Deutung der Geschichte beherrscht. Diese war zunächst weitestgehend von den Argumenten der Legitimisten, also der Anhänger der Hauptlinie der Bourbonen

1 Honoré de Balzac, Sur Catherine de Médicis [1846], Paris 2006, S. 14 (Hervorh. i. Orig.).

2 In einer Kurzgeschichte beschrieb der Schriftsteller Echenoz Marias Gesichtsausdruck auf der Statue als »peu aimable«, siehe Jean Echenoz, Vingt femmes dans le jardin du Luxembourg et dans le sens des aiguilles d'une montre, in: ders., Caprice de la reine, Paris 2014, S. 43–50, hier S. 48.

geprägt, um dann zunehmend die bürgerlich-liberale Färbung der Parteigänger der Nebenlinie Bourbon-Orléans anzunehmen, die ab der Julirevolution 1830 den politischen und historischen Diskurs bestimmten. Die gehäufte Prämierung und erfolgreiche Veröffentlichung verschiedener Werke zum 17. Jahrhundert von republikanischen Historikern markierte dann in der Mitte der 1850er Jahre das Ende der Dominanz dieses monarchistisch geprägten Diskurses über die Mediceerin.

Aufgrund des quellenbezogenen Einschnitts von 1855 passt sich der Rezeptionszeitraum nur bedingt ereignisgeschichtlichen Zäsuren an und umfasst gleich mehrere politische Umbrüche. Die konservative Restauration der Brüder Ludwigs XVI. – Ludwigs XVIII. (reg. 1814/15–1825) und Karls X. (reg. 1825–1830) – wich in der Revolution von 1830 zunächst der liberalen Julimonarchie des Bürgerkönigs Louis-Philippe. Die Februarrevolution von 1848 beendete dann die seit 1815 bestehende konstitutionelle Monarchie, die von der Zweiten Republik abgelöst wurde. Der Staatsstreich von Louis-Napoléon Bonaparte, des späteren Napoleon III., am 2. Dezember 1851 stellte schließlich die Weichen für den autoritären Umschwung des Second Empire, der die Royalisten (Legitimisten und Orleanisten) und Republikaner in die Opposition verdrängte[3].

Das Jahr 1815 ist auch historiografiegeschichtlich eine wichtige Zäsur, weil mit der Wiedereinführung der Königsherrschaft eine Blütezeit der Geschichtsschreibung einsetzte[4]. Die einschneidende Erfahrung der Revolution und die darauffolgenden schnellen Entwicklungen des Empire hatten in der französischen Gesellschaft eine tiefe Sehnsucht nach Stabilität und Orientierung hinterlassen[5]. Den Historikern oblag deshalb nun die prestigeträchtige und verantwortungsvolle Aufgabe, den vergangenen Ereignissen einen Sinn zu verleihen und Kontinuität trotz des erlebten Bruchs zu suggerieren – sie sollten kurz gesagt die »énigme révolutionnaire« lösen[6].

Im Zuge der postrevolutionären Erneuerung der Historiografie wurde die Vergangenheit ab den 1820er Jahren zunehmend zu einem zentralen Bestandteil

3 Vgl. für einen ereignisgeschichtlichen Überblick Dominique Barjot, Jean-Pierre Chaline, André Encrevé, La France au xixe siècle. 1814–1914, Paris ^{5}2002, S. 135–212, 297–330, 407–422.

4 Coornaert, Destins de Clio, S. 20; Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 73–79.

5 Stanley Mellon, The Political Uses of History. A Study of Historians in the French Restoration, Stanford 1958, S. 3.

6 Hervé Mazurel, Romantisme, in: Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 1, S. 596–602, hier S. 599.

der politischen Rhetorik[7]. Die Revolution galt als fester Ausgangspunkt, von dem aus die Vergangenheit interpretiert wurde und die verschiedenen, sich in der Gegenwart schnell abwechselnden politischen Systeme legitimiert werden sollten, sei es durch Annahme des revolutionären Erbes oder Abrenzung davon. Zu Zwecken der Nationsbildung und Stärkung der nationalen Identität wurde deshalb eine progressive und teleologische Interpretation der Geschichte vertreten. Historiografie galt nun als zukunftsorientiert und richtungsweisend und nicht mehr als moralistische Lektion zur Vermeidung einer Wiederholung vergangener Fehler[8].

Die restaurierte Bourbonenmonarchie distanzierte sich ab 1815 zunächst vom Erbe der Revolution und suchte ihre historischen Wurzeln verstärkt in der vorrevolutionären Zeit. Zu diesem Zweck wurde die Geschichtsschreibung unter staatlicher Ägide in den Dienst der Monarchie gestellt und neu ausgerichtet[9]. In den 1820er Jahren meldete sich allerdings eine neue Generation von Historikern, Politikern und Publizisten zu Wort, die die Schlagkraft der historisch-politischen Argumentation zu nutzen wusste, um gegen die unter Karl X. zunehmenden reaktionären Tendenzen vorzugehen[10].

7 Mellon, The Political Uses of History, S. 1. Mellons Feststellung bezog sich auf die Restaurationszeit, doch gilt sie ebenso für die darauffolgenden Regierungssysteme.

8 Vgl. Berger, Conrad, The Past as History, S. 5.

9 Hierfür steht etwa die Wiederherstellung der alten Akademien am 21. März 1816 (Académie des inscriptions et belles-lettres und Académie française), die während der Restauration die Tradition der Gelehrsamkeit des 18. Jahrhunderts hochhielten. Auf die Initiative des Barons Joseph-Marie de Gérando (1772–1842) hin wurde 1821 außerdem die École des chartes gegründet. Von ihren Kritikern als Instrument der Restaurationsideologie verschrien, die nur der Legitimation der wieder eingesetzten Monarchie diene, leistete sie zweifelsohne für die Bewahrung und Systematisierung historischen Wissens nach der Revolution einen wichtigen Beitrag. Während der Julimonarchie wurden dort die propädeutischen Grundlagen für den Historikerberuf, sei es in der Lehre historischer Hilfswissenschaften, sei es in der Ausbildung für das Archiv- und Bibliothekswesen, federführend ausgebaut, siehe Louis Bergès, L'École des chartes, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 231–241, hier S. 231–235, 241.

10 Ab 1825 versuchten die liberalen Kräfte angesichts des reaktionären Umschwungs unter Karl X., die Franzosen mit der Revolution zu versöhnen, diese zu erklären und zugleich deren Prinzipien zu verteidigen. Damit wollten sie die Front der Konservativen aufbrechen, in der trotz unterschiedlicher Interessen Monarchie, Adel und Klerus angesichts der schrecklichen Erinnerung an die Revolution zusammenhielten. Um dem Vorwurf zu entgehen, aufrührerische Revolutionäre zu sein, griffen die Liberalen auf die Waffe der historischen Argumentation in der Publizistik, Politik und ihren historiografischen Publikationen zurück, vgl. Mellon, The Political Uses of History, S. 4–7.

Mit dieser jungen liberalen Generation behauptete sich in Frankreich die romantische Bewegung[11]. Das Wesen der Romantik zu definieren, ist ein quasi unmögliches Unterfangen, an dem bereits die Zeitgenossen und ihre Anhänger scheiterten[12]. Die Ursprünge der Bewegung sind in der Französischen Revolution zu verorten, wenngleich sie ihre tieferen Wurzeln schon in der Aufklärung hat. Sie ist keiner politischen Richtung eindeutig zuzuordnen, doch war sie zunächst eher konservativer Färbung, um später von der liberalen Generation aufgegriffen zu werden. Ab den 1820er Jahren wurde dann die bislang vorwiegend rückwärtsgewandte und nostalgische Perspektive der Romantik zunehmend progressiv, auf die Zukunft hin ausgerichtet[13]. Der Grundgedanke der romantischen Strömung war folgender:

> [R]epudiating the culture of perfection in favour of that of process, abandoning design for desire. The Romantics valued the infinite above the finite, rejected order in favour of chaos, discounted the general in preference for the particular, the material for the spiritual, the mechanical for the organic, and saw art not just as a product of »taste«, »imitation«, and craftsmanship […] but as the spontaneous outpourings of transcendent genius[14].

Diese neue Geistesbewegung fand ihren Ausdruck in allen Kunstformen wie auch in der Geschichte und Politik, die damals eng miteinander verwoben waren. Die romantischen Historiker liberaler Prägung sagten sich dabei von der vorausgegangenen Geschichtsschreibung los, um die Vergangenheit der Nation als die eines kollektiven Prozesses neu zu schreiben, in der sich die Nation als organisch gewachsene, einende und identitätsstiftende Entität unter der Oberfläche der historischen Ereignisse offenbarte[15]. Mit dieser Bewegung entstanden also nicht zuletzt die historischen nationalen Metanarrative.

Diese aufstrebende liberale Generation richtete sich während der Restauration vorwiegend gegen die damals offiziell geförderte konservative Rückbesinnung auf eine idealisierte vorrevolutionäre Zeit und das daraus abgeleitete

11 Siehe als gute Einführung in die französische Romantik Stephen Bann, Romanticism in France, in: Roy Porter, Mikuláš Teich (Hg.), Romanticism in National Context, Cambridge u. a. 1988, S. 240–259; Francis Claudon, Art. »Le romantisme«, in: ders. (Hg.), Encyclopédie du romantisme. Peinture. Sculpture. Architecture. Littérature. Musique, Paris 1980, S. 7–28; Ceri Crossley, French Historians and Romanticism. Thierry, Guizot, the Saint-Simonians, Quinet, Michelet, London 1993; Mazurel, Romantisme, S. 596–602.

12 Vgl. Bann, Romanticism in France, S. 240f.

13 Ibid., S. 244f.; Roy Porter, Mikuláš Teich, Introduction, in: dies. (Hg.), Romanticism in National Context, Cambridge u. a. 1988, S. 1–8, hier S. 3.

14 Ibid., S. 1.

15 Vgl. Crossley, French Historians and Romanticism, S. 251–257.

theokratische Verständnis der Vergangenheit. In bewusster Opposition dazu suchte sie in der Vergangenheit nach Beweisen für die Kontinuität und Einheit des Nationsgedankens und betonte die integrative und identitätsstiftende Funktion der Geschichte[16]. Die Revolution von 1789 wurde dabei nicht wie von den Legitimisten als Bruch, sondern als Etappe der Nationskonstituierung betrachtet. Die neue Historikergeneration versuchte außerdem, eine Neuinterpretation der Vergangenheit mithilfe einer Verbindung aus kritischer Auseinandersetzung mit den Originalquellen und philosophischem Abstraktionsvermögen zu etablieren. Dieser hermeneutische, sinnstiftende Vorgang sollte die Ausarbeitung eines stringenten nationalen Narrativs garantieren[17]. Federführend für die neue Schule waren die Historiker Augustin Thierry (1795–1856) und Prosper de Barante (1782–1866). Literarische und historische Veröffentlichungen, Theateraufführungen und neugegründete Fachzeitschriften boten in den letzten Jahren der Restaurationszeit zudem entsprechende Plattformen des Austauschs und der Verbreitung der liberal-bürgerlichen Ideale[18]. Auch die Lehre der Geschichte an den Universitäten war davon betroffen, weil viele namhafte Professoren dieser Opposition angehörten und ihre Vorlesungen als politische Rednertribüne nutzten[19].

Mit der nach englischem Vorbild errichteten konstitutionellen Monarchie des Bürgerkönigs Louis-Philippe (1773–1850) siegten schließlich 1830 die liberalen Parteigänger über die konservativen Kräfte der Restauration und bewiesen die Schlagkraft der historisch-politischen Rhetorik dieser jungen Generation[20]. Es verwundert daher kaum, dass führende liberale Denker wie François Guizot, Adolphe Thiers, Prosper de Barante oder Victor Cousin politische Ämter bekleideten. Als Beamte des neuen Regimes sollten sie dieses historisch legitimieren. In Abgrenzung zur konservativen Deutung bewerteten die Liberalen hierzu die Revolution von 1789 nicht als Gefahr, sondern als nationales Erbe, das noch einer institutionellen Verwirklichung bedurft habe[21]. Sie erklärten darüber hinaus die nationale Gemeinschaft zum eigentlichen Akteur der Geschichte, dessen Entstehung man in der Vergangenheit nachverfolgen könne.

16 Dies., History as a Principle of Legitimation in France (1820–48), in: Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London u. a. 1999, S. 49–56, hier S. 53f.

17 Mazurel, Romantisme, S. 597.

18 Coornaert, Destins de Clio, S. 22–25.

19 Zu nennen sind u. a. der Historiker François Guizot und der Philosoph Victor Cousin, die aufgrund ihrer Opposition gegen die konservativen Ultras in den 1820er Jahren ihres Postens an der Sorbonne enthoben wurden.

20 Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, S. 150f.

21 Simon, Historiographie, S. 169.

Dieses Gefüge soll sich über die Jahrhunderte konstituiert und den Bruch von 1789 überstanden haben, um nun in der Julimonarchie ganz im Sinne der Ideale der Revolution, doch ohne deren Exzesse und Verfehlungen, ihre Vollendung erreicht zu haben[22].

Um dem Volk dieses neue Verständnis der Geschichte nahezubringen, verknüpften die liberalen Historiker der Julimonarchie politische Legitimation und historischen Bildungsauftrag eng miteinander. Aus diesem Grund wurde ab den 1830er Jahren die Geschichte vermehrt zu einer akademischen, institutionalisierten Wissenschaft ausgeformt – eine Tendenz, die im Second Empire und der Dritten Republik noch verstärkt werden sollte. Dem Historiker Louis Bergès zufolge wurde in der Julimonarchie die Erforschung und Lehre der Nationalgeschichte regelrecht zur Staatsangelegenheit gemacht, zu deren Zwecken die Ressourcen der Wissenschaftler und Gelehrten aus Paris und der Provinz unter die Ägide des Staats gebracht und vereint wurden[23]. Diesen Vorgang beaufsichtigte einer der führenden liberalen Historiker, François Guizot (1787–1874), der bezeichnenderweise 1834 zum Bildungsminister ernannt worden war. Am 18. Juli 1834 gründete er das Comité des travaux historiques. Die Aufgaben dieses Gremiums waren vielfältig und umfassten das Edieren bislang unveröffentlichter Dokumente nationalhistorischer Relevanz, die Beratung des Bildungsministeriums im Hinblick auf dessen Geschichtspolitik und die Betreuung ähnlicher Projekte auf regionaler Ebene[24].

Parallel dazu förderte die Regierung die Gründung lokaler Gelehrtengesellschaften, denen ähnliche Aufgaben oblagen wie den in Paris ansässigen gesamtnationalen historischen Institutionen. Federführend war dabei die 1833 gegründete Société de l'histoire de France[25]. Zudem wurden zahlreiche Großprojekte für Neuauflagen oder Quelleneditionen gefördert. Chantal Grell hat für den Zeitraum zwischen 1820 und 1840 über 500 Veröffentlichungen von Quellenbänden angeführt, unter denen besonders die Memoiren aus dem 17. Jahrhundert eine äußerst beliebte Gattung waren[26]. Diese Quelleneditionen

22 Vgl. Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 49.

23 Louis Bergès, Le Comité des travaux historiques et scientifiques et les sociétés savantes, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 127–136, hier S. 127.

24 Ibid., S. 129.

25 Diese Gelehrtengesellschaften sind als säkularisierte Nachfolger gelehrsamer religiöser Kongregationen des 18. Jahrhunderts zu verstehen, die in den Wirren der Revolution untergegangen oder im Aussterben begriffen waren. Sehr häufig waren Priester weiterhin Mitglieder solcher Gelehrtengesellschaften.

26 Grell, Anne d'Autriche et ses juges, S. 355.

wurden als fester Bestandteil der nationalen Erinnungskultur betrachtet[27]. Besonders erwähnenswert sind hierbei die »Historiettes« des Literaten Gédéon Tallemant des Réaux (1619–1692). Seine beißenden und oft kruden Anekdoten über seine prominenten Zeitgenossen des Grand Siècle wurden erstmals 1834 und 1835 in sechs Bänden veröffentlicht. Sie fanden großen Absatz und stiegen für die Historiker alsbald zu einer wichtigen Quelle zum 17. Jahrhundert auf[28].

Wenngleich das Bild Marias in diesem Zeitraum nie direkt das politische Tagesgeschehen widerspiegelte, so war ihre Rezeption doch deutlich von der damals charakteristischen Wechselwirkung zwischen Politik und Geschichtsschreibung geprägt. Die Rezeption dieser Königin zwischen 1815 und 1855 vollzog sich allerdings zu großen Teilen nicht in der offiziell geförderten Geschichtsschreibung, sondern vielmehr in literarisch-historiografischen Mischformen sowie in Dramen und Romanen. Ganz im Sinne der romantischen Ästhetik waren zu dieser Zeit die Grenzen zwischen der historiografischen und literarischen Gattung fließend und weisen gegenseitige Beeinflussungen auf[29]. Wo ergänzen und worin unterscheiden sie sich? Was ermöglichte die Literatur in der Rezeption Marias von Medici, das die Geschichtsschreibung nicht leisten konnte?

27 Für das 17. Jahrhundert sind u. a. zu nennen: Claude-Bernard Petitot (Hg.), Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du xviie siècle, avec des notices sur chaque auteur, et des observations sur chaque ouvrage, 52 Bde., Paris 1819–1826; Claude-Bernard Petitot, Louis-Jean-Nicolas de Monmerqué (Hg.), Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis l'avènement de Henri IV jusqu'à la paix de Paris conclue en 1763, avec des notices sur chaque auteur, et des observations sur chaque ouvrage, 78 Bde., Paris 1820–1829; Joseph-François Michaud, Jean-Joseph-François Poujoulat (Hg.), Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France, depuis le xiiie siècle jusqu'à la fin du xviiie, précédés de notices pour caractériser chaque auteur des mémoires et son époque, suivis de l'analyse des documents historiques qui s'y rapportent, 30 Bde., Paris 1836–1839.

28 Tallemant widmet Maria kein eigenes Kapitel, doch erscheint sie in Verbindung mit Zeitgenossen wie Heinrich IV., Richelieu, Concini oder Luynes, siehe Tallemant des Réaux, Historiettes, passim. Siehe außerdem Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 103, 547, 563: Der anekdotische Charakter dieser humoristischen, meist schlüpfrigen Geschichten erschwert den wissenschaftlichen Umgang mit deren Inhalten, doch nährten sie im 19. Jahrhundert das Bild einer sturen und regelrecht lächerlichen Maria von Medici.

29 Philippe Poirrier, Introduction à l'historiographie, Paris 2009, S. 32.

2.2 Eine Nebenfigur in der royalistischen Deutung des Absolutismus

In Frankreich setzte wie in vielen europäischen Ländern nach den Erfahrungen der Revolution und der napoleonischen Ära innenpolitisch zunächst eine konservative Reaktion ein. In diesem Zuge wurde der nationale Gedanke als linkes, unruhestiftendes Konstrukt verworfen und das dynastische Prinzip als Garant sozialer und religiöser Stabilität neu gestärkt[30]. Unterstützt wurde dieser Umschwung durch Veröffentlichungen konservativer Denker wie Joseph de Maistre (1753–1821) oder Louis de Bonald (1754–1840), die wie Edmund Burke (1729–1797) die Ausschweifungen der Revolution verurteilten und angesichts der noch lebendigen Erinnerung an diese Ereignisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts großen Anklang in der Gesellschaft fanden[31]. Die konservativen Theoretiker setzten in ihrer Argumentation vor allem auf die Aussagekraft konkreter Erfahrungen und warfen ihren liberalen Opponenten vor, die Revolution zu abstrakt und philosophisch zu bewerten und damit letzten Endes zu verharmlosen[32].

Die Aufgabe der konservativen Geschichtsschreibung war es also ab 1815, das Vertrauen des Landes in die Monarchie wieder zu stärken. Um dieses System zu rehabilitieren, entwickelten die Historiker der Restauration den Diskurs eines idyllischen und harmonischen Zusammenlebens während des Ancien Régime, dem die Revolution ein jähes Ende gesetzt habe. Die royalistischen Autoren entwarfen somit, um es wie Stanley Mellon überspitzt zu formulieren, den historiografischen Topos von »one big happy French family«[33], in dem der gute Ruf der Bourbonenmonarchie zum unantastbaren Dogma wurde[34]. Die historiografische Aufbereitung des 17. Jahrhunderts, und damit einhergehend des Absolutismus, stellte allerdings eine besondere Herausforderung für die konservativen Autoren dar, denn in der Revolution hatte das Volk gegen genau dieses System aufbegehrt. Wie sollte mit dieser historischen Phase der französi-

30 Cabanel, La question nationale au xixe siècle, S. 57.

31 Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 51.

32 Mellon, The Political Uses of History, S. 58. Siehe auch François-René de Chateaubriand, Considérations sur les auteurs français qui ont écrit l'Histoire depuis la Révolution, in: Louis-Pierre Anquetil, Théodore Burette (Hg.), Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la mort de Louis XVI, Bd. 1, Paris [2]1838, S. I–XXV, hier S. XVI: »Les souvenirs des excès révolutionnaires ont été et sont encore parmi nous les plus grands obstacles à l'établissement de la liberté. […] C'est donc une étrange méprise que de glorifier ces attentats [de la Terreur] pour faire aimer la Révolution«.

33 Mellon, The Political Uses of History S. 63.

34 Ibid., S. 64f.

schen Monarchie also umgegangen und welche Rolle Maria von Medici dabei zugedacht werden?

2.2.1 Die übergangene Königin

Zunächst ein einfacher Befund vorneweg: Maria von Medici glänzt in den meisten Textproduktionen konservativ-royalistischer Autoren zwischen 1815 und 1855 vor allem durch ihre Abwesenheit oder die Verneinung ihrer historischen Relevanz. Chateaubriand bewertete Richelieu als den alles überschattenden Akteur der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Maria und Ludwig XIII. zu Nebenfiguren des Geschehens degradiert habe[35]. Der Verleger von »La cour de Marie de Médicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne« (1830) sprach im Vorwort außerdem von Marias Regentschaft als »espèce d'interrègne qui se cache dans l'histoire entre Henri IV et Richelieu, et dont l'importance réelle ne s'élève pas au-dessus de l'anecdote«[36]. Auch könnte man meinen, dass Alfred de Vigny in seinen Werken zum frühen 17. Jahrhundert die Gelegenheit nicht ausgelassen hätte, die fulminante Persönlichkeit Marias von Medici prominent auszuarbeiten, da die Literatur doch eine viel größere Bandbreite an Gestaltungsmöglichkeiten bietet, um historische Figuren zu neuem Leben zu erwecken. In seinem historischen Roman »Cinq-Mars ou Une conjuration sous Louis XIII« (1826) wird allerdings nur durch Dritte über sie berichtet, da sie zum Zeitpunkt der Handlung bereits im Exil war[37]. Ebensowenig tritt Maria in seinem romantischen Drama »La maréchale d'Ancre« (1831) in Erscheinung, das den Sturz von Leonora Galigaï und ihres Ehemanns Concino Concini, des Marschalls von Ancre, im April 1617 behandelt. Der Romancier Alexandre Dumas hatte an diesem Werk seines Kollegen Vigny die Abwesenheit Ludwigs XIII. als handelnden Protagonisten bemängelt[38]. Man könnte sich allerdings ebenso fragen – was anscheinend weder Vigny noch Dumas sonderlich relevant erschien –, warum

35 François-René de Chateaubriand, Analyse raisonnée de l'histoire de France et fragments depuis Philippe VI et la bataille de Poitiers suivis de l'analyse raisonnée de l'histoire de France depuis Jean II jusqu'à Louis XVI, Paris ³1861, S. 393.

36 Anaïs Bazin de Raucou, La cour de Marie de Médicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne, 1615–1618, Paris 1830, S. 1.

37 Alfred de Vigny, Cinq-Mars [1826], Paris 1980, S. 128.

38 Alexandre Dumas, Mes Mémoires, Bd. 4 [1852–1856], Paris 1967, S. 340. Dumas vermutete, dass dies eher einer politischen als einer künstlerischen Überlegung des Royalisten Vigny geschuldet sei, der dadurch vermeiden wollte, Ludwig XIII. als Repräsentanten der Monarchie zu verunglimpfen.

Maria als weiteres zentrales Opfer des Majestätsstreichs von 1617 und Freundin Leonoras ebensowenig als handelnde Figur im Stück vorgesehen war[39].

Eine Randfigur in Chateaubriands Kritik des Absolutismus

François-René de Chateaubriand (1768–1848) gilt als führende Stimme der bourbonentreuen Royalisten während der Restauration und Vorreiter der romantischen Schule. Obgleich er selbst kein Historiker war, handeln all seine Werke von der Vergangenheit[40]. Mit seiner Person verband man die zugleich narrativ und philosophisch aufgearbeitete Wiederentdeckung der nationalen Vergangenheit sowie die enge Verquickung von historischem Diskurs und politischem Denken[41]. Chateaubriand betrachtete das Christentum als maßgebliches einheits- und sinnstiftendes Element der Geschichte bis zum zerstörerischen revolutionären »déluge«[42]. Die Ästhetisierung und Historisierung des Christentums, vor allem im Mittelalter, bilden daher den Kern seines Werks[43]. Wie er in seinem einzigen historiografischen Werk, der »Analyse raisonnée de l'histoire de France«[44], betonte, interessiere ihn die spätere Geschichte Frankreichs deutlich weniger, da sie zu nah am Zeitgeschehen und ihm somit nicht

39 Maria wird nicht in der Personenauflistung des Stücks aufgeführt, siehe Alfred de Vigny, La maréchale d'Ancre [1831], in: ders., Œuvres complètes, Bd. 1, Paris ²1986, S. 626–629.

40 Guy Berger, Chateaubriand face à l'histoire, in: Cahiers de l'Association internationale des études françaises 47 (1995), S. 283–303, hier S. 283. Siehe auch Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. XI: »Les romans de Chateaubriand étaient presque plus vrais que l'histoire d'Anquetil«.

41 Vgl. Berger, Chateaubriand face à l'histoire, S. 287–294, 298. Siehe auch Chateaubriand, Considérations, S. IX.

42 Ders., Analyse raisonnée, S. 410.

43 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 63, 69f.

44 Die erstmals im April 1831 bei der Veröffentlichung des Gesamtwerks von Chateaubriand herausgegebene »Analyse raisonnée« war sein einziger Versuch, sich als Historiker zu profilieren. Die sehr lückenhaften und kompilatorischen Textfragmente verfasste er während der Restauration. Er wollte damals mit einer umfassenden Darstellung der französischen Geschichte seinem Vaterland ein Denkmal setzen – eine Abhandlung, die jedoch nie zustande kam. Der Erfolg der Fragmente war groß, doch ließ die Begeisterung in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach. Wenngleich die »Analyse« konservativ geprägt ist, zeugt sie auch von einem Wandel in Chateaubriands Geschichtsverständnis, das ab 1826 liberale Tendenzen aufwies, vgl. Berger, Chateaubriand face à l'histoire, S. 284–286, 293f.

»pittoresk« genug sei[45]. So strahle das 17. Jahrhundert nichts atypisch Schönes oder Erhabenes aus, das es sich ausführlich darzulegen lohne[46].

Zwar brachte er in der »Analyse« seine konservative und bourbonentreue Haltung zum Ausdruck, indem er dieses Herrschergeschlecht als bemerkenswerte Dynastie mythisierte[47], doch war die Bewunderung des adligen Autors sehr ambivalent. Sein mangelndes Interesse für das 17. Jahrhundert war nämlich noch anders begründet. Mit den Bourbonen verband er die dritte und letzte Etappe des Ancien Régime: die Durchsetzung des Absolutismus[48] nach dem Untergang der Ständemonarchie und der Monarchie der Parlamente[49].

Im Geschichtsverständnis des adligen Autoren Chateaubriand galt die Herrschermacht als Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung, vor allem für den Adel, den er als natürlichen Helfer der Könige betrachtete – eine Ausweitung dieser Macht, wie es im Absolutismus der Fall war, konnte folglich nur fatal sein. Die Ständemonarchie, in welcher der Adel eine tragende Rolle spielte, war mit der Valois-Dynastie untergegangen – für Chateaubriand das Ende des glorreichen Mittelalters[50]. Die Grundlagen für den Absolutismus legten Heinrich IV. und Richelieu. Letzteren bezeichnete er daher abwertend als »génie du despotisme«[51]. Aufgrund der nach seiner Meinung damit einhergehenden Neutralisierung des Adels war der Absolutismus für Chateaubriand also in sich schon zum Scheitern verurteilt und die Revolution absehbar: Richelieu und Ludwig XIV. hätten nämlich damit das aristokratische Prinzip als Gegengewicht zur Monarchie und als Zwischeninstanz zwischen König und Volk unterdrückt[52].

45 Chateaubriand, Analyse raisonnée, S. 390.

46 Paul-Émile Littré, Art. »Pittoresque«, in: Dictionnaire de la langue française, Bd. 3, Paris 1874, S. 1137: Unter »pittoresk« verstand man im 19. Jahrhundert neben dem ästhetischen Kunstbegriff auch allgemein »tout ce qui se prête à faire une peinture bien caractérisée, et qui frappe et charme tout à la fois les yeux et l'esprit«.

47 Chateaubriand, Analyse raisonnée, S. 384: Ihm zufolge hatte diese Dynastie zwei große Herrscher, Heinrich IV. und Ludwig XIV., und einen Märtyrer hervorgebracht, womit Ludwig XVI. gemeint ist.

48 Unter dem Eindruck der Revolution benutzte Chateaubriand in seinem englischen Exil als vermutlich einer der ersten den ex-post-Begriff *absolutisme*, siehe ders., Essai sur les révolutions, London 1797.

49 Ders., Analyse raisonnée, S. 385.

50 Ibid.; Jean-Paul Clément, L'Anti-Machiavel, in: Jean-Claude Berchet (Hg.), Chateaubriand. Le tremblement du temps, Toulouse 1994, S. 247–275, hier S. 249.

51 Chateaubriand, Analyse raisonnée, S. 393.

52 Vgl. Clément, L'Anti-Machiavel, S. 249f.

Chateaubriands negative Wertung des Absolutismus als Beginn des Niedergangs der Monarchie erklärt sein Desinteresse für das 17. Jahrhundert. Er behandelte es nur kurz, weil er es als wenig glorreiche Phase der französischen Geschichte erachtete. Dies schlug sich auf seine Schilderung der Regentschaft Marias nieder, die er in zwei knappen, chronikhaften Sätzen abhandelte[53].

Die Verteufelung Marias von Medici in Balzacs Apologie des Absolutismus

Wenngleich Chateaubriand dem frühen 17. Jahrhundert jedweden erbaulichen Eigenwert absprach, so hatte Honoré de Balzac (1799–1850), erfolgreicher Autor und nach der Julirevolution engagierter Legitimist, durchaus vorgehabt, eine »histoire de France pittoresque«[54] zu verfassen, in der die beiden Medici-Regentinnen, Katharina und Maria, eine »place énorme«[55] eingenommen hätten. Seine zwischen 1830 und 1844 veröffentlichten vier Fragmente, die gemeinhin unter dem Titel »Sur Catherine de Médicis« zusammengefasst werden, zeugen von einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Geschichte des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts. Sie bilden jedoch nicht, wie häufig angenommen, die Grundlage für einen von Balzac angedachten historischen Roman[56].

Wie der Titel bereits impliziert, befasste sich der Autor vordergründig nicht mit Maria, sondern mit ihrer Vorgängerin Katharina[57]. Für die Untersuchung der Rezeption Marias von Medici ist daher nur das erste Fragment von Belang. Es handelt sich um ein Vorwort, das Balzac im Dezember 1841 verfasste[58]. Darin rief er seine Leser auf, ihr Bild von Katharina als blutrünstige und amoralische Herrscherin zu revidieren. Zu den angeführten eher klassischen Argumenten gehörte der Angriff auf die Historiker, die er als »menteurs

53 Chateaubriand, Analyse raisonnée, S. 391: »Concini, marquis d'Ancre, et sa femme, gouvernent Marie de Médicis. Brouilleries de cour; retraite des princes; petites guerres civiles, mêlées de protestantisme (1614)«.

54 Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 25.

55 Ibid.

56 Ibid., S. 7f. Für die Entstehungsgeschichte der Fragmente siehe Nicole Cazauran, »Sur Catherine de Médicis« d'Honoré de Balzac. Essai d'étude critique, Paris 1976; dies., Catherine de Médicis et son temps dans la Comédie humaine, Genf 1976.

57 Diese »grande reine« mit einer »politique, qui d'ailleurs est si conforme au bon sens« werde seiner Meinung nach ungerecht in der Historiografie behandelt, siehe Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 24.

58 Die drei Fragmente tragen die Überschriften »Les Deux Rêves«, »La Confidence des Ruggieri« und »Le Martyr calviniste«.

privilégiés qui prêtent leurs plumes aux croyances populaires«[59] bezeichnete. Seine geplante Apologie Katharinas von Medici untermauerte der Katholik Balzac darüber hinaus mit polemischem Protestantenhass[60]. Diesen unterstellte er, die erste Medici-Regentin in der Nachwelt maßgeblich in Verruf gebracht zu haben – und dies nicht zuletzt mittels der Historiografie[61]. Diese Anklage ist als geläufiger Topos katholischer Apologetik zu werten. Weitaus interessanter ist hingegen seine Erkenntnis, dass die Erinnerungskultur einer Nation besonders in Umbruchszeiten fruchtbar sei, weil dabei nicht nur Identifikationsfiguren, sondern auch abstoßende, »monströse« Gestalten geschaffen würden, die die Historiografie in der Folge teils unreflektiert übernehme[62]. Den am Beispiel der Rezeption Katharinas so treffend erkannten Mechanismus nationaler Metanarrative verkannte, oder ignorierte, Balzac allerdings im Falle Marias.

Genau drei Königinnen räumte Balzac eine zentrale Rolle in der französischen Geschichte ein, nämlich Elisabeth von Bayern[63] und den beiden Medici-Regentinnen, die er allesamt als Wegbereiterinnen Ludwigs XIV. bewertete. Katharina soll darunter als »la plus intéressante et la plus belle«[64] hervorstechen. Elisabeth und Maria warf er hingegen einen fatalen Einfluss auf die Geschicke des Landes vor. Von beiden sei Maria indes die Schlimmere, da sie mehr Verfehlungen vorweise und diese zudem größtenteils der Nachwelt verschwiegen worden seien[65].

Zum Zweck der Apologie Katharinas entwickelte Balzac einen stilistischen Kontrast zwischen den beiden Medici-Königinnen. Hierbei stellte er die verkannte gute Medici, Katharina, der zu Unrecht verschonten schlechten Medici, Maria, gegenüber. Um diesen Gegensatz zu verstärken, übertrieb er deutlich die gängigen negativen Zuschreibungen von Fehltritten Marias, wie etwa ihre Verschwendungssucht, ihre angeblichen Liebschaften und ihre umstrittene Beteiligung an der Ermordung ihres Mannes[66]. Damit machte er sich zum Sprachrohr der volkstümlichen Erinnerung an diese Herrscherin, gegen die sich Balzac im Falle Katharinas wiederum zur Wehr setzte.

59 Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 13.

60 Katharina von Medici gilt bei Balzac als »majestueuse adversaire de la plus inféconde des hérésies« ibid., S. 19.

61 Ibid., S. 25.

62 Ibid.

63 Elisabeth (auch Isabeau) von Bayern (um 1370–1435) war während des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) und des französischen Bürgerkrieges zwischen den Armagnacs und Bouguignons (1410–1419) Königin von Frankreich.

64 Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 25.

65 Ibid.

66 Ibid., S. 15f.

Der amoralischen und verschwenderischen Maria stellte er die tugendhafte, weise wirtschaftende und willensstarke Katharina entgegen[67], die er überdies zu einer einheitsstiftenden Herrscherin verklärte. Dies zeige sich in ihrem erbitterten Kampf gegen den Protestantismus, den er, im Kontrast zum katholischen Glauben mit universellem Anspruch, als zerstörend, entzweiend, pluralisierend, individualisierend und somit als förderndes Element jenes Sittenverfalls der Nation wertete, den er in den 1840er Jahren verstärkt zu erkennen glaubte[68]. Katharina betrachtete er demzufolge als unverstandene Vorkämpferin konservativer Werte, Maria hingegen als Förderin von Chaos und Verfall. Balzac ging sogar noch weiter, indem er auch die feste Etablierung der Bourbonen auf die Verdienste Katharinas zurückführte. Damit negierte er regelrecht Marias Funktion als biologische Stammesmutter der Bourbonen und erklärte Katharina zu deren ideologischer Vorläuferin aufgrund ihres Strebens nach Einheit und einer starken Königsmacht – kurz, zu einer Vordenkerin des Absolutismus[69].

In dem von Balzac gezeichneten Bild Marias fiel diese Herrscherin dem geläufigen konservativen Dekadenztopos zum Opfer, der stets einen pessimistischen Blick auf die eigene Gesellschaft richtet, in diesem Falle auf den seiner Meinung nach fatalen Pluralismus und Sittenverfall im postrevolutionären Frankreich. Diesem stellte Balzac nostalgisch den alles einenden Absolutismus entgegen, den er in Katharina verkörpert sah. Im Gegensatz zu Chateaubriand bewertete Balzac den Absolutismus sehr positiv als Garantie für die Wahrung konservativer und nationaler Werte. Sein Bild Marias von Medici war dem von Chateaubriand trotz ihrer unterschiedlichen Deutung des Absolutismus jedoch sehr ähnlich: Er verortete bei dieser vermeintlich schwachen und unmoralischen Königin den Beginn eines Verfalls der Nation, der zur Revolution geführt und damit das Lebenswerk Katharinas zerstört habe.

67 Ibid., S. 16f.

68 Ibid., S. 20f.: »Encore qu'elle ait été vaincue, les siècles suivants ont donné raison à Catherine. Le produit du libre arbitre, de la liberté religieuse et de la liberté politique (ne confondons pas avec la liberté civile), est la France d'aujourd'hui. Qu'est-ce que la France de 1840? un pays exclusivement occupé d'intérêts matériels, sans patriotisme, sans conscience […] et où l'individualisme, produit horrible de la division à l'infini des héritages qui supprime la famille, dévorera tout, même la nation, que l'égoïsme livrera quelque jour à l'invasion […]. On ne tient pas à grand-chose; mais dans cinquante ans, on ne tiendra plus à rien«.

69 Ibid., S. 22.

Eine schattenhafte, unheilverkündende Gestalt

Auch Alfred de Vigny (1797–1863)[70], einer der großen Autoren der romantischen Bewegung, wählte als Rahmen der Handlung zweier seiner Werke das frühe 17. Jahrhundert und damit die Schwelle zur absolutistischen Herrschaft. Wie viele konservative Autoren wollte er damit ergründen, wie es zur Revolution kommen konnte. Zu diesem Zweck verfasste er nach dem englischen Vorbild von Walter Scott (1771–1832) den ersten französischen historischen Roman. »Cinq-Mars« (1826) erzählt die Geschichte des Aufstiegs und Falls von Henri d'Effiat, Marquis von Cinq-Mars (1620–1642). Dieser Günstling Ludwigs XIII. war am 12. September 1642 aufgrund seiner Intrigen gegen Richelieu hingerichtet worden. Der Roman wurde zum großen literarischen Erfolg des Jahres 1826 und zu Lebzeiten von Vigny vierzehn Mal neu aufgelegt[71]. Es folgte das romantische Drama »La maréchale d'Ancre«, das die Vertraute und Jugendfreundin Marias, Leonora Galigaï (1568–1617), als tragische Heldin in den Mittelpunkt stellte. Es wurde am 25. Juni 1831 in der Comédie-Française uraufgeführt. Mit dem Stück brach auch Vigny kaum ein Jahr nach der umstrittenen Erstaufführung des »Hernani« von Victor Hugo mit den Regeln des klassischen Theaters und erreichte seinen Durchbruch als Bühnenautor[72].

Der historische Roman stellte eine der großen literarischen Innovationen und Erfolge der romantischen Bewegung dar, weil er den Leser erstmals mithilfe einer spannenden Intrige in die Geschichte regelrecht hineinversetzte und didaktische mit politischen Elementen verband. Er begleitete damit parallel zur Historiografie den politischen Prozess der Nationswerdung des Volkes[73]. So wird geschätzt, dass etwa ein Viertel bis ein Drittel der zwischen 1815 und 1832 erschienenen französischsprachigen Werke historische Romane waren[74] – und dies, obwohl das Genre erst 1826 in Frankreich aufkam. Der Erfolg des historischen Romans war nicht zuletzt der Entstehung der Massenkultur zu verdan-

70 Vigny entstammte einer prestigereichen Adelsfamilie und diente während der Restauration in der Garde Ludwigs XVIII. Trotz seiner konservativen Haltung zeigte er sich zunehmend von den Brüdern Ludwigs XVI. desillusioniert, weshalb er sich nach der Julirevolution von jedwedem politischen Engagement zurückzog, siehe Alfred de Vigny, Œuvres complètes, hg. von Fernand Baldensperger, Bd. 2, Paris 1949, S. 910–918.

71 Vigny, Cinq-Mars, S. 546–549: Er präzisierte die historische Genauigkeit der Darstellung im Laufe der Auflagen.

72 Vgl. Rezensionen in Fernande Bassan, Alfred de Vigny et la Comédie-Française, Paris, Tübingen 1984, S. 50–55.

73 Francis Claudon, Art. »La littérature«, in: ders. (Hg.), Encyclopédie du romantisme. Peinture. Sculpture. Architecture. Littérature. Musique, Paris 1980, S. 183–240, hier S. 198; Krulic, Fascination du roman historique, S. 26–28, 66–82.

74 Ibid., S. 23.

ken, da er eine breite, jüngst alphabetisierte Leserschaft erreichte, der es Schlüsselaspekte der nationalen Geschichte spielerisch zu vermitteln galt[75]. Vigny behauptete von seinem »Cinq-Mars«: »Ce qui fait l'originalité de ce livre, c'est que tout y a l'air roman et que tout y est histoire«[76]. Die literarische und historische Komplementarität des Werks wurde durch die Veröffentlichung der zweiten, kommentierten Auflage, die im selben Jahr erschien, noch stärker unterstrichen. Vigny führte darin nämlich alle Quellen an, auf die er sich in seinem Roman gestützt hatte[77]. In einem Eintrag von Mai 1837 in seinem posthum erschienenen »Journal d'un poète« (1867) erklärte er außerdem, wie er zum Thema seines Romans »Cinq-Mars« gekommen war: Neben einer frühen Faszination für Geschichte habe er oft an den historischen Erzählungen von Scott bemängelt, dass sie zu sehr von fiktiven Personen getragen würden[78]. Zudem biete das 17. Jahrhundert dank der zahlreichen zeitgenössischen Memoiren eine gute Arbeitsgrundlage. Nicht zuletzt führte er den besonderen Reiz für sich als Literaten an, Richelieu als eiskalte, berechnende Persönlichkeit zu stilisieren, und dadurch ein Epos des Niedergangs des Adels – »cette race morte socialement depuis 1789«[79] – zu verfassen. »Cinq-Mars« sollte diese geplante, doch nie vollendete Reihe einleiten[80].

Die von Vigny in »Cinq-Mars« vertretene These ähnelt sehr der adelsfreundlichen Interpretation Chateaubriands. So habe Richelieu der Monarchie ihre zwei Grundpfeiler – den Adel und die Parlamente – entrissen. Mit dieser Schwächung der Monarchie habe der Minister einen schwerwiegenden Fehler begangen, der letztlich in die Ereignisse von 1789 gemündet habe[81]. Die Nacherzählung der Verschwörung um Cinq-Mars sollte, ganz im Sinne des von Vigny geplanten Adelsepos, diesen Fehltritt symptomatisch veranschaulichen. Trotz des großen Erfolgs des Romans blieb Kritik allerdings nicht aus. Von liberaler Seite wurde Vigny bei der Veröffentlichung des Romans unterstellt, die

75 Vgl. Anne-Marie Thiesse, La création des identités nationales. Europe xviiie–xixe siècle, Paris 1999, S. 136f.

76 Alfred de Vigny, Journal d'un poète, Paris 1867, S. 34. Diese vielseitige Herangehensweise an den ersten französischen historischen Roman hob auch Victor Hugo lobend hervor. Dieser schrieb in der Ausgabe vom 30. Juli 1826 der Zeitschrift »La Quotidienne«: »La foule le lira comme un roman, le poète comme un drame, l'homme d'État comme une histoire«, zit. n. Marcel Hervier, Les écrivains français jugés par leurs contemporains. Le xixe siècle, 2 Bde., Paris 1941–1942, hier Bd. 1, S. 257.

77 Vigny, Cinq-Mars, S. 491, 544, 546f.

78 Siehe den einschlägigen Ausschnitt aus Vignys Tagebuch, zit. n. ibid., S. 552.

79 Ders., Le journal d'un poète, S. 1065.

80 Ibid., S. 1063–1065.

81 Ders., Cinq-Mars, S. 265: »La monarchie sans base, telle que Richelieu l'avait faite«.

Vergangenheit zu sehr verklärt zu haben und wie die Ultraroyalisten eine Rückkehr zum Ancien Régime anzustreben. Über diese politische Kritik hinaus wurde ihm außerdem vorgeworfen, zu frei mit den historischen Fakten umgegangen zu sein[82]. Ein gutes Beispiel hierfür ist, dass er etwa Maria von Medici aus dramaturgischen Gründen zwei Jahre zu früh sterben ließ[83].

Wie weiter oben bereits erwähnt, ist Maria als handelnde Figur in »Cinq-Mars« eigentlich inexistent beziehungsweise bereits im Exil. Ihr kann indes trotzdem eine wichtige Rolle in der Untermauerung von Vignys These zugesprochen werden. Richelieu wird im Roman als die alles beherrschende und unterdrückende Kraft stilisiert, die dem König und damit stellvertretend dem ganzen Land einen »joug insupportable, mais si difficile à soulever«[84] aufgebürdet hatte. Die abwesende, doch prestigeträchtig als »veuve de Henri le Grand«[85] bezeichnete Maria soll diese Tyrannei des Kardinals[86] veranschaulichen und wird zugleich mit der nostalgischen Aura besserer Zeiten der Monarchie versehen, die sie stellvertretend für ihren verstorbenen Mann verkörpert. So erfährt der Leser, dass die Königinmutter auf Befehl des Kardinalministers hin verbannt worden sei und die Frage ihrer Heimkehr ein stetes Ringen und Kräftemessen zwischen dem König und Richelieu dargestellt habe[87]. Ein Grund für ihr Exil wird im Roman nicht angeführt, was diese Entscheidung noch mehr als willkürlichen Akt erscheinen lässt. Die Grausamkeit des Kardinals gegenüber Maria gipfelt in der Szene, in der Richelieu dem König verbietet, die Überreste seiner im Exil verstorbenen Mutter nach Frankreich zu überführen[88].

82 Ibid., S. 545f.

83 Vigny setzte den Tod der Königin zeitgleich mit dem Aufstieg von Cinq-Mars und der Schenkung des Palais-Cardinal, des späteren Palais-Royal, durch Richelieu an den König an (beides um 1639–1640), vgl. ibid., S. 159–165, 577.

84 Ibid., S. 155.

85 Ibid., S. 152.

86 Vgl. zum Tyrannenmotiv bei Vigny im Hinblick auf Richelieu: Brohm, Das Richelieu-Bild, S. 119–163.

87 Vigny, Cinq-Mars, S. 128: »Marie de Médicis! s'écria le cardinal en frappant sur le bras de son fauteuil avec ses deux mains. Non, par le Dieu vivant! elle ne rentrera pas sur le sol de France, d'où je l'ai chassée pied par pied! L'Angleterre n'a pas osé la garder exilée par moi! la Hollande a craint de crouler sous elle, et mon royaume la recevrait! Non, non, cette idée n'a pu lui [Louis XIII] venir par lui-même. Rappeler mon ennemie, rappeler sa mère, quelle perfidie! non, il n'aurait jamais osé y penser…«. Siehe auch S. 159–163, 420.

88 Ibid., S. 325f.

Diese Anekdote ist keine Erfindung Vignys, sondern fester Bestandteil der dunklen Legende Richelieus, wenngleich sie historisch nicht korrekt ist[89].

Durch die Schilderung der abwesenden und sogar bis in den Tod gestraften Mediceerin verlieh Vigny dieser Romanfigur eine tragische Dimension. Sie kann als drohender und mahnender Schatten verstanden werden, der das furchtbare Ende des Romanhelden Cinq-Mars bereits ankündigt. Ihr Schicksal gilt darüber hinaus als Beweis für die unermessliche Macht und den grenzenlosen Ehrgeiz des Kardinalministers, der nicht einmal vor der Mutter seines Königs Halt machte. Maria wird dabei weder mit positiven noch mit negativen Attributen besetzt. Ihre Stilisierung als erstes symbolhaftes Opfer Richelieus, deren Name schon am Anfang des Romans regelmäßig von den anderen Protagonisten verstohlen heraufbeschworen wird, unterstützt damit den Spannungsbogen der Handlung. Das Schicksal der abwesenden und doch in aller Munde so präsenten Königinmutter gilt als unheilvoller Vorbote des Untergangs des stolzen und unabhängigen Adels, verkörpert durch Cinq-Mars, angesichts des Ausgreifens Richelieus, der wiederum den verhassten Absolutismus darstellt.

In »La maréchale d'Ancre« diente Maria von Medici Vigny erneut lediglich zur Unterstreichung der tragischen Dimension seiner Heldin Leonora, von deren Sturz im April 1617 das Stück handelt. Dem bereits unter den Zeitgenossen sehr umstrittenen Prozess, in dem Concini posthum der Majestätsbeleidi-

89 Dumas übertrieb dann in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Grausamkeit des Kardinalministers in diesem Punkt, denn »pour ne pas désobliger Son Éminence, le roi avait laissé pourrir le corps de sa mère dans la chambre où elle était morte!«, siehe Alexandre Dumas, Les grands hommes en robe de chambre. Henri IV, Louis XIII et Richelieu, 2 Bde. [1855], Paris 1866, hier Bd. 2, S. 326. Auch in der belgischen Historiografie wurde diese Interpretation übernommen. Henrard behauptete etwa: »tant qu'il [le cardinal] vécut, il refusa un peu de terre française aux cendres de celle qui l'avait le plus aidé à atteindre le faîte des honneurs et de la toute puissance, et dont il s'était montré le plus cruel ennemi. Ce ne fut qu'après sa mort que Louis XIII osa faire ramener en France le corps de sa mère pour être déposé dans le caveau qui lui était destiné dans la crypte de St Denis (4 mars 1643)«, in: Paul Jean Joseph Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas. Sept ans de l'histoire de Belgique (1631–1638), Brüssel 1876, S. 642. Dubost wandte sich 2009 gegen diese in der Historiografie weit verbreitete Ansicht, Richelieu habe sich geweigert, den Leichnam der Königinmutter nach Frankreich überführen zu lassen. Er sei vielmehr derjenige gewesen, der dies veranlasste. Hierfür musste der Kardinalminister allerdings einen Spagat zwischen der weiteren Verurteilung der Taten Marias in der Publizistik und der nötigen Ehrerbietung gegenüber einem verstorbenen Mitglied der Königsdynastie vollführen. Dies machte das Vorhaben zu einem heiklen Projekt. Als Richelieu am 4. Dezember 1642 starb, hatte der Leichenzug noch nicht Paris erreicht, weshalb das Begräbnis letztendlich der Zuständigkeit von Richelieus Nachfolger Kardinal Mazarin oblag, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 858–860.

gung und Leonora der Hexerei angeklagt wurden[90], widmete sich der Autor, um sich gegen die politisch motivierte Todesstrafe auszusprechen – vermutlich unter dem Eindruck der Prozesse, die von der noch jungen Julimonarchie gegen die Minister Karls X. veranlasst wurden[91]. Paul Lacroix, der drei Jahre zuvor ein Stück zum selben Thema verfasst hatte, äußerte sich sehr abfällig über Vignys Fassung, welcher seiner Ansicht nach – selbstverständlich ganz im Gegensatz zu seiner eigenen – keine eingehende historische Analyse zugrunde lag und die somit reine Fiktion sei[92]. Vigny hatte sich für die Handlung in der Tat vornehmlich an der fatalistischen Sicht seines Vorbilds Shakespeare auf die Geschichte orientiert. Um dieser Deutung der Vergangenheit zu entsprechen, erlaubte er sich einige künstlerische Freiheiten im Umgang mit den historischen Fakten. Er erklärte etwa Concini zum Mörder Heinrichs IV. und stellte dessen eigene Ermordung im April 1617 als Rache für den Tod des Königs dar[93]. Damit verlieh er diesen beiden Todesfällen, die die Regentschaft einrahmen, eine symbolische Dimension und stilisierte zugleich den Günstling Marias zur dominierenden Figur der Jahre 1610 bis 1617. Maria von Medici und ihre politische Rolle werden in diesem Zuge völlig ausgeblendet. Der Zuschauer erfährt nur, dass zu dieser Zeit »le pouvoir souverain dans les mains d'une femme« lag[94] – eine frauenfeindlich konnotierte Bemerkung, die Schwäche der Regierung implizierte.

Die Abwesenheit Marias auf der Bühne sowie die starke Präsenz Leonoras sollten dieses Missverhältnis der Machtverteilung noch deutlicher machen. Maria gilt als »faible femme jetée sans guide au sommet du pouvoir«[95]. Die

90 Zum Prozess von Leonora und der posthumen Verurteilung von Concini siehe ibid., S. 577–585. Dubost führt drei Gründe für dieses Verfahren an, nämlich eine nachträgliche rechtliche Rechtfertigung der Ermordung Concinis als Majestätsbeleidigung, rein materielle Gründe der Bereicherung, da der Besitz der Concini auf den Namen Leonoras lief, und schließlich die politische Entlastung der Regentin, indem ihre Favoriten allein für die Aufstände und Misswirtschaft verantwortlich gemacht wurden.

91 Bassan, Alfred de Vigny et la Comédie-Française, S. 48.

92 Ibid., S. 58.

93 Siehe Vigny, La maréchale d'Ancre, S. 625. Siehe hierzu auch Bassan, Alfred de Vigny et la Comédie-Française, S. 48; Henri Glaesener, La »Maréchale d'Ancre« d'Alfred de Vigny et ses sources françaises, in: Revue belge de philologie et d'histoire 12 (1933), S. 533–547, hier S. 535: Vigny machte z. B. Concini für die Ermordung Heinrichs IV. verantwortlich und ließ deshalb den Favoriten der Symbolik halber ebenfalls auf der Rue de la Ferronnerie sterben. Dumas befürwortete zwar die künstlerische Freiheit des Theaters im Umgang mit historischen Fakten, doch fand er das Motiv der reinen Machtgier zu dünn, um Concini die Tat anzulasten, vgl. Dumas, Mes Mémoires, S. 340f.

94 Vigny, La maréchale d'Ancre, S. 625.

95 Ibid., vierter Akt, Szene VII, S. 692.

positiv besetzte tragische Heldin Leonora Dori wird hingegen dadurch aufgewertet, dass sie aufopferungsvoll diese führende Rolle für ihre florentinische Freundin übernahm und damit das Machtvakuum an der Spitze des Staates füllte; sie wird als »la reine de la régente Marie de Médicis« bezeichnet[96]. Sie erscheint im Stück, zusammen mit ihrem Mann Concini, als die eigentliche politisch relevante Kraft. Dies macht ihre tragische Dimension aus, denn durch die Hingabe an ihre Freundin war sie angreifbar: Dem Sturz der Regentin Maria musste somit die Beseitigung Leonoras vorangehen[97].

Im Zuge der Stilisierung Marias als schwache Regentin legte Vigny seiner tragischen Heldin eine ihr in der Historiografie häufig zugeschriebene Aussage während ihres Prozesses in den Mund. Als Leonora von ihren Anklägern gefragt wurde, durch welche magischen Kräfte sie Einfluss auf Maria ausgeübt habe, soll sie geantwortet haben, dies sei lediglich »[p]ar l'ascendant d'un esprit fort sur le plus faible« geschehen[98]. Die vermutlich auf Voltaire zurückzuführende Aussage ist fester Bestandteil der Legende um Leonora und ihre Herrin und wurde häufig im 19. Jahrhundert zitiert[99]. Tatsächlich hatte die regelrechte Hingabe, die Maria ihrer Jugendfreundin widmete, bereits Zeitge-

96 Ibid., erster Akt, Szene II, S. 638. Die positive Darstellung der Jugenfreundin und Beraterin Marias von Medici bei Vigny ist rezeptionsgeschichtlich ungewöhnlich, da Leonora in der Nachwelt meist als unheimlicher Schatten der Regentin galt. Michelet beschrieb sie z. B. als »[t]riste hibou, asphyxié de bonne heure dans l'obscurité malsaine des alcôves et des cabinets, elle croyait que quiconque la regardait lui jetait un sort. […] La France, maligne et rieuse, pays de lumière, lui devait être odieuse«, in MICHELET, Histoire de France, Bd. 11, S. 76. Auch heute noch wird sie häufig so dargestellt, vgl. Inès DE KERTANGUY, Léonora Galigaï. L'âme damnée de Marie de Médicis, Paris 2005.

97 VIGNY, La maréchale d'Ancre, dritter Akt, Szene III, S. 673.

98 Ibid., vierter Akt, Szene VII, S. 691.

99 Siehe DERS., Œuvres complètes, S. 1463; VOLTAIRE, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations, Paris 1756. Auch Bazin erwähnte diese Aussage in BAZIN DE RAUCOU, Histoire de France, Bd. 2, S. 23f. und betonte, dass es sich hierbei lediglich um eine »répartie dramatique qui n'est rapportée par aucun contemporain« (S. 24) handle. Lacroix griff die Aussage ebenfalls auf, siehe Paul LACROIX, La maréchale d'Ancre, Paris 1828, erster Akt, Szene IV, S. 3. Der sonst im Hinblick auf die beiden Jugendfreundinnen wenig gnädige Michelet bewertete den Satz ebenfalls als nachträglich angedichtet, siehe MICHELET, Histoire de France, Bd. 11, S. 258. Auch Batiffol distanzierte sich im frühen 20. Jahrhundert von den Leonora in ihrem Prozess unterstellten Äußerungen sowie von den Anklagepunkten, vgl. BATIFFOL, La vie intime, Bd. 2, S. 43–82. Dass Maria nach ihrer Ankunft weiterhin an ihrer Jugendfreundin hing, erklärte Batiffol wie folgt: »Venant dans un pays où elle ne connaissait personne, dont elle ne parlait pas la langue, il était naturel que la princesse ne se séparât pas de l'amie de sa jeunesse, confidente de ses pensées, dévouée, affectueuse, pleine de ressources« (S. 19).

nossen am französischen Hof erstaunt[100]. Dubost führte dieses Verhalten darauf zurück, dass Leonora, die Maria wohl um 1585 als Spielgefährtin zugeführt worden war, die affektive Leere der jungen Prinzessin gefüllt habe[101]. Dies würde demzufolge erklären, warum die Königin auch in der Fremde so an ihrer Freundin hing. Die posthum entwickelte Legende, die Leonora dunkle Kräfte und einen magischen Einfluss auf die Königin bescheinigte, wurzelt in den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen während ihres Prozesses im Juli 1617 und wurde besonders im 19. Jahrhundert weiter ausgeschmückt[102].

2.2.2 Nachwirkende Traditionslinien in der konservativen Rezeption Marias von Medici

All diese Beispiele belegen, dass das Bild Marias in der royalistischen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch stark von klassischen Rezeptionsmustern geprägt war. Die im vorigen Kapitel aufgeführten Topoi aus dem Ancien Régime wurden weiterhin verwendet und an die eigene konservative, postrevolutionäre Argumentation angepasst. Als guter Beleg für diese Feststellung kann sicherlich der von Hippolyte de Laporte (1770–1852) 1820 verfasste Artikel über die mediceische Herrscherin in der royalistischen »Biographie universelle« gelten[103]. Maria gilt darin, wie bei vielen Historiografen des Ancien Régime, infolge der Schilderungen aus Sullys Memoiren als »altière, entêtée, grondeuse, irascible, violente même et jalouse à l'excès«[104]. In diesem Sinne erachtete es Laporte in seinem verhältnismäßig knappen Artikel als relevant, den von Sully wiedergegebenen Wutanfall zu erwähnen, in dem Maria Heinrich IV. fast geschlagen habe – ein Zwischenfall, der fest im historiografischen Kanon der Mediceerin verankert war und ungebrochen von den Autoren des

100 Ein florentinischer Botschafter berichtete, dass sich die Königin ihrer Vertrauten gegenüber so verhielt, als sei sie in sie verliebt, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 131.

101 Ibid.

102 Insbesondere von Jules Michelet, siehe ibid., S. 478–480.

103 Der Artikel von Laporte über Maria erschien erstmals 1820 im Band 27 der von Louis-Gabriel Michaud (1773–1858) herausgegebenen »Biographie universelle«. Die erste Edition setzte sich aus 52 Bänden zusammen, die zwischen 1811 und 1828 veröffentlicht und bis 1862 durch etwa 30 Supplemente ergänzt wurden. Die zweite korrigierte Auflage erschien zwischen 1843 und 1865 in 45 Bänden. Der Artikel über Maria wurde in der zweiten Auflage von 1855 unverändert übernommen. Dumas bezeichnete die Enzyklopädie als »ouvrage […] éminemment royaliste«, Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 293.

104 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 594.

19. Jahrhunderts übernommen werden sollte[105]. Dieser mutete, so Laporte, regelrecht einem Sakrileg gegenüber demjenigen an, den er als »meilleur des rois«[106] verklärte und für den »Marie fut insupportable«[107].

Verschwörungstheorien zur Ermordung Heinrichs IV. unter Beteiligung seiner Frau lehnte Laporte allerdings strikt ab und berief sich hierfür auf Voltaire, der Maria zwar als Intrigantin bezeichnet, diese jedoch als nicht böswillig genug und vor allem zu träge charakterisiert hatte, um zu solchen Mitteln zu greifen[108]. Damit rezipierte Laporte allerdings nicht nur Voltaire, sondern auch Thiroux und vermutlich die gängige historiografische Lehrmeinung des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu dieser Frage. Auch die geläufigen Punkte zu ihrer scheinbar katastrophalen Regentschaft führte Laporte ausnahmslos an: Günstlingswirtschaft, völlige Abkehr von der Politik Heinrichs IV. aufgrund ihrer Sympathien für Spanien sowie Rom und schließlich die Verschwendung der Ressourcen der von Heinrich IV. und Sully mühsam wieder aufgefüllten Staatskasse[109]. In seinem Fazit nannte er außerdem Verblendung, Machtgier und Inkompetenz als die drei wesentlichen Aspekte ihrer Persönlichkeit und ihres Wirkens und begründete dies mit den bereits im vorigen Kapitel genannten typischen frauenfeindlichen Vorurteilen[110].

Für dieses negative Urteil über die Regentschaft Marias bezogen sich die Historiografen des Ancien Régime und des 19. Jahrhunderts, wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausgeführt, vor allem auf die Selbstdarstellung Richelieus. Der Kardinal hatte etwa seinem politischen Testament eine sehr negative

105 Siehe Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 217; Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 594f.; Loiseleur, Questions historiques du xviie siècle, S. 17; Auguste Poirson, Histoire du règne de Henri IV, Bd. 4, Paris ²1867, S. 170f.; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 62. Sogar in der ausländischen Rezeption wurde diese Anekdote rezipiert, siehe z. B. Martin Philippson, Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa. 1598–1610, Bd. 2, Berlin 1873, S. 282.

106 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 595.

107 Ibid., S. 598.

108 Ibid., S. 595.

109 Ibid., S. 595f.

110 Ibid., S. 598: »Elle avait, comme beaucoup de femmes, un caractère faible et des passions vives. La vanité la rendit ambitieuse; et son ambition, à laquelle nous avons vu que les moyens de son esprit ne répondaient pas, fut, ce qu'elle était elle-même, violente, jalouse et tracassière. Cette princesse, confiante par défaut de lumières, vindicative par entêtement, semblait n'aspirer à l'autorité que pour jouir du plaisir de la domination. En lisant avec attention son histoire, on serait presque tenté de pardonner à Richelieu l'ingratitude dont il paya les bienfaits qu'il avait reçus d'elle, si cette ingratitude n'avait été poussée jusqu'à l'inhumanité«.

Bilanz der Staatsangelegenheiten bei seinem Amtsantritt vorangestellt[111]. Durch diesen selbstlegitimatorischen Topos suchte er seine eigene Leistung umso mehr hervorzuheben. Wie es das Beispiel von Laporte erneut eindrücklich belegt, wirkte sich dies allerdings fatal auf die Wahrnehmung seiner Vorgängerin in der Nachwelt aus.

Alles in allem war die Rezeption Marias unter den Royalisten also weitgehend politisch motiviert. Alte Rezeptionstopoi wurden aufgegriffen und in die postrevolutionäre konservative Apologie des Ancien Régime eingebunden. Das Bild Marias bettete sich dabei in eine nostalgische, durchweg auf die Vergangenheit ausgerichtete Verklärung des Ancien Régime ein, durch die eine soziale Schicht, der Adel, oder ein System, die Monarchie, legitimiert werden sollte. Über die Rolle des Adels oder die Deutung des Absolutismus waren sich die konservativen Autoren zwar uneins, doch war ihre Wahrnehmung der Person und des Werks Marias entweder negativ, wie bei Chateaubriand, Balzac und Laporte, oder wies, wie bei Vigny, keine eigenen, spezifischen Merkmale auf. Trotz dieser prominenten Beispiele ist sie allerdings als Randfigur in der konservativen Literatur zwischen 1815 und 1855 zu betrachten. Dies mag daran liegen, dass das aus dem Ancien Régime ins 19. Jahrhundert übermittelte Bild der Mediceerin nicht durchweg positiv und somit weder so anpassungsfähig, noch so vertrauenserweckend wie das ihres Mannes war und wenig zur Verklärung des Ancien Régime beitragen konnte.

2.3 Die Nation als korrigierende Instanz einer inkompetenten Herrscherin

Von der eben beschriebenen konservativen, retrospektiven Sicht auf die Vergangenheit grenzte sich die junge, liberale Historikergeneration zunehmend ab. Sie vertrat stattdessen einen fortschrittsorientierten Blick auf die Geschichte, in dem die vorrevolutionären Ereignisse in einen sinnstiftenden, dynamischen und auf die Zukunft ausgerichteten Zusammenhang angeordnet wurden. Die liberalen Historiker deuteten die Thronbesteigung des Bürgerkönigs Louis-Philippe 1830 als den eigentlichen Abschluss der Nationswerdung und Höhepunkt der 1789 eingeläuteten Veränderungen[112]. Die daraus erwachsene Julimonarchie sollte daher mittels eines freiheitlichen und bürgerlichen Diskurses aus der

111 Vgl. Armand Jean du Plessis de Richelieu, Testament politique, Bd. 1, Amsterdam 1689, S. 5–8; Teyssier, Richelieu, S. 100.

112 Michelet schrieb der Julirevolution von 1830 sogar einen Offenbarungscharakter zu, siehe Michelet, Préface de 1869, S. 11: »Cette œuvre laborieuse d'environ quarante

Vergangenheit heraus legitimiert werden, indem in der Geschichte nach dem Ursprung der französischen Nation gesucht, wie auch ihr unaufhaltsamer emanzipatorischer Aufstieg nachgezeichnet wurde. Die nationale Historiografie war damit für das neue Regime legitimierend und handlungsweisend zugleich[113].

2.3.1 Das 17. Jahrhundert in der liberalen Deutung der Nationalgeschichte

Bereits der Titel des Werks »Histoire des Français [...] jusqu'en 1830« (1838–1839) des Historikers und Geografen Théophile-Sébastien de Lavallée (1804–1866)[114] verdeutlicht seine Zugehörigkeit zur postrevolutionären liberalen Ideologie. Er ließ nämlich seine historische Darstellung 1830 mit der Etablierung der Liberalen an der Macht enden, so als markiere dieses Datum die endgültige Ausformung der französischen Nation. Außerdem machte er mit der Formulierung »Histoire *des Français*« (Hervorh. MRK) deutlich, dass er den Werdegang einer lebendigen, organischen Gemeinschaft nachzeichnen wollte, nicht den eines starren Systems.

In dieser fortschrittsorientierten Sicht auf die Nationalgeschichte schrieb Lavallée dem 16. und 17. Jahrhundert eine zentrale Rolle zu. Das 16. Jahrhundert habe nämlich intellektuelle, politische und administrative Fundamente gelegt, auf welche die Bourbonen im 17. Jahrhundert den Absolutismus gegründet hätten, der wiederum zur Ausstrahlung Frankreichs in der Welt beigetragen habe[115]. Das frühe 17. Jahrhundert wurde dabei, ähnlich wie in der legitimistischen Deutung, als eine Schwellenzeit zwischen der Feudalmonarchie und der absoluten Monarchie interpretiert[116]. Anders als die legitimistischen Autoren sprachen die liberalen Historiker dem 17. Jahrhundert gemeinhin jedoch eine weitaus konstitutivere Rolle in der Geschichte der Nation zu. So vertrat der historisch interessierte liberale Philosoph Victor Cousin (1792–1867) in seinem

ans [mon ›Histoire de France‹] fut conçue d'un moment, de l'éclair de Juillet. Dans ces jours mémorables, une grande lumière se fit, et j'aperçus la France«.

113 Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 54. Der in allen europäischen Nationalgeschichten geläufige emanzipatorische Diskurs war nirgendwo so stark ausgeprägt wie in Frankreich, siehe Berger, Conrad, The Past as History, S. 121–123.

114 Für weiterführende biografische Angaben vgl. D. Masson, Art. »Théophile-Sébastien Lavallée«, in: Jean-Pierre Lobies, Yves Chiron (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 20, Paris 2011, Sp. 7f.

115 Théophile-Sébastien Lavallée, Histoire des Français depuis le temps des Gaulois jusqu'en 1830, Bd. 3, Paris 1839, S. 6.

116 Ibid., S. 5f.

mehrteiligen Aufsatz »Le duc et connétable de Luynes«[117] eine ganz ähnliche Auffassung wie Lavallée, wonach aus dem frühen 17. Jahrhundert »peu à peu est sortie la France nouvelle«[118]. Seine Geschichtsphilosophie war geprägt von Denkern des ausgehenden 18. Jahrhunderts wie Georg Friedrich Hegel (1770–1831), Johann Gottfried Herder (1744–1803) und Giambattista Vico (1668–1744). Sie alle hatten den Fortschritt einer Gesellschaft mit dem organischen, in verschiedene Lebensstadien unterteilten Wachstum eines Menschen verglichen und dabei jedem Volk ein Grundprinzip zugeschrieben[119].

Dieser positiven Deutung des 17. Jahrhunderts schlossen sich allerdings nicht alle Liberalen an. Zwar vertrat der Genfer Nationalökonom und Historiker Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi (1773–1842) in seiner »Histoire des Français« (1821–1844)[120] eine ähnlich progressive historische Interpretation[121], doch sprach er der Neuzeit keine solch hohe Bedeutung für die Geschichte der französischen Nation zu. Wie er selbst anmerkte, verblasste sein eigenes Interesse mit dem Ende des Mittelalters[122]. Wenngleich Sismondi kein Franzose war, so nahm er starken Anteil an den dortigen politischen Geschehnissen[123]. Seine »Histoire des Français« galt außerdem der in der Julimonarchie aufsteigenden Historikergeneration als Referenzwerk und Inspirationsquelle, weil er als erster den Fokus bewusst auf das Volk – und nicht auf die Herrschenden – gerichtet hatte[124].

117 Der Aufsatz erschien zwischen 1861 und 1863 in dreizehn Teilen. Zwar gehört er zeitlich nicht mehr in den hier behandelten Zeitraum, doch gilt Cousin als wichtiger Vertreter der liberalen Ideologie.

118 Victor Cousin, Le duc et connétable de Luynes (1e–6e partie), in: Journal des savants (1861), S. 261–284, 343–363, 437–452, 521–544, 622–635, 705–719, hier S. 262.

119 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 131–133. Besonders deutlich wird diese progressive Deutung der Nationalgeschichte bei Sismondi, siehe Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi, Histoire des Français, Bd. 1, Paris 1821, S. 1f.

120 Die Veröffentlichung der ersten Bände galt 1821 als »le gros événement historique«, siehe Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. XXIV. Insgesamt erschienen zwischen 1821 und 1844 31 Bände. Maria wird in den Bänden 22 und 23 behandelt, die sukzessive 1839 und 1840 veröffentlicht wurden.

121 Die liberale Gesinnung von Sismondi äußerte sich u. a. in seiner Freude über die Julirevolution, siehe Lucien Gillard, Simonde de Sismondi. Vie, œuvres, concepts, Paris 2010, S. 23.

122 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 4f.

123 Gillard, Simonde de Sismondi, S. 26.

124 Ibid., S. 40f. Stadler schrieb ihm überdies einen »ausgesprochene[n] Sinn für die politische Gemeinschaft, für die handelnde Persönlichkeit« zu, in Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 85. Die kommenden Generationen vernachlässigten seine Texte jedoch bald, da sie als kalvinistisch-moralistisch, trocken und zu

Das Leitmotiv in der Entwicklung der französischen Nation war für Sismondi ihre Konstituierung als Einheit[125]. In diesem Prozess glaubte er in der Geschichte neun Phasen zu erkennen[126]. Der Zeitraum zwischen 1559 und 1643 war die siebte Etappe, in der die Monarchie – ganz im Sinne einer absoluten Kontrolle – nach dem weltlichen nun auch den religiösen Bereich zu nivellieren suchte[127]. Der Genfer Protestant empörte sich dabei über die Dominanz adliger Memoiren im Quellenbestand des frühen 17. Jahrhunderts. Diese seien lästerhaft und kleinlich und würden einen reduzierenden Blick auf die Ereignisse werfen. So bekräftigte er, dass »on devroit rougir de confondre de tels souvenirs avec l'histoire de la nation française«[128].

Sismondi sprach der französischen Geschichte einen handlungsweisenden Vorbildcharakter zu, weshalb sich nicht nur Franzosen mit ihr auseinandersetzen sollten[129]. Wie die anderen liberalen Denker verfolgte auch er in der Geschichte einen moralphilosophischen Ansatz. Dabei orientierte er sich an der Staatsphilosophie seines Genfer Landsmannes Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) und dessen »Contrat social« (1762), wonach sich die Nation als politischer Körper freiwillig bilde, um das Allgemeinwohl im Sinne einer moralischen Vollendung und der Förderung des Glücks zu garantieren[130]. Geschichte sollte daher, so Sismondi, über ihren rein politischen Nutzen hinaus Lehren zur Verbesserung der Zukunft vorlegen[131]. Dies biete sich in Frankreich umso mehr an, weil die Revolution einen klaren Bruch darstelle, durch den die alten Institutionen untergegangen seien und somit unbefangen untersucht werden könnten[132]. Um dies zu gewährleisten, orientierte er sich an dem narrativen Stil des

deskriptiv erachtet wurden, siehe Gillard, Simonde de Sismondi, S. 39–41, 51f.; Hanotaux, Henri Martin, S. 252; Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. XXV. Sismondi selbst war sich seines umständlichen und detailreichen Stils bewusst, weshalb er auf sein dreißigbändiges Monumentalwerk zur Geschichte Frankreichs eine analytische Zusammenfassung folgen ließ, siehe Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi, Précis de l'Histoire des Français, 3 Bde., Paris 1839–1844. Da Sismondi 1842 starb, blieb das Werk unvollendet und wurde von Édouard Robinet fortgeführt.

125 Gillard, Simonde de Sismondi, S. 50f.

126 Sismondi, Préface, in: ders., Histoire des Français, Bd. 1, S. 3–8.

127 Ibid., S. 6f.

128 Ibid., Bd. 22, S. 8.

129 Ibid., Bd. 1, S. I–III.

130 Ibid., S. VIII.

131 Ibid., S. Vf.

132 Vgl. ibid., S. X–XXVIII.

liberalen Historikers Augustin Thierry, der direkt aus den Quellen schöpfte[133]. Der liberale Jurist Louis Dufau (1785–1859) und der Journalist Félix Solar (1811–1870) folgten mit ihrem »Précis historique des régences en France« (1842), der hier ebenfalls im Hinblick auf die Rezeption Marias von Medici untersucht werden soll, einem ganz ähnlichen moralphilosophischen Ansatz, indem sie die historische Erfahrung zum Richtwert für den Gesetzgeber erhoben[134]. Ziel ihrer Abhandlung war die Eruierung der verfassungsrechtlich geeigneten Regentschaftsform für die Julimonarchie[135].

2.3.2 Die inkompetente und machtgierige Herrscherin

Maria von Medici wird in allen hier vorgestellten liberalen Abhandlungen zur französischen Geschichte durchweg negativ dargestellt. Dies beginnt bereits bei den Charaktereigenschaften der Königin. Cousin beschied ihr Hochmut und bezeichnete sie abwechselnd als »altière«, »impérieuse« und »orgueilleuse«[136]. Das von ihm gezeichnete Bild erweist sich dabei als äußerst ambivalent, da er sie zugleich als leidenschaftlich, aber auch durchsetzungsschwach stilisiert[137]. Dies zeugt sicherlich von einer teils wahllosen Übernahme traditionsreicher, aus dem Ancien Régime überlieferter Zuschreibungen. Sismondi fasste ihre Eigenschaften in drei Adjektiven zusammen: »foible, fausse et passionnée«[138], doch erweist sich sein Bild der Medici-Königin als ebenso inkonsistent. Er sprach ihr einen lasterhaften Lebenswandel und Affären mit zahlreichen Män-

133 Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. XXIV; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 1, S. XXVIf. De facto ist der quellenzentrierte Anspruch bei Sismondi jedoch eher als Topos zur Unterstreichung seines Wahrheitsanspruches zu werten. Er selbst gab zu, die Originalquellen selten eingesehen zu haben, da er meist von Genf aus schrieb, siehe Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. 313; Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 85–90. Neben den Berichten von Richelieu und Le Vassor griff er daher auf Werke seiner Zeitgenossen Bazin und Capefigue zurück. Außerdem war er stets bemüht, historiografische Perspektiven aus anderen Ländern einzubeziehen (u. a. Friedrich Schiller, David Hume und Carlo Botta).

134 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 1, S. VI.

135 Louis Dufau, Félix Solar, Précis historique des régences en France. Précédé d’une introduction et suivi de pièces et documents historiques et législatifs, Paris 1842, S. 36–48.

136 Siehe Cousin, Le duc et connétable de Luynes (1861), S. 280, 281, 623.

137 Ibid., S. 343, 623.

138 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 375.

nern zu[139], stilisierte sie aber zugleich als frömmlerische und fanatische Katholikin[140]. Hier kann vermutet werden, dass Sismondi weniger die Person der Königin vor Augen hatte, als er – ein Genfer Protestant – die Gelegenheit ergriff, den reformatorischen Topos der katholischen Doppelmoral am Beispiel Marias zu entwickeln.

Sismondi ist außerdem der erste Historiker, der im 19. Jahrhundert in der Charakterisierung Marias von Medici explizit auf fremdenbezogene Vorurteile zurückgriff, die losgelöst von misogynen Konnotationen für sich selbst standen. So bezeichnete er sie zum einen pauschal als Spanierin aufgrund ihrer streng katholischen Überzeugungen und zum anderen als Italienerin wegen ihres Aberglaubens – beides sei ihrer Erziehung zuzuschreiben[141]. Durch diese Stereotypisierung führte Sismondi die angebliche Irrationalität Marias von Medici also nicht mehr auf ihr Geschlecht, sondern auf ihre Abstammung zurück. Solche abgrenzenden Zuschreibungen erwiesen sich im politischen Kontext der Herausbildung eines eigenen nationalhistorischen Diskurses als äußerst brisant. Vergleicht man des Weiteren die Charakterisierung Marias bei Sismondi mit dem im »Précis historique« gezeichneten Bild der Regentin Katharina von Medici als intrigante Italienerin[142], bestätigt dies umso mehr die These der Beliebigkeit solcher Zuschreibungen auf landfremde Regentinnen. Interessant ist demnach weniger die Tatsache, dass solche xenophoben Topoi in der Rezeption Marias angewandt wurden als die argumentativen Zwecke, für die sie in den nationalen Meistererzählungen eingesetzt wurden: Es wurde Maria nämlich unterstellt, dass ihre als nicht-französisch gedeutete Leidenschaftlichkeit, Machtgier und ihre Intrigen allesamt den Fortschritt und Aufstieg der französischen Nation gefährdet hatten.

Verherrlichung der Körperschaften des Ancien Régime als regulierende nationale Instanzen

Die liberalen Autoren versuchten sich von der legitimistischen Historiografie dahingehend abzugrenzen, dass sie die Vergangenheit nicht an die Geschichte der Monarchie knüpften, sondern an die eines breiter gefassten Nationsbe-

139 Ibid., S. 58, 62, 155, 209, 367, 458. Siehe auch ibid., Bd. 23, Paris 1840, S. 2. Unter den Liebhabern der Mediceerin führte Sismondi u. a. ihren Cousin Virginio Orsini, den Herzog von Bellegarde, Concini, Épernon und Richelieu an. Keine dieser Unterstellungen ist belegbar.

140 Ibid., Bd. 22, S. 104, 206.

141 Ibid., S. 60, 175, 208f.

142 Dufau, Solar, Précis historique, S. 42.

griffs[143]. Das aufstrebende Bürgertum, das sich mit König Louis-Philippe politisch durchsetzte, wurde dabei als politische Antriebskraft und Sprachorgan einer aufsteigenden, homogenen und handlungsfähigen Nation verherrlicht[144]. Mit dem Begriff »Volk«, *peuple* oder *nation*, meinten die liberalen Historiker allerdings, im Gegensatz zu dessen breiterer Auslegung bei den republikanischen Autoren, stets nur die Mittelschicht, nie die Allgemeinheit, deren Macht sie fürchteten[145]. Im Ancien Régime trat diese Mittelschicht in verschiedenen Körperschaften in Erscheinung, sei es in den Parlamenten, den Notabelversammlungen oder als dritter Stand bei den Generalständen. Sie wurden allesamt als Vertreter der nationalen Interessen stilisiert, die bei Bedarf regulierend eingegriffen hätten.

Dementsprechend wurde etwa die Ermordung Heinrichs IV. am 14. Mai 1610 in der liberalen Historiografie als Krise wahrgenommen, in der sich die französische Nation trotz des gewaltsam entstandenen Machtvakuums als lebensfähiger Organismus habe erweisen können. Der nahtlose Übergang zur Regentschaft seiner Witwe sei indes vorwiegend dem einvernehmlichen Wunsch nach Ruhe und Ordnung zu verdanken und somit nicht ihr Verdienst, sondern das der Nation gewesen, die sich bereits zu diesem Zeitpunkt als gemeinsam agierende Interessensgemeinschaft herausgestellt habe[146]. Dass zudem auch noch die vierjährige Regentschaft verhältnismäßig glimpflich verlief, sei ebenfalls nicht einem vermeintlichen politischen Geschick der Regentin, sondern der allgemeinen Sehnsucht der Franzosen nach Frieden zu verdanken[147].

Die liberalen Historiker befassten sich in diesem Zuge eingehend mit der Einsetzung Marias als Regentin. Lavallée bewertete etwa die Entscheidung des Parlaments von Paris, ihr im Mai 1610 die Regentschaft zu übertragen, als »énorme usurpation de pouvoir de la part des magistrats«[148], weil sie allenfalls

143 Haupt, Der Nationalismus, S. 39.

144 Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 54. Aus diesem Grund wurde Thierry, eine der zentralen Figuren dieser Historikergeneration, von Guizot unmittelbar nach der Revolution von 1830 mit der Leitung des Projekts einer Zusammenstellung relevanter Texte zum dritten Stand und den Generalständen beauftragt. Dieser ideologisch motivierte »Recueil des documents inédits de l'histoire du Tiers-État« sollte belegen, dass die Julimonarchie kein beliebiges Regime, sondern die Vollendung des Aufstiegs und der Emanzipierung des Bürgertums als Stellvertreter und Stimme der Nation gewesen sei, siehe Christian Amalvi, La Bibliothèque nationale au xixe siècle, in: ders. (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 75–80, hier S. 75–77.

145 Mellon, The Political Uses of History, S. 9–12.

146 Lavallée, Histoire des Français, S. 32f.

147 Ibid., S. 35.

148 Ibid., S. 33.

ein Konsultations- und Validationsrecht in solchen Dingen hatten. Er entschuldigte diese Maßnahme aber zugleich als eine aus der Notwendigkeit des Augenblicks heraus erwachsene Entscheidung, die von der »volonté publique«[149] regelrecht diktiert worden sei. Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass die lokalen Parlamente des Ancien Régime vorrangig Gerichtshöfe, keine Organe der Volksvertretung waren. Zwar hatte das Parlament von Paris zusätzliche Befugnisse, doch wurde sein politischer Einfluss weitestgehend vom König unterbunden[150]. Dufau und Solar hoben nichtsdestotrotz die verfassungsrechtlich zentrale Bedeutung der Regentschaftsübernahme Marias von Medici hervor, da sie für ihre Einsetzung erhebliche Kompromisse gegenüber den Magistraten einging. Das Parlament von Paris betrachtete sich ihnen zufolge von da an verstärkt als einflussreiche politische Kraft und »la plus réelle expression de la nation«[151]. So war das Ereignis aus liberaler Sicht für das Ancien Régime nicht nur institutionsgeschichtlich relevant, sondern auch nationalhistorisch, weil dabei die Nation als funktionierender und lebensfähiger Organismus in den Lauf der Geschichte eingegriffen habe.

Die Wertung der von Maria einberufenen Generalstände (27. Oktober 1614 bis 23. Februar 1615), um die Volljährigkeit Ludwigs XIII. zu markieren und zugleich ein Zugeständnis an die aufständischen Adligen um den Fürsten von Condé einzulösen, nahm in der Argumentation der liberalen Historiker ebenfalls einen wichtigen Platz ein. Einerseits handelte es sich nämlich bei den Generalständen um die größte bekannte Art der Volksvertretung im Ancien Régime, anderseits waren die Generalstände von 1614 die letzte Versammlung dieser Art vor ihrer schicksalsträchtigen Zusammenkunft im Sommer 1789. Die Bewertung der Ständeversammlung von 1614 fiel im Vergleich allerdings deutlich gemischter aus[152]. Lavallée lobte die regulierende Rolle des dritten Stands, der sich 1614 geweigert hatte, sich vom Adel und Klerus gegen die Regentin einnehmen zu lassen und vielmehr ausgleichend und vermittelnd zwischen der überfordeten Maria und den Aufständischen einzugreifen gesucht habe[153]. Sismondi sowie die beiden Gelehrten Dufau und Solar deuteten die Generalstände hingegen als durchweg enttäuschend und fruchtlos[154]. Sismondi zufolge war

149 Ibid.

150 Vgl. Olivier Chaline, Art. »Parlements«, in: Lucien Bély (Hg.), Dictionnaire de l'Ancien Régime, Paris ^{2}2003, S. 960–965.

151 Dufau, Solar, Précis historique, S. 45f.

152 Siehe z. B. Lavallée, Histoire des Français, S. 38; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 297.

153 Lavallée, Histoire des Français, S. 40.

154 Dufau, Solar, Précis historique, S. 47. Siehe auch die genaue Schilderung der Debatten in Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 297–336.

nämlich 1614 »cette volonté nationale, dont on cherchoit l'expression dans les États-généraux«[155] nicht vorhanden und die Stände gingen deshalb zerstritten auseinander. Mit dieser Haltung vermitteln Dufau, Solar und Sismondi ein weiteres beliebtes Motiv der liberalen Historiografie: das der Unabwendbarkeit der Revolution, weil die sich im 17. Jahrhundert allmählich durchsetzende und konzentrierende Königsmacht der Basis grundlegende Freiheiten verwehrte, die dann 1789 rückerobert werden mussten[156].

Die Kritik an Maria in der liberalen Historiografie schloss auch den alten Schwertadel mit ein, und damit gerade die Gruppe, die von vielen legitimistischen Autoren als regulierende Instanz der Monarchie verherrlicht wurde. Lavallée bezeichnete den Hochadel als selbstsüchtig und machtgierig[157]. Die großen finanziellen Zugeständnisse der überforderten Mediceerin an die aufständischen Adligen, die den Frieden des Landes bedrohten, betrachtete er in dieser Hinsicht als fatal, weil Maria damit einen Teufelskreis der Erpressung eingeläutet habe[158]. Die aus ihrer Durchsetzungsschwäche erwachsene Kompromissbereitschaft habe Maria von Medici zwar, so Sismondi weiter, eine verhältnismäßig ruhige Regentschaft beschert, doch zugleich das Ansehen der Krone tiefgreifend geschädigt, die Spannungen im Land eher geschürt als vermindert und die Verachtung der gesamten Nation auf sich gezogen[159].

Aufwertung der Günstlingsherrschaft

Die liberalen Historiker betrachteten allerdings nicht nur die Körperschaften des Ancien Régime als Stimme der sich ausformenden und emanzipierenden Nation, sondern übertrugen diese Eigenschaft punktuell auf einzelne Personen, insbesondere die Favoriten. Diese waren an den europäischen Höfen des frühen 17. Jahrhunderts besonders zahlreich vertreten, weshalb Cousin diese Phase auch als europäisches Zeitalter der Günstlinge bezeichnete[160].

In Frankreich wirkten unter der Herrschaft Marias und ihres Sohns Ludwig XIII. nacheinander drei Favoriten: Concino Concini, Charles d'Albert de Luynes und Richelieu. Marias jüngster Biograf, Jean-François Dubost, führt an,

155 Ibid., S. 299.

156 Mellon, The Political Uses of History, S. 18, 92. Siehe außerdem Dufau, Solar, Précis historique, S. 28–34.

157 Siehe Lavallée, Histoire des Français, S. 35, 37.

158 Ibid., S. 37.

159 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 280f., 298, 352, 364.

160 Victor Cousin, Le duc et connétable de Luynes (fin), in: Journal des savants (1863), S. 52–71, hier S. 52f.

dass es der impulsiven Königin erwiesenermaßen gerade in Krisenmomenten sehr schwer gefallen sei, nüchtern zu handeln. Angesichts dieser Überforderung und Ratlosigkeit stützte sie sich daher gern auf Berater ihres Vertrauens[161]. Die liberalen Historiker der Julimonarchie werteten den Einfluss solcher Günstlinge meist als Ausdruck von Schwäche des Herrschenden. Das dadurch entstandene Machtvakuum sollen dann häufig ehrgeizige Favoriten zu ihrem eigenen Vorteil genutzt haben. Sismondi machte Maria für diesen Missstand der französischen Monarchie des frühen 17. Jahrhunderts unmissverständlich verantwortlich und unterstellte der Regentin, ihren Söhnen Ludwig und Gaston »ce goût du favoritisme et cette foiblesse de caractère qui leur faisoient une nécessité d'être dominés«[162] vererbt zu haben. Doch sprachen manche liberale Historiker der Günstlingswirtschaft durchaus auch einen positiven Einfluss auf den Werdegang der Nation zu, da sie in Krisenzeiten die nötige Autorität und Durchsetzungskraft aufgebracht hätten, an der es dem jeweiligen Herrscher gemangelt habe. Die Favoriten wurden in diesem Sinne gern zu Kämpfern gegen den aufrührerischen Adel aufgewertet, der wiederum in der liberalen Interpretation gegen das nationale Allgemeinwohl vorgegangen war, indem er seine Machtgier auf Kosten inkompetenter, schwacher Herrscher zu stillen gesucht hatte.

Lavallée war der einzige, der Concini, den umstrittenen Favoriten Marias, als geistigen Vorgänger Richelieus im Hinblick auf die im Absolutismus durchgesetzte Unterwerfung des Adels stilisierte[163]. Seinen Widersacher Luynes, der wesentlich an der Ermordung Concinis beteiligt und ein Günstling Ludwigs XIII. gewesen war, bezeichnete wiederum Cousin als verkannte Figur der französischen Geschichte und widmete ihm einen mehrteiligen Artikel. Seiner von seinen Historikerkollegen doch recht wenig anerkannten These[164] zufolge soll Luynes, und nicht Richelieu, an die visionäre Politik des verstorbenen Königs Heinrich IV. erstmals wieder angeknüpft haben – und dies zu einem Zeitpunkt, zu dem Richelieu noch ein Anhänger Marias von Medici und somit

161 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 310.

162 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 23, S. 8.

163 Lavallée, Histoire des Français, S. 45.

164 Mit der Deutung von Luynes als politischen Visionär stieß Cousin v. a. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf wenig Zustimmung, siehe u. a. Gabriel Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, in: Revue des deux mondes 150 (1898), S. 46–65, hier S. 51; Loiseleur, Questions historiques, S. 113–136; Jean-Hippolyte Mariéjol, Henri IV et Louis XIII (1598–1643), in: Ernest Lavisse (Hg.), Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, Bd. 6/2, Paris 1905, S. 202; Pavie, La guerre, S. 411.

der Gegenseite gewesen sei[165]. Der von Luynes eingeleitete Sturz Marias und Concinis habe, so Cousin weiter, der Regierung wieder einen »caractère national et populaire«[166] verliehen. Sein großes Verdienst sei es außerdem gewesen, den adligen Aufstand unter der Führung der kriegerischen Königinmutter einzudämmen und ihrer Unversöhnlichkeit rationale Erwägungen des Staatsinteresses entgegenzustellen[167]. Seine Kontrahentin stilisierte Cousin dabei als »Italienne aussi implacable dans ses haines qu'aveugle dans ses passions«[168].

Zuguterletzt wurde auch Richelieu in den liberalen Darstellungen als rationale und regulierende Kraft beschrieben, der die »folle conduite de la reine«[169] zu beenden gewusst habe. Lavallée überhöhte ihn zum großen Vollender der von Concini und Luynes bereits angerissenen Rückkehr zu den Prinzipien der Politik Heinrichs IV.[170] Er gilt bei Lavallée des Weiteren als Verfechter liberaler Werte wie Individualismus und religiöser Freiheit[171]. Lavallée, Sismondi und Cousin betrachteten Richelieu zudem einhellig als großen Visionär der französischen Nation[172] und stellten dies der »politique étroite et passionnée«[173] Marias entgegen. Cousin versuchte Richelieu sogar von den Gerüchten des Verrats an seiner Gönnerin zu entlasten und ihn damit vom Vorwurf des Opportunismus reinzuwaschen. Er begründete seine Abkehr der Königin deshalb wie folgt: Richelieu habe zunehmend erkannt, dass die Politik seiner Gönnerin nicht zielführend gewesen sei und sich deshalb ab 1620 schrittweise von ihr distanziert[174].

165 Cousin, Le duc et connétable de Luynes (1861), S. 262, 264. Siehe auch ders., Le duc et connétable de Luynes (1863), S. 56f.

166 Ders., Le duc et connétable de Luynes (1861), S. 270.

167 Siehe ibid., S. 264, 270, 277f., 622f.; ders., Le duc et connétable de Luynes (7e–12e partie), in: Journal des savants (1862), S. 300–318, 334–349, 475–491, 551–568, 611–630, 678–699, hier S. 318.

168 Ders., Le duc et connétable de Luynes (1861), S. 623.

169 Lavallée, Histoire des Français, S. 46.

170 Ibid., S. 60.

171 Beide Zitate ibid.

172 Siehe Cousin, Le duc et connétable de Luynes (1863), S. 56f.; Lavallée, Histoire des Français, S. 64, 65; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 23, S. 1f.

173 Lavallée, Histoire des Français, S. 93.

174 Vgl. Cousin, Le duc et connétable de Luynes (1862), S. 334–340. Diese Argumentation wurde später in der Dritten Republik wieder aufgegriffen, als die Verherrlichung Richelieus als nationaler Held ihren Höhepunkt erreichte, vgl. die einschlägigen Ausführungen in Teil I, Kap. 4.2.5.

Der Topos des politischen Einschnitts von 1610

Die Aufwertung nationaler Körperschaften wie auch der Günstlinge Marias und Ludwigs XIII. als Fortsetzer einer als wahrhaft französisch empfundenen Politik Heinrichs IV. setzt einen Bruch nach der Herrschaft des ersten bourbonischen Königs voraus. Diesen Einschnitt, der sowohl innen- wie außenpolitische Auswirkungen gehabt haben soll, verorteten die liberalen Autoren einstimmig bei der Minderjährigkeitsregentschaft Ludwigs XIII. Lavallée blieb in dieser Hinsicht allerdings noch gemäßigt. Zwar wertete er Marias Herrschaft als Unterbrechung der Politik ihres Mannes, doch brachte er zugleich entlastend die strukturellen und machtpolitischen Grenzen einer jeden Minderjährigkeitsregentschaft vor[175].

Sismondi sah das anders und deutete gerade die geänderte Handhabung der staatlichen Angelegenheiten ab 1610 als Einschnitt. Das durchdachte, weitsichtige politische System Heinrichs IV. habe nämlich mit der Regentschaft seiner Frau niederen Intrigen weichen müssen[176]. Den postulierten Bruch bezeichnete Sismondi sogar als »révolution [...] rapide et [...] inattendue«[177]. Diesen nach 1789 stark konnotierten Begriff wird der Genfer Historiker sicherlich bewusst gewählt haben, um auszudrücken, dass er die Regentschaftsübernahme der Mediceerin als fundamentalen Einschnitt im politischen Werdegang der Nation wertete. Dies offenbare sich auch darin, dass die Mutter des Thronfolgers zwar die Regentschaft prinzipiell übernehmen durfte, das »sentiment national« sich jedoch in solchen Fällen stets lieber für die Prinzen von Geblüt entschieden hätte, »en qui l'on voyait des Français, des chefs de la noblesse, opposés à une étrangère«[178]. Sismondi zufolge verstieß Maria also im Mai 1610 bewusst gegen den – männlichen und französischen – Nationalwillen. Die Nachwirkungen des salischen Rechts in dieser frauen- und fremdenfeindlichen Argumentation sind hier unübersehbar.

Die Abkehr Marias vom Willen der Allgemeinheit sah Sismondi auch darin nachgewiesen, dass sie als Regentin zwar zunächst den Anschein der

175 Lavallée, Histoire des Français, S. 33.

176 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 156: Sismondi verwendete für die Politik des ersten Bourbonenkönigs den Begriff *système*, durch den er sicherlich auf den Heinrich IV. von seinem Minister Sully posthum zugeschriebenen *grand dessein* anspielte. Dieses angebliche außenpolitische Großprojekt einer Alternative zum habsburgischen Übergewicht in Europa war jedoch in dieser Form vom König nie ausgearbeitet worden, siehe hierzu Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 166–172 u. Jean-Pierre Babelon, Henri IV, Paris 1982, S. 937–939.

177 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 198.

178 Ibid., S. 200.

Kontinuität gewahrt habe[179], im Verborgenen jedoch »Concini et sa femme, le nonce du pape [Roberto Ubaldini], l'ambassadeur d'Espagne [Iñigo de Cárdenas], le chancelier [Nicolas Brûlart de Sillery], le duc d'Épernon, Villeroy« regiert hätten[180]. Die Gelehrten Dufau und Solar formulierten den von Sismondi angeschnittenen Gedanken noch deutlicher: Zusammen mit ihren spanischen, italienischen und katholischen Beratern soll Maria eine klerikal-romtreue politische Linie ausgearbeitet haben, die im völligen Gegensatz zur »politique toute nationale d'Henri IV«[181] stand. Sie folgerten daraus, dass »rien de national ne devait sortir de leurs délibérations«[182]. Der heutigen Forschung zufolge geht das Gerücht eines hispanophilen, papsttreuen und jesuitischen Vertrautenkreises, der zusammen mit Maria den Regentschaftsrat steuerte, auf Sully zurück, der damit eine völlige Abkehr von der Politik Heinrichs IV. suggerieren wollte – welche de facto 1610 aber nicht stattfand[183]. So konnte etwa Dubost mithilfe florentinischer Gesandtenbriefe sowie der Briefe des Nuntius Ubaldini an den Papst nachweisen, dass sich Maria während ihrer Regentschaft in zentralen Fragen nicht zwangsläufig nach den Wünschen des Kirchenoberhauptes richtete[184].

Die liberalen Historiker unterstellten also Maria von Medici die selben, im Ancien Régime wurzelnden negativen Eigenschaften wie die legitimistischen Autoren – allerdings zu ganz anderen Zwecken. Für die liberalen Historiker hatte die Inkompetenz und kurzsichtige Machtgier der Mediceerin zu einem eindeutigen Bruch mit der als national verklärten visionären Politik ihres Mannes geführt. Der erste Bourbonenkönig wurde dabei im Sinne des liberal-bürgerlichen Narrativs zum Vorkämpfer individueller Freiheiten in Europa idealisiert. Dass die Nation Marias Regentschaft ohne tiefergreifende Folgen für ihr Voranschreiten überstanden hatte, war im liberalen Metanarrativ vor allem den bürgerlich geprägten Körperschaften zu verdanken, die bereits zu dieser Zeit die Interessen des Nations- und Allgemeinwillens hochhielten. Nach dem Scheitern der Generalstände von 1614 traten dann vermehrt Günstlinge an ihre Stelle. Deren rationales, an den Bedürfnissen und der Berufung der Nation orientiertes Vorgehen sollte in der liberalen Geschichtsdeutung einen Kontrast zur

179 Ibid., S. 198f., 201, 220.

180 Ibid., S. 199.

181 Dufau, Solar, Précis historique, S. 46.

182 Ibid.

183 Malettke, Richelieu, S. 133f. In der heutigen Historiografie wird diese Behauptung jedoch immer noch angeführt, siehe etwa Petitfils, Louis XIII, Bd. 1, S. 167.

184 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 131f.

engstirnigen, emotionalen, aber auch fremdländischen Sicht Marias von Medici bilden.

Die große Leidenschaftlichkeit der Regentin bewerteten die liberalen Autoren dabei nicht aus moralistischer Perspektive, wie es um die Jahrhundertwende üblich gewesen war. Eingebettet in die Werte der Aufklärung, verstand die junge Historikergeneration die Rationalität als alles ordnende Kraft, in der die Vernunft zugleich Grundlage und Legitimation der neuen Gesellschaft war[185]. Ihrer progressiven Sicht auf die historischen Geschehnisse zufolge hatten der Egoismus und die Emotionalität der Mediceerin die Emanzipation der Nation und die Förderung des Allgemeinwohls verhindert oder zumindest verlangsamt. Misogyne Topoi sollten diesen Argumentationsstrang untermalen. Der auf Maria angewandte frauenfeindliche Diskurs in der liberalen Geschichtsschreibung ähnelte allerdings genau dem, den Richelieu bereits zu Lebzeiten zur Legitimation seines Vorgehens gegen Maria eingesetzt hatte, um ihren Ruf zu zerstören und die eigene, als männlich verstandene und neostoizistisch begründete Staatsräson zu bestärken[186]. Besonders auffällig ist in der liberalen Geschichtsschreibung außerdem das vermehrte Auftreten fremdenfeindlicher Stereotype. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Abgrenzung zu anderen Nationen mit der Ausbildung eines zielgerichteten nationalhistorischen Narrativs, das Frankreich eine sinnstiftende Aufgabe in der Weltgeschichte zuwies, verstärkt ausgearbeitet wurde.

2.4 Die erste Bourbonenkönigin als weibliches Pendant zur Vaterfigur Heinrichs IV.

Der durchweg negativen Rezeption Marias von Medici bei den royalistischen Historikern zwischen 1815 und 1855, seien sie konservative Legitimisten oder liberale Orleanisten, wurde punktuell in literarisch geprägten Werken ein Gegengewicht gesetzt. Diese ermöglichten dem jeweiligen Autor, freier mit den historischen Fakten umzugehen und somit eine der offiziellen Historiografie gegenläufige, wohlwollende Darstellung dieser Herrscherin vorzulegen. Was bewog jedoch manche Autoren, ein positives Bild der Medici-Königin zu zeichnen?

185 Vgl. Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 52f.

186 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 801–804.

2.4.1 Eine positive Rezeption an der Schnittstelle von Literatur und Geschichte

Die Verherrlichung Heinrichs IV., des »bon roi Henri«, war ab 1815 institutionalisiert worden, weil damit nicht zuletzt die restaurierte Bourbonendynastie legitimiert werden konnte. Hierzu wurde nach Parallelen zwischen dem Dynastiebegründer, der Frankreich nach den Religions- und Bürgerkriegen des 16. Jahrhunderts befriedet hatte, und Ludwig XVIII. sowie Karl X. gesucht, die hintereinander die Führung des Landes nach den Wirren der Revolution übernommen hatten. Beide Brüder Ludwigs XVI. förderten Veröffentlichungen zu ihrem Ahnherrn. Zahlreiche Theaterstücke, Romane, umfassende Quelleneditionen seiner diplomatischen und privaten Korrespondenz[187], wie auch die Wiedererrichtung einer Reiterstatue Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf 1818 an der Stelle, an der Maria von Medici 1614 eine solche hatte aufstellen lassen[188], sollten allesamt im Volk das Bild ihres Vorfahren als eines gutmütigen, jovialen und volksnahen Herrschers verankern und dessen Dynastie in der postrevolutionären Zeit mit den Franzosen versöhnen[189]. Mit dem Sturz Karls X. im Jahr 1830 und dem damit einhergehenden Ende der Restauration wurden die Neuveröffentlichungen über Heinrich IV. dann schrittweise weniger[190].

Positive Anekdoten über Heinrich IV. auf Kosten seiner Frau

Die joviale Art Heinrichs IV., die ab dem frühen 19. Jahrhundert fest im Rezeptionskanon verankert war, machte es der restaurierten Bourbonenherrschaft leicht, ihn als positives Vorbild anzuführen. Danièle Thomas hat beobachtet, dass sich das Bild dieses Königs ab der Restauration zunehmend verselbstän-

187 Die von Jules Berger de Xivrey (1801–1863) zusammengestellten sieben Bände des »Recueil des lettres missives de Henri IV« wurden zwischen 1843 und 1858 veröffentlicht und waren für die Historiker eine wichtige Quelle.

188 Thomas bezeichnete das Ereignis als »acte politique majeur« der Restauration im Hinblick auf ihre historisch begründete Legitimationspolitik, siehe Thomas, Henri IV, S. 56.

189 Lavallée, Histoire des Français, S. 31: »Son siècle le [Henri IV] méconnut et le haït; le siècle suivant, prosterné devant Louis XIV, l'oublia; ce n'est que depuis Voltaire qu'il a été loué jusqu'à l'adoration et regardé comme un grand homme et le meilleur des rois. Enfin la restauration de 1814 s'est servi [sic] de sa renommée pour recommander la dynastie des Bourbons à la France révolutionnaire. C'est là ce qui a rendu ce Henri, si détesté de son temps, si populaire de nos jours; c'est là ce qui a dénaturé traditionnellement le caractère de ce prince«.

190 Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 340.

digte und vereinfacht wurde, indem private Anekdoten und Geschichte zusammenliefen und letztendlich die politisch-sozialen Facetten seiner Herrschaft überlagerten, um seine positiven Charakterzüge hervorzuheben und zu feiern[191].

Zwangsläufig war seine Frau, Mitbegründerin der Dynastie, ebenfalls von diesen rezeptionsgeschichtlichen Entwicklungen betroffen, denn gewisse Anekdoten über Heinrich IV. betrafen auch sie. Diese fielen jedoch meist zu ihrem Nachteil aus. Besonders deutlich wird dies bei Stéphanie-Félicité de Genlis (1746–1830), Erzieherin des späteren Bürgerkönigs Louis-Philippe, die in ihrer mehrbändigen Biografie »Henri le Grand« (1815) postulierte, dass alle Details des Lebens dieses Königs aufgeführt werden müssten, um die positive Erinnerung an ihn in der Nachwelt wach zu halten. Maria von Medici erwähnte die Autorin vor allem dann, wenn sie einen für den König schmeichelhaften Kontrast ermöglichte. So wurde sie etwa als zänkische, kühle und eifersüchtige Ehefrau stilisiert, um Heinrich IV. besser als liebenden, geduldigen und treu sorgenden Gatten überhöhen zu können[192].

Zu den sehr bekannten und in der Historiografie häufig angeführten Anekdoten über die beiden zählt zweifelsohne diejenige über ihre erste Begegnung. Aufgrund seiner verfrühten Rückkehr von dem Feldzug gegen Savoyen beobachtete Heinrich IV. seine Braut angeblich zunächst inkognito bei einem Bankett in Lyon, um sich dann in voller Soldatenmontur in ihrem Schlafzimmer als ihr Ehemann vorzustellen. Dabei soll er die verschüchterte Maria ungestüm geküsst – »à la française«, wie manche Historiker gern betonten – und schließlich unverblümt um eine Hälfte ihres Bettes für die Nacht gebeten haben. Manche Autoren ergänzten den Bericht außerdem mit der anzüglichen Bemerkung, dass in besagter Nacht der Thronfolger gezeugt worden sei[193]. Neben dieser pikanten Anekdote, welche die als typisch französisch gedeutete Lebenslust

191 Thomas, Henri IV, S. 56.

192 Stéphanie Félicité de Genlis, Henri le Grand, Bd. 3, Paris 1815, S. 113. Siehe auch S. 155, 208.

193 Bazin de Raucou, La cour de Marie de Médicis, S. 55; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 59. Die Anekdote wird von Sully, den Historiografen Palma Cayet und L'Estoile, vom Bischof Philippe Hurault de Cheverny sowie vom venetianischen Botschafter wiedergegeben. Sie ist also keine spätere Erfindung. Die Historiker des 19. Jahrhunderts schmückten die Anekdote jedoch gern mit suggestiven Anspielungen auf die Hochzeitsnacht und den Schock Marias angesichts des ungestümen Königs aus, siehe u. a. Louis Batiffol, Marie de Médicis, in: Revue historique 89 (1905), S. 225–271, hier S. 245; ders., La vie intime, Bd. 1, S. 32; Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 147f.; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 76; Berthold Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, d'après des documents nouveaux tirés de Florence et de Paris, Paris [2]1877, S. 57–61. In der englischen Rezeption gibt Pardoe diese Anekdote ebenfalls wieder, aller-

Heinrichs IV. auf den Punkt bringen sollte, wurde häufig ebenso von seiner großen Fürsorge bei der Geburt der gemeinsamen Kinder berichtet[194]. Maria diente in diesen Geschichten lediglich der Hervorhebung der positiven Charakterzüge der Hauptfigur – und dies meist noch auf ihre Kosten[195].

Zwischen 1815 und 1855 sind kaum historiografische Ansätze zu verzeichnen, die Maria als eigenständige, positiv konnotierte Referenzfigur darstellten. Vermutlich ist dies auf den negativen Grundtenor der Rezeption der Regentin zurückzuführen, der seit dem Ancien Régime ungebrochen weitertradiert wurde und wenig Gestaltungsfreiheit bei der Aufwertung dieser historischen Protagonistin bot. Besonders auffällig ist daher, dass eine positive Darstellung der Stammesmutter der Bourbonen meist in Grauzonen zwischen den Gattungen, an der Schnittstelle zwischen Literatur und Geschichtsschreibung entstand – und damit dank einer Vermengung von Fakt und Fiktion.

Bazin de Raucou und das erwachende Interesse für das 17. Jahrhundert

Der heute größtenteils vergessene Anaïs Bazin de Raucou (1797–1850)[196] ist der einzige Autor, der ein positives Bild Marias von Medici nicht nur im Rahmen eines Romans, sondern auch in einer mehrbändigen historiografischen Abhand-

dings mit einer damals weiblich und viktiorianisch geprägten Schicklichkeit, vgl. Julia Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Queen of France, Consort of Henri IV, and Regent of the Kingdom under Louis XIII, 3 Bde., London 1852, hier Bd. 1, S. 109–110, insb. S. 110, wo sie lediglich berichtet, dass Maria »found herself warmly and affectionately welcomed«. Freer war etwas ausführlicher als ihre Landsmännin, doch scheint auch ihr viktorianische Zurückhaltung geboten gewesen zu sein, vgl. Martha Walker Freer, The History of the Reign of Henry IV., King of France and Navarre, from Numerous Unpublished Sources, Including MS. Documents in the Bibliothèque Impériale, and the Archives du Royaume de France, etc., Bd. 2/2: Henry IV. and Marie de Medici, London 1861, S. 247–249.

194 Siehe Batiffol, Marie de Médicis, S. 250–252; Genlis, Henri le Grand, S. 113; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 52–56.

195 Dieser Rezeptionstrend zog sich von 1774 bis 1914 durch. So schilderte Mariéjol 1905 eine Anekdote, derzufolge Heinrich IV. nach der Krönung Marias auf einem Balkon im Louvre der Königin zujubelte und sie dabei mit Wasser bespritzte – sehr zum Ärger der Mediceerin. Dies sollte die Ausgelassenheit des Königs betonen, siehe Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 139.

196 Für genaue biografische Angaben siehe einen der seltenen Nachrufe auf Bazin de Raucou im September 1850 durch den Literaturkritiker Sainte-Beuve in Charles-Augustin Sainte-Beuve, Causeries du lundi, Bd. 2, Paris [5]o. J., S. 464–495. Zwar verfasste Bazin während der Restauration Artikel für das royalistische Blatt »La Quotidienne«, doch wechselte er häufig die Seiten und bezeichnete sich selbst als nicht politisch interessiert, siehe ibid., S. 471 u. Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 142.

lung zu entwickeln suchte. Dieser frühere Leibgardist Ludwigs XVIII. widmete sich nach 1815 zunächst einer Anwalts- und Journalistenkarriere und wandte sich erst spät der Geschichte zu. Zeitgenossen wie Pierre Larousse hoben allerdings hervor, dass es Bazins Studien zur Herrschaft Ludwigs XIII. zu verdanken sei, dass das Interesse für das 17. Jahrhundert unter seinen Zeitgenossen neu geweckt wurde[197].

Dem Usus der romantischen Bewegung folgend, hatte Bazin einen historischen Roman verfasst, dem er den Anschein verlieh, ein Originaldokument aus dem 17. Jahrhundert zu sein. »La cour de Marie de Médicis« (1830) erzählt den Aufstieg eines jungen Mannes, der von seiner Heimat, der Gascogne, an den Pariser Hof ging, um in den Dienst des Herzogs von Épernon einzutreten[198]. Der Untertitel, »Mémoires d'un cadet de Gascogne«, wie auch ein Vor- und Nachwort des Verlegers sollten die Illusion einer zeitgenössischen Quelle nähren, indem sie den Text historisch einbetteten[199]. Diesem Erstlingswerk Bazins wurde seinerzeit wenig Beachtung geschenkt, was den politischen Umbrüchen des Erscheinungsjahres 1830 sowie der großen Konkurrenz in dieser Gattung geschuldet gewesen sein wird[200]. Der Literaturkritiker Sainte-Beuve bemängelte zudem den wenig authentisch wirkenden Duktus des Romans[201].

197 Pierre Larousse, Art. »Anaïs de Raucou, dit Bazin«, in: Grand dictionnaire universel du xixe siècle, Bd. 2/1, Paris 1867, repr. Genf, Paris 1982, S. 419: »C'est surtout après les succès obtenus par cet écrivain estimable que les études sur le siècle de Louis XIII sont devenues à la mode«.

198 Für Bazin lag es nahe, dieses Thema aufzugreifen, da er selbst 1814 mit 17 Jahren als Mitglied der Leibwache Ludwigs XVIII. in den Dienst der Bourbonen getreten war. Das Gascogner Kadettenregiment (*cadets de Gascogne*), das jüngere Söhne adliger Familien aus dieser Gegend rekrutierte und u. a. die Leibwache des Königs stellte, erlangte neben Bazin in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts besonderen Ruhm durch »Les Trois Mousquetaires« (1844) von Alexandre Dumas und »Cyrano de Bergerac« (1897) von Edmond Rostand (1868–1918). Den häufigen Rückgriff auf die Gascogner als Helden historischer Romane erklärt sich Krulic dadurch, dass die Gascogne stellvertretend für den Südwesten Frankreichs stand, der Herkunftsgegend Heinrichs IV. Die Gascogner, die nach Paris gingen und dort im Militär Karriere machen, spiegelten somit die Laufbahn Heinrichs IV. wider und verkörperten somit den Typus des idealen Franzosen, vgl. Krulic, Fascination du roman historique, S. 180–183.

199 Bazin de Raucou, La cour de Marie de Médicis, S. 1. Siehe auch S. 297: Angeblich soll der Held dann 1632 zum Kapitän der Leibwache Richelieus aufgestiegen sein.

200 Sainte-Beuve, Causeries du lundi, S. 472.

201 Ibid., S. 465, 471–473.

Fast zehn Jahre später erschien Bazins vierbändige »Histoire de France sous Louis XIII« (1838)[202] auf die ebenfalls in diesem Kapitel noch näher eingegangen wird. Das Werk wurde ab 1840 mehrfach mit dem Prix Gobert ausgezeichnet, den die Académie française alljährlich zwei historischen Abhandlungen verlieh[203]. Neben dem rein pragmatischen Grund, sich weiter mit der Zeit zu befassen, mit der er sich in einer früheren Publikation bereits auseinandergesetzt hatte, begründete Bazin sein anhaltendes Interesse für die Zeit unmittelbar nach den Religionskriegen damit, dass er dort Parallelen zu seiner eigenen, postrevolutionären Zeit erkenne[204]. Er distanzierte sich allerdings deutlich von jedwedem Versuch gesellschaftspolitischer Untermalung dieser Feststellung, da er Geschichtsschreibung betreibe, um den menschlichen Charakter zu ergründen[205]. Damit machte Bazin seinen moralistischen Anspruch geltend[206]. Dieser Wille, nichts von den politischen Debatten seiner Zeit durchscheinen zu lassen, zeichnete nach Meinung des Kritikers Sainte-Beuve die »Histoire de France« von Bazin als »composition rare, originale, offrant […] un récit médité, réfléchi, tout à fait neuf […] où l'historien a constamment le fil en main pour donner à tout la liaison la plus vraisemblable« aus[207]. Mit dem ihm ganz eigenen Stil, der schnörkellos dem Lauf der Ereignisse folgte, setzte sich Bazin literarisch von der romantischen ebenso wie von der philosophischen Schule ab[208].

Maria von Medici, Heldin einer romanhaften Biografie

Ganz anders ging der als Maler, Orientalist und Archäologe wirkende Gelehrte Pierre Victorien Lottin de Laval (1810–1903) vor[209], dessen zweibändiges Werk

202 Das Werk wurde 1842 durch zwei Bände zu Mazarin ergänzt und 1846 in einer erweiterten und korrigierten Auflage als »Histoire de France sous Louis XIII, et sous le ministère du cardinal Mazarin« veröffentlicht.

203 Sainte-Beuve, Causeries du lundi, S. 465.

204 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. IIIf.

205 Ibid., S. VIf.

206 Sainte-Beuve, Causeries du lundi, S. 470.

207 Ibid., S. 479.

208 Vgl. Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. II–V.

209 Lottin de Laval entwickelte das nach ihm benannte Verfahren der Lottinoplastie, das Abgüsse von Altertümern ermöglicht, ohne deren Oberfläche zu beschädigen. Im Dienste der Julimonarchie und in enger Zusammenarbeit mit Guizot unternahm er zahlreiche wissenschaftliche Reisen. Für weiterführende Informationen vgl. den bislang einzigen Aufsatzband über ihn: Nicole Aubé-Zapata (Hg.), Lottin de Laval. Archéologue et peintre orientaliste. 1810–1903, Bernay 1997.

»Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII« 1834 erschien. Sein explizit von Chateaubriand und Walter Scott entlehntes Vorgehen, Dichtkunst und Geschichtsschreibung zu verbinden, sollte ein lebendiges Sittengemälde der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zeichnen und das Wesen seiner Protagonisten besser fassen[210]. Nicht zuletzt begründete Lottin seine stilistische Wahl, historische Fakten mit fiktiven Elementen zu vermengen, geschichtsdidaktisch. Dank des romanhaften Stils werde er ein breites Publikum erreichen. Besonders den Frauen widmete er daher gönnerhaft sein Werk, weil er ihnen durch die romanhaften Einschübe die wesentlichen Züge dieser Epoche spielerisch und unterhaltsam nahebringen könne[211]. So wechselt der Erzähler ständig zwischen eher chronikhaften Ausführungen und fiktiven Szenen, in denen er die von ihm behandelten Protagonisten zum Leben erweckt und zur Sprache kommen lässt[212].

Die Handlungsspanne seiner romanhaften Biografie Marias erstreckt sich vom Majestätsstreich Ludwigs XIII. (1617) bis zum Tod Marias (1642)[213]. Bezeichnenderweise wurde dieses Werk Lottins, das Maria in ein sehr positives Licht rückte, bereits knapp ein Jahr nach dessen Herausgabe in Frankreich von keinem anderen als Luigi Masieri ins Italienische übersetzt. Dieser übersetzte auch die Werke prominenter Autoren wie Victor Hugo, Alfred de Vigny und Honoré de Balzac[214]. Lottin behauptete, sich für seine Schilderungen vorwiegend auf zeitgenössische Memoiren und Originaldokumente gestützt zu haben[215]. Wie Heike Brohm bereits 1995 in ihrer Studie herausgearbeitet hat, übernahm Lottin stellenweise teils wörtlich oder nur leicht abgewandelt ganze Passagen des Historiografen François de Mézeray (1610–1683), ohne dies anzu-

210 Vgl. Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 3–10.

211 Ibid., S. 10: »Avec cette voie nouvelle [de ma méthode], un grand nombre de personnes, les femmes surtout, qui ne peuvent se résoudre à lire de gros et ennuyeux volumes d'histoire, pourront en retenir les nuances générales, les faits principaux. Ce qui, parfois, n'était qu'un délassement superficiel, deviendra par-là une étude sans fatigue. C'est un hommage que je suis heureux de pouvoir leur offrir«.

212 Für Brohm stellt die Zweiteilung des Romans, wobei der letzte Teil mehr fiktive Anteile enthält als der erste, einen innovativen Versuch eines Mittelwegs dar. So habe Lottin weder ausschließlich wie Vigny die Fakten zu sehr der Fiktion unterordnen, noch wie Walter Scott die Handlung wesentlich von erfundenen Figuren tragen lassen wollen, vgl. Brohm, Das Richelieu-Bild, S. 306–309; Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 5f.

213 Der erste Teil umfasst den Majestätsstreich von 1617 und das Exil Marias in Blois bis 1620. Der zweite Teil erstreckt sich von 1622 bis 1642, also von Marias Rückkehr am Hof bis zu ihrem Tod in Köln.

214 Ders., Maria de' Medici. Storia del regno di Luigi XIII.

215 Ders., Marie de Médicis, Bd. 1, S. 8.

geben[216]. Ganz im Sinne von Brohm ist diese Vorgehensweise als Beleg zu werten, wie hoch im 19. Jahrhundert der Rückgriff auf zeitgenössische Quellen angesehen war. Sie galten als Garanten einer vermeintlich immanenten historischen Wahrheit[217]. Dass Lottin seine Quellen allerdings meist nicht angab, ist vermutlich auf sein Ziel zurückzuführen, ein Epos zu verfassen, das poetische und historiografische Elemente verband[218].

Eine Königin auf den Theaterplanken

Neben diesen drei Prosawerken wurden zwischen 1815 und 1855 außerdem zwei nennenswerte Theaterstücke verfasst, die sich mit Maria von Medici auseinandersetzten. In den letzten Jahren der Restaurationszeit wurde das an die Regeln der klassischen Tragödie angelehnte Stück »La maréchale d'Ancre« (1828) im Théâtre de l'Odéon aufgeführt. Im Gegensatz zum gleichnamigen Werk von Vigny[219] nimmt Maria hier als aktive Protagonistin eine ebenso zentrale Rolle wie die eigentliche tragische Heldin Leonora Galigaï ein. Dieses Stück wurde von Paul Lacroix (1806–1884) verfasst, einem vielfältig interessierten Gelehrten, besser bekannt unter dem Pseudonym »Bibliophile Jacob«, der sich vor allem im Bereich des Bibliothekswesens verdient machte[220]. Das Stück ist zweigeteilt und spielt in den drei ersten Akten am 24. April 1617, Tag der Ermordung Concinis, und in den letzten beiden Akten am 8. Juli 1617, während des Prozesses von Leonora.

Das zweite Stück, »Marie de Médicis«, ist vollkommen unbekannt und wurde weder aufgeführt noch rezipiert. Es liegt jedoch in den Beständen der Bibliothèque nationale de France vor. Dies ist das einzige Theaterstück des 19. Jahrhunderts, das der mediceischen Herrscherin bereits im Titel die Hauptrolle als tragische Heldin zuwies. Das Stück wurde 1844 verfasst und dem Lese-

216 Vgl. Brohm, Das Richelieu-Bild, S. 180–185.

217 Ibid., S. 193. Man denke hierbei auch an das bereits dargelegte Vorgehen von Thiroux d'Arconville.

218 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 5.

219 Folgt man den Angaben von Dumas, so ist zu vermuten, dass Vigny nichts von Lacroix' Stück wusste. Dumas gab an, selbst etwas zu diesem Thema verfassen zu wollen. Er unterließ es jedoch, als er vom Projekt seines Freundes Lacroix erfuhr, vgl. Dumas, Mes Mémoires, S. 339f.

220 H. Blémont, Art. »Paul Lacroix«, in: Jean-Pierre Lobies (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 19, Paris 2001, Sp. 57f., hier Sp. 58: Der vielseitig tätige Gelehrte beteiligte sich u. a. an der Neustrukturierung der Bibliothèque nationale und wurde 1855 zum Kurator der Bibliothèque de l'Arsenal ernannt.

komitee des Théâtre de l'Odéon vorgelegt. Das Gremium lehnte es allerdings mit der Auflage einer Überarbeitung vorläufig ab. Aber auch bei der zweiten Anfrage wurde das Stück nicht zur Aufführung angenommen, weshalb seine Verfasser, Félix Dutertre de Véteuil (1810–1877) und ein gewisser Lebreton, es 1848 in der Hoffnung abdrucken ließen, irgendwann einen Interessenten für die szenische Umsetzung zu finden[221]. Neben durchaus nachvollziehbaren und maßgeblichen qualitativen Vorbehalten gegenüber dem Werk stellt sich die Frage, ob es nicht auch deshalb abgelehnt wurde, weil zu dieser Zeit kein Interesse an einer positiven Darstellung Marias bestand. Diese Frage muss allerdings unbeantwortet bleiben, weil keine Belege über die Anmerkungen des Lesekomitees überliefert sind[222]. Die anfängliche Begeisterung für historische Dramen hatte nach der Restauration und der Julimonarchie zudem rapide nachgelassen, was ebenso das Scheitern des Stückes erklären kann[223].

2.4.2 Die fürsorgliche Mutter

Bazin und Lottin de Laval stechen in der zwischen 1815 und 1855 ansonsten sehr negativen Rezeption Marias von Medici dadurch hervor, dass sie als Einzige ein dezidiert positives Bild von ihr zeichneten und sie als weibliches Pendant ihres als väterlich und liebevoll geltenden Ehemannes Heinrich IV. aufstellten. Sie galt ihnen als weise regierende Landesmutter und Verkörperung einer idealisierten vergangenen Ordnung, in der der Adel die wichtigste Stütze der Monarchie gebildet hatte. In diesem Zusammenhang wird sie als Verbündete des zweiten Stands dargestellt, mit dem sie gemeinsam gegen das absolutistische Vorgreifen Richelieus gekämpft habe.

221 Félix Dutertre de Véteuil, Lebreton, Marie de Médicis, Paris 1848, S. 1.

222 Die Archive des Odéon-Theaters werden in den Archives nationales (55 AJ 1–127) aufbewahrt. Die Akten beginnen allerdings ab 1852, als eine systematische Archivierung der Verwaltungsdokumente einsetzte. Eine ununterbrochene Überlieferung der Korrespondenz des Lesekomitees gibt es erst ab 1866, vgl. o.V., Archives du Théâtre de l'Odéon (1809–1983), https://www.siv.archives-nationales.culture.gouv.fr/siv/rechercheconsultation/consultation/ir/consultationIR.action?irId=FRAN_IR_027874&details=false&gotoArchivesNums=false&udId=root&auSeinIR=true&formCaller=GENERALISTE (14.1.2019).

223 Vgl. Yon, L'illusion de la vérité, S. 180f.

Bazins nonkonformistische Stilisierung der Mediceerin

Dass Bazin die Mediceerin sehr positiv darstellte, obwohl die überwiegende Mehrheit der Historiker das Gegenteil tat, hat zunächst weniger mit den von ihm hinzugezogenen Quellen zu tun, als mit der grundsätzlichen Haltung des Autors. Er betonte eingangs in seiner »Histoire de France«, dass er als reifer Mann nun mit Gelassenheit auf vergangene und gegenwärtige Umwälzungen sehen könne und deshalb auch nicht den Drang verspüre, historische Figuren und Ereignisse ideologisch zu überfrachten[224]. Damit kritisierte er nicht zuletzt das Vorgehen seiner Kollegen. Sainte-Beuve hob Bazins originellen Ansatz anerkennend hervor, weil dieser »aime à penser en rien comme le vulgaire, et son travers serait peut-être, quand il rencontre une opinion communément établie, de se jeter dans la contradiction«[225].

Der dezidierte Standpunkt Bazins, jenseits gängiger historiografischer Deutungen zu schreiben, um nicht zu sagen, diese regelrecht zu dekonstruieren, kam zwangsläufig der Darstellung Marias von Medici und ihrer Regentschaft zugute. Seinem antikonformistischen Ansatz folgend, beschrieb er die Herrscherin eingangs neutral und fast desinteressiert als jemand, der »ne pouvait faire naître ni juste répugnance ni ardente affection«[226]. Die beliebte Unterstellung, sie habe durch ihre Wutausbrüche ihre Position als betrogene Ehefrau nicht würdig genug hingenommen, führte er des Weiteren auf die »malignité publique« zurück[227]. In diesem Punkt äußerte er die für ihn charakteristische Skepsis gegenüber der Meinung der Allgemeinheit, die er häufig als boshaft und fehlgeleitet bezeichnete[228] – auch hier wieder ganz in Kontradiktion zur liberalen Geschichtsschreibung.

224 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. VII: »[J]'ai compris assez des affaires humaines pour les voir désormais passer en repos, pour me garder des illusions, me défendre des engoûments, me soumettre aux nécessités, admirer peu d'hommes, en plaindre beaucoup et ne haïr personne«. Poirson lobte in seiner Rezension von Bazins Werk dessen Unparteilichkeit, siehe Auguste Poirson, Observations sur le règne de Louis XIII et le ministère de Richelieu et sur l'ouvrage de M. Bazin, suivies de pièces justificatives, Paris 1839, S. 32.

225 Sainte-Beuve, Causeries du lundi, S. 476.

226 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 66.

227 Ibid.

228 Aufgrund seiner antikonformistischen Darstellung widersprach Bazin bewusst dem liberalen Topos, die Allgemeinheit als Maßstab anzusetzen. Er kritisierte daher z. B. die üble Nachrede gegen das Ehepaar Concini und das ungerechte und unbarmherzige Verhalten des Volks bei deren politischem Sturz, siehe ibid., S. 66, 70–72, 503–509; ibid., Bd. 2, S. 1f., 18–24.

Die fürsorgliche Landesmutter und Mutter des Königs

Die nonkonformistische Haltung Bazins lässt sich sehr gut am Beispiel seiner Schilderung von Marias Herrschaftsübernahme und ihres Wirkens als Regentin verdeutlichen. In seiner Aufwertung der Mediceerin legte er einen Schwerpunkt auf innenpolitische Belange.

Bereits bei der Interpretation der Regentschaftsübernahme grenzte sich der Autor deutlich von der gängigen Historiografie ab. Am Nachmittag des 14. Mai 1610, kurz nach der Ermordung Heinrichs IV., beriet sich das Parlament von Paris über das nun angebrachte Vorgehen. Die Herzöge von Guise und Épernon setzten sich dabei mit Nachdruck für eine Regentschaftsübertragung an Maria ein. Sie ließen hierfür von ihnen befehligte Truppen vor dem Gerichtsgebäude aufstellen und traten während der Sitzung mehrfach bewaffnet vor die hohen Richter. In der »Biographie universelle« hatte Laporte dieses Vorgehen als willentliche Einschüchterung und die Regentschaftsübertragung somit als Staatsstreich gewertet[229]. Die illegitime Machtergreifung ließe sich umso weniger rechtfertigen, als sie, so weiter Laporte, die Grundlage für eine »régence inconsidérée, tumultueuse et infortunée«[230] gebildet habe.

Diesen Vorgang als Staatsstreich zu interpretieren, setzt jedoch die Annahme einer grundsätzlichen Befugnis des Parlaments in einer solchen Situation voraus. An wen die Regentschaft in dieser Situation zu übertragen war – an Maria oder die in diesem Falle gleichberechtigten Prinzen von Geblüt –, war jedoch institutionell nicht geregelt, eine Beteiligung des Parlaments an dieser Entscheidung nicht einmal vorgesehen[231]. Mit ihrem Vorgehen schuf Maria einen Präzedenzfall, der in der Praxis mit der Regentschaft Annas von Österreich ab 1643 fest etabliert wurde. Sismondi bewertete das Verhalten von Épernon ähnlich wie Laporte als unmissverständliche Bedrohung des Parlaments und unrechtmäßigen Eingriff in die Abläufe des Gerichtshofes[232]. Bazin stellte

229 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 595.

230 Ibid.

231 Bertière, Régence, S. 65–68; Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 300f.; Viennot, La loi salique dans la culture politique française, S. 104–107. Die Ernennung des Abwesenheits- oder Minderjährigkeitsregenten war Prärogative des Königs. Die Regentschaft konnte entweder einem männlichen Familienmitglied (einem sogenannten Prinzen von Geblüt) oder der Ehefrau bzw. Mutter übertragen werden. Da diese Ansprüche häufig konkurrierten, stützten sich die jeweiligen Interessenparteien gern auf Institutionen des Königreichs (vornehmlich die Generalstände und das Parlament von Paris), die die Wahrung der *lois fondamentales* garantierten. Maria erkämpfte sich die Regentschaft, indem sie das Parlament von Paris auf ihre Seite zog und ihm damit ein effektives Mitspracherecht einräumte.

232 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 188.

die mittels Einschüchterungen durchgesetzte Regentschaftsübertragung an Maria hingegen als pragmatische Entscheidung dar. So seien die drei ebenfalls zur Regentschaft berechtigten nahen Verwandten des verstorbenen Königs an diesem Tag abwesend oder unfähig gewesen, diese Position einzunehmen[233]. Außerdem sei der Eingriff Épernons aus reiner Notwendigkeit geschehen, um nach dem plötzlichen Tod des Königs Ruhe und Ordnung im Land zu bewahren[234]. Hinzu kam, dass Bazin diese schnelle Entscheidung der Regentschaftsübertragung an Maria umso legitimer erschien, weil er diese nicht vorrangig als Ausländerin betrachtete, sondern als langjährige Ehefrau des verstorbenen Königs und Mutter seiner sechs legitimen Kinder[235]. Bazins Argumentation erinnert dabei stark an das 1610 zur Konsolidierung der Regentschaft in den Leichenpredigten auf Heinrich IV. im ganzen Land verbreitete Bild Marias als Bewahrerin der Stabilität und des Friedens[236].

Bazin, aber auch Lottin de Laval bewerteten darüber hinaus die Herrschaft der Mediceerin sehr positiv als »régence douce et pacifique«[237] und lobten sogar die »sage administration«[238] der »grande Reine«[239] – was nicht zuletzt auch die ungewöhnliche Übertragung der Regentschaft an sie ex post rechtfertigen sollte. Beide Autoren stilisierten sie als Friedensbewahrerin, weshalb Bazin etwa seine Schilderung der Jahre 1610 bis 1617 mit dem Leitmotiv der Ruhe und Stabilität durchzog[240]. Maria sei zudem eine milde regierende, mütterliche Königin gewesen, die den Bedürfnissen ihres Volks zu entsprechen

233 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 17: Der Fürst von Condé befand sich zu dieser Zeit in Brüssel, der Graf von Soissons hatte einige Tage zuvor den Hof »pour une bouderie« verlassen, und den schwerhörigen und stotternden Fürst von Conti bezeichnete Bazin schlichtweg als »incapable et infirme«.

234 Vgl. ibid., S. 18–22.

235 Ibid., S. 12f. Ganz anders Lottin, der sie als Fremde stilisierte, indem er ihr in Dialogen italienische Begriffe in den Mund legte, siehe z. B. Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 89f., 156. Außerdem thematisierte er ihre Faszination für Astrologie, die er als typisch italienische Eigenschaft interpretierte, siehe S. 90–117. Hierbei wird der Rückgriff auf nationale Stereotype besonders deutlich.

236 Vgl. z. B. Jean Bertaut, Discours funèbre sur la mort du Feu Roy, in: Guillaume Du Peyrat (Hg.), Les oraisons et discours funèbres de divers autheurs, sur le trespas de Henry le Grand, Très-Chrétien, Roy de France et de Navarre, Bd. 1, Paris 1610, S. 51–79.

237 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 253f.

238 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 128.

239 Ibid., S. 228.

240 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 97f., 101, 111, 187, 250, 253.

gesucht habe[241]. Lottin beschrieb sie als »âme bonne et aimante«[242], die bedacht, pflichtbewusst und unermüdlich ihrer neuen Aufgabe als Herrscherin nachgegangen sei[243]. Beide übertrieben allerdings zugleich deutlich ihre Aufwertung Marias als Regentin. So verglich Lottin sie überschwänglich mit Elisabeth I.[244], obwohl Marias historisch-politisches Gewicht und Erbe wohl kaum an das der englischen Tudor-Königin heranreichte. Bazin unterstellte der Mediceerin außerdem, dass der von ihr betriebenen Friedenspolitik ein eigens konzipiertes und ausgereiftes politisches Konzept zugrunde gelegen habe[245]. Die Annäherung an Spanien sei daher konsequent gewesen, denn was sei logischer, als sich dem Erzfeind anzunähern, um den inneren und äußeren Frieden zu wahren[246]? Auch die Tatsache, dass Maria nach Erreichen der Volljährigkeit Ludwigs XIII. – als französischer König im Alter von vierzehn Jahren – zunächst weiter mit allen Vollmachten regierte, betrachtete Bazin als Ausdruck mütterlicher Fürsorge, denn »le jeune âge du roi rendait [cela] fort naturel«[247]. Die meisten Historiker werteten dies indes als Beleg ihrer Machtgier.

Es kann also hinsichtlich der Rezeption der Regentschaft Marias von Medici festgehalten werden, dass Autoren, die diese positiv beurteilten – wie etwa Bazin oder Lottin – meist auch ihre Machtübernahme wohlwollend als legitime institutionelle Fortsetzung der Herrschaft ihres Mannes deuteten. Diejenigen aber, die sie im 19. Jahrhundert als Herrscherin zu diskreditieren suchten, prangerten meist schon ihren Machtantritt als Usurpation an. Die heutige Forschung ist in ihrer Wertung der Ereignisse von 1610 hingegen gemäßigter und positioniert sich in der Mitte beider Rezeptionstendenzen, indem sie diese als »mélange de légitimité et de coup de force«[248] deutet. So habe Maria die nicht schriftlich festgelegte juristische Grauzone der Regentschaftsübertragung zu ihrem Vorteil zu nutzen gewusst. Klaus Malettke fasst die heutige Deutung der Ereignisse vom 14. Mai 1610 wie folgt zusammen:

241 Ibid., S. 173, 217, 256, 259.

242 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 73.

243 Siehe ibid., S. 55f., 66, 138f.

244 Ibid., S. 204.

245 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 254.

246 Ibid., S. 113f.

247 Ibid., S. 424.

248 Cosandey, La reine de France, S. 314. Mariéjol plädierte übrigens 1905 dafür, das Auftreten von Épernon zu relativieren und als ungeduldige und unbedachte Geste eines Kriegsmannes zu werten. Er wies dem somit keine weitreichende staatsrechtliche Relevanz zu, siehe Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 142f.

> [M]it der Proklamation Marias von Medici zur Regentin im Pariser Parlament [erfolgte] kein »institutioneller Staatsstreich«, sondern man begnügte sich damit, in der gegebenen Notsituation das zu realisieren, was Heinrich IV. mit der Installierung der »Abwesenheitsregentschaft« der Königin in gewisser Weise schon anvisiert hatte und worauf er seine Gemahlin durch deren zunehmende Einbeziehung in politische und administrative Entscheidungen längere Zeit vorbereitet hatte[249].

Das von Bazin und Lottin entworfene Bild mütterlicher Fürsorge, sei es dem Volk oder dem eigenen Sohn gegenüber, ist zudem nicht ausschließlich auf ein eifriges Bestreben ihrerseits zurückzuführen, Maria um jeden Preis in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Diese Deutung geht auf Motive zurück, die Maria selbst zur Rechtfertigung ihrer politischen Macht gefördert und eingesetzt hatte[250]. Im von ihr entwickelten legitimatorischen Diskurs hatte sie ihre Machtposition auf der Grundlage ihrer Stellung als Mutter und selbstloser Vormund des Königs gerechtfertigt und sich damit als Gegenmodell zur männlichen Macht- und Interessenspolitik des Adels aufgestellt. Wie Katherine Crawford herausgearbeitet hat, konnte Maria hierfür auf das erstmals von ihrer Vorgängerin Katharina von Medici eingebrachte politische Argument der Mutterliebe zurückgreifen. Katharina nämlich strebte eine ähnliche Verknüpfung des Vormundschafts- und Herrschaftsanspruches an, indem sie die fremden- und frauenfeindlichen Vorurteile über Regentinnen mit einem positiven Mutterbild zu überlagern suchte. So sei die Königinmutter der ideale Regent, weil sie nicht nur das Beste für ihren Sohn anstrebe, sondern im Gegensatz zu männlichen Verwandten in der vom salischen Recht bestimmten französischen Monarchie nicht die Eigenherrschaft anstreben könne und daher stets selbstlos handle. Die Integration in das Land, in das sie als Fremde hineingeheiratet hatte, vollzog sich demnach durch die politische Rolle der Königin als Mutter des Thronfolgers und späteren Königs. Maria von Medici baute die von Katharina vorgebrachten geschlechtsspezifischen Aspekte weiblicher Herrschaftslegitimation in der Folge aus und setzte sie wie keine andere französische Königin ein, um den institutionell festgelegten Ausschluss der Frauen aus den Staatsangelegenheiten zu umgehen.

249 Malettke, Richelieu, S. 128.

250 Vgl. für die Ausführungen in diesem Abschnitt Cosandey, La reine de France, S. 326–332; Crawford, Perilous Performances, S. 65–79. Maria nutzte zum Ausbau ihres machtpolitischen Einflussbereichs das von Crawford so genannte »family relationship argument« (S. 79).

Die würdige Nachfolgerin Heinrichs IV.

Lottin und Bazin hoben außerdem Marias Geschick im Umgang mit den verschiedenen Interessensparteien hervor. Sie legten damit einen Gegenentwurf zur geläufigen Schilderung einer überforderten und unverständigen Regentin vor. So habe Maria zur Wahrung der Stabilität stets geschickt zwischen den Ministern, dem Adel und den Prinzen von Geblüt agiert[251]. Besonders streng bewertete Bazin den Adel und die Prinzen, deren politischen Protest gegen die Regentin er, ähnlich wie die liberalen Historiker, als Vorwand betrachtete, hinter dem sich eigene Interessen verbargen[252]. Sein Sittengemälde des frühen 17. Jahrhunderts setzte er im historischen Roman über den Werdegang eines aufstrebenden Gascogner Kadetten daher bewusst unter das Vorzeichen dieser adligen Unruhen[253]. Im Umgang mit dem Adel unterstellte Lottin Maria außerdem einen gemäßigteren Umgang als Katharina von Medici, da erstere durch rechtmäßige, letztere durch grausame Mittel die Adelsfaktionen in Schach gehalten habe[254].

Auch im Hinblick auf den in der Historiografie häufig angeführten Topos, Maria habe die von Heinrich IV. aufgezeigte politische Leitlinie für Frankreich unterbrochen, grenzten sich Bazin und Lottin von den gängigen Narrativen ab. So ist Lottin der einzige Autor, der von einer guten und engen Zusammenarbeit zwischen Maria und Sully sprach, was eine solche Kontinuität implizieren sollte[255]. Bazin folgte einem etwas anderen Ansatz. Zwar sprach er durchaus von einem Bruch, einer »ligne de démarcation«[256], zwischen der Herrschaft des ersten Bourbonenkönigs und der Regentschaft seiner Frau, doch nicht im Sinne einer Verschlechterung, sondern einer Veränderung des Regierungsstils[257]. Der

251 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 187f.

252 Ibid., S. 189, 386, 411, 437.

253 Dies verdeutlicht bereits das auf der Titelseite angeführte Zitat aus den »Œconomies royales« von Sully, siehe ders., La cour de Marie de Médicis: »Ce n'étaient lors que brigues, cabales et menées à la cour, tous s'entredisant les uns aux autres: Le temps des rois est passé, celui des grands et des princes est venu; il nous faut bien faire valoir«.

254 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 83. Symptomatisch sei hierbei Marias Vorgehen mit dem Fürsten von Condé, dem Anführer des Aufstands, gewesen. Seine von ihr veranlasste Verhaftung am 1. September 1616 stellte Lottin als mutige Entscheidung dar, durch die Maria bestimmt und würdevoll den Respekt aller einforderte, siehe S. 153–159, 193–199. Bazin wertete die Verhaftung von Condé hingegen kritischer, weil sich Maria damit auf das intrigante Niveau des Adels herabließ, siehe Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 443.

255 Vgl. Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 147–151.

256 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 1, S. 2.

257 Ibid., S. 1f.

Historiker wies darauf hin, dass Maria in der Tat zu Zwecken der Friedenswahrung viele Kompromisse eingehen musste und hierfür längerfristige politische Ziele unweigerlich vernachlässigte, aufgrund der zeitlichen Begrenztheit einer Regentschaft aber nicht anders hätte vorgehen können[258]. So habe sie sich lediglich auf die Eindämmung der akuten Gefahr, der Ansprüche des Adels, konzentriert. Diese Friedenspolitik, die ganz im Sinne Heinrichs IV. gewesen sei, soll die Regentin, so Bazin, überdies auch im Exil weiterverfolgt haben, wo sie sich als Friedensvermittlerin während des Dreißigjährigen Krieges einzubringen gesucht habe[259].

Eine Herrscherin wächst über sich hinaus

Die fürsorgliche Facette in der Rezeption der Mediceerin griff auch das 1828 verfasste, doch unter Karl X. zensierte Theaterstück »La maréchale d'Ancre« von Paul Lacroix auf[260]. Hier wird jedoch diese positive Seite der Herrscherin nicht als Konstante ihrer Persönlichkeit, sondern als Ergebnis einer Entwicklung beschrieben, der der Zuschauer beiwohnt. Damit entschied sich Lacroix für einen Mittelweg in der Rezeption Marias von Medici der ersten Jahrhunderthälfte zwischen der mehrheitlich negativen und der selten – vornehmlich von Bazin und Lottin – vertretenen positiven Stilisierung.

Im ersten Akt wird Maria als trauernde, zurückgezogene und fromme Witwe dargestellt[261]. Durch die politische Abwesenheit der Regentin sieht sich ihre Vertraute Leonora gezwungen, stellvertretend für ihre florentinische Freundin die Pflichten an der Spitze des Staates wahrzunehmen[262] – sofern weist das Stück also noch keinen Unterschied zur bereits besprochenen Version

258 Ibid., Bd. 2, S. 58f.

259 Ibid., Bd. 3, S. 417f. Trotz dieser positiven Schilderung verfiel allerdings auch Bazin hin und wieder traditionellen Rezeptionstopoi der Mediceerin, was zu inneren Widersprüchen in seiner Argumentation führt. So bescheinigte er ihr zwar, eine klare politische Linie verfolgt zu haben, sprach jedoch zugleich von ihrer »inconstance naturelle«, ibid., Bd. 4, S. 100.

260 Blémont, Art. »Paul Lacroix«, Sp. 57 u. Bassan, Alfred de Vigny et la Comédie-Française, S. 58: Das Stück wurde zunächst von der Comédie-Française abgelehnt, doch vom Odéon-Theater angenommen. Lacroix entschied sich allerdings, sein Stück zurückzunehmen, u. a. angesichts des großen Erfolgs des »Henri III et sa cour« (1829) von Dumas und aufgrund der Zensur, die das Stück traf. Lacroix gab an, dass einer der Zensoren mit dem damaligen Herzog von Luynes (1783–1839) bekannt war und daher die negative Darstellung von dessen Vorfahr zu verhindern gesucht hatte.

261 Lacroix, La maréchale d'Ancre, erster Akt, Szene If., S. 1f. u. Szene XIII, S. 7.

262 Ibid., Szene XIII, S. 7.

von Vigny auf. Im zweiten Akt erfährt die Königin dann von der Ermordung ihres Günstlings Concini, des Marschalls von Ancre, und von der Verhaftung seiner Frau Leonora. Zunächst bittet sie erfolglos um eine Unterredung mit ihrem Sohn, dann fügt sie sich in ihr Schicksal, was Luynes, der Favorit Ludwigs XIII., im Stück auf ihren »esprit faible et doux«[263] zurückführt. Im dritten Akt darf Maria Leonora im Gefängnis besuchen[264]. Die Gefangene macht der gestürzten Herrscherin bittere Vorwürfe, sich kampflos ihrem Sohn unterworfen zu haben[265].

Der vierte Akt setzt am 8. Juli 1617 beim Prozess der Witwe Concinis ein. Der Zuschauer bekommt nun eine andere Maria von Medici zu sehen, die entgegen den Befehlen ihres Sohnes heimlich aus ihrem Exil in Blois nach Paris zurückgekehrt ist[266]. Dort tritt sie selbstsicher vor dem Parlament auf, um, wie sie selbst verkündet, den Namen ihrer Freundin reinzuwaschen und Gerechtigkeit einzufordern[267]. Im fünften Akt ist Maria schließlich die eigentlich handelnde Kraft, die alles in Bewegung setzt, um das Todesurteil gegen ihre Jugendfreundin abzuwenden, deren Begnadigung Ludwig XIII. jedoch ablehnt[268]. Das Stück endet mit der Hinrichtung Leonoras, die dankbar in dem Wissen stirbt, dass Maria nichts unversucht gelassen hat, um sie zu retten[269].

Dieses Stück ist deshalb so interessant, weil der Autor die historischen Fakten bewusst verdrehte, um Maria in ein positives Licht zu rücken – den Auftritt der exilierten Mediceerin vor dem Parlament hat es zum Beispiel nie gegeben. So hebt sich die Darstellung von Lacroix deutlich von den anderen Schilderungen des 19. Jahrhunderts ab, in denen der Sturz des Concini-Ehepaares häufig angeführt wird, um die Fakten in eine für Maria belastende oder anklagende Richtung zu verdrehen. So wird ihr häufig Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der beiden unterstellt[270].

263 Ibid., zweiter Akt, Szene V, S. 12.

264 Maria wurde, historisch betrachtet, ein solcher Besuch bei ihrer Freundin verwehrt. Lacroix nahm sich indes diese künstlerische Freiheit, um eine Auseinandersetzung zwischen seinen weiblichen Hauptfiguren zu schaffen, die eine Veränderung im Verhalten Marias von Medici bewirkt.

265 Lacroix, La maréchale d’Ancre, dritter Akt, S. 14–18.

266 Ibid., vierter Akt, Szene I, S. 20.

267 Ibid., Szene VIIf., S. 24f.

268 Ibid., fünfter Akt, S. 26–32.

269 Ibid., Szene XVI, S. 32.

270 Besonders häufig in den Quellen angeführt ist z. B. ein Maria zugeschriebener Ausruf unmittelbar nach ihrem politischen Sturz. Als sie nämlich aufgefordert worden sei, ihrer Jugendfreundin den Tod ihres Ehemannes Concini mitzuteilen, soll sie dies damit abgewehrt haben, dass sie genügend andere Sorgen habe – und wenn man es Leonora

Die positive Gegenkraft zum despotischen Kardinalminister

Nicht zuletzt verklärten Bazin und Lottin Maria von Medici gegenüber dem Kardinalminister als Stimme des von Richelieu unterdrückten Frankreich. Interessanterweise verändert sich hierzu in ihren Darstellungen die Wertung des Adels, dem sie beide während der Regentschaft noch eine negative Rolle zugewiesen hatten. Mit dem Erstarken Richelieus wird der Adel dann als Marias wichtigster Verbündeter im Kampf gegen den Despotismus des Prinzipalministers angeführt. Damit nehmen die beiden Autoren hinsichtlich ihrer Wertung des zweiten Stands eine Mittelposition zwischen der legitimistischen und liberalen Historiografie ein.

Dies wird besonders im zweiten Band von Lottins romanhafter Biografie »Marie de Médicis« deutlich, in dem nun im Vergleich zum ersten Band die fiktiven Elemente und Figuren deutlich überwiegen. Lottin machte darin Maria zur Mutter seines fiktiven jungen Helden, des Grafen Stelli von Asvélio[271], der den Widerstand gegen Richelieu verkörpert und dafür am Ende von diesem zum Tode verurteilt wird[272]. Er bildet damit zweifellos ein positives Pendant zu den beiden realen Söhnen Marias, Ludwig XIII. und Gaston von Orléans, die Lottin als rückgratlose Feiglinge darstellte, sowohl im Umgang mit ihrer Mutter als auch mit Frankreich[273].

Kurz vor seiner Verhaftung erfährt Stelli von Maria von Medici, dass sein Vater der Herzog von Montmorency sei[274], dem Lottin eine heimliche Ehe mit

nicht sagen wolle, dann solle man es ihr vorsingen. Diese Aussage wird u. a. wiedergegeben in Gabriel Hanotaux, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1: Le chemin du pouvoir. Le premier ministère (1614–1617), Paris 1896, S. 193; Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, Bd. 10–11, Paris [4]1857–1858, hier Bd. 11, S. 117; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 256f. Andere Autoren berichten hingegen, dass Maria versucht habe, Leonora zu retten, siehe Anquetil, Histoire de France, S. 153; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 2, S. 400. Obgleich die diffamierende Anekdote Maria vermutlich erst nachträglich angedichtet wurde, betont Dubost, dass sie nach ihrem Sturz im April 1617 durchaus die Notwendigkeit erkannt habe, sich von den Italienern ihres Gefolges zu lösen, da sie zu ihrer Unbeliebtheit beigetragen hätten. Siehe hierzu Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 575–577.

271 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 70f.

272 Zur positiven Charakterisierung von Stelli siehe ibid., S. 105–107, 288–292, 403. Brohm wies auf Parallelen zwischen der Darstellung des Konflikts zwischen Cinq-Mars und Richelieu bei Vigny einerseits sowie zwischen Stelli und Richelieu bei Lottin andererseits hin, siehe Brohm, Das Richelieu-Bild, S. 169f.

273 Zur negativen Charakterisierung Ludwigs XIII. und Gaston d'Orléans siehe Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 56, 207, 232, 288–292.

274 Ibid., S. 357f.

der verwitweten Maria andichtete[275]. Diese Beziehung wurde von Lottin frei erfunden, doch wertet sie die Romanfigur der Mediceerin in zweierlei Hinsicht auf. Eine angebliche Ehe – im Gegensatz zu einer Affäre – erhöht das Verhältnis zu einer ehrbaren Verbindung zwischen Hochadel und Monarchie. Das Adelsgeschlecht der Montmorency zählte zu den prestigeträchtigsten des Landes[276]. Heinrich II. von Montmorency (1595–1632), den Lottin als »le dernier grand baron féodal«[277] bezeichnete, gilt darüber hinaus neben Maria von Medici in der französischen Erinnerung als zweites prominentes Opfer des Kardinals und steht symbolhaft für dessen eingeleitete Unterwerfung des Schwertadels. Im Jahr 1632 hatte der Herzog im Namen der exilierten Maria einen Aufstand gegen Richelieu in Südwestfrankreich angeführt. Nach der Niederlage in Castelnaudary am 1. September 1632 wurde er verhaftet und durch das Parlament von Toulouse zum Tode verurteilt. Ungeachtet des hohen Rangs und Ansehens des Verurteilten sowie der zahlreichen Bittschriften und Proteste seiner Familie, vieler Mitglieder des Hochadels und der exilierten Maria ließ Richelieu das Urteil am 30. Oktober desselben Jahres vollstrecken.

Bei Lottin und im Theaterstück »Marie de Médicis« wird zudem die mütterliche und fürsorgliche Facette der Königin dadurch untermalt, dass sie diejenige ist, dem sich die jungen Liebenden, die durch Richelieus Wirken getrennt wurden oder werden sollen, anvertrauen, und außerdem sie es ist, die das junge Paar am Ende wieder zusammenführt[278]. Lottin stellte sie deshalb im Umgang mit ihrem angeblichen Sohn Stelli als »femme belle et mystérieuse qui semblait l'aimer avec tant d'amour« dar[279]. Stelli ist in eine ebenfalls fiktive uneheliche Tochter Heinrichs IV. mit dem Kunstnamen Nysmi de Miranio verliebt, die Richelieu gefangen hält[280]. In der nach Maria benannten Tragödie handelt es sich bei den Liebenden um Eugenio, Schüler von Rubens, und die Tochter des

275 Ibid., S. 73, Anm. 1: Lottin stützte sich auf das vermeintliche Manuskript eines Benediktiners, Père Blaisot, und gab an, er könne zahlreiche Belege dafür liefern. Zudem berief er sich auf vorhergehende Beispiele wie das Maria Stuarts oder das der Ehefrau Napoleons, Kaiserin Marie-Louise, die ebenfalls beide unter ihrem Stand (wieder) heirateten.

276 Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 198: »L'historien hésite à le nommer et se sent pris d'une invincible douleur à l'approche de la catastrophe qu'il doit raconter. Il y a tant de faveur en France pour le nom de Montmorency, qu'on voudrait ne l'entendre mêler qu'à de nobles événements, ou tout au moins à des fautes illustres«. Das Adelsgeschlecht der Montmorency hatte im 16. und 17. Jahrhundert mehrere Marschälle und Konnetabels hervorgebracht.

277 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 357.

278 Dutertre de Véteuil, Lebreton, Marie de Médicis, zweiter Akt, Szene VII, S. 14f.

279 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 48.

280 Ibid., passim.

flämischen Meisters, Pauline[281]. Letztere ist von Rubens bereits einem gewissen Grafen Palliati versprochen. Maria von Medici kann diesen jedoch als Spion Richelieus enttarnen, weshalb Rubens die Verbindung löst und seine Tochter für Eugenio freigibt[282]. Maria gilt damit in beiden Beispielen als Förderin guter Kräfte, des Lebens und der Liebe, wohingegen Richelieu als dunkle, tyrannische, zerstörerische Gegenkraft auftritt.

Maria wird jedoch im Kontrast zu Richelieu nicht nur als Mutter fiktiver oder historischer Figuren stark aufgewertet, sondern auch als die der gesamten Nation. Sie bildet damit ein weibliches Pendant zu Heinrich IV., der in der nationalen Historiografie des 19. Jahrhunderts häufig als Vater seines Volkes verklärt wurde. So erfährt der Leser bei Lottin, dass »Marie de Médicis était chérie des seigneurs, des bourgeois et de toute la populace de Paris autant que le cardinal en était détesté«[283]. Er fügte hinzu, dass das Volk, »la chérissait comme une mère«[284]. Maria steht hier also stellvertretend für die alten Strukturen und Traditionen des Landes. Ihr politischer Konflikt mit dem Kardinal wird in diesem Zuge zum Freiheitskampf gegen Richelieus nivellierende Politik erklärt, weil dieser die regulierenden Instanzen gegenüber der Königsmacht – für Lottin das Volk, die Parlamente und der Adel – zu entmachten suchte[285]. Maria gilt damit im Namen der Allgemeinheit als Gegnerin von Richelieus Politik, die, so Lottin, den Weg für »le règne despotique et absolu de Louis XIV« ebnete[286]. In diesem Sinne wird sie als »la voix de la France« verklärt[287] und fordert als solche vom König den Rücktritt Richelieus[288]. Die *journée des Dupes* im November

281 Pauline ist ebenfalls eine fiktive Figur. Zwar waren aus Rubens' beiden Ehen Kinder hervorgegangen (insgesamt sieben), doch hieß keines davon Pauline. Der Vorname wurde vermutlich in Anlehnung an den Vornamen des flämischen Meisters, Paul, von den Autoren des Stücks gewählt.

282 Dutertre de Véteuil, Lebreton, Marie de Médicis, zweiter Akt, Szene VIII, S. 15f.

283 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 182. Die hier angeführte Beliebtheit der Mediceerin entnahm Lottin, nach eigenen Angaben, aus den »Mémoires historiques et critiques sur divers points de l'histoire de France« (1673–1674) des Historiografen François Eudes de Mézeray.

284 Ibid., Anm. 2.

285 Ibid., S. 215f., 234f., 301.

286 Ibid., S. 216.

287 Ibid., S. 294: »[L]'heure est venue où vous devez écouter la voix de la France!… Les sanglots et les plaintes de l'exil ont traversé le royaume; votre auguste mère, Sire, […] languit sur un sol étranger! – Courbée sous une misère affreuse, la grande Reine de France, dont la voix éloquente a fait tressaillir ces voûtes, meurt de faim à Cologne!…«

288 Ibid., S. 113–120.

1630 sei daher, so Lottin, umso tragischer gewesen, weil sie nicht nur das Schicksal Marias, sondern ganz Frankreichs besiegelte[289].

2.4.3 Das von Richelieu verfolgte Opfer

Bezeichnend für die hier untersuchten populärwissenschaftlichen Erzeugnisse ist außerdem die Verzahnung der mütterlich-fürsorglichen Facette Marias mit ihrer Stilisierung als Opfer. Auch diese ist eng an die Verteufelung ihres Kontrahenten Richelieu geknüpft, wenngleich der Opfertopos – anders als die Kritik am Kardinalminister – als rein stilistisch-literarische Wahl ohne politische Implikation zu verstehen ist. Durch die Polarisierung der Fronten zwischen Richelieu und der Königinmutter sollte Maria als leidende und zu Unrecht verfolgte tragische Heldin verklärt werden und damit das Mitleid des Lesers oder Zuschauers wecken[290].

Richelieu und Maria im Täter-Opfer-Motiv

Das elfjährige Exil Marias im Ausland gilt als Höhepunkt der willkürlichen Grausamkeit des Kardinals. So schilderte Lottin dafür symptomatisch die Begebenheit, bei der Maria in Gent erkrankte und Richelieu ihr – sehr zum Entsetzen des Volkes, das wieder einmal als moralische Instanz gilt – den Besuch ihres Leibarztes verwehrte[291]. Auch den Armutszustand der Mediceerin im Exil übertrieb Lottin maßlos, um das Mitleid seiner Leser zu wecken und die Antipathie gegen Richelieu zu schüren. Er schrieb von einem kleinen, unmöblierten Dachzimmer in Köln, in dem eine verhärmte Maria kauerte, die nicht einmal genug besaß, um sich anständig zu kleiden[292].

289 Vgl. ibid., S. 163, 186.

290 Lottin konzentrierte sich z. B. in seiner Darstellung des Prinzipalministers v. a. auf dessen Verhalten gegenüber Maria. Ob sein politisches Werk nun Fluch oder Segen für die Geschicke des Landes gewesen sei, überließ er dem Urteil seines Lesers, siehe ibid., S. 412.

291 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 2, S. 235.

292 Ibid., S. 317f.: »À l'étage le plus élevé de cette maison [paternelle de Rubens], dans les combles, quelques chambres avaient été disposées autrefois pour les domestiques; là, on oubliait le luxe extérieur, tant ces galetas étaient dégradés. […] Une étroite lucarne l'éclairait d'un jour terne et lugubre, qui ajoutait encore à l'aspect misérable de cette solitude horrible. – Il était cependant habité ce triste cloaque, car il s'en exhalait des plaintes et des gémissemens! Sur le plancher, dans le coin le plus sombre, un grabat, recouvert de vêtemens en lambeaux, servait de lit à une femme sexagénaire: ses traits

Im Theaterstück »Marie de Médicis« wurde der Topos der von Richelieu unerbittlich verfolgten Königinmutter ebenfalls aufgegriffen. So erscheint diese im zweiten Akt mitten in der Nacht bei der Familie Rubens in Antwerpen, berichtet von ihrem rastlosen Umherirren in Europa, ihrer Armut und schwindenden Gesundheit und bittet schließlich den flämischen Meister um Zuflucht[293]. Im dritten Akt wird dann das Leitmotiv Richelieus als Verfolger und Marias als Gehetzte weiter ausgeführt. Richelieu, der seine Agenten in ganz Europa ausgeschickt hat, um den neuen Aufenthaltsort der Mediceerin aufzuspüren, fügt hier siegesgewiss hinzu: »Elle a beau se débattre… Ainsi, de ville en ville, / La suivra, pas à pas, ma politique habile«[294]. Die Grausamkeit des Prinzipalministers wird dadurch verstärkt, dass der Zuschauer im vierten Akt von Maria selbst erfährt, wie sehr sie sich nach ihrer französischen Heimat verzehre[295].

Nicht zuletzt übertrieben auch die Autoren Dutertre de Véteuil und Lebreton, ähnlich wie Lottin, die finanzielle Situation der Exilierten. Von ihr wird berichtet, dass sie gleich einer obdachlosen Bettlerin »[s]ans asile et sans pain, mendie à chaque empire«[296]. Zu Beginn des fünften Akts, der die Sterbeszene der Mediceerin beinhaltet, gibt die vorangestellte Angabe zur Ausgestaltung der Bühne außerdem an, dass es sich um ein »[a]meublement simple«[297] handeln soll. Die Sterbende beklagt in diesem notdürftigen Rahmen ihre Einsamkeit, Armut und Verlassenheit[298]. Der Nachruf des trauernden Sohnes Gaston auf seine Mutter am Ende des Stücks bringt schließlich noch einmal treffend

amaigris, fatigués, ses yeux rougis par les larmes annonçaient une profonde douleur; cependant, malgré tant de misère et tant de souffrances, le visage de cette femme conservait encore l'expression de la plus haute noblesse. – C'est qu'elle était noble en effet la pauvre infortunée! Cette femme, qui manque de vêtemens pour couvrir son corps, qui n'a pas de lit pour reposer sa tête; cette abandonnée, fille, femme et mère de grands Rois, – c'est Marie de Médicis!«

293 Dutertre de Véteuil, Lebreton, Marie de Médicis, zweiter Akt, Szene V, S. 12: »Il [Richelieu] règne! / Et c'est en mendiante, en proscrite, que moi, / Je me traîne en ces murs, moi, mère de son roi!…« u. »Demandant instamment un reste de courage, / Pour arriver ici je me mis en voyage. / M'y voici: faudra-t-il m'en exiler encor? / J'ai tout perdu, Rubens, je n'ai plus rien… plus d'or…«.

294 Ibid., dritter Akt, Szene I, S. 16.

295 Ibid., vierter Akt, Szene VII, S. 26.

296 Ibid., dritter Akt, Szene VII, S. 23.

297 Ibid., fünfter Akt, S. 31.

298 Ibid., Szene V, S. 32f.: »Et pour votre bonheur [Madame Rubens], je ne puis rien, hélas! Mais mon cœur vous bénit; car j'étais seule au monde. / Aux portes de Cologne, en ma douleur profonde, / Sans secours, sans argent, sans serviteurs, un soir / Je frappais… votre voix ranima mon espoir, / Me rendit le courage…«.

auf den Punkt, was den Anreiz zur literarischen Stilisierung Marias als Opfer der Willkür Richelieus ausmacht, nämlich der große Kontrast zwischen ihrem Leben als Herrscherin und dem als Verbannte[299], der Richelieus Despotismus umso maßloser erscheinen lässt. Im Stück trägt die tragische Titelheldin Maria allerdings, wenn nicht faktisch, so doch vor der Nachwelt den Sieg über ihren Kontrahenten davon. So muss ihr dieser abschließend zugestehen, dass »[s]on grand nom, de ses maux, s'est encore ennobli«[300].

Zwischen 1815 und 1855 sind also durchaus positive Darstellungen Marias von Medici zu verzeichnen. Sie treten allerdings vornehmlich in der facettenreichen Grauzone zwischen Literatur und Geschichtsschreibung auf, sei es in der romanhaften Biografie von Lottin, in historischen Theaterstücken oder in der als Originaldokument ausgegebenen Erzählung von Bazin. Allein die vierbändige »Histoire de France sous Louis XIII« von Bazin liefert einen Beleg eines in der Historiografie unternommenen Versuchs einer positiven Darstellung der bourbonischen Königinmutter. In den eher literarisch geprägten Werken vollzog sich die Aufwertung der Person und des Wirkens der Regentin meist im rezeptionsgeschichtlichen Wechselspiel zur Verteufelung ihres Opponenten Richelieu und kann nur aus dieser Perspektive heraus verstanden werden. So arbeitete Laurent Avezou, ein Kenner der Richelieu-Rezeption, heraus, dass besonders die Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Prinzipalminister sehr gespalten gegenüberstanden. Damals überwog sogar deutlich seine Stigmatisierung als herrischer, skrupelloser Minister, der unbeirrt sein absolutistisches, nivellierendes Werk verfolgte[301]. Marias Rezeption verlief demnach spiegelverkehrt, als eine Art Negativ, zu der des Kardinals und profitierte somit vor allem während der Julimonarchie – zumindest teilweise – von dessen zeitweiliger Unpopularität. Ihr Leid und ihre mütterliche Fürsorge sollten dessen Willkür und maßlosen Ehrgeiz herausstreichen. Durch das Mitleid für die geplagte Medici sollte zudem die Abneigung des Lesers für den Prinzipalminister genährt werden.

299 Ibid.: »Morte! une Médicis… morte dans la misère! / Et d'un roi c'est la veuve! et d'un roi c'est la mère! / La reine mère est morte… avec ce nom géant, / Médicis!… Gloire, amour et puissance… néant!«

300 Ibid., Szene XI, S. 36.

301 Vgl. Laurent Avezou, Richelieu à l'époque contemporaine. La construction d'une figure nationale, in: ders., Françoise Hildesheimer (Hg.), Richelieu, de l'évêque au ministre, La Roche-sur-Yon 2009, S. 151–178, hier S. 153–161.

2.5 Zusammenfassung

Dieses Kapitel hat sich der royalistischen Rezeption Marias von Medici von der bourbonischen Restauration von 1814/15 bis in die Mitte der 1850er Jahre hinein gewidmet, als die Monarchisten im Second Empire endgültig in die Opposition verdrängt wurden. Die historischen Ausführungen der legitimistischen, meist adligen Autoren, die der ältesten Linie der Bourbonen treu waren, sowie die der bürgerlich-liberalen Anhänger der Nebenlinie Bourbon-Orléans, die während der Julimonarchie den historisch-politischen Diskurs bestimmten, wurden vor dem Hintergrund einer zunehmenden Institutionalisierung der Historiografie verfasst, die in den Dienst der wiedererrichteten Monarchie und der sich ausbildenden Nation gestellt wurde. Bereits während der Restauration war die Geschichte der Bourbonen und damit des Ancien Régime schrittweise an die postrevolutionären Verhältnisse angepasst und besonders die Rezeption Heinrichs IV., des Gründers der Dynastie, mit angeblich typisch französischen Eigenschaften überlagert worden. Den entscheidenden Schritt ging allerdings die Julimonarchie, die das alte und neue Frankreich in der entstehenden Nationalgeschichte als historisch kontinuierlich bestehende und stetig wachsende Einheit zu legitimieren suchte[302].

Zweifellos ist dieser Zeitraum als Übergangszeit zwischen dem moralistisch-historiografischen Verständnis des Ancien Régime und der sich ab den 1840er Jahren zunehmend durchsetzenden progressiven Geschichtsschreibung zu verstehen, die den menschlichen Fortschritt zum Maßstab des historischen Prozesses ansetzte, etwa im Hinblick auf das Werden der Nation[303]. Die Übergänge zwischen Politik, Historiografie und Belletristik waren dabei besonders aufgrund der Einflüsse der Romantik meist fließend und standen in einem wechselseitigen Dialog miteinander. Wie die Historiker Guy Thuillier und Jean Tulard betont haben, war damit der Anspruch an die Geschichte in dieser Zeit sehr vielfältig: Sie sollte auf philosophischer Grundlage belehren, zugleich aber politisch engagiert sein und mithilfe literarischer Elemente eine lebendige und anschauliche Allgemeingeschichte der Nation vorlegen[304]. Die Vielfalt der historischen Ausdrucksweisen bot dem Historiker einen großen Reichtum an komplementären, teils aber auch gegensätzlichen Deutungen, wie es hier die facettenreiche Rezeption der Mediceerin verdeutlicht hat, die sich in den hier untersuchten vierzig Jahren auf der ganzen Bandbreite zwischen Verklärung und Verteufelung bewegte.

302 Poirrier, Introduction à l'historiographie, S. 35f.

303 Mazurel, Romantisme, S. 600.

304 Thuillier, Tulard, Les écoles historiques, S. 22.

Während dieser Entstehungsphase der französischen nationalen Metanarrative wurde der politische und pädagogische Wert der Geschichte neu entdeckt, denn diese bot Argumente, Vorbilder sowie warnende Beispiele. Zwar spielte Maria keine zentrale Rolle in der postrevolutionären, historiografisch untermalten politischen Diskussion, doch ist ihre Person trotz allem zwischen 1815 und 1855 als nicht wegzudenkende Komponente der historischen ›Beweisführung‹ zum Werdegang der Nation zu bewerten, die nur auf den ersten Blick als unscheinbare und zweitrangige Protagonistin der französischen Geschichte wirkt. Sie nahm durchaus eine konstitutive auf- oder abwertende Rolle für gewisse Mitprotagonisten ein, sei es in der Verklärung Heinrichs IV. als Stammesvater der Bourbonen oder der Verteufelung Richelieus als Tyrannen. Letzteres äußerte sich insbesondere in der maßlosen Übertreibung ihrer Lebensumstände im Exil.

Anhand der Untersuchung der Rezeption Marias von Medici lassen sich außerdem interne Widersprüche der konservativen Kräfte nachzeichnen. Diese hatten sich zwar im frühen 19. Jahrhundert nach den revolutionären Ereignissen mühsam neu formiert, sich aber dann in der Jahrhundertmitte aufgrund mangelnder Einigkeit angesichts des Ansturms der Republikaner gespalten. Demzufolge kann auch kaum von einer homogenen royalistischen Rezeption der Mediceerin zwischen 1815 und 1855 gesprochen werden, noch entsprach diese, anders als der Erinnerungskult an Heinrich IV. während der Restauration, staatlichen Vorgaben. So offenbart sich bei der Untersuchung des Bilds dieser Herrscherin vielmehr das Spannungsfeld, in dem sich die royalistische Historiografie zu Beginn des 19. Jahrhunderts bewegte. Ihre Kernaufgabe war es, die Monarchie als politisch tragbares System nach der Revolution zu rehabilitieren. Wie Stanley Mellon treffend gezeigt hat, entzweite allerdings gerade dieser Punkt die konservativen Historiografen, denn welche monarchische Form sollte vordergründig verteidigt werden: die des Adels? der Ständemonarchie? oder gar des so verhassten Absolutismus[305]? Die Auseinandersetzung mit der Figur Marias von Medici erwies sich in dieser Hinsicht als besonders heikel, denn sie hatte an der Schwelle zum Grand Siècle gewirkt. Sich mit ihrer Person zu befassen, bedeutete also zwangsläufig, sich mit den Anfängen des Absolutismus auseinanderzusetzen, den das Volk in der Revolution blutig abgelehnt hatte. Während Chateaubriand Maria in seiner apologetischen Sicht auf das Ancien Régime nur eine Randnotiz zugestand, machte sie Vigny zum ersten symptomatischen Opfer eines zum blutrünstigen Tyrannen stilisierten Richelieu, des wichtigen Weichenstellers des Absolutismus. Balzac setzte hingegen die gängigen negativen Zuschreibungen gegen Maria ein, um dafür umso mehr Katharina von Medici als Vorläuferin eines einheitsstiftenden, katholischen

305 Mellon, The Political Uses of History, S. 66.

Absolutismus und einer selbstbewussten Königsmacht aufzuwerten. Meist war Maria jedoch in diesem konservativen Strang der royalistischen Rezeption des Ancien Régime wenig präsent und spielte bei der Apologie der Monarchie keine tragende Rolle. Hierfür könnte man das Nachwirken des salischen Rechts als Grund anführen, das Frauen keine legitimierende dynastische Relevanz zusprach. Die Rehabilitierung der bourbonischen Stammesmutter war demnach bei Weitem nicht so zentral wie die Wiederherstellung des Ansehens Heinrichs IV., über den die Könige der Restauration ihren Machtanspruch ableiteten. Während der Ahnherr der wieder errichteten Dynastie also zur Heilung des zerrütteten Verhältnisses zwischen dem Volk und den Bourbonen als jovialer und väterlicher Herrscher herhalten musste, war der Umgang mit seiner Frau ambivalenter, nicht zuletzt deshalb, weil der seit dem Ancien Régime in der Rezeption dieser Königin vorherrschende negative Grundton solch eine positive, apologetisch unterlegte Stilisierung nicht gerade erleichterte.

Dass eine positive Darstellung der zweiten mediceischen Herrscherin indes durchaus möglich war, belegen vor allem Werke aus der Belletristik, die größtenteils während der Julimonarchie entstanden. Darin wird Maria als mütterliche Figur und somit positives weibliches Pendant zur Vaterfigur Heinrichs IV. sowie als zu bemitleidendes Opfer eines grausamen Richelieu stilisiert. Obwohl es sich dabei nur um Einzelfälle handelte, waren diese Schilderungen durchaus im Umlauf, betrachtet man die positive Rezeption des Stücks von Lacroix oder den durchschlagenden Erfolg des Gesamtwerks von Bazin. Man kann sie jedoch nicht als gezielt historiografiegeschichtlich ausgearbeitete Apologien werten. Vielmehr profitierte Maria von Medici von der zeitweiligen Unbeliebtheit Richelieus bei den liberalen Autoren, der bei manchen von ihnen als Tyrann und Vordenker des Absolutismus und damit Unterdrücker standesbezogener, bürgerlicher Freiheiten galt. Bazin zeichnete wiederum das positive Bild aus der für ihn charakteristischen Protesthaltung heraus, sich stets von geläufigen historischen Interpretationen abzugrenzen[306]. Bei Lacroix, Dutertre de Véteuil und Lottin standen wiederum eindeutig literarische Erwägungen im

306 Hinzu kam, dass Bazin nur selten, und dann auch nur relativ vage, Quellenangaben einfügte, was seine Ausführungen nur schwer nachvollziehbar macht, siehe hierzu Poirson, Observations sur le règne de Louis XIII, S. 31f.: »Nous regrettons encore que M. Bazin n'ait pas cité ses autorités. L'histoire est une science […]. Ne pas fournir au lecteur le moyen de recourir aux originaux, c'est ajourner indéfiniment le jugement public sur une foule de questions […]. Nous nous expliquons d'autant moins la suppression des citations dans le livre de M. Bazin, qu'elle est condamnée par l'usage contraire et par le succès des plus grands historiens de notre temps« u. Sainte-Beuve, Causeries du lundi, S. 477–479.

Vordergrund[307]. Maria als tragische Figur eines alles verschlingenden, despotischen Richelieu zu zeichnen, sollte vorrangig das Pathos der Handlung steigern und die Grausamkeit des Kardinals betonen.

Die offiziell geförderte liberal-bürgerliche Geschichtsschreibung legte hingegen ab 1830 wiederum eine eigene Deutung der Mediceerin vor. In dieser fortschrittsorientierten historischen Beweisführung des etappenweise entstehenden und lebensfähigen nationalen »Organismus« wurde Maria weiterhin wie im Ancien Régime als inkompetente Herrscherin beschrieben. Sie galt in dieser neu entstehenden progressiven Sicht auf die Nationalgeschichte als diejenige, die die visionäre Politik Heinrichs IV. durchkreuzt und das Voranschreiten der französischen Nation in Richtung Freiheit und Emanzipation unterbrochen hatte. Dass dieser Einschnitt dennoch überwunden werden konnte, schrieb man der regulierenden Funktion des aufstrebenden Bürgertums wie auch national beseelter historischer Protagonisten zu, allen voran Richelieu, die wieder an die alte »französische« Politik des ersten Bourbonenkönigs angeknüpft hätten. Das Ausmaß der Inkompetenz Marias wurde hierfür in der liberalen Historiografie gern übertrieben, um das Verdienst und die Überlebensfähigkeit der Nation – gemeint war hierbei nicht das Volk, sondern die bürgerlichen Körperschaften – umso besser hervorheben zu können.

Damit zweckentfremdete die Historikergeneration der Julimonarchie gezielt den im Ancien Régime geläufigen, politisch motivierten Topos der Inkompetenz weiblicher Regentinnen, um das eigene etablierte liberale System historisch zu legitimieren. So war die Darstellung der Leidenschaftlichkeit Marias nicht mehr primär Ausdruck politischer Misogynie oder ein moralistisches Stilelement. Das Prinzip der Rationalität, das bereits in der Aufklärung eine zentrale Rolle eingenommen hatte, galt als politisches Leitmotiv der Liberalen, das sie in der Geschichte nachzuverfolgen suchten und in der Staatsform der Julimonarchie als vollendet erachteten. Maria, die Irrationale, deren Entscheidungen von rational geleiteten Körperschaften und von Richelieu, der Verkörperung der nationalen Staatsräson schlechthin, hätten reguliert werden müssen, galt in der liberalen Deutung der Nationalgeschichte als abschreckendes Beispiel.

Diese Instrumentalisierung des Bilds Marias von Medici in den liberal geprägten nationalen Metanarrativen äußerte sich jedoch auch in Form eines nationalistischen Diskurses. Heinrich IV. und Richelieu galten dabei als Ver-

307 Wenngleich sich die genannten Autoren politisch in ihren Darstellungen stark bedeckt hielten, so kann man doch bei Lottin die liberale Färbung seines Werks etwa daran ablesen, dass er Maria von Medici, zusammen mit weiteren Akteuren des frühen 17. Jahrhunderts, eine konstitutive Rolle für den Weg der Nation in Richtung Revolution und nationaler Freiheit zusprach, siehe Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 7.

fechter der nationalen Seele und wurden als große Franzosen stilisiert. Um den Kontrast zwischen ihnen und Maria besser zu verdeutlichen, wurden der Königin daher zunehmend fremdenfeindlich unterlegte Eigenschaften zugeschrieben. Im Ancien Régime bis zur Restauration waren diese xenophoben Topoi zwar bereits diffus vorhanden und an das Misstrauen gekoppelt, das ausländischen Regentinnen von jeher entgegenschlug, doch wurden sie ab den 1830er Jahren immer eigenständiger eingesetzt. Die republikanische Historiografie griff diese Entwicklung in der Folge auf, um sie zu radikalisieren.

Die Revolution von 1848 stürzte die Liberalen, die die Julimonarchie als gesunde politische Mitte zwischen den reaktionären und revolutionären Kräften betrachtet hatten, schließlich in eine tiefe Sinnkrise, die sich auch historiografisch auswirkte. Die Ereignisse von Februar 1848 hatten nämlich nicht nur die Grenzen ihres Systems aufgezeigt, sondern auch die des nationalhistorischen Verständnisses, auf das die Julimonarchie gründete. Das Narrativ eines heldenhaften Aufstiegs der Nation, der 1830 in eine stabile, bürgerlich geprägte und rationale Staatsform als höchsten Entwicklungsgrad mündete, war daher nach dem Sturz der liberalen Kräfte um Louis-Philippe nur noch schwer aufrechtzuerhalten[308]. Mit ihrem progressiven und heroisch-nationalen Geschichtsverständnis hatte die liberale Historikergeneration jedoch die Meistererzählung der nationalen Vergangenheit tiefgreifend geprägt, weshalb die nachfolgende Geschichtsdeutung der Republikaner daran anknüpfte. Allerdings überwanden sie das liberale Dilemma, in dem das Volk zwar historisch in Form des Bürgertums als wichtige Komponente der Nation überhöht, doch in der Gegenwart gefürchtet, eingedämmt und politisch ausgeschlossen werden sollte[309]. Mit den republikanischen Historikern setzte sich somit ab der Mitte der 1850er Jahre eine neue, demokratische und zunehmend sakralisierte Deutung der Nationalgeschichte durch, die eine der wohl dunkelsten Phasen der Rezeption Marias von Medici überhaupt einläutete.

308 Jullian, Extraits des historiens français du XIXe siècle, S. LXXX: »Thierry, cette même année [1848], cessa d'écrire […], il laissa tomber sa plume, l'âme brisée par cette révolution populaire qui dérangeait ses théories historiques […]. Il avait cru l'histoire finie en 1830. Elle recommençait: il ne la comprenait plus«.

309 Vgl. Crossley, History as a Principle of Legitimation, S. 49, 55.

3. Maria von Medici in den republikanischen Metanarrativen: eine verhasste Antiheldin der französischen Geschichte (1855–1876)

D'italien, elle n'avait que la langue;
de goût, de mœurs et d'habitudes, elle était Espagnole;
de corps Autrichienne et Flamande[1].

3.1 Historischer Kontext

Ab der Mitte der 1850er Jahre setzte eine erneute Wende in der Rezeption Marias von Medici ein, die eng mit einer sich damals durchsetzenden linksrepublikanischen Deutung der Vergangenheit zusammenhing. Durch sie wurde die düstere Legende um diese Herrscherin weiter ausgebaut und verfestigt. Als dumme Krämerstochter, machtgierige Gattenmörderin und ruchlose Regentin ging sie von da an in die nationalen Meistererzählungen ein und wurde als solche für die nachfolgenden Generationen verewigt.

Die republikanische Partei formierte sich als linke Oppositionskraft unter der Julimonarchie ab 1830[2]. Sie verstand sich als Reaktion auf den liberalen Individualismus und Materialismus der Monarchie des Bürgerkönigs und zeichnete sich durch vier zentrale Merkmale aus: einen ausgeprägten französischen Patriotismus, die Verbundenheit mit dem revolutionären Erbe, Sympathie für das einfache Volk und ein tief verankertes Misstrauen gegenüber der katholischen Kirche[3]. Die Nation stellte dabei kein klar umrissenes Konzept dar, sondern war vielmehr subjektiv und emotional erfahrbar. Diese Grundthemen blieben den Republikanern auch nach dem Scheitern der Zweiten Republik (1848–1851) und der Etablierung des Second Empire erhalten.

1 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 52.

2 Für die folgenden Ausführungen vgl. Philippe Darriulat, Les patriotes. La gauche républicaine et la nation. 1830–1870, Paris 2001, insb. S. 7–10, 109–155.

3 Ibid., S. 8.

Der steigende Einfluss der republikanischen Deutung der Nationalgeschichte äußerte sich darin, dass Abhandlungen einschlägiger Autoren und Historiker zunehmend auf Anklang stießen. Akademische Würdigung und Publikumserfolg gingen dabei Hand in Hand. Darüber hinaus lässt sich ab 1855 eine regelrechte Verdichtung der Publikationen über das frühe 17. Jahrhundert, und damit zwangsläufig auch über Maria von Medici, bei erfolgsgekrönten republikanischen Autoren feststellen. Diese allmähliche ideologische Verschiebung des vorherrschenden historischen Diskurses ist allerdings aus mehreren Gründen ungewöhnlich. Zum einen, weil sie im Second Empire und damit zu einem Zeitpunkt stattfand, als die Republikaner eine oppositionelle Kraft und ihre Historiker größtenteils von wichtigen politischen und akademischen Schlüsselposten entfernt worden waren. So spiegelt die Dominanz ihrer historischen Deutung ab 1855 keine politische Vormachtstellung wider – zumindest nicht bis zur Gründung der Dritten Republik im Jahr 1871. Zum anderen hatten die hier untersuchten Autoren zu diesem Zeitpunkt teils die Glanzjahre ihrer Karriere bereits überschritten. Sie gehörten der Generation an, die während der Julimonarchie ausgebildet worden war und zunächst deren bürgerlich-liberale Ideologie geteilt hatte. Aus Enttäuschung über den zunehmend konservativen Kurs des Bürgerkönigs Louis-Philippe hatten jedoch viele von ihnen ihre Ansichten radikalisiert und gegen diesen opponiert. Wie die Liberalen vor ihnen, setzten auch die Republikaner die Historiografie während der Julimonarchie und des Second Empire als politische Waffe ein.

Wenngleich der Staatsstreich von Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873) im Dezember 1851 vorerst das politische Ende der Republikaner eingeläutet und die institutionelle Etablierung ihrer Geschichtsdeutung verhindert hatte, profitierten sie unweigerlich vom Ausbau der Professionalisierung der Geschichtsschreibung unter dem nunmehrigen Kaiser Napoleon III. Von wichtigster Bedeutung waren hierfür das Vorantreiben der Inventarisierung der Bestände der Bibliothèque impériale und der Archives nationales sowie erleichterte Zugangsbedingungen zu Archiven und Bibliotheken[4]. Sophie-Anne Leterrier zufolge kann die allmähliche Durchsetzung und akademische Würdigung des republikanischen Geschichtsdiskurses im Second Empire außerdem dadurch erklärt werden, dass sie vom Zusammenschluss der beiden bislang miteinander konkurrierenden historischen Strömungen, nämlich der gelehrsamen und philosophischen Schule, profitierten, die von der Académie des inscriptions et belles-lettres respektive der Académie des sciences morales et politiques vertreten wurden. Diese hatten angesichts der politischen, doch auch ideologischen Niederlage der Liberalen und Republikaner 1848 beziehungs-

4 Amalvi, La Bibliothèque nationale, S. 77 u. Hildesheimer, Les Archives nationales, S. 92f.

weise 1851 ihre Kräfte gebündelt, um dem autoritären Regime Napoleons III. entgegenzutreten[5].

Obwohl sich die Zäsur von 1855 nicht eindeutig mit ereignisgeschichtlichen Umbrüchen deckt, kann sie dennoch als historiografiegeschichtliches Pendant zu einem kurz danach, gegen Ende der 1850er Jahre, einsetzenden politischen Umschwung im Second Empire gelten. Nach der umstrittenen Gründung des neuen Kaiserreichs 1852 blieb das innenpolitische Leben zunächst bis 1857 relativ ereignislos, da das Regime jedwede Opposition unterdrückte und zensierte[6]. Die oppositionellen Kräfte formierten sich jedoch in den späten 1850er Jahren neu, was den Republikanern allerdings vorerst besser gelang als der royalistischen Front der Legitimisten und Orleanisten. Bei den Parlamentswahlen von 1857 und 1858 verzeichnete die republikanische Opposition in manchen großen Städten trotz der Unterdrückung durch das Regime und der Förderung offizieller Kandidaten sogar einige Erfolge. Die Wahlen von 1863 bestätigten diese Entwicklung, da sich alle drei Oppositionsparteien mehrere Sitze in der Kammer sichern konnten[7].

Der Krieg von 1870 gegen die von Preußen angeführte Allianz deutscher Staaten besiegelte schließlich das Ende der zweiten napoleonischen Kaiserzeit. Infolge der französischen Niederlage bei Sedan und der Kriegsgefangenschaft Napoleons III. wurde am 4. September 1870 zunächst eine Übergangsregierung zur nationalen Verteidigung gegründet. Die blutigen Ereignisse der Pariser Kommune (18. März bis 28. Mai 1871), an denen vor allem radikale Republikaner führend beteiligt waren, sind als direkte Reaktion auf die militärische Niederlage und den konservativen Kurs zu werten, den die Interimsregierung eingeschlagen hatte[8]. Mit der Niederschlagung des Volksaufstands in der sogenannten *Semaine sanglante* (21. bis 28. Mai 1871) setzte sich dann die Dritte Republik durch[9]. Mit der Etablierung der Republikaner an der Macht und der damit einhergehenden Institutionalisierung ihrer Deutung der Nationalgeschichte ebbte schließlich der überschwängliche Duktus der republikanischen nationalen Metanarrative ab.

5 Leterrier, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, S. 155–157.

6 Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 424.

7 Ibid., S. 431–433.

8 Die Royalisten verhandelten über die Möglichkeit einer Wiedereinführung der konstitutionellen Monarchie.

9 Vgl. für eine detaillierte Schilderung der Ereignisse zwischen 1856 und 1876 Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 418–472.

3.2 Zu den Autoren und Quellen

Mit der zweiten Medici-Regentin befassten sich zwischen 1855 und 1876 vor allem drei prominente republikanische Autoren, nämlich Jules Michelet, Alexandre Dumas und Henri Martin. Ihr biografischer Werdegang und Geschichtsverständnis sollen den Ausführungen zur Rezeption Marias vorangestellt werden, da sie eine wichtige Voraussetzung für das Verständnis ihrer Schilderung der Königin bilden. Die drei Erfolgsautoren prägten den politisch dominierten Diskurs der Nationalgeschichtsschreibung der Jahrhundertmitte wesentlich mit.

3.2.1 Jules Michelet

Trotz seiner Singularität und umstrittenen Vorgehensweise kann Jules Michelet (1798–1874) durchaus als Spiritus Rector der republikanischen Geschichtsschreibung gelten[10]. Nach einer erfolgreich absolvierten Schul- und Universitätslaufbahn stellten die Ernennung des aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Michelet zum Leiter der historischen Abteilung der Archives nationales (1830), die Lehrstuhlvertretung an der Sorbonne für François Guizot (1834) und seine Berufung an den Lehrstuhl für Geschichte und Moralphilosophie des Collège de France (1838) die Höhepunkte seiner wissenschaftlichen Karriere und seines sozialen Aufstiegs dar. Entscheidend für sein Wirken als Historiker war die ab 1830 komplementäre Tätigkeit als Archivar und Professor.

Der Prophet der Nation

Michelet betrachtete die Geschichte als dynamischen Prozess moralischen Wachstums, in dem der Mensch im Kampf gegen deterministische Faktoren wie

[10] Die Literatur zu einem der bedeutendsten französischen Historiker ist beträchtlich. Zu empfehlen sind die Referenzbiografien der beiden letzten Verleger seines Gesamtwerks, siehe Paule Petitier, Jules Michelet. L’homme histoire, Paris 2006 u. Paul Viallaneix, Michelet. Les travaux et les jours, 1798–1874, Paris 1998. Siehe außerdem Wilhelm Alff, Michelets Ideen, Genf 1966; Roland Barthes, Michelet, Paris 1954; Jeanlouis Cornuz, Jules Michelet. Un aspect de la pensée religieuse au xixe siècle, Genf 1955; Gerd Krumeich, Jules Michelet (1798–1874), in: Lutz Raphael (Hg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 64–87; Arthur Mitzman, Michelet, Historian. Rebirth and Romanticism in Nineteenth-Century France, New Haven 1990.

Natur, Tradition – in späteren Werken auch Religion – auf den Sieg der Gerechtigkeit, Vernunft und Freiheit zusteuere[11]. Der Geschichte liege ein Ziel zugrunde, das aus dem Menschen heraus und nur in Form menschlicher Gemeinschaft erreicht werden könne. Das Kollektiv wertete er daher zur eigentlichen Triebkraft, zum Subjekt der Geschichte auf[12]. In seiner »Introduction à l'histoire universelle« (1831) verknüpfte Michelet erstmals dieses Grundkonzept mit dem Prozess der Nationsbildung, in dem sich der Mensch auf dem Weg hin zu Freiheit und Brüderlichkeit vom Fatalismus seiner Umstände löse. Den Franzosen sprach er die missionarische Aufgabe zu, den anderen Nationen die von ihnen in der Revolution erlangte und erfahrene Freiheit nahezubringen[13]. Das einfache Volk bildete bei Michelet nicht nur ein zentrales Thema, sondern war zugleich der eigentliche Adressat seiner Werke[14]. Es bildete für ihn den stärksten und gesündesten Teil der Nation[15]. Mithilfe seiner historischen Abhandlungen strebte der Autor daher eine Stärkung des nationalen Gefüges an, indem er zum einen das Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl der Franzosen wecken und zum anderen die demokratisch-republikanischen Kräfte durch eine besser strukturierte Ideologie handlungsfähiger machen wollte.

Michelets nationalhistorisches Monumentalwerk (1833–1867)

Das Bewusstsein einer nationalen Identität und der damit verbundenen Entstehung des Staates leitete Michelet aus der Geschichte ab. Er verstand die Nation als Seele des Volkes, die sich über die Jahrhunderte als eigenständiges Wesen herausgebildet hatte[16]. Die Nacherzählung der gemeinsamen Vergangenheit war unumgänglich, da sie Bezugspunkte schuf und diese in einer zeitlichen

11 Ibid., S. 17; Petitier, Jules Michelet, S. 59f.: Michelet leitete sein Geschichtsbild vom neapolitanischen Geschichts- und Rechtsphilosophen Giambattista Vico ab, dessen »Principi di una Scienza Nuova« (1725) er ab 1824 ins Französische übersetzte und in verkürzter Fassung 1827 veröffentlichen ließ.

12 Crossley, French Historians and Romanticism, S. 192.

13 Petitier, Jules Michelet, S. 90.

14 Mit der Definition des Volkes setzte sich Michelet in mehreren Werken auseinander, u. a. in »Du prêtre, de la femme, de la famille« (1845) und »Le peuple« (1846). Siehe außerdem zum Volksverständnis bei Michelet Paul Viallaneix, La voie royale. Essai sur l'idée du peuple dans l'œuvre de Michelet, Paris 1971.

15 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 180f.

16 Michelet, Préface de 1869, S. 13: »Ainsi va la vie historique, ainsi va chaque peuple se faisant, s'engendrant, broyant, amalgamant des éléments, qui y restent sans doute à l'État obscur et confus, mais sont bien peu de choses relativement à ce qui fit le long

Kontinuität verankerte[17]. Als Historiker betrachtete er es daher auch als seine Aufgabe, die innere Wahrheit und Struktur der Ereignisse mittels des Erzählprozesses herauszuarbeiten. In seiner Darstellung der französischen Geschichte räumte Michelet deshalb dem Zufall keinen Platz ein, sondern maß jedem noch so kleinen Detail eine Bedeutung bei. Er verstand sich selbst als Prophet und Mittler zwischen der profanen Gegenwart und der sakralen Vergangenheit[18]. Durch sein Narrativ, das den historischen Ereignissen durch deren Anordnung und zielgerichtete Ausrichtung einen Sinn verlieh, verwandelte er die französische Geschichte in einen nationalen Mythos, der die Rolle des Landes in der Weltgeschichte offenbaren sollte.

Um dies zu bewerkstelligen, verfasste er zwischen 1833 und 1867 sein siebzehnbändiges Monumentalwerk der Geschichte Frankreichs bis zur Revolution, das er bewusst als Geschichte der Entstehung des Volkes und der Nation konzipierte. Frankreich betrachtete er dabei als eine aus einem Geist und Körper bestehende, lebendige Person[19]. Er wollte demnach keiner bereits vorhandenen Einheit oder abstrakten Idee nachspüren, sondern ein sich fortlaufend wandelbares, von den Ereignissen geprägtes Wesen erfassen[20]. Der Erfolg dieses Werks war immens, was bereits zu Lebzeiten Michelets zu zahlreichen Neuauflagen führte.

Enttäuscht über den Verlauf der Julimonarchie, in die er 1830 so viele Hoffnungen gesetzt hatte[21], unterbrach er nach Beendigung der Bände über das Mittelalter allerdings seine »Histoire de France«, um sich zwischen 1846 und 1854 einer siebenbändigen »Histoire de la Révolution Française« zu widmen. Mit der Machtübernahme Napoleons III. verlor der überzeugte Republikaner Michelet zudem 1852 seinen Posten am Collège de France und in den Archives nationales, da er sich geweigert hatte, den Treueid der Beamten auf das neue Regime zu schwören. Damit konnte er sich fortan ungestört seinem Werk widmen und beschloss daher 1853, an der »Histoire de France« weiterzuschreiben.

Dies stellte sich jedoch als schwere Aufgabe heraus. Michelet betrachtete das Niederschreiben der Zeitspanne des Ancien Régime nämlich eher als trockene Pflichterfüllung, um endlich zur Revolution zu gelangen. Von seiner beschwingten Darstellung und Begeisterung für die Diversität und schöpferi-

travail de la grande âme. La France a fait la France, et l'élément fatal de race m'y semble secondaire. Elle est fille de sa liberté«.

17 Crossley, French Historians and Romanticism, S. 189f.

18 Ibid., S. 247.

19 Michelet, Préface de 1869, S. 11: »Le premier je la vis comme une âme et une personne«.

20 Crossley, French Historians and Romanticism, S. 203.

21 Vgl. Michelet, Préface de 1869, S. 15.

sche Kraft des Mittelalters und der Renaissance ist in seinen Folgebänden über das Ancien Régime daher nichts mehr zu spüren. Stattdessen beklagte Michelet einen angeblichen Sittenverfall, geistige Sterilität wie auch die zunehmende Einschränkung der nationalen Freiheiten durch den absolutistisch geprägten Ausbau des Einflussbereichs des Monarchen[22]. Mit dem 17. Jahrhundert plagte sich der Historiker ganz besonders. Er bezeichnete es in seinem Tagebuch als »grandiose désert«[23], durch dessen Dokumente er sich mühsam quäle[24]. Diese Lustlosigkeit erklärt auch, warum Michelet für die Bände zum 17. Jahrhundert länger brauchte als ursprünglich geplant. Sie erschienen erst 1857 und 1858. Besonders der zwölfte Band, »Richelieu et la Fronde«, wurde allerdings von der Kritik sehr gelobt[25].

Der ab der Renaissance von Michelet wieder aufgegriffene Erzählfaden der Nationalgeschichte wies eine Veränderung auf, die sich auch auf seine Rezeption Marias von Medici niederschlagen sollte. Zwischen 1840 und 1854 hatten sich nämlich die Ansichten des Historikers in Richtung eines polemischen und vehementen Antiklerikalismus und Antimonarchismus radikalisiert[26]. Sowohl Wilhelm Alff als auch Arthur Mitzman bewerteten diese Wende beim Katholiken Michelet als Ergebnis eines sich langsam anstauenden Konflikts, in dem republikanischer Idealismus, Glaubenskrise und persönlicher Groll zusammenkamen, nicht zuletzt aufgrund der für den Historiker einschneidenden Schicksalsschläge des Todes seiner Ehefrau Pauline (1839) und seiner Vertrauten Hortense Dumesnil (1842)[27]. Diese neue Abneigung äußerte sich in Form einer bewussten Parteilichkeit in Michelets Darstellung des Ancien Régime, die durchzogen ist von unreflektierten Angriffen gegen den Katholizismus und das Königtum. Darunter litt nicht zuletzt die Qualität seiner Quellenarbeit. Historikerkollegen warfen ihm in diesem Zuge sogar einen tendenziösen und unlauteren Umgang mit den Originaltexten vor[28]. Camille Jullian schrieb etwa enttäuscht: »Les volumes sur la royauté sont un long dénigrement. Décidément le

22 Ders., Histoire de France au seizième siècle, Bd. 10: La Ligue et Henri IV, Paris 1856, S. 443–460; Petitier, Jules Michelet, S. 328f., 428.

23 Michelet, zit. n. ibid., S. 329.

24 Michelet, zit. n. ibid., S. 337.

25 Ibid., S. 343.

26 Krumeich, Jules Michelet, S. 68f.; Poirrier, Introduction à l'historiographie, S. 34.

27 Alff, Michelets Ideen, S. 14; Mitzman, Michelet, S. 57f.

28 Monod, Les maîtres de l'histoire, S. 219: »Cette seconde partie de l'histoire de France est conçue dans un tout autre esprit et exécutée d'après une tout autre méthode que la première. L'homme d'action, le poète, le philosophe l'emportent désormais sur l'historien et le critique. Au lieu d'une sympathie équitable pour toutes les grandeurs du passé, Michelet attaque avec violence tout ce qui n'est pas conforme à son idéal moderne

polémiste l'emporte: le voyant est devenu halluciné. Michelet raconte de moins en moins; on devine qu'il a moins lu ses sources, ou qu'il les a mal lues«[29].

Nach Michelets Tod verblasste sein Ansehen als Nationalhistoriker angesichts des sich durchsetzenden Anspruchs einer objektiven und damit auch affektfreien Historiografie, wie ihn die *école méthodique* postulierte. Sein subjektiver, romantisch-emotionaler Ansatz wurde zunehmend belächelt. So bezeichnete ihn Hippolyte Taine, einer der führenden Intellektuellen der Dritten Republik, zwar anerkennend als großen Dichter einer »épopée lyrique de la France«[30], sah in ihm jedoch keinen Historiker. Bis in die 1970er Jahre hinein wurde die Einordnung von Michelet als Dichter oder Historiker stark diskutiert[31]. Erst nach Hayden Whites Ansatz im Zuge des *linguistic turn* wurden der geschichtswissenschaftliche und der poetische Aspekt von Michelets Werk als komplementär angesehen und als markanter, singulärer Ausdruck seines Geschichtsverständnisses aufgewertet[32]. Trotz der unweigerlichen Schwächen, die Michelets historische Beweisführung aufweist und die in seiner Darstellung Marias von Medici berücksichtigt werden müssen, hat er doch zweifelsohne eine meisterhafte Erzählung der französischen Nation verfasst. Hiermit prägte er Generationen von republikanischen Staatsbürgern, da zu Zeiten der Dritten Republik (1871–1940) sogar einige Kapitel seiner »Histoire de France« zum Unterrichtsstoff gehörten[33].

3.2.2 Alexandre Dumas

Nicht minder bekannt ist der Erfolgsromancier Alexandre Dumas (1802–1870)[34]. Er galt als überzeugter Republikaner der ersten Stunde und versuchte sogar, wenngleich erfolglos, sich politisch an der Zweiten Republik zu beteili-

de justice et de bonté, le moyen âge, le catholicisme, la monarchie. Au lieu de donner à chaque événement, à chaque personnage la place proportionnée qui lui est due, il se laisse guider par les caprices de son imagination, se répand à chaque instant en des digressions poétiques«.

29 Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. LXXXII.

30 Hippolyte Taine, zit. n. Marcel Hervier, Les écrivains français jugés par leurs contemporains. Le xixe siècle, Bd. 2, S. 98.

31 Die Debatte, ob Michelet vornehmlich als Literat oder Historiker zu betrachten sei, dauerte im 20. Jahrhundert unter dem Mitwirken prominenter Fachmänner wie Roland Barthes, Paul Viallaneix oder Pieter Geyl an, vgl. Krumeich, Jules Michelet, S. 82f.

32 Vgl. White, Metahistory, S. 135–162.

33 Krumeich, Jules Michelet, S. 80.

34 Zum Leben und der Rezeption des Werks von Dumas, siehe u. a. Fernande Bassan (Hg.), La réception critique de Dumas père, Tübingen 1996; Daniel Desormeaux, Alex-

gen. Der Staatsstreich von Louis-Napoléon Bonaparte – und seine Schulden – trieben ihn dann für einige Jahre nach Brüssel und in das nach Unabhängigkeit und Einheit strebende Italien Garibaldis[35]. Er gilt als einer der großen Inspiratoren des Populärromans und prominenter Vertreter des romantischen Theaters. Dank seiner historischen Romane, in denen er die Nationalgeschichte lebendig nachzeichnete, erzielte er außerdem zu Lebzeiten große literarische Erfolge[36]. Seine politischen Ansichten äußerte er zwar nie explizit in seinen Romanen[37], doch ist eine republikanisch geprägte inhaltliche Kontinuität durchaus gegeben, weil er sich stark an Michelet anlehnte.

Knapp zwanzig Jahre nach seinem erfolggekrönten historischen Abenteuerroman »Les Trois Mousquetaires« (1844)[38] knüpfte Dumas erneut an den Kontext der Herrschaft Ludwigs XIII. an. Der daraus entstandene Feuilletonroman »Le comte de Moret« erschien zwischen dem 17. Oktober 1865 und dem 23. März 1866 in der neugegründeten Zeitschrift »Les Nouvelles«. Der Roman wurde durch den Gründer der Zeitschrift, Jules Noriac, bei dem renommierten Autor in Auftrag gegeben, um seinem neuen Blatt Bekanntheit und eine breite Leserschaft zu sichern[39]. Der Hauptprotagonist und Titelgeber des Romans, der Graf von Moret, ist eine historische Figur. Es handelt sich um Antoine de Bourbon-Bueil (1607–1632), einen unehelichen Sohn Heinrichs IV. Ganz im Sinne von Radu Portocala, der das Vorwort zur Neuauflage verfasst hat, kann aber davon ausgegangen werden, dass weniger das Interesse an dieser historischen Figur als Dumas' Faszination für das 17. Jahrhundert die Themenwahl beeinflusste[40]. Erst 1946 wurde der Roman in Buchform veröffentlicht und seitdem mehrfach unter dem Titel »Le sphinx rouge« aufgelegt[41]. Der neue Titel bezieht sich auf eine von Michelet geprägte und von Dumas im Roman aufgegriffene

andre Dumas, fabrique d'immortalité, Paris 2014; Claude Schopp, Alexandre Dumas. Le génie de la vie, Paris 1985.

35 Henry Lecomte, Alexandre Dumas (1802–1870). Sa vie intime. Ses œuvres, Paris 1902, S. 32, 59–67.

36 Von den Literaturhistorikern wurde Dumas als wichtiger Autor der Romantik bis ins 21. Jahrhundert wenig beachtet, vgl. Michel Brix, Alexandre Dumas et l'histoire littéraire, in: Bassan (Hg.), La réception critique, S. 15–21; Youjun Peng, La nation chez Alexandre Dumas, Paris 2003, S. 9–14.

37 Vgl. ibid., S. 98.

38 Maria von Medici ist keine Protagonistin des Romans, weshalb dieser hier nicht ausführlich behandelt wird.

39 Radu Portocala, Préface, in: Dumas, Le sphinx rouge, S. 7–12, hier S. 7f.

40 Ibid., S. 8.

41 Note de l'éditeur, ibid., S. 13; Réginald Hamel, Pierrette Méthé, Dictionnaire Dumas. Index analytique et critique des personnages et des situations dans l'œuvre du romancier, Montréal 1990, S. 216: Die hier verwendete Edition von 2008 gilt als vollstän-

Metapher für den enigmatischen, in roter Kardinalsrobe gekleideten Prinzipalminister Richelieu[42].

Die Handlung des Romans knüpft da an, wo »Les Trois Mousquetaires« aufhört, nämlich bei der Einnahme der reformierten Hafenfestung von La Rochelle durch Richelieu (1628). Wie Portocala jedoch zu Recht betonte, handelt es sich um eine rein chronologische Kontinuität, nicht um eine Fortsetzung der Erzählung[43]. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Romanen besteht darin, dass Dumas in »Le sphinx rouge« die Erzählung stärker auf historische Protagonisten ausrichtete und diese zu den Hauptfiguren seines Romans machte. Die Handlung erstreckt sich auf die zwei Jahre (1628–1630) nach der Einnahme von La Rochelle und endet kurz vor der *journée des Dupes*[44]. Im Wesentlichen geht es um den Machtkonflikt zwischen Richelieu und den beiden Königinnen, Maria von Medici und Anna von Österreich, im unmittelbaren Umfeld Ludwigs XIII. Zentraler Streitpunkt war die Frage nach einem Eingriff in den Mantuanischen Erbfolgekrieg (1628–1631), den Richelieu befürwortete, um den habsburgischen Einfluss in Norditalien einzudämmen. Über die historischen Fakten hinaus ging es Dumas in diesem Roman allerdings – aus einer nationalhistorischen Perspektive heraus – darum, symbolhaft den Emanzipations- und Freiheitskampf der Nation darzustellen, vorrangig »la lutte de la France, qui ne veut devenir ni espagnole, ni autrichienne«[45].

Wenngleich der Roman »Le sphinx rouge« keine inhaltliche Kontinuität zu »Les Trois Mousquetaires« aufweist, hat er dennoch Vorläufer. 1855 und 1856 hatte Dumas in der Zeitschrift »Le Mousquetaire« nacheinander »Les grands hommes en robe de chambre. Henri IV« und »Les grands hommes en robe de chambre. Richelieu« veröffentlichen lassen[46]. Der Titel basiert auf dem gleichlautenden Sprichwort, wonach Personen der Öffentlichkeit keinen Morgenmantel trügen, also ihr Privatleben verschwiegen werden sollte. Dumas postulierte hingegen, dass das Beleuchten privater Aspekte ebenso zum Ruhm historischer Persönlichkeiten beitragen könne und diese daher nicht zwangsläufig für die interessierte Öffentlichkeit und Leserschaft ausgeblendet werden

digste Fassung, da sie die in »Les Nouvelles« veröffentlichten Fragmente um Ausschnitte aus dem Originalmanuskript ergänzt.

42 Dumas, Le sphinx rouge, S. 136 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 361.

43 Portocala, Préface, S. 9.

44 Der Roman beginnt am 5. Dezember 1628 und endet im Frühjahr 1630, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 73, 683.

45 Ders., Lettre à Jules Noriac (8 octobre 1865), in: ders., Le sphinx rouge, S. 17.

46 Im darauffolgenden Jahr (1856) wurden die Fragmente erstmals als Ganzes bei Alexandre Cadot verlegt. Es wird hier die am meisten zitierte Ausgabe verwendet, die 1866 bei Michel und Calmann Lévy (»Michel Lévy frères«) in Paris erschienen ist.

müssten[47]. Im Falle eines Erfolgs sollte sich die Themenreihe von Alexander dem Großen bis Napoleon erstrecken[48]. Dumas beließ es allerdings bei Cäsar, Heinrich IV. und Richelieu, was auf eine eher geringe Resonanz des Projekts schließen lässt. Für die Zwecke der vorliegenden Studie ist diese Reihe indes relevant, denn »Le sphinx rouge« kann im Hinblick auf Dumas' Rezeption Marias durchaus als Fortsetzung des Bands von »Les grands hommes« über Heinrich IV. gelten[49]. Dort sprach sich Dumas für eine Mitschuld Marias an der Ermordung ihres Mannes aus, legte seinem Leser allerdings erst zehn Jahre später in »Le sphinx rouge« eine voll ausgebaute Verschwörungstheorie vor.

3.2.3 Henri Martin

Weit weniger bekannt als Michelet und Dumas ist heutzutage der Historiker Henri Martin (1810–1883)[50]. Für seine Zeitgenossen war er jedoch eine der großen Figuren der linksrepublikanischen Geistesgeschichte[51]. Nach dem gescheiterten Versuch eines politischen Engagements als Abgeordneter während der Zweiten Republik hatte Martin eine Professur an der Sorbonne übernommen. Der Staatsstreich von Louis-Napoléon Bonaparte im Dezember 1851 unterbrach allerdings vorerst, wie bei vielen Gleichgesinnten, seine akademische Laufbahn. Ähnlich wie Michelet griff er daher seine Tätigkeit als Autor und Historiker wieder auf, bevor er dann als Bürgermeister des 16. Arrondissements die Belagerung von Paris durch deutsche Truppen und die darauf folgenden blutigen Ereignisse der Pariser Kommune erlebte. In der Dritten Republik wurde er schließlich Abgeordneter und Senator sowie Mitglied der Académie des sciences morales et politiques (1871) und der Académie française (1878).

Martins mehrfach aufgelegte »Histoire de France«[52] spürte, wie die von Michelet, dem Werdegang der Nation in der Geschichte im republikanischen

47 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. If.

48 Ibid., S. II.

49 Portocala, Préface, S. 9.

50 Zu Martin gibt es keine aktuellen Studien, weshalb hier auf die Werke seiner Zeitgenossen verwiesen wird: Hanotaux, Henri Martin; Henri de L'Épinois, Critiques et réfutations. M. Henri Martin et son Histoire de France, Paris 1872.

51 So wurde sogar eine nationale Trauerfeier für ihn abgehalten, siehe Hanotaux, Henri Martin, S. 333.

52 Der bibliografische Überblick über Martins »Histoire de France« wird dadurch erschwert, dass die vier zu verzeichnenden überarbeiteten und erweiterten Auflagen selbst jeweils zahlreich neu aufgelegt wurden. Für die vier großen Auflagen siehe ibid., S. 257–261 u. L'Épinois, Critiques, S. 1: 1833 erschien der erste (und einzige) von geplan-

Sinne nach. Dank der historischen Erzählung sollten der Fortschritt und das Fortdauern des französischen Geistes belegt werden[53]. Für die gesamte dritte, erweiterte und überarbeitete Auflage seiner »Histoire de France« erhielt Henri Martin 1856 von der Académie française den hoch dotierten Grand Prix Gobert, der seit 1834 alljährlich das überzeugendste und eloquenteste Werk zur nationalen Geschichte auszeichnet[54]. Die einzelnen Bände erwiesen sich als regelrechte Bestseller[55], und seine mehrbändige Gesamtdarstellung der Nationalgeschichte löste damit die bis dahin als Referenz geltende »Histoire des Français« des Liberalen Simonde de Sismondi ab[56]. Sogar konservative Gegner gestanden, wenngleich widerwillig, Martins Werk zu, ein »succès complet« zu sein und bestätigten, dass »chacun la regarde comme un véritable monument national«[57]. Zahlreiche Auszeichnungen[58] und der große Erfolg der zu Lebzeiten vier Mal aufgelegten »Histoire de France« ließen Henri Martin in den 1850er Jahren daher zum gefeierten und einflussreichen »historien national«[59] aufsteigen.

ten 48 Bänden. Zwischen 1834 und 1836 wurden 16 Bände mit gleichnamigem Titel veröffentlicht. Die dritte, korrigierte und erweiterte Auflage in 19 Bänden erschien dann zwischen 1838 und 1856. Es folgte die vierte, ebenfalls korrigierte und erweiterte Auflage zwischen 1855 und 1860, erneut in 16 Bänden. 1867 erschien eine Kurzfassung (7 Bde.), die einem breiteren Publikum zugedacht war.

53 Vgl. Hanotaux, Henri Martin, S. 157 u. Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. LIX.

54 Vgl. Sophie-Anne Leterrier, L'Académie française, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 169–175, hier S.169–171: Die Académie française war Teil des Institut de France und als solches für literarische Kultur zuständig, zu der damals auch die Geschichtsschreibung zählte.

55 Hanotaux, Henri Martin, S. 265: »La publication de chacun des volumes de l'Histoire de France fut en son temps un véritable événement littéraire«.

56 Jullian, Extraits des historiens français du xixe siècle, S. LVIII.

57 Beide Zitate in L'Épinois, Critiques, S. 2.

58 Die von Martin für seine »Histoire de France« erhaltenen Auszeichnungen sind nicht eindeutig nachzuvollziehen. Die Académie française gibt an, dass seine Bände zwischen 1851 und 1856 alljährlich sowie noch einmal 1859 prämiert wurden, vgl. hierzu o. V., Henri Martin, http://www.academie-francaise.fr/les-immortels/henri-martin?fauteuil=38&election=13-06-1878 (14.1.2019). Ein Abgleich zwischen Hanotaux, Henri Martin, S. 265–270 u. L'Épinois, Critiques, S. 1f. ergibt hingegen folgende Auflistung: Martin erhielt 1844 den Premier Prix Gobert der Académie des inscriptions et belles-lettres für die Bde. 10 u. 11 seiner »Histoire de France« über die Religionskriege, 1851 den Second Prix Gobert von der Académie française für die Bde. 14 u. 16 (Herrschaft Ludwigs XIV.), 1856 den Grand Prix Gobert für die gesamte dritte Auflage und die überbearbeiteten Bände der vierten Auflage, 1859 wurde der Bd. 15 der vierten Auflage prämiert. Im Jahr 1869 erhielt Martin schließlich den mit 20 000 Francs dotierten, alle zwei Jahre verliehenen Preis des Institut de France für die gesamte »Histoire de France«.

59 Hanotaux, Henri Martin, S. 265.

Der große Erfolg und die Schlagkraft von Martins Monumentalwerk wurden dabei von der konservativen Seite durchaus als ernstzunehmende Bedrohung wahrgenommen. Davon zeugt die vehemente Kritik, die Martin von Seiten katholischer Kollegen entgegenschlug. Sie wiesen etwa auf jeden kleinsten Fehler seiner historischen Darstellung hin, um ihn, den Erfolgsautor, öffentlich bloßzustellen. Henri de L'Épinois, eine der führenden Stimmen unter den katholischen Gelehrten, fasste 1872 in »Critiques et réfutations. M. Henri Martin et son Histoire de France« alle kritischen Bemerkungen und aufgedeckten Fehler Martins zusammen, die er über die Jahre in der konservativ-katholischen »Revue des questions historiques« aufgedeckt hatte. Sein Ziel war die systematische Erforschung der »tactique de nos adversaires«[60] sowie die Rehabilitierung des Ansehens der »traditions catholiques et monarchiques de notre pays qui ne sont pas sans gloire«[61], die er durch die republikanische Historiografie in Verruf geraten sah. Derartige Angriffe zwangen Henri Martin, laufend Passagen seines Werks zu überarbeiten und zu präzisieren.

L'Épinois unterstellte Martin ein tendenziöses, manipulatives und opportunistisches Vorgehen, das unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit die Vorurteile gegen Monarchie und Kirche schüre[62]. Martin lege nämlich eine schlichtweg falsche Schilderung der Vergangenheit vor und leite daraus gefährliche Schlüsse für die Gegenwart ab[63]. Besonders heftig war die Kritik des katholischen Gelehrten an Martins Darstellung des Mittelalters und der Religionskriege. Zum frühen 17. Jahrhundert räumte er jedoch ein, dass »[n]ous entrons dans une période où les erreurs, les lacunes, les confusions sont moins nombreuses, et souvent nous aurons à approuver les pages de M. Martin«[64]. Die Rezension von L'Épinois zeigt eindrücklich, wie erbittert ab den 1850er Jahren zwischen konservativen und republikanischen Kräften um die Deutungshoheit über die nationale Geschichte und Werte gekämpft wurde und wie besorgt die Konservativen den steigenden Einfluss der Republikaner beobachteten.

60 L'Épinois, Critiques, S. VI.

61 Ibid., S. VII.

62 Ibid., S. VII, 8f.

63 Ibid., S. 473f.: »Or, M. Henri Martin a donné sur le passé des notions fausses, pour amener sur le présent un jugement faux […]. Mais M. Martin se plaît à rompre avec tout le passé: il porte une haine implacable à cette monarchie traditionnelle […]; il porte surtout une haine implacable à la religion catholique, source de toute notre civilisation; et, toutefois, on peut reconnaître dans son livre, par le plus étrange contraste, un amour vrai de la France, un sentiment profond de la justice et de la liberté. C'est le mérite de cette œuvre, et c'est ce qui en fait le danger, car elle séduit ainsi les âmes généreuses«.

64 Ibid., S. 384.

3.2.4 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Die republikanischen Autoren teilten gemeinsame Ideale, beispielsweise die Verwerfung des monarchischen Prinzips und die Vermittlung von Werten wie Freiheit, Demokratie und Toleranz. Zudem erhoben sie alle das einfache Volk – und nicht wie die Royalisten und Liberalen den Adel respektive das Bürgertum – zum eigentlichen Akteur der Geschichte. Darüber hinaus trugen aber noch zwei weitere Aspekte wesentlich zur Schlagkraft der republikanischen Metanarrative bei.

Zum einen waren sich alle hier behandelten Autoren des didaktischen Werts historischer Darstellungen bewusst, denn durch das Nahebringen der gemeinsamen Vergangenheit sollte die Nation in ihrer gemeinsamen Identität bestärkt werden[65]. Aus diesem Grund ließ Henri Martin eine »Histoire de France populaire« (1867–1875) veröffentlichen, die als vulgarisierendes, für alle zugängliches Pendant seiner »Histoire de France« konzipiert war und das republikanische Verständnis der Nation im französischen Volk verbreiten sollte[66]. Sein pädagogisch-nüchterner Stil machte überdies seine Monumentalgeschichte Frankreichs zum festen Bestandteil des Geschichtsunterrichts der Dritten Republik[67]. Alexandre Dumas hatte sich in seiner Rolle als Romanautor ebenfalls vorrangig als Wissensvermittler der Nationalgeschichte unter republikanischen Vorzeichen für zukünftige Generationen verstanden[68]. Michelets vulgarisierende Schlagkraft erwies sich hingegen vor allem in seiner lebendigen und emphatischen Darstellung, die ihn zum »Meister einer für ein nicht wissenschaftliches Publikum gedachten Nationalerzählung mit starkem wissenschaftlichen Anspruch« machte[69].

Zum anderen verband all diese Autoren das Bewusstsein einer hervorgehobenen, quasi messianischen Stellung Frankreichs in der Menschheitsge-

65 Hanotaux, Henri Martin, S. 295: Er bezeichnete Martins Werk als »fait pour créer des citoyens«.

66 Siehe Henri Martin, Histoire de France populaire depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, Bd. 1–2, Paris 1867–1868, hier Bd. 1, S. Vf.

67 Hanotaux, Henri Martin, S. 280.

68 Portocala, Préface, S. 9. Siehe auch Dumas, Le sphinx rouge, S. 177f.: »Si ce livre était simplement un de ces livres que l'on expose […], nous passerions par-dessus certains détails que les esprits frivoles ou pressés peuvent traiter d'ennuyeux. Mais, comme nous avons la prétention que nos livres deviennent, sinon de notre vivant, du moins après notre mort, des livres de bibliothèque, nous demanderons à nos lecteurs la permission de leur faire passer sous les yeux […] une revue de la situation de l'Europe«. Es folgt eine ausführliche Schilderung der europäischen Machtverhältnisse zwischen 1628 und 1630, siehe S. 177–187.

69 Krumeich, Jules Michelet, S. 75.

schichte[70]. Michelets These zufolge, die er bereits in der »Introduction à l'histoire universelle« formuliert hatte, mündete die allgemeine Geschichte in die der französischen Nation, denn dort sei die Emanzipation aus der Fatalität heraus hin zu Freiheit und Toleranz am besten gelungen[71]. Die Einheit bildete in diesem Geschichtsverständnis eine Grundvoraussetzung, um zur Selbstwahrnehmung als Nation und der ihr innewohnenden Bestimmung zu gelangen. Im aus einer Reihe freier Entscheidungen resultierenden Nationsbildungsprozess habe Frankreich diesen Weg vor allen anderen beschritten und sei damit zum Vorbild für die Völker geworden. Dem französischen Geist sprachen die Republikaner daher mittels christlich-sakraler Diskurse eine messianische Rolle und einen missionarischen Sendungsauftrag zu, um die anderen Nationen anzuleiten[72]. Jedwede Gefährdung der nationalen Bestimmung könne somit eine Gefahr für die Menschheit bedeuten.

Diese beiden Aspekte müssen im Hinblick auf die republikanische Rezeption Marias von Medici in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unbedingt berücksichtigt werden. Der didaktische Aspekt trug nämlich eindeutig zu einer breiten Wahrnehmung des von diesen Autoren vermittelten Bilds der Königin bei. Außerdem wurde Maria im nationalrepublikanischen Narrativ daran gemessen, ob sie der hervorgehobenen Stellung Frankreichs in der Menschheitsgeschichte gerecht geworden war und diese gefördert hatte.

Neben diesen Gemeinsamkeiten traten jedoch auch Unterschiede in den Ansätzen und leichte Nuancen in der Argumentation der jeweiligen Historiker auf. Besonders deutlich äußert sich dies im Vergleich zwischen Henri Martin und Jules Michelet, die man fast schon als Gegenpole einer ähnlich motivierten demokratischen und republikanischen Sicht auf die Nationalgeschichte bezeichnen kann. Martin wurde von seinen Zeitgenossen sehr für seine bodenständige, nüchterne Schilderung gelobt[73]. Michelet hingegen sah seine Schlagkraft darin, das Erzählte wieder zum Leben zu erwecken und seine Leserschaft

70 Siehe z. B. Dumas, Le sphinx rouge, S. 411 u. Hanotaux, Henri Martin, S. 295–300.

71 Vgl. Cornuz, Jules Michelet, S. 119–132.

72 Vgl. Darriulat, Les patriotes, S. 136–140; Hans Kohn, Propheten ihrer Völker. Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke, Dostowjewski. Studien zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts, Bern 1948, S. 54. Wie Darriulat anführt, hat der Diskurs einer Vorrangstellung der französischen Nation mittelalterliche Wurzeln.

73 Hanotaux, Henri Martin, S. 278: »Il ne revivait pas l'histoire peut-être, mais il ne la refaisait pas non plus. Dans la mesure d'un talent solide et d'un jugement sain, il se contentait de dire des faits du passé, ce que les témoignages subsistants lui permettaient d'en connaître. Il ne subjugue ni son sujet, ni ses lecteurs; mais il domine son récit et il se domine lui-même. Sa marche plus lente atteint le but plus sûrement«. Siehe auch S. 287.

dadurch mitzureißen[74]. Zwar könne Michelets Stil, so der Historiker Gabriel Hanotaux, mehr Originalität und Waghalsigkeit vorweisen, doch beruhe Martins Werk für ihn auf einer überzeugenderen konzeptuellen Einheit[75]. Martin kann in diesem Sinne zumindest zugute gehalten werden, dass er der romantischen Sicht der liberalen Generation auf die Nationalgeschichte eine feste Struktur verlieh[76].

Die hier untersuchten republikanischen Werke hatten also eine große Schlagkraft, nicht nur durch ihren vulgarisierenden Ansatz, sondern auch aufgrund ihrer Komplementarität zueinander. Vom romanhaften Stil Dumas' bis hin zur historischen Nüchternheit Martins über den doch sehr individuellen Mittelweg Michelets waren diese Werke alle vom Anspruch einer Deutungshoheit der republikanischen Sicht auf die nationale Geschichte durchdrungen. Welche Veränderungen sich in der Rezeption Marias von Medici daraus ergaben, soll nun anhand von einigen ausgewählten thematischen Schwerpunkten ausgeführt werden.

3.3 Eine verachtenswerte Figur der französischen Nationalgeschichte

3.3.1 Die verlachte Florentinerin

Mit der republikanischen Historiografie kam ein neuer Topos in der Rezeption Marias von Medici auf: die Abwertung ihres Aussehens. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatte die junge Prinzessin, gestützt auf zeitgenössische Berichte, noch als Schönheit gegolten[77]. Der italienische Historiker Jacopo Galluzzi hatte im ausgehenden 18. Jahrhundert von ihr als »dotata di singolari bellezze«[78] gesprochen und Hippolyte de Laporte erachtete es 1843 in seinem

74 Michelet, Préface de 1869, S. 12: Er strebte eine »résurrection de la vie intégrale« durch den Erzählprozess an.

75 Hanotaux, Henri Martin, S. 282f. Wenngleich das Urteil von Hanotaux parteiisch sein mag, da es sich dabei um einen Verwandten Martins handelt, so beschrieb er nichtsdestotrotz treffend den Unterschied zwischen dem Geschichtsdenken von Michelet und Martin.

76 Vgl. Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 155f., 160.

77 Vgl. Briquet, Art. »Marie de Médicis«, S. 226; Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 323; Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 22; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 35, 367; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 15.

78 Galluzzi, Istoria del granducato di Toscana, S. 312.

Lexikoneintrag sogar als überflüssig, auf ihr Äußeres genauer einzugehen, denn: »La beauté de cette princesse est attestée par un assez grand nombre de tableaux pour qu'il soit inutile d'en parler ici«[79].

Eine bewusst vollzogene, tendenziöse Abwertung

Dass der Wandel in der Interpretation des Äußeren der Mediceerin von den republikanischen Autoren bewusst vollzogen wurde und nicht der üblichen und oft unvermeidlichen Verformung von über Jahrhunderte tradierten Aussagen geschuldet ist, kann eindeutig belegt werden. Ein direkter Textvergleich zwischen »Les grands hommes en robe de chambre. Henri IV« (1855) von Dumas und den »Mémoires historiques« (1776) von Dreux du Radier deckt nämlich eine wörtliche Übernahme von Aussagen von Dreux auf, und dies besonders bei der Beschreibung der Eigenschaften der jungen Prinzessin Maria[80]. Diese kompilatorische Kette konnte bei einer eingehenden Untersuchung noch um ein weiteres Glied ergänzt werden. Denn genauso wie Peter Stadler Michelets Bänden über das Mittelalter »peinliche Übereinstimmungen mit Sismondi«[81] vorwarf, so konnten für diese Arbeit im Hinblick auf Michelets Darstellung der Mediceerin ebensolche mit Dumas festgestellt werden[82]. Die wechselseitige Bewunderung zwischen dem republikanischen Romancier und dem National-

79 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 594.

80 Vgl. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 324f. u. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115f.

81 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 176. Siehe hierzu auch Krumeich, Jules Michelet, S. 66.

82 Vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115: »Voyez Rubens: Rubens y a succombé. La Discorde, avec ses cheveux noirs, son corps tout frissonnant […] est splendide. La Néréide, la blonde, est charmante […]. Mais la reine dans tout cela, – la *grosse marchande*, comme l'appelaient nos Français, – grasse et grande femme fort blanche, avec de beaux bras et une belle gorge, est essentiellement vulgaire et la vraie fille de bons marchands, ses aïeux!« u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 51f.: »Le grand flatteur de l'époque, dont le magique pinceau eut pour tâche de diviniser les reines et les rois, Rubens a succombé, il faut le dire devant Marie de Médicis. […] La *Grosse Marchande* de Florence, comme nos Françaises l'appelaient, fait un étrange contraste à ces fées du monde inconnu. La magnifique *Discorde*, palpitante sous ses cheveux noirs, dont le corps ému, frémissant, est resté à jamais classique; la *Blonde*, le rêve du Nord; la charmante *Néréide*, pétrie de tendresse et d'amour: toute cette poésie est bien étonnée en face de la bonne dame« (Hervorh. i. Orig.).

historiker vermag die teils wörtlichen Übernahmen mancher Aussagen zu erklären[83].

Mithilfe dieser nun aufgedeckten Rezeptionskette lässt sich der bewusst vollzogene Bruch, um nicht zu sagen die Verfälschung, zwischen Dreux du Radier und Dumas nachweisen. So berichten etwa beide von einer Aussage der damaligen Mätresse des Königs, der für ihre Schönheit besungenen Gabrielle d'Estrées (1573–1599). Diese soll anlässlich der Verhandlungen über eine neue Gattin für Heinrich IV. Maria als ernstzunehmende Konkurrentin gefürchtet haben. Dumas übernahm diese Stelle bei Dreux du Radier teils wörtlich, führte allerdings nicht wie sein Vorgänger die Schönheit der florentinischen Prinzessin als Grund für die Besorgnis Gabrielles an, sondern ihre stattliche Mitgift[84]. Damit verfremdete er willentlich eine aus der Historiografie entnommene Aussage zu Ungunsten der Mediceerin. Seine Interpretation wurde von Michelet übernommen und hielt damit Eintritt in den republikanischen Geschichtskanon[85].

Maria als biedere, dicke Kaufmannstochter

Dumas stellte in »Les grands hommes« außerdem einen Kontrast zwischen den zeitgenössischen panegyrischen Lobliedern zu Marias Aussehen[86] und dem auf, was er aus den Porträts von Rubens selbst entnahm, nämlich das Bild einer Frau »essentiellement vulgaire et la vraie fille de bons marchands, ses aïeux!«[87] Er ergänzte seine Schilderung der Bourbonenkönigin, indem er, wie später Michelet, eine der königlichen Mätresse Henriette d'Entragues zugeschriebene

83 Michelet in einem Brief an Dumas, zit. n. LECOMTE, Alexandre Dumas, S. 270: »Monsieur […], je vous aime et je vous admire, parce que vous êtes une des forces de la nature«. Vgl. außerdem zur gegenseitigen Verehrung Briefe in Claude SCHOPP, Historien et romancier. Pour une correspondance entre A. Dumas et J. Michelet, in: Marta GINÉ u. a. (Hg.), Roman populaire et/ou roman historique, Lleida 1999, S. 137–154.

84 Vgl. DREUX DU RADIER, Mémoires historiques, S. 323f. u. DUMAS, Les grands hommes, Bd. 1, S. 104. Den Vergleich mit einer Geldkasse und Gabrielles Angst angesichts dieser Tatsache griff Dumas in seinem historischen Roman wieder auf, siehe DERS., Le sphinx rouge, S. 274.

85 MICHELET, Histoire de France, Bd. 11, S. 9.

86 DUMAS, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115: Ihnen zufolge seien ihre körperlichen Attribute »dignes de servir de modèle aux grands peintres et aux grands statuaires de sa patrie [Florence]« gewesen.

87 Ibid.

abfällige Bezeichnung Marias als »grosse marchande« aufgriff – eine Aussage, die zwar historisch belegbar, doch bei Dreux nirgends zu finden ist[88].

Michelet trieb diesen Topos der dicken und vulgären Kaufmannstochter dann auf die Spitze und entwickelte im Verlauf seiner Stilisierung Marias eine regelrecht obsessive Faszination für beziehungsweise Aversion gegen das Aussehen und besonders die Körperfülle der Mediceerin. Er beschrieb sie leitmotivisch als übergewichtige, biedere Frau[89] und berichtete angewidert von ihrer »lourdeur mollasse«[90]. Michelets Abneigung gegen Marias Äußeres ging sogar so weit, dass er ihr jegliche menschliche Züge absprach: So verglich er ihr Aussehen im achten Bild des von Rubens angefertigten Gemäldezyklus, das sie nach der Geburt des Dauphins zeigt, mit dem einer Kuh, die soeben gekalbt hat[91]. Nicht zuletzt war Michelets Darstellung Marias als dicke Frau xenophobnationalistisch konnotiert. So stellte er einen für Maria, die »grosse […] Allemande«, unvorteilhaften Vergleich mit Henriette d'Entragues auf, die er als »vive et charmante Française« bezeichnete[92]. Mit dieser Charakterisierung äußerlich wahrnehmbarer nationaler Wesenszüge erwies sich Michelet als Kind seiner Zeit, da die Zuweisung spezifischer Volkseigenschaften im 19. Jahrhundert im Sinne der eigenen Nationsbildung und Abgrenzung zu anderen Ländern verstärkt betrieben wurde[93]. Darüber hinaus bewertete Jeanne Calo die Fokussierung auf ein bestimmtes psychologisches oder anatomisches Detail als typische Vorgehensweise in Michelets Beschreibung weiblicher Figuren[94]. Maria ist zweifelsohne ein Paradebeispiel für dieses reduzierende Vorgehen. Ihre Körperfülle war für Michelet Ausdruck der Vulgarität und zugleich der – physischen wie geistigen – Trägheit. Er machte somit auch über ihre körperlichen Eigen-

88 Ibid.; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 51 u. Dumas, Le sphinx rouge, S. 108, 122, wo er von der »grosse banquière« spricht. Dumas zufolge sei der Begriff auf Heinrich IV. zurückzuführen, was falsch ist. Diese Bezeichnung geht vielmehr auf die Geliebte des Königs, Henriette d'Entragues, zurück und ist bei Tallemant überliefert, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 49 bzw. Tallemant des Réaux, Historiettes, S. 8.

89 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 9: Maria wird hier als »parfait soleil de santé bourgeoise« beschrieben. Siehe auch S. 218: »grosse dame« u. S. 473: »très-lourde d'embonpoint«.

90 Ibid., S. 77.

91 Ibid. Hierbei bezog sich Michelet auf einen boshaften Kommentar von Charlotte du Tillet, Mätresse des Herzogs von Épernon, siehe Tallemant des Réaux, Historiettes, S. 75.

92 Beide Zitate in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 82.

93 Jeismann, Was bedeuten Stereotypen?, S. 88.

94 Jeanne Calo, La création de la femme chez Michelet, Paris 1975, S. 163–166.

schaften deutlich, dass er sie für einen Emporkömmling und eine inkompetente Herrscherin hielt.

Wie sehr sich diese äußeren Merkmale, zusammen mit ihrer negativen Konnotation, später fest in der Rezeption Marias etablierten, belegt wiederum eindrücklich Dumas. Dieser setzte nämlich zehn Jahre nach dem Erscheinen von Michelets Bänden zum 17. Jahrhundert in »Le sphinx rouge« die implizierte Verbindung von Körperfülle und Vulgarität bewusst in seiner Stilisierung der Königinmutter als Romanfigur ein[95]. Der Stadtbibliothekar von Orléans, Jules Loiseleur (1816–1900), schilderte in seinem Aufsatz »L'évasion d'une reine de France«[96] außerdem bildreich die geistige wie körperliche Schwerfälligkeit der Königinmutter anlässlich der abenteuerlichen Flucht aus ihrem Exil im Schloss von Blois in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1619. So bezeichnete er den geheimen Briefverkehr Marias mit ihrem Fluchthelfer, dem Herzog von Épernon, als konfus, unbeholfen und leicht durchschaubar[97]. Die Absenderin soll vor allem daran erkennbar gewesen sein, dass sie ihren Adressaten bat, die geplante Reise nicht zu früh am Morgen anzutreten – für Loiseleur ein untrügliches Indiz für die berüchtigte Bequemlichkeit Marias[98]. Nicht zuletzt beschrieb er sehr lebendig, wie die behäbige Florentinerin ihre Röcke zusammengerafft habe und, unterstützt von Gefolgsmännern, mithilfe einer Leiter zaudernd den langen und für sie aufgrund ihrer Körperfülle beschwerlichen Weg aus einem der Schlossfenster angetreten habe[99]. Die Lächerlichkeit dieser Anekdote liegt auf der Hand, was ihre Beliebtheit in der einschlägigen Historiografie des 19. Jahrhunderts zu Maria erklären mag[100].

95 Dumas, Le sphinx rouge, S. 122: »Un excessif embonpoint lui donne ce vulgaire aspect«. Siehe auch S. 132, 274.

96 Loiseleur, Questions historiques, S. 111–177.

97 Ibid., S. 156f.: So habe sich Maria z. B. in diesen verschlüsselten Briefen als Kaufmannsfrau ausgegeben. Loiseleur zufolge, der diese Korrespondenz eingesehen hatte, wirkte ihre Sprache und Unterwürfigkeit jedoch wenig authentisch für eine damalige Bürgerliche.

98 Ibid., S. 157.

99 Ibid., S. 171f.

100 Siehe z. B. Gabriel Hanotaux, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2: Richelieu rebelle. La crise européenne de 1621. Richelieu, cardinal et premier ministre (1617–1624), Paris 1896, S. 274: »Marie de Médicis, grosse et lourde, eut toutes les peines du monde à descendre la première échelle«. Siehe im ausgehenden 20. Jahrhundert eine ähnlich herablassende Schilderung in Carmona, Marie de Médicis, S. 379f. Hildesheimer zufolge ist diese Flucht aus dem Fenster eine Legende. Maria soll über eine Baustelle des Schlosses heimlich nach draußen gelangt sein, siehe Hildesheimer, Richelieu, S. 92f. Siehe hierzu auch Malettke, Richelieu, S. 253.

Reine Karikatur?

Michelets Zeitgenossen schätzten durchaus dessen überzogene Beschreibungen. Ein Leser seiner »Histoire de France« schrieb etwa an einen Freund: »ses caricatures donnent bien plus l'idée des êtres vivants que les pâles académies de presque tous les autres historiens«[101]. Marias Stilisierung als dicke, behäbige Frau als reine Karikatur zu werten, geht allerdings am historischen Denken und an Michelets Auffassung historischer Erzählung vorbei. Seine tendenziösen, deutlich überzogenen Beschreibungen der Protagonisten, bei denen er spezifischen, teils äußerlichen Details große Bedeutung beimaß und diese mit viel Phantasie ausschmückte, sind nämlich symptomatisch für seine historische Argumentationsweise[102].

Um am Puls der Entstehung und Entwicklung der französischen Nation zu sein, lehnte Michelet eine neutrale Darstellung kategorisch ab und nahm stattdessen eine bewusst subjektive, teils leidenschaftliche Position ein[103]. Diese stark emotionale Herangehensweise führte zu dem für ihn charakteristischen emphatischen, pompösen Stil, durch den er die Vergangenheit regelrecht wiederbeleben wollte[104]. Sein Ziel war es, den Sinn der Geschichte zu ergründen und nicht an der Oberfläche des Untersuchungsgegenstands haften zu bleiben. Die Beschreibung des Aussehens einer Person nahm in diesem Sinne bei Michelet häufig eine metaphorische Dimension an, durch die er Rückschlüsse auf ihr Leben, ihren Charakter und ihr Denken ziehen wollte[105]. Hierbei zeigte er sich stark von der Physiognomik und Phrenologie beeinflusst[106]. Michelet argumentierte außerdem meist sehr voreingenommen und analysierte das Aussehen der beschriebenen Person entsprechend seinem historischen Vorwissen oder seiner persönlichen Neigung, um dann die Meinung seines Lesers gezielt

101 Hervier, Les écrivains français, Bd. 2, S. 99.

102 Vgl. Roland Barthes, Aujourd'hui Michelet, in: L'Arc 52 (1973), S. 19–27; Calo, La création de la femme, S. 19–23.

103 Michelet, Histoire de France, Bd. 10, S. 444: »Je le déclare, cette histoire n'est point impartiale. Elle ne garde pas un sage et prudent équilibre entre le bien et le mal. Au contraire, elle est partiale, franchement et vigoureusement, pour le droit et la vérité«. Die von Michelet angestrebte Originalität als Historiker sowie seine dichterischen Freiheiten wurden zu seiner Zeit häufig kritisiert, vgl. André Cochut, Historiens modernes de la France. Partie II: M. Michelet, in: Revue des deux mondes 29 (1842), S. 186–229.

104 Michelet, Préface de 1869, S. 15: »évoquer, refaire, ressusciter les âges«.

105 Vgl. für die folgenden Ausführungen Calo, La création de la femme, S. 34–46; Jean Pommier, Michelet interprète de la figure humaine, London 1961, S. 5–7, 31.

106 Michelet hegte etwa eine Faszination für Humoralpathologie. Fluide, besonders das Blut, betrachtete er als ästhetische und moralisch bindende Substanzen zwischen den Menschen, siehe Roland Barthes, Michelet, Paris [2]1988, S. 75.

in diese Richtung zu beeinflussen. Betrachtete er das Wirken einer Figur in der Geschichte kritisch oder gar negativ, so ist sicher anzunehmen, dass sich dieser Abscheu in seiner Beschreibung des Aussehens niederschlug.

Besonders äußerte sich seine Voreingenommenheit in der Schilderung von Porträts, die er, so Jeanne Calo, eher als »un moyen de contrôle fallacieux, plutôt qu'un instrument de découverte«[107] nutzte. Er ignorierte somit in seiner Analyse der Porträts Marias bewusst die Tatsache, dass ästhetische Normen und damit auch das weibliche Schönheitsideal einem steten Wandel unterzogen sind[108]. Das gleiche gilt übrigens auch für Dumas, der Rubens' Abbildungen als realitätsgetreue Wiedergaben wertete[109]. Wie bereits Jean-François Dubost allerdings zu Recht in seiner Biografie der Mediceerin betonte, entsprach Marias Korpulenz im 17. Jahrhundert durchaus der barocken Ästhetik und galt als Inbegriff der Weiblichkeit, wie sie in zahlreichen Gemälden dieser Zeit Ausdruck fand[110]. Es muss also angenommen werden, dass der von den republikanischen Autoren vollzogene Bruch mit der üblichen Schilderung des Äußeren der Mediceerin bewusst durchgeführt wurde, um Maria als Person zu verunglimpfen. Zu diesem Zweck wurde der Wandel ästhetischer Kanons ausgeblendet.

Hinter dieser neuen Rezeptionstendenz im Bild Marias von Medici verbarg sich jedoch eine weitreichendere politische Implikation: Denn mit der Diffamierung des Äußeren der Königin sollte indirekt die Monarchie lächerlich gemacht werden. Dass Historiker der Gegenseite diese Darstellung durchaus als Angriff auf die Monarchie verstanden, bezeugt die vehemente Reaktion des royalistischen Historikers Jean-Baptiste Capefigue, der die republikanischen Beschreibungen der Königin mittels einer Steigerung der älteren, positiven Superlative konterte und von »ses beaux bras, ses jambes admirables, ses splendides épaules« sprach[111].

Ausgehend von dem angeblich vulgären und plumpen Auftreten der Mediceerin zogen die republikanischen Autoren in einem zweiten Schritt außerdem Rückschlüsse auf ihren Sinn für Schönes. Damit sollte ihre Reputation als Kunstmäzenin zerstört werden. Martin beschrieb sie als farblose und nicht sehr anmutige Frau, die »n'avait rien de l'esprit ni de l'élégance des Médicis«[112]. Dumas führte zudem den für ihn im allegorischen Gemäldezyklus von Rubens

107 Calo, La création de la femme, S. 46.

108 Vgl. ibid., S. 46–53.

109 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115.

110 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 49.

111 Capefigue, Marie de Médicis, S. 9. Siehe auch S. 14.

112 Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 511.

seltsam anmutenden, nicht stimmigen Kontrast zwischen den mythologischen, feingliedrigen Wesen und der massigen Königin an[113]. Diese von Michelet teils wörtlich übernommene Beschreibung wurde von ihm dann auf die Spitze getrieben und nahm groteske Züge an. So sprach Michelet von der Königin als »pesant modèle«[114], das sich dem flämischen Meister von Bild zu Bild inmitten perplexer zierlicher antiker Gottheiten und Nymphen penetrant aufdränge[115].

Die hässliche alte Jungfer

Michelet und Dumas hoben zudem häufig Marias Alter hervor. Bereits die Historiografie des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts hatte immer wieder betont, dass sie zum Zeitpunkt ihrer Eheschließung fünfundzwanzig Jahre alt war und dies als besonders fortgeschritten bewertet. Doch was Thiroux 1774 als Vorteil für den fast fünfzigjährigen König erachtete, der damit ein reifes Gegenüber gewonnen habe[116], wurde von Michelet und Dumas übertrieben als verblühte Jugend dargestellt, die Heinrich IV. dementsprechend nur enttäuschen konnte[117]. Michelet überzeichnete im Vergleich zu seinen Kollegen auch diesen Aspekt deutlich, da er nicht nur ihr ›hohes‹ Alter als Braut abschätzig anführte, sondern ihr – wieder einmal nicht ohne xenophobe Konnotation – ein schlechtes Altern unterstellte, denn: »On vieillit vite en Italie, et surtout les Allemandes, comme celle-ci l'était par sa mère«[118]. Im weiteren Verlauf der Darstellung verlor Michelet dann jegliche Zurückhaltung und bezeichnete die Königinmutter despektierlich schlichtweg als »la vieille«[119].

113 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115.

114 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 51.

115 Ibid., S. 51f.

116 Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 15: »[S]on âge convenoit aussi au Roi. Ce Prince avoit alors 47 ans, & desiroit une femme qui pût être sa Compagne, plutôt qu'un Enfant qui ne seroit pour lui d'aucune ressource«.

117 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 147: »Henri […] la trouva médiocrement belle. Le portrait qu'il avait d'elle datait de dix ans. – Elle, grande, grosse, ronde, avait l'air triste et dur«. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 74: »Il [Henri IV] vit une femme grande, grosse, avec des yeux ronds et fixes, l'air triste et dur, Espagnole de mise, Autrichienne d'aspect, de taille et de poids«. Sismondi war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der erste, der auf die angebliche Enttäuschung des Königs anspielte, als er den Unterschied zwischen dem Porträt Marias als junge Frau und dem Aussehen seiner frisch angetrauten Ehefrau feststellte, siehe Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 59.

118 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 77.

119 Ibid., Bd. 12, S. 66

3.3.2 Eine unheildrohende Verbindung

Die bewusste Abwertung des Äußeren Marias von Medici war in der republikanischen Historiografie eng an die negative Bewertung ihrer Eheschließung im Jahr 1600 geknüpft. Sie wurde als rein finanziell motivierte und verhängnisvolle Entscheidung dargestellt, die die glorreiche Zukunft Frankreichs bedroht habe.

Eine reine Geldheirat?

Die Reduzierung der Beweggründe Heinrichs IV. zur Eheschließung auf rein finanzielle Erwägungen war kein neuer historiografischer Topos, als ihn die republikanischen Autoren aufgriffen[120]. Sie können jedoch im 19. Jahrhundert als diejenigen gelten, die diese Interpretation verschärften und breit rezipierten. So sei der eigentliche Anreiz für diese Ehe die reiche Mitgift der Medici-Prinzessin gewesen[121], weshalb Michelet vom »grand mariage d'argent«[122] sprach. Die Aussicht auf die Mitgift soll zudem von den Medici als Druckmittel gegen den verarmten französischen König eingesetzt worden sein, um die Ehe an für sie vorteilhafte Bedingungen zu knüpfen[123]. Die Heirat war damit aus Sicht der republikanischen Historiker keine freie Entscheidung Heinrichs IV. gewesen. Sie unterstrichen häufig seine Notlage nach den verheerenden Bürgerkriegen, die der toskanische Großherzog angeblich ruchlos für seine eigenen Machtambitionen ausnutzte[124]. Einen weiteren Beleg für die finanzielle Motivation dieser

120 Bernard Barbiche, Marie de Médicis, reine régnante, et le Saint-Siège. Agent ou otage de la Réforme catholique?, in: Fumaroli, Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. 41–56, hier S. 41: Der Herzog von Saint-Simon hatte dies z. B. bereits 1746 in »Parallèle des trois premiers rois Bourbons« betont.

121 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 49: »belle d'argent et des écus de son oncle«. Siehe auch Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 35, 39: Die französischen Schulden in Florenz beliefen sich 1598 auf 1 174 187 *écus d'or*. Die Mitgift Marias – höchster Betrag, den eine französische Königin je in die Ehe einbrachte – wurde auf 600 000 *écus d'or* festgelegt, von denen 350 000 ausgezahlt und 250 000 von den Schulden erlassen wurden.

122 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 62. Zeller wehrte sich 1877 gegen diese Deutung und betonte, dass neben dem finanziellen Aspekt auch lange politische Beziehungen zwischen Florenz und Paris bestanden hätten. Die Ehe sei also von der Staatsräson und nicht von rein pekuniären Aspekten diktiert worden, vgl. Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. 4–28.

123 Dumas, Le sphinx rouge, S. 184.

124 Ders., Les grands hommes, Bd. 1, S. 104 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 8f.

Heirat sahen die Autoren darin, dass besonders der Finanzminister Sully seinem König zu dieser einträglichen Heirat riet[125]. Mit dieser monokausalen und reduzierenden Sicht auf die Eheschließung von 1600 als finanziellen Tauschhandel blendete die republikanische Historiografie indes aus, dass diese den Höhepunkt einer bereits länger angelegten und engen Verbindung zwischen Paris und Florenz bildete und sich in die Traditionslinie einbettete, die 1533 mit der Ehe zwischen Heinrich II. und Katharina von Medici begonnen hatte[126].

Um den Aspekt der finanziellen Motivation der Ehe zu verstärken, bezogen sich die republikanischen Autoren häufig abfällig auf den bürgerlichen Ursprung der Medici[127], die laut Michelet zwar mittlerweile Adelsbriefe besaßen, doch weiterhin wie Kaufleute handelten[128]. So sei die Ehe Marias mit dem Bourbonenkönig vor allem ein profitables Geschäft für die reichen Emporkömmlinge gewesen. Dumas, wie auch Michelet (der bei Ersterem abschrieb), bezeichnete Maria als »vulgaire«, was man etymologisch zweideutig als von niederer Abstammung oder als ordinär verstehen kann, – und daher als »vraie [bei Michelet: »digne«] fille des bons marchands ses aïeux«[129]. Dass der finanzielle Aspekt in der seit 1592 ausgehandelten Eheschließung durchaus eine große Rolle spielte, hatte seinerzeit nicht einmal Heinrich IV. selbst bestritten. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass diese Verbindung für den königlichen Konvertiten auch deshalb so vorteilhaft war, weil sie ihn stärker im katholischen Europa verankerte. Maria kam in diesem Sinne eine inoffizielle Rolle als Friedensvermittlerin zu[130].

Dass gerade republikanische Autoren in der Rezeption Marias Standesdünkel entwickelten und auf eine nicht vorhandene Ebenbürtigkeit zwischen den Eheleuten hinwiesen, erscheint zunächst verwunderlich. Dieses Vorgehen ver-

125 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 105; ders., Le sphinx rouge, S. 285; Martin, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 310; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 14.

126 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 43–45.

127 Michelet ging indes noch weiter und bezeichnete Maria zusätzlich als »fort bourgeoise«, in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 25. Bereits ihre Gegner, wie z. B. Henriette d'Entragues oder der Herzog von Nevers, hatten sie immer wieder auf ihre bürgerliche Abstammung hingewiesen, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 49, 761.

128 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 25.

129 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115 bzw. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 52.

130 Barbiche, Marie de Médicis, S. 41 u. Bénédicte Lecarpentier, La reine diplomate. Marie de Médicis et les cours italiennes, in: Isabelle Poutrin, Marie-Karine Schaub (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xve–xviiie siècle, Paris 2007, S. 182–192, hier S. 182–185. Michelet hatte die Italienpolitik Heinrichs IV. hingegen kritisch als »politique, au fond, assez pauvre, qui déjà avait trompé François Ier quand […] il prit […] Catherine« bezeichnet, in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 53.

deutlicht nur allzu gut, wie eifrig sie jeden Aspekt aufgriffen, der nicht nur Maria, sondern mit ihr auch ihre königliche Nachkommenschaft auf dem französischen Thron abwertete. Nichtsdestotrotz wurzeln diese Vorurteile gegen Maria von Medici und ihre Familie tief. So wurde bereits ihrem Onkel, dem Großherzog der Toskana, und nicht zuletzt Maria selbst von der prokuratorischen Eheschließung in Florenz in Abwesenheit des Ehemannes bis hin zum Alltag am französischen Hof immer wieder gespiegelt, dass es sich hier nicht um die Verbindung zweier gleichrangiger Fürstengeschlechter handelte[131]. Hinzu kommt, dass die Medici im 16. Jahrhundert zwar erfolgreich zur Fürstendynastie aufgestiegen waren, doch weiter offen Handels- und Bankgeschäfte betrieben, was beim französischen Adel als niedere und damit nicht standesgemäße Tätigkeit galt[132]. Die Assoziation der Italiener mit Parvenüs ist zudem als traditionsreicher Topos aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu werten. Damals hatten sich zahlreiche italienische Einwanderer in Frankreich in verschiedenen Bereichen profiliert, seien es die Künste, der Handel, das Militär-, Kirchen- oder Finanzwesen. Ihr Erfolg weckte den Neid vieler Franzosen, die diese daher häufig herablassend als Emporkömmlinge und Abenteurer behandelten[133].

Der unheilvolle Name Medici

Doch war die Heirat zwischen Maria und Heinrich IV. für die republikanischen Autoren noch aus einem weiteren Grund zu verurteilen: Damit nahmen die Medici nämlich zum zweiten Mal in der französischen Geschichte Einfluss auf das Schicksal des Landes. Diesen Übergriff betrachteten die Republikaner als äußerst verhängnisvoll und beriefen sich hierfür auf das Erbe Katharinas von Medici, die während der Religions- und Bürgerkriege regiert hatte und in der Historiografie häufig für diese blutigen Auseinandersetzungen mitverantwortlich gemacht wurde. Die republikanischen Autoren führten daher häufig an, dass Heinrich IV. gewisse Bedenken gehabt haben soll, eine Frau aus demselben Hause wie seine Schwiegermutter Katharina[134] zu heiraten[135]. Die dynastische Verbindung zwischen den beiden Frauen wurde deshalb bei den Republikanern

131 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 40, 90–100; Malettke, Richelieu, S. 118f.

132 Ibid., S. 115.

133 Vgl. Dubost, La France italienne, S. 307.

134 Katharina war die Mutter von Marguerite de Valois, der ersten Frau Heinrichs IV. Die Eheschließung der beiden war der Anlass zur blutigen Bartholomäusnacht (24. August 1572). Die Ehe wurde 1599 annulliert.

135 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 113 u. Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 502.

stärker hervorgehoben als in der vorhergegangenen Historiografie und als unheilvolles Omen für die Zukunft des Landes und der Bourbonendynastie erachtet. So waren sie sich rückblickend einig, dass Marias folgenschweres Wirken in Frankreich dem Katharinas kaum nachgestanden habe[136].

Um die Gefahr zu verdeutlichen, die gleicherweise von der zweiten Medici ausging, griffen sie unter anderem ein Gerücht um den Tod der königlichen Mätresse auf. Die schwangere Gabrielle d'Estrées, die Heinrich IV. ursprünglich hatte heiraten wollen, um die gemeinsamen Kinder legitimieren zu können, starb überraschend am 10. April 1599. Dies ebnete den Weg für die Ehe mit Maria. Da die Medici unweigerlich von diesem Tod profitierten, kursierte bereits unter den Zeitgenossen das Gerücht einer Vergiftung, das allerdings weder in der Historiografie des ausgehenden 18. noch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwähnt wurde. Nur einer, nämlich Sismondi, hatte im 19. Jahrhundert vor den republikanischen Historikern auf eine mögliche Verbindung zwischen den Medici und dem Tod Gabrielles angespielt, da diese im Haus des aus der Toskana stammenden Financiers Sébastien Zamet (1549–1614) starb[137]. Dumas, Martin und Michelet griffen ausnahmslos die Theorie einer Verschwörung wieder auf und beschuldigten den Großherzog der Toskana, mit diesem Mord die Chancen seiner Nichte Maria in der Brautschau zu steigern gesucht zu haben[138]. Hinter den Anschuldigungen der drei Historiker verbarg sich der traditionsreiche Generalverdacht, dem zufolge Italiener per se skrupellose Intriganten und Giftmischer seien[139]. Dumas machte darüber hinaus Sully für die angebliche Ermordung Gabrielles mitverantwortlich, weil dieser aus finanziellen Gründen die Ehe mit Maria befürwortet hatte[140]. Egal, ob der jeweilige Autor den Großherzog oder Sully als Täter verdächtigte: Maria wurde seit der republikanischen Geschichtsschreibung indirekt für den Tod der Mätresse Heinrichs IV. verantwortlich gemacht, da er ihren eigenen Aufstieg zur Königin von Frankreich begünstigt hatte. Damit hielt diese Interpretation für die kommenden Generationen Einzug in den nationalen Geschichtskanon[141].

136 Dumas, Le sphinx rouge, S. 122; Martin, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 310; Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 66.

137 Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 31f. Sismondi bezog sich auf die von Sully, Pierre de L'Estoile und Jacques-Auguste de Thou geäußerten Zweifel im Hinblick auf den Großherzog der Toskana.

138 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 104; Martin, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 310; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 15, 31, 48f.

139 Vgl. Dubost, La France italienne, S. 312–316 u. ders., Marie de Médicis [2009], S. 37.

140 Dumas, Le sphinx rouge, S. 275f.

141 Vgl. Loiseleur, Questions historiques, S. 181–243.

Jules Loiseleur wehrte sich allerdings bereits 1873 gegen die sich seinerzeit abzeichnende Tendenz, die Bedeutung dieses historisch eher nebensächlichen Ereignisses überzubewerten. So beteuerte er, wie es die spätere Forschung ebenfalls tat, dass Gabrielle eines natürlichen Todes gestorben sei und alle Symptome einer durch ihre Schwangerschaft ausgelösten Eklampsie aufgewiesen habe[142].

Die Ehe war aus Sicht der republikanischen Autoren allerdings noch aufgrund eines anderen, weit relevanteren Aspekts gefährlich. Sie werteten die Vermählung als strategischen Schachzug der Feinde Heinrichs IV., nämlich der spanischen und österreichischen Habsburger und des Papstes. Dumas, und in der Folge Michelet, formulierten pointiert die Entscheidung, die sich seinen Gegnern um die Jahrhundertwende geboten habe, mit den Worten »le tuer ou le marier«[143]. Damit wird die Ehe mit Maria aus Sicht der Feinde des französischen Königs als gleichwertige Alternative zum Königsmord dargestellt, um Heinrich IV. zu neutralisieren[144].

Die florentinische Prinzessin wird in dieser Deutung zur Spielfigur papsttreuer Kräfte degradiert. Ihre Ankunft und die ihres Gefolges in Frankreich nahmen Dumas und Michelet daher als buchstäbliche »invasion« wahr[145]. Damit verkannten sie allerdings die nach Eigenständigkeit strebende machtpolitische Positionierung der Toskana zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Wie es die jüngste Forschung betont hat, galt Maria ihrem Onkel Ferdinand vielmehr als politisches Kapital, um das Großherzogtum aus der spanisch-römischen Abhängigkeit zu lösen und sich dabei Frankreichs Unterstützung zu sichern[146]. Maria als infiltrierte Agentin des Papstes und Spaniens in Frankreich zu stilisieren, verkennt also gänzlich die damalige geopolitische Interessenlage im norditalienischen Raum.

Dubost setzte in seiner Biografie Marias von Medici den Übergang von einer positiven hin zu einer negativen Darstellung des Äußeren der Mediceerin im späten 19. und vor allem frühen 20. Jahrhundert an und wertete Michelet als

142 Ibid., S. 240–243. Siehe auch Babelon, Henri IV, S. 665 u. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 37.

143 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 7. Siehe hierzu auch Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 103: »Il fallait donc marier le roi, ou le tuer!«

144 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 8.

145 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 145 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 73.

146 Lecarpentier, La reine diplomate, S. 186–189 u. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 43.

frühen Einzelfall[147]. Betrachtet man jedoch die intertextuellen Bezüge zwischen Dumas und Michelet, die als Romanautor und Historiker den republikanischen Diskurs der Mitte des 19. Jahrhunderts wesentlich mitprägten, so muss festgehalten werden, dass die negative, ins Lächerliche ziehende Rezeption des Aussehens und des Kunstwirkens der Mediceerin früher aufkam, als bislang angenommen. Michelet kann in diesem Sinne, wenngleich er unweigerlich als Extremform dieser Ausprägung betrachtet werden muss, nicht als Einzelfall gelten. Er reihte sich vielmehr in eine allgemeine, neue Tendenz ein, die Maria als vulgäre und groteske Königin schilderte. Die eheliche Verbindung wurde außerdem im republikanischen Diskurs verstärkt auf eine finanzielle Motivation reduziert, die folgenreich und gefährlich gewesen sei, weil damit erneut eine Medici an der Seite des Königs stand und mit ihr die Feinde Frankreichs wieder Einfluss auf die Geschicke der Nation hätten gewinnen können.

3.4 Die intendierte Diskreditierung der Monarchie

3.4.1 Die amoralische Königin

Zur Abwertung Marias gehörte in der republikanischen Geschichtsschreibung auch, dass ihr Charakter als fragwürdig dargestellt wurde. Über diese negativen Zuschreibungen sollte allerdings nicht nur die Stammesmutter der Bourbonen allein, sondern die ganze von ihr ausgehende Dynastie in Verruf gebracht werden.

Eine mutwillige Verunglimpfung

Die republikanischen Autoren griffen zunächst auf übliche Zuschreibungen zurück, die Maria von Medici seit dem Ancien Régime als einfältig, zänkisch, jähzornig und intrigant charakterisierten[148]. In den republikanischen Metanarrativen kann indes auch in diesem Punkt von einer negativen Zuspitzung in der Schilderung der Persönlichkeit Marias gesprochen werden. Um dies zu belegen, hilft erneut ein direkter Textvergleich zwischen Dreux du Radier und Alexandre Dumas. Ihre beiden Beschreibungen des Charakters der Mediceerin decken sich größtenteils in ihren teils positiven, doch vor allem negativen

147 Ibid., S. 8.

148 Vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 223; ders., Le sphinx rouge, S. 122, 417, 418, 523, 687; Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 511; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 155.

Zuschreibungen[149]. Doch an der Stelle, an der Dreux das Adjektiv »discrète« im Sinne von »verschwiegen« noch positiv verwendete, setzte es Dumas im Sinne von »verschlagen« ein[150]. Durch seine Zusätze gab Dumas der von ihm wörtlich übernommenen Vorlage einen deutlich negativeren Klang, als es Dreux im späten 18. Jahrhundert intendiert hatte. Eine ähnliche semantische Manipulation hat außerdem bereits Dubost bei Michelet aufgedeckt. So entnahm Michelet den Memoiren von Bassompierre, dass Maria »avait le cœur très-haut, magnanime« und fügte erklärend hinzu: »ce qui veut dire qu'elle était altière et vindicative«[151]. Wie Dubost jedoch anmerkte, war der Begriff *magnanime* im 17. ebenso wie im 19. Jahrhundert ausschließlich positiv konnotiert[152]. Diese zwei Beispiele verdeutlichen den teils tendenziösen Umgang der republikanischen Autoren mit Begriffen aus den Quellen des 17. Jahrhunderts oder der ihnen vorausgegangenen Historiografie und zeugen somit von ihrem Vorsatz, Maria negativer darzustellen, als es bislang üblich gewesen war.

Angebliche Liebschaften

Die republikanischen Autoren sprachen Maria von Medici darüber hinaus jedwede moralische Integrität ab[153]. Gerüchte um vermeintliche Liebschaften der Mediceerin waren bereits seit dem 17. Jahrhundert im Umlauf. Keine dieser Behauptungen ist nachweisbar, doch wurden sie über die Jahrhunderte immer wieder aufgegriffen. Mit den republikanischen Autoren der Mitte des 19. Jahrhunderts verschärften sich Anschuldigungen dieser Art aber deutlich, indem der Mediceerin nun wahllos zahlreiche Äffären zugeschrieben wurden. Zu den häufig angeführten Kandidaten zählten ihr Cousin Virginio Orsini, ihr florentinischer Günstling Concino Concini, die Höflinge François de Bassompierre und

149 Vgl. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 324f. u. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115f.

150 Vgl. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 324f.: »[M]ais il [Henri IV] convenoit qu'elle étoit discrette, & qu'il étoit difficile de découvrir ce qu'elle vouloit cacher« u. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 116: »Seulement, il [Henri IV] ajoutait, non pas comme contre-poids à ses défauts, mais peut-être comme complément de reproches, qu'elle était discrète et qu'il était difficile de découvrir ce qu'elle cachait«.

151 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 186.

152 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 306f.; Paul-Émile Littré, Art. »Magnanime«, in: Dictionnaire de la langue française, Bd. 3, Paris 1874, S. 376.

153 Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 512: Martin sprach deshalb von Marias »vertu […] restée beaucoup trop équivoque pour qu'on puisse prendre à elle l'intérêt qu'eût mérité une épouse trahie«.

Bellegarde sowie schließlich Richelieu[154]. Dumas zufolge soll Maria sogar dem notorischen Frauenhelden Heinrich IV. in nichts nachgestanden haben[155]. Doch was die Autoren beim König nachsichtig als Ausdruck französischer Lebenslust und Jovialität deuteten, verurteilten sie bei dessen Frau umso schärfer.

Dumas und Michelet dekonstruierten hierfür zunächst den Topos der reinen, unschuldigen Braut, wie ihn die Panegyriker bei der Ankunft der florentinischen Prinzessin auf französischem Boden im Jahr 1600 hatten verbreiten lassen und unterstellten Maria, mit einer »armée de cavaliers servants«[156] gelandet zu sein. Diese »Armee« bestand vornehmlich aus drei Männern: Marias Cousins Virginio und Paolo[157] Orsini und dem als Abenteurer verschriene Concino Concini. Alle drei, so weiter Dumas und Michelet, »faisaient une histoire muette de ce cœur de vingt-sept ans, représentaient son passé, son présent et son avenir«[158]. Wie willkürlich jedoch Maria in der republikanischen Rezeption solche Liebschaften zugeschrieben wurden, verdeutlicht eindrücklich ein Beispiel aus »Le sphinx rouge«, wo Dumas dem Dichter Jean Ogier de Gombauld (1576–1666) ebenfalls unterstellte, ein Liebhaber Marias gewesen zu sein. Dies glaubte er anhand eines Sonetts beweisen zu können. So behauptete er, dass in Gombaulds Werk »L'Endymion« (1624), das vom griechischen Liebhaber der Mondgöttin Selene handelt, der Mond für Maria von Medici stehe, die

154 Zu Orsini vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 107, 637; Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 512; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 83; ibid., Bd. 12, S. 235; zu Concini vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 160, 237; ders., Le sphinx rouge, S. 112; Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 512; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 118–120, 210f.; zu Bassompierre vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 160 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 217f., 365; zu Bellegarde vgl. Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 512 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 365; zu Richelieu vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 287; ders., Le sphinx rouge, S. 112, 186; Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 309; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 118, 365f. u. ibid., Bd. 12, S. 47.

155 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 147.

156 Ibid., S. 114. Siehe auch S. 148 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 74f., 118, 120.

157 Hierbei handelt es sich bei Dumas und Michelet um einen Fehler, denn Virginio Orsini hatte keinen Bruder. Er war der einzige Sohn von Paolo Giordano I. Orsini, Herzog von Bracciano (1541–1585), der 1558 Isabella von Medici (1542–1576), eine Tante Marias, geheiratet hatte. Da Paolo Giordano I. Orsini bereits 1585 starb, kann dieser ebenfalls nicht der von Dumas und Michelet angeführte ominöse Geliebte Marias namens Paolo Orsini gewesen sein. Virginios Sohn, Paolo Giordano II. (1591–1646) kann auch nicht damit gemeint sein, da er 1600, also zum Zeitpunkt der von Dumas und Michelet geäußerten Anschuldigungen, gerade erst 9 Jahre alt war.

158 Ibid., S. 75. Michelet übernahm auch diese Formulierung von Dumas, vgl. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 145.

sich in der Tat häufig mit einem Halbmond auf dem Kopf abbilden ließ[159]. Wie tendenziös eine solche historische Beweisführung auf der Grundlage von Metaphern und Allegorien ist, bedarf wohl kaum einer Ausführung, zumal es sich hierbei eindeutig um einen literarischen Topos handelt, der die Beziehung zwischen einem Künstler und seiner Gönnerin beziehungsweise Muse beschrieb.

Das pervertierte dynastische Prinzip

Die republikanischen Autoren beschränkten sich allerdings nicht darauf, die von ihnen aufgegriffenen Gerüchte um angebliche Affären Marias von Medici zu überzeichnen und hochzuspielen. Insbesondere Michelet und Dumas deuteten an, dass die Liebschaften der Königin folgenschwere Konsequenzen gehabt hätten. Beide behaupteten etwa, dass Henrietta Maria, die zukünftige Königin von England, das einzig nachweisbare gemeinsame Kind des Bourbonenpaares gewesen sei[160]. Im Umkehrschluss unterstellten sie Maria also nichts anderes, als dass mindestens fünf ihrer sechs Kinder unehelich gezeugt worden seien[161]. Damit hätte sie nicht nur das monarchische Prinzip verraten, indem sie ihrer Rolle als königliche ›Erzeugerin‹ nicht nachkam, sondern hätte im zeitgenössischen Verständnis zugleich ihre Weiblichkeit pervertiert, weil sie die ihr naturgemäß zugewiesene Aufgabe der Fortpflanzung missbraucht hätte.

Wenngleich für die republikanischen Autoren das Kriterium des Fortdauerns der Dynastie selbstverständlich keine Rolle spielte, so war doch im 19. Jahrhundert die Wahrnehmung des weiblichen Geschlechts stark von dessen lebensgenerierender Rolle geprägt[162]. Dies ist besonders gut bei Michelet erkennbar, der ihm unsympathischen weiblichen historischen Figuren meist

159 Ders., Le sphinx rouge, S. 68f. Die griechische Mondgöttin Selene (römisch: Luna) wird häufig auch mit Artemis (römisch: Diana) assoziiert. Als Beschützerin der Frauen steht diese für Reinheit und wird in der Ikonografie meist mit einem Halbmond auf der Stirn dargestellt. Dumas' Folgerung ist umso perfider, als Marias Rückgriff auf ikonografische Parallelen zur Göttin Diana, wie sie z. B. in Fontainebleau in der Galerie de la Reine zum Ausdruck kam, die für die Legitimität der Dynastie so wichtige Reinheit der Königin evozieren sollte, vgl. hierzu Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 194f.

160 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 185. Siehe auch ders., Le sphinx rouge, S. 182 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 418.

161 Ihnen zufolge soll z. B. Gaston von Orléans der Sohn Concinis gewesen sein, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 112, 121 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 253.

162 Michelet schrieb in seinem Tagebuch: »L'homme est un cerveau, la femme est une matrice«, zit. n. Pierre Darmon, Femme, repaire de tous les vices. Misogynes et féministes en France (xvie–xixe siècles), Brüssel 2012, S. 197.

jedwede mütterliche Ausstrahlung absprach – so auch Maria von Medici[163]. Zugleich erweist sich Michelets Bewertung dieser Königin als äußerst ambivalent. Zwar sprach er ihr die Eignung zur Mutterschaft ab, nutzte jedoch gerade Marias Funktion als Königinmutter, um sie für eine größer angelegte antimonarchistische Argumentation einzusetzen. Unterstellt man nämlich Maria, nur Henrietta Maria mit Heinrich IV. gezeugt zu haben, so gilt zwangsläufig, dass der am 27. September 1601 geborene Dauphin und spätere Ludwig XIII. ebenfalls ein illegitimes Kind war. Dies behaupteten zumindest Michelet und Dumas, der selbsternannte »historien d'alcôve«[164].

Die körperlichen und charakterlichen Unterschiede zwischen Heinrich IV. und seinem Sohn bildeten den zentralen Ansatz ihrer tendenziösen Beweisführung[165]. Beide Autoren gingen nämlich von der Prämisse aus, dass solche Eigenschaften ausnahmslos vererblich seien. Dumas beschrieb Ludwig XIII. jedoch als »roi le moins amusé et le moins amusable qu'ait jamais eu la monarchie française«[166] – eine Schwermut, die im deutlichen Kontrast zum legendären Frohsinn seines Vaters stand[167]. Außerdem merkte er den auffälligen Unterschied zwischen dem frauenliebenden Heinrich IV. und dem Frauen gegenüber eher distanzierten Ludwig XIII. an[168]. Auch bei den Gesichtszügen fanden beide keinerlei Ähnlichkeiten zwischen dem Vater und dem Sohn[169]. Dumas und Michelet waren sich somit einig, dass Ludwig XIII. aufgrund dieser Unterschiede nicht der Sohn seines Vaters und damit auch kein Franzose gewesen sein konnte, denn: »L'enfant n'avait du visage aucun trait de son père, et dans le caractère, par la suite, aucune ressemblance. Rien du côté des Bourbons, rien

163 Calo, La création de la femme, S. 41. Michelet erachtete z. B. das Gemälde von Rubens »La naissance du dauphin«, das Maria als stolze Mutter des Thronfolgers stilisierte, als lächerlich, siehe Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 77.

164 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 103.

165 Pommier, Michelet interprète, S. 34, 43: In Michelets historischer Argumentation spielte der Aspekt der Vererbung körperlicher und charakterlicher Eigenschaften eine zentrale Rolle. Dumas schob außerdem in »Le sphinx rouge« ein fiktives Gespräch zwischen Richelieu und Sully ein, in dem sie sich über die Unterschiede zwischen Vater und Sohn und ihren daraus erfolgten Verdacht austauschen, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 285f.

166 Ders., Les grands hommes, Bd. 1, S. 278. Siehe auch ders., Le sphinx rouge, S. 323.

167 Ders., Les grands hommes, Bd. 1, S. 100 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 1f., 188f.: »Quand elle [Marie de Médicis] rentra dans le Louvre, couronnée, en grande pompe, il [Henri IV] s'amusa à lui jeter, du balcon, quelques gouttes d'eau. Il l'appelait aussi, en plaisantant, madame la régente. Elle prenait tout cela fort mal«.

168 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 103.

169 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 79 u. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 150.

du côté des Valois. Rien surtout de la France«[170]. Dumas beschrieb ihn außerdem als »étrange personnalité«[171], wobei »étrange« hier doppeldeutig ist und zugleich seltsam und fremd bedeuten kann[172]. Zwar stellte Martin ebenfalls einen deutlichen Kontrast zwischen den beiden ersten Bourbonenherrschern fest, doch zog er daraus nicht den gleichen Schluss wie seine Kollegen – zumindest nicht explizit[173].

Ludwig XIII. war also für Michelet und Dumas ein Fremder, der den französischen Thron unrechtmäßig bestiegen hatte. Sie erklärten ihn beide zum Sohn Marias und ihres Cousins Virginio Orsini (1572–1615)[174]. Dumas zufolge soll die junge Herrscherin nämlich dem Rat ihres Onkels gefolgt sein, schnell schwanger zu werden, um ihre neue Position als Königin zu sichern[175]. Damit soll sie jedoch den Niedergang der französischen Monarchie initiiert haben, weil Ludwig XIII., so Michelet in seiner ihm eignen nationalistischen Xenophobie, alle Anzeichen der »Italiens dégénérés«[176] in sich trug. Diesen Niedergang verband er mit Verweichlichung, Rückgratlosigkeit, Grausamkeit und bigotter Frömmigkeit, also allen Eigenschaften, die den von ihm als französisch wahrgenommenen Idealen der Freiheit, Geradlinigkeit und Selbstbestimmung zuwiderliefen[177]. Überdies bezeichnete Dumas Ludwig XIII. unmissverständlich als homosexuell, was in den Quellen des 17. Jahrhunderts häufig als *goût italien*

170 Ibid. Siehe auch Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 79: »Louis XIII […] n'eut aucun trait de son père. Il ne fut pas seulement différent, mais opposé en toute et chacune chose, n'ayant rien des Bourbons (côté paternel d'Henri IV), et encore bien moins des Valois, côté maternel d'Henri […]. Ce fils, nature sèche et stérile, véritable Arabie Déserte, n'avait rien non plus de la France«.

171 Dumas, Le sphinx rouge, S. 107.

172 Dieser tristen Figur stellte Dumas seinen Helden Antoine von Bourbon entgegen, den er als »cœur franc et loyal, véritable fils de Henri IV« (S. 372) bezeichnete und der »par sa franchise, par son caractère tout français« ein wahrer Landsmann gewesen sei (S. 126). Der Romancier projizierte damit auf seinen Hauptprotagonisten die Züge, die in der Historiografie Heinrich IV. zugeschrieben und als typisch französisch erachtet wurden, siehe z. B. ibid., S. 126, 372, 375.

173 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 111f.

174 Dumas, Le sphinx rouge, S. 108, 228f.; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 79; ibid., Bd. 12, S. 44f.

175 Dumas, Le sphinx rouge, S. 107f.

176 Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 235.

177 Ibid., S. 44f.: »Rien d'Henri IV, rien de Marie de Médicis. Les Espagnols, à son avènement, disaient que ce faux Louis était fils d'un des Orsini. Quoi qu'il en soit, il avait tous les goûts d'un prince italien de la décadence […]. Il n'avait pas beaucoup de cœur, était sec, dur, parfois cruel. Petitement dévot, sans tomber cependant à l'idiotisme des rois espagnols«.

galt[178]. Beide Autoren rezipierten hierbei herkömmliche antiitalienische Diskurse, die in Frankreich seit dem 16. Jahrhundert im Umlauf waren und den Italienern Sittenverfall, Perversion, Verweichlichung und nicht zuletzt homosexuelle beziehungsweise sodomitische Neigungen bescheinigten[179]. Dumas und Michelet bewerteten dementsprechend auch die Ermordung Concinis als symptomatisch für die italienischen Wurzeln Ludwigs XIII. und weiteren Beleg für den moralischen Niedergang der Monarchie, denn dieser soll sich mit der Anordnung der Tat als hintertrieben und verschlagen offenbart haben. Für Dumas stand demnach außer Frage, dass Ludwig XIII., der »assassin royal«, allein den Mord an Concini befehligt habe[180].

Durch das unterstellte amoralische und ehebrecherische Handeln Marias von Medici sei demnach ein Verfall der Monarchie eingeleitet worden. Diese habe von da an nicht mehr die Werte der französischen Nation verkörpern können, wie es Heinrich IV. getan habe. Michelet meinte, dass mit Ludwig XIII. »[l]e sang italo-autrichien […] dans le trône de France«[181] gelangte. Dieses soll sich dann von Herrschergeneration zu Herrschergeneration potenziert haben, bis das Volk dem Niedergang der Monarchie 1789 ein Ende gesetzt, sich von ihr losgelöst und damit die Zukunft der französischen Nation selbst in die Hand genommen habe. Michelet verfremdete durch seine überzogene Stilisierung Marias als unmoralische Frau also deren bisherige Rezeption, um das monarchische Nachfolge- und Dynastieprinzip und damit einen Grundpfeiler monarchischer Legitimation zu unterwandern. So galt sie nun als Initiatorin der Dekadenz des Ancien Régime[182]. Zugleich diente sie aber auch als Erklärung für die wachsende Entfremdung zwischen dem Volk und der Monarchie und die Missstände der kommenden Jahrhunderte.

Das Bild der ehebrecherischen Königin richtete sich in der republikanischen Rezeption der Mitte des 19. Jahrhunderts jedoch nicht ausschließlich gegen Maria. Es ist vielmehr als fest etablierter Topos der misogyn und xenophob untermalten antimonarchistischen Argumentation des republikanischen Diskurses zu werten. Der Arzt und radikale Republikaner François-Vincent

178 Dumas, Le sphinx rouge, S. 324. Über die angebliche Homosexualität Ludwigs XIII. wird regelmäßig diskutiert. Sein Biograf Chevallier bestätigte diese Gerüchte, siehe Pierre Chevallier, Louis XIII, roi cornélien, Paris 1979, S. 453–455. Petitfils betonte hingegen, dass solche Unterstellungen jedweder Grundlage entbehrten, siehe Petitfils, Louis XIII, Bd. 2, S. 344.

179 Vgl. Dubost, La France italienne, S. 320f.

180 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 276, 292–294. Siehe auch ders., Le sphinx rouge, S. 111f.

181 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 79.

182 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 12f.

Raspail (1794–1878) verfasste etwa zur selben Zeit wie Michelet naturwissenschaftlich verbrämte historische Abhandlungen, die einen angeblichen moralischen und physischen Verfall an der Spitze der Monarchie belegen sollten. Von seinem Brüsseler Exil aus schrieb er während des Second Empire eine mehrbändige »Revue complémentaire des sciences appliquées« (1854–1860), in der er – neben Ausführungen zu Technik und Landwirtschaft – ganz im Stile eines Fortsetzungsromans mithilfe physiognomischer und physiologischer Studien die Korruptheit der Protagonisten der Monarchie belegen wollte[183]. Wie Michelet griff er für seine antimonarchistische Argumentation auf die seit der Aufklärung im 19. Jahrhundert immer populärer werdende und verstärkt mit einem wissenschaftlichen Unterbau versehene Physiognomik, der zufolge das äußere Erscheinungsbild Schlüsse auf den Charakter zulasse. Raspail zufolge kann das Wesen der Monarchie ähnlich ›medizinisch‹ ergründet werden[184].

Raspails Darstellungen richteten sich im Wesentlichen gegen Marias Schwiegertochter Anna von Österreich, die Mutter Ludwigs XIV., der er zahlreiche Affären andichtete, unter anderem mit dem Favoriten des englischen Königs, dem Herzog von Buckingham (1592–1628)[185]. Auch hier ist das Prinzip klar und folgt demselben Ziel wie Michelet bei der Diffamierung Marias: Raspail wollte beweisen, dass Ludwig XIV. nicht der legitime Sohn Ludwigs XIII. gewesen sei. Damit erklärte er die Königin Anna zur Mutter eines illegitimen Kindes und höhlte das dynastische Erbprinzip von innen her aus, um es zu diskreditieren. Maria habe hierbei nicht nur die Entfremdung der Eheleute gefördert, um sich selbst politisch zu halten[186], sondern auch die Affäre ihrer Schwiegertochter mit Buckingham begünstigt, um die Geburt eines Erben zu beschleunigen – im Falle eines frühen Todes Ludwigs XIII. soll sie nämlich eine zweite Regentschaft und damit die endgültige Entmachtung Richelieus angestrebt haben[187]. Demnach hätten Maria und Anna, denen nur über ihre Funktion als Gebärende oder Vormünder königlicher Nachfolger eine legitime

183 Vgl. Grell, Anne d'Autriche et ses juges, S. 358–364.

184 Vgl. hierzu auch Teil I, Kap. 4.5.

185 Vgl. z. B. François-Vincent Raspail, Revue complémentaire des sciences appliquées à la médecine et pharmacie, à l'agriculture, aux arts et à l'industrie, Bd. 3–4, Brüssel 1856–1858, hier Bd. 3, S. 372–379.

186 Ibid., S. 370.

187 Ibid., S. 374, Anm. 1: »La reine mère en savait sur ce point [des affaires amoureuses] autant que tout le monde; et ce ne serait nullement faire injure au caractère d'une Médicis de penser qu'elle a bien pu jouer en cela le rôle d'une complaisante. […] Celle qui ne recula point devant l'arrêt de mort de son mari, pouvait bien avoir bâti l'espoir d'une nouvelle régence sur la maternité d'une jeune reine qu'elle tiendrait sous sa dépendance par l'empire du secret. Un dauphin aurait détrôné du coup Richelieu, le roi d'un roi qui n'était que l'ombre de la puissance«.

Teilhabe an der Herrschaft eingeräumt wurde, diesen Spielraum aus Machtgier bewusst missbraucht[188]. In der frauen- und fremdenfeindlichen Argumentation der Republikaner war also die Machtbesessenheit ausländischer Herrscherinnen dafür verantwortlich, dass die französische Monarchie buchstäblich verfremdet und mit ihr das Schicksal der Nation gefährdet wurde.

3.4.2 Die Gattenmörderin

Die argumentative Klimax um die vermeintliche Lasterhaftigkeit Marias und die Infragestellung ihrer moralischen Integrität als Frau und Königin bildete in der republikanischen Historiografie der Vorwurf, sie sei an einem Komplott zur Ermordung ihres Mannes beteiligt gewesen. Zwar kursierte das Gerücht bereits unter den Zeitgenossen und wurde punktuell in der Historiografie des Ancien Régime und frühen 19. Jahrhunderts wieder aufgegriffen, doch galt es als höchst umstritten. Mit den Republikanern aber hielt nun eine voll ausgearbeitete Verschwörungstheorie Einzug in die nationale Historiografie. Damit wurde die Diskussion um diesen historischen Fall neu belebt, über den bereits Voltaire (1694–1778) seinerzeit verdrießlich ausgerufen hatte: »N'y a-t-il donc pas assez de crimes sur la terre? faut-il encore en chercher là où il n'y en a point?«[189]

Die Umstände

Heinrich IV. wurde am 14. Mai 1610 ermordet. Am Tag zuvor hatte die Krönung der Königin in Saint-Denis stattgefunden und am 19. Mai wollte der König das Oberkommando seiner Truppen übernehmen, um den Anspruch der protestantischen Anwärter auf die Nachfolge in den Herzogtümern Jülich, Kleve und Berg zu verteidigen. Am 14. Mai, einem warmen Frühsommertag, machte sich

188 Raspails Theorie beruhte auf der Prämisse einer vermeintlichen Zeugungsunfähigkeit Ludwigs XIII., vgl. ibid., S. 312–317. Auf einer ähnlichen Argumentation baute auch die Intrige in Dumas' Roman »Le sphinx rouge« auf. So soll Anna von Österreich u. a. von ihrem Bruder, dem spanischen König, gedrängt worden sein, möglichst schnell und um jeden Preis schwanger zu werden, um sich ihre Stellung als Königin zu sichern. Der Roman endet in einer Szene, die mehr als deutlich impliziert, dass Anna sich schließlich die Homosexualität ihres Mannes eingestanden und ihren Sohn, den späteren Ludwig XIV., mit dem Halbbruder ihres Mannes gezeugt habe – eben jenem Antoine de Bourbon, dem Grafen von Moret, dem der Roman seinen ursprünglichen Titel verdankt. Siehe hierzu Dumas, Le sphinx rouge, S. 696–699.

189 Voltaire, Dissertation sur la mort de Henri IV [1745], in: ders., Œuvres complètes de Voltaire, Bd. 8, Paris 1819, S. 333–340, hier S. 336.

Heinrich IV. im offenen Wagen zu einem Krankenbesuch bei Sully auf. In der überfüllten Rue de la Ferronnerie musste der Wagen halt machen, und dort ergriff François Ravaillac (1578–1610), der dem König bereits seit Tagen gefolgt war, die Gelegenheit, Heinrich IV. drei Mal ein Messer in die Brust zu stoßen. Der Mörder unternahm keinen Fluchtversuch und wurde sofort verhaftet. Der König wurde währenddessen blutüberströmt zum Louvre gebracht, erlag jedoch unterwegs seinen Verletzungen. Nach seiner Verhaftung wurde Ravaillac in die Conciergerie gebracht, gefoltert und nach Komplizen befragt. Er beteuerte allerdings bis zum Schluss, allein und aus eigenem Antrieb gehandelt zu haben. Am 27. Mai 1610 wurde er schließlich auf der Place de Grève als Königsmörder langsam und qualvoll hingerichtet.

Eine Königin steht unter Verdacht

Der Fall Ravaillac gilt als Rätsel der französischen Geschichte. Zwar wurde die These eines Einzeltäters nach der schnellen gerichtlichen Untersuchung und den Geständnissen des Königsmörders allgemein akzeptiert, doch erschien manchen Zeitgenossen der Zeitpunkt dieses politischen Mordes, so kurz vor einem sich anbahnenden europäischen Krieg, höchst suspekt. Viele fragten sich daher, wer von der Tat profitierte[190].

Maria, die noch am selben Tag zur Regentin ausgerufen wurde und einen neuen politischen Kurs einschlug, erschien höchst verdächtig, zumal Ravaillac genau einen Tag nach ihrer Krönung, die ihr einen Legitimationszuwachs beschert hatte, zur Tat geschritten war[191]. Überdies wurde ihr in zeitgenössischen Berichten und später in der Historiografie häufig angelastet, nicht aufrichtig und lange genug um ihren Mann getrauert zu haben[192]. Die überzeugten Republikaner Dumas und Michelet verwiesen außerdem darauf, dass ihre Über-

190 Für Dubost ist dieser Ansatz naheliegend, greift aber zu kurz, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 304f.

191 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 188: »Ravaillac a dit, dans ses interrogatoires, qu'il se serait fait scrupule de frapper le roi, avant que la reine fût sacrée et qu'une régence préparée eût garanti la paix publique. C'était la pensée générale de tous ceux qui machinaient, désiraient la mort du roi«. Diesen Verdacht äußerte Sully in seinen Memoiren, und er wurde im 17. Jahrhundert u. a. von dem Historiografen Michel Le Vassor weitertradiert, den dann in der Folge auch Sismondi äußerte, siehe Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 190–192.

192 Die Historiografie des 19. Jahrhunderts griff diese Unterstellung auf, siehe z. B. o. V., Catherine et Marie de Médicis – reines de France, Limoges 1868, S. 59, 64; Gabriel Hanotaux, Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon (1re partie), in: Revue des deux mondes 123 (1894), S. 758–781, hier S. 759; ders., Histoire du cardinal de Richelieu,

zeugung von einer Mitschuld Marias nicht zuletzt daher rühre, dass das Volk – für sie der vernünftigste Teil der Nation – schon 1610 Zweifel an ihrer Unschuld geäußert habe[193]. Den verdächtigen Brand des Gerichtshofs 1618, durch den alle Prozessakten des Falls Ravaillac verbrannt waren, erachtete Michelet außerdem als weiteren Grund zur Annahme einer Mitschuld Marias[194]. Ihre Mittäterschaft war in den Augen von Dumas umso brisanter, als er sie damit zu den »parricides«[195] des zur väterlichen Figur verklärten Königs zählte. Führt man diesen Gedanken weiter aus, so hätte sich Maria also moralisch doppelt schuldig gemacht – als Gatten- und als Vatermörderin.

Eine weit verzweigte Verschwörung?

Michelet war der erste, der 1857 diese bloßen Vermutungen zu einer stichhaltigen These auszubauen und den mutmaßlichen Komplott durch eine umfangreiche Quellenforschung zu belegen suchte[196]. Als Historiker und Leiter der historischen Abteilung der Archives nationales betrachtete er es als seine Aufgabe, den Toten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Geheimnisse der Vergangenheit auf der Grundlage eingehender Quellenarbeit zu lüften[197]. Seine Überzeugung hinsichtlich einer groß angelegten Verschwörung, die sowohl innen- wie außenpolitische Verzweigungen hatte, bekräftigte er daher emphatisch mit den Worten: »il faut être sourd, aveugle et se crever les yeux pour ne pas voir, entendre cela«[198]. Diese gilt es nun zu untersuchen, wenngleich Michelets Theoriekonstrukt lediglich im Hinblick auf den für die Mediceerin belastenden Strang ausgeführt werden soll.

Bd. 2/1, S. 52; Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 5f.; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 196. Diese Unterstellung hat die heutige Forschung mithilfe von persönlichen Briefen und zeitgenössischen Zeugnissen widerlegt, siehe Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 218f.

193 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 470f. u. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 222. Loiseleur führte Mézeray, Sully, L'Estoile und den Abt Lenglet du Fresnoy als diejenigen an, die in der Folge einen groß angelegten Komplott vermutet hätten, siehe Loiseleur, Questions historiques, S. 5.

194 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 225. Siehe auch Dumas, Le sphinx rouge, S. 123.

195 Ibid., S. 287. Siehe auch S. 269, 315. Der Begriff tauchte schon in den Leichenpredigten auf Heinrich IV. auf, vgl. Jacques Hennequin, Les oraisons funèbres d'Henri IV. Les thèmes et la rhétorique, Bd. 1, Lille 1978, S. 194–198.

196 Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 201.

197 Mazurel, Romantisme, S. 601.

198 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 469.

Was den Täter betraf, so vertrat Michelet die These, dass Ravaillac von den Verschwörern als ausführende Hand manipuliert worden war, die von dessen Hang zu religiöser Schwärmerei gewusst hätten[199]. Dies erkläre auch, warum er bis zuletzt überzeugt gewesen sei, aus eigenem Antrieb gehandelt zu haben[200]. Michelet charakterisierte Ravaillac als geistig Labilen, der im Vorfeld keinen Hehl aus seinen fanatischen Gedanken gemacht hatte[201]. Seine Tat rechtfertigte der Königsmörder stets als Notwehr in Anbetracht eines von ihm befürchteten Massakers an den französischen Katholiken durch die vom König unterstützten Hugenotten, wie auch einer Kriegserklärung Heinrichs IV. an den Papst[202].

Als Drahtzieher des Komplotts beschuldigte Michelet den Herzog von Épernon (1554–1642) und die ehemalige Geliebte des Königs, Henriette d'Entragues, Marquise von Verneuil (1579–1633), denen sich wenig später der Favorit der Königin, Concino Concini, angeschlossen haben soll[203]. Weitaus gewichtiger war jedoch für Michelet der außenpolitische Strang dieser Verschwörung, die stillschweigend vom spanischen König Philipp III. (1578–1621) gesteuert und unterstützt worden sei, um dessen politischen Kontrahenten Heinrich IV. auszuschalten[204]. Den Kontakt zu Spanien soll Maria über den spanischen Botschafter Don Pedro hergestellt haben, der mit ihr verwandt und in den sie, so Michelet, verliebt war[205]. Aus all diesen Gründen bezeichnete er die Königin

199 Ibid., S. 152f.: »Il est clair aujourd'hui que le complot partit du Louvre, que la reine en eut connaissance, qu'on n'eut pas besoin de chercher, de payer un assassin, parce que trois années durant, on en fit un, exalté par des sermons meurtriers et chauffé à blanc par les moines«.

200 Ibid., S. 192, 206–208.

201 Ibid., S. 181, 192, 194.

202 Ibid., S. 191f.

203 Die Beweggründe Épernons erklärte Michelet mit dessen Angst, seine Stellung am Hof zu verlieren. Die Tatsache, dass Ravaillac aus Angoulême stammte, das zum Einflussbereich des Herzogs gehörte, bekräftigte seinen Verdacht einer Verbindung. Im Hinblick auf die Marquise von Verneuil vermutete der Historiker, dass diese den Verlust der Gunst des Königs und somit ihres Einflusses zu rächen trachtete, vgl. ibid., S. 153–155, 182, 469. In der heutigen Forschung werden diese Erklärungsansätze hinterfragt. Die Nähe Épernons zu Spanien ist fast sicher, doch bleibt dahingestellt, ob die Marquise, die 1610 bereits weitab vom Hof lebte, wirklich noch einmal eine Rückkehr nach Paris erwogen hatte. Aus dem Tod des Königs zogen zumindest beide keine besonderen Vorteile, vgl. Babelon, Henri IV, S. 997f.

204 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 460.

205 Ibid., S. 158, 460.

und Épernon, die beiden großen Gewinner der Regentschaft, unumwunden als »assassins du roi«[206] und beteuerte mehrfach die Mitschuld Marias[207].

Eine umstrittene Zeugenaussage

Michelet stützte seine Anschuldigungen vorwiegend auf zwei Zeugenaussagen, nämlich die der Jacqueline d'Escoman und die eines Soldaten, Pierre Dujardin, der besser unter seinem Kriegsnamen »capitaine de La Garde« bekannt war. Diese Zeugen sollen aufgrund ihrer Enthüllungen bewusst zum Schweigen gebracht worden sein. Damit ignorierte Michelet jedoch willentlich die Einschätzungen von Sismondi und vor allem Auguste Poirson (1795–1871)[208], des prämierten Autors der vierbändigen »Histoire du règne de Henri IV« (1856). Beide hatten bereits im 19. Jahrhundert die Inkonsistenz der Zeugenaussagen hervorgehoben[209]. Michelet hatte nachweislich Poirsons Werk gelesen und es, in Übereinstimmung mit der Kritik, als gut recherchiert gelobt[210]. Er entschied sich indes, die Ausführungen seines Kollegen zu ignorieren. Damit verwarf er auch Poirsons Begründung zur Unschuld der Mediceerin, wonach »Marie de Médicis le pressa [Henri IV], et le pressa deux fois avec instances, de ne pas sortir ce jour-là. Ce sont trois contemporains qui attestent cette circonstance, et

206 Ibid., S. 204.

207 Ibid., S. 171f., 175, 186f., 194.

208 Poirson galt als bedeutender Historiker der Julimonarchie, der im Second Empire aufgrund politischer Meinungsverschiedenheiten mit dem Regime 1853 frühzeitig in den Ruhestand versetzt wurde. Seine Biografie des ersten Bourbonenkönigs (1856) wurde 1857 und 1858 mit dem Grand Prix Gobert der Académie française ausgezeichnet. Das Werk wurde zu seinen Lebzeiten drei Mal neu aufgelegt (1857, 1862 u. 1865/66). 1858 ließ Poirson außerdem eine »Introduction à l'histoire du règne de Henri IV« veröffentlichen. Vgl. hierzu Honoré Fisquet, Art. »Auguste-Simon-Jean-Chrysostôme Poirson«, in: Ferdinand Hoefer (Hg.), Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, Bd. 40, Paris 1862, Sp. 570f. u. o. V., Auguste Poirson, http://www.academie-francaise.fr/auguste-poirson (14.1.2019).

209 Poirson, Histoire du règne de Henri IV, S. 195–199. Siehe auch Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 205. Obgleich Sismondi Maria nie offen beschuldigte, bescheinigte er ihr aufgrund ihrer italienischen und spanischen Wurzeln sowie der kriminellen Vorgeschichte ihrer Familie durchaus die Fähigkeit dazu, siehe S. 190f., S. 205f.

210 Vgl. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 464–466. Dieses Lob auf Poirson äußerte auch der Rezensent Amédée Tardieu, der dessen Werk über Heinrich IV. als »livre excellent, destiné à durer et à devenir […] la base de toute étude ultérieure sur l'une des plus grandes et des plus fécondes époques de notre histoire« bezeichnete, in Amédée Tardieu, Histoire du règne de Henri IV, par A. Poirson, in: Bibliothèque de l'École des chartes 20 (1859), S. 81–97, hier S. 81.

l'un d'eux est Richelieu. On ne peut supposer la culpabilité de la reine, sans tomber dans l'insoutenable contradiction qu'après avoir préparé l'attentat, elle fit tout au monde pour l'empêcher«[211]. Michelet beharrte also für seine Beweisführung wider besseres Wissen auf der Glaubwürdigkeit der beiden Zeugenaussagen. Für die gegen Maria vorgebrachten Anschuldigungen ist jedoch nur die erste Zeugin von Belang.

Im Januar 1611 trat eine gewisse Jacqueline d'Escoman an Marguerite von Valois (1553–1615), die geschiedene erste Frau Heinrichs IV., mit der Behauptung heran, sie habe bereits einige Monate vor dem Tod des Königs versucht, diesen vor einem Komplott zu warnen. Als damalige Hofdame von Henriette d'Entragues, der Geliebten Heinrichs IV., habe sie Ravaillac im Haus ihrer Herrin kennengelernt und dieser habe ihr von seinem Vorhaben erzählt. Weder Maria von Medici noch der jesuitische Beichtvater des Königs hatten sie jedoch damals, 1609, beim König vorsprechen lassen[212]. Daraufhin wurde die hartnäckige Zeugin verhaftet, was Michelet als Beweis für die Mitwisserschaft der Königin und der Jesuiten wertete, die versucht hätten, die lästige Zeugin zum Schweigen zu bringen[213]. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis Anfang 1611 beharrte sie weiter auf ihren Anschuldigungen, weshalb sie am 30. Juli 1611 zu lebenslanger Haft wegen Verleumdung verurteilt wurde[214]. Michelet sah darin die ultimative Bestätigung dafür, dass der Komplott von höchster Stelle im Louvre ausgegangen sei, und verklärte Escoman zu einer Märtyrerin, die ihr Leben für den König und die Wahrheit wiederholt aufs Spiel gesetzt habe und zur Strafe in ein dunkles Verlies lebendig eingemauert worden sei[215].

Gegen Michelets These sind allerdings schwerwiegende Einwände vorzubringen. So war seine Kronzeugin Escoman moralisch keineswegs so untadelig, wie er sie darstellte. Sie galt vielmehr als Intrigantin, und ihre erste Verhaftung 1609 bezog sich nicht auf ihre scheinbare Rolle als Zeugin eines Komplotts, sondern auf die Anklage ihres Mannes Isaac d'Escoman wegen Ehebruch, Pros-

211 Poirson, Histoire du règne de Henri IV, S. 193f. Die von Poirson angeführten Zeitgenossen waren Richelieu, Fontenay-Mareuil und Mathieu.

212 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 188.

213 Ibid., S. 187: »Incroyable coup d'audace! Ceux qui donnèrent l'ordre étaient donc bien appuyés de la reine, ou bien sûrs que le roi mourrait avant que l'affaire vînt à ses oreilles?« Siehe auch Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 186–192.

214 Ibid., S. 192–196.

215 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 152f., 183, 216. Dumas übernahm in »Le sphinx rouge« Michelets Interpretation und zeichnete ein herzzerreißendes Bild des grausamen Schicksals dieser Frau. Siehe Dumas, Le sphinx rouge, S. 250–258. Loiseleur wehrte sich später gegen eine solche Verherrlichung Escomans als selbstlose Märtyrerin, siehe Loiseleur, Questions historiques, S. 58.

titution und Kindsaussetzung. Außerdem entsprach ihre Beschreibung Ravaillacs als kleiner, schmächtiger Mann nicht der stämmigen Erscheinung des Königsmörders[216]. Auf diese Inkohärenz in Michelets These wies bereits 1873 der Stadtbibliothekar von Orléans, Jules Loiseleur, hin[217]. Dieser führte außerdem an, dass die Aussagen von Escoman erst 1616 und somit im Kontext der Adelsaufstände gegen Maria öffentlich gemacht wurden. Er vermutete demnach folgerichtig, dass die Diffamierung der Königin als Gattenmörderin vor allem politisch motiviert war[218]. Ähnliche Gegenargumente waren Michelet selbst durchaus bekannt, da sie im 17. Jahrhundert bereits in der offiziellen Darstellung des »Mercure de France« bekräftigt worden waren, doch wies er diese Einwände kategorisch von der Hand und bezeichnete die Zeitung lediglich als »recueil de mensonges«[219].

Ein mysteriöses Dokument

Michelet berief sich in seinen Anschuldigungen gegen Maria von Medici außerdem auf ein Gerücht, wonach ein Gerichtsschreiber während der Hinrichtung Ravaillacs dessen Beichte protokolliert habe. Der Königsmörder habe angeblich im Moment des Todes Maria und Épernon deutlich als Auftraggeber genannt.

Loiseleur widersprach auch hier erneut Michelet und verneinte dezidiert die Existenz einer solchen Beichte[220]. Bei dem sagenumwobenen Schriftstück handle es sich vermutlich um nicht mehr als ein loses Blatt Papier, das zum Verhörprotokoll gehörte und auf dem wirre Antworten des gefolterten Königsmörders aufgezeichnet worden waren[221]. Michelet zufolge wurde allerdings diese letzte Beichte dem Magistraten Joly de Fleury anvertraut, der das Dokument

216 Vgl. Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 202f.

217 Vgl. Loiseleur, Questions historiques, S. 56–70.

218 Ibid., S. 67–69.

219 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 469.

220 Loiseleur, Questions historiques, S. 87: »[I]l [le testament de Ravaillac] n'a jamais existé. Nous avons beaucoup de respect pour M. Michelet […] et si nous le prenons si souvent à partie dans cette étude, c'est qu'il est le défenseur le plus autorisé du système historique qui donne de puissants complices à Ravaillac; mais en cette occasion, comme en beaucoup d'autres où le parti pris l'égare, il s'est absolument trompé. Il a beau afficher la plus entière confiance dans cette pièce et y revenir par deux fois avec complaisance, il ne persuadera que ceux qui tiennent plus à être surpris que convaincus«.

221 Ibid., S. 88: »Ce n'était, dans notre conviction, qu'un brouillon des réponses du coupable, rapidement saisies au vol par le greffier au cours d'un des interrogatoires […]. Nous irons plus loin: la feuille dont il s'agit doit appartenir à la séance du 17 ou à celle du 19 mai dans lesquelles d'Épernon et la reine sont nommés, mais plus vraisemblable-

versteckt und nur wenigen Vertrauten gezeigt habe[222]. Besonders in diesem Punkt werden die wechselseitigen und sich potenzierenden inhaltlichen Beeinflussungen zwischen Dumas und Michelet deutlich. Denn genauso wie Michelet für seine Beschreibung Marias gewisse Passagen aus Dumas' »Les grands hommes« teils wörtlich übernahm, so ließ sich Dumas im historischen Roman »Le sphinx rouge« eindeutig von der von Michelet 1856 und 1857 ausgearbeiteten Verschwörungstheorie inspirieren[223]. So hatte er seine Schilderung über Heinrich IV. in »Les grands hommes« 1855 zwar mit einer deutlichen Anklage gegen Concini und Maria abgeschlossen, doch fehlten ihm damals hierfür noch stichhaltige Argumente[224]. In »Le sphinx rouge« (1865/66) band er dann alle Elemente der Verschwörungstheorie Michelets ein. So sammelt Richelieu im Roman Belege der Mittäterschaft der Königinmutter, um sie politisch auszuschalten und endgültig in den Augen ihres Sohnes zu diskreditieren[225]. Der Kardinal besucht zu diesem Zweck Escoman in ihrem Verlies, um sowohl das besagte ominöse schriftliche letzte Geständnis von Ravaillac, als auch einen Warnbrief Escomans an Sully aufzuspüren. Wie bei der ›Beichte‹ des Mörders, war es ebenfalls Michelet, der vor Dumas auf einen solchen Brief an Sully angespielt hatte. Michelet hatte jedoch gemutmaßt, dass der Brief keine Namen und nur eine diffuse Warnung enthalten habe[226]. Dumas ließ hingegen in seinem Roman Sully auf Richelieus Frage, warum er den Brief damals nicht an den

ment à celle du 17, où ces deux noms sont cités à peu de distance l'un de l'autre. Ravaillac y déclare qu'au moment où il frappa Henri IV, ce prince était penché du côté de M. d'Épernon et qu'il avait attendu pour le tuer ›que la royne fût couronnée‹«.

222 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 208f. Michelet stützte sich hierfür auf seinen katholischen Kollegen Capefigue. Dieser hatte behauptet, eine Abschrift des mysteriösen Schriftstücks im spanischen Archiv von Simancas gefunden zu haben, vgl. Jean-Baptiste Capefigue, Histoire de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV, Bd. 8, Paris 1835, S. 372f., Anm. 3.

223 Dass Michelet Dumas in der Frage der Ereignisse von 1610 als Vorlage diente, belegt folgende Fußnote: »Voir, pour les détails les plus précis et les plus curieux sur l'assassinat de Henri IV et la mort de Ravaillac, le volume de notre grand historien Michelet, intitulé ›Henri IV et Richelieu‹«, in Dumas, Le sphinx rouge, S. 240.

224 Ders., Les grands hommes, Bd. 1, S. 222: »Aujourd'hui encore, c'est-à-dire après deux siècles et demi, l'assassinat est resté un mystère entre les coupables et Dieu. On soupçonne bien, les preuves morales étant là: mais les preuves matérielles manquent, et, pour nous servir des termes du palais, l'histoire a rendu une ordonnance de NON-LIEU. Mais voyez la reine insultée, méprisée, haïe. Voyez Concini déterré, dépiécé, émietté, pendu, mangé. Tout cela par le peuple. Pourquoi? Parce que le peuple demeura convaincu que les vrais assassins, c'étaient le Florentin et la Florentine, – CONCINI et la REINE« (Hervorh. i. Orig.).

225 Ders., Le sphinx rouge, S. 231f.

226 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 194f.

König weitergegeben habe, erwidern: »Parce que les noms de la reine Marie de Médicis, celui d'Épernon, et celui de Concini, y étaient en toutes lettres«[227].

Doch damit nicht genug: Dumas erklärt dieses berüchtigte Dokument zum Auslöser für den politischen Sturz Marias von Medici im November 1630. Dieses Gerücht war anscheinend schon bei der Zeitgenossen Marias im Umlauf gewesen und wird in der Mitte der 1840er Jahre auch von Balzac als Grund für die endgültige Ungnade der Königinmutter angeführt. Ihm zufolge soll nämlich Richelieu im November 1630, als sein Konflikt mit Maria sich zuspitzte, dem König Dokumente vorgelegt haben, die die Beteiligung der Königinmutter am Mordkomplott gegen ihren Ehemann eindeutig bewiesen. Ludwig XIII. habe aus diesem Wissen heraus Konsequenzen gezogen[228]. Diese Hypothese ist nicht belegbar. Sie wurde allerdings zwanzig Jahre nach Balzac von Dumas aufgegriffen. Am Ende seines Romans »Le sphinx rouge« lässt er Richelieu herausfinden, dass sich das besagte Schriftstück mittlerweile in Besitz des Königs selbst befindet. Dieser erklärt seinem Minister, dass er das Dokument als mahnende Erinnerung stets bei sich trage und vertraut daraufhin seinem Prinzipalminister das Schriftstück mit der Bitte an, es ihm immer dann vorzulegen, wenn seine Mutter wieder zu großen Einfluss auf ihn ausübe[229]. Damit lieferte Dumas dem historisch bewanderten Leser subtil seine ganz eigene Erklärung für die *journée des Dupes*, die er im Roman nicht mehr behandelte, weil er im Sommer 1630 endet. So wäre der endgültige Sieg Richelieus über seine Kontrahentin letztendlich dadurch zu erklären, dass der Kardinal dem augenscheinlichen Triumph Marias im November 1630 als letzten Trumpf das besagte Dokument entgegenstellte, indem er es Ludwig XIII. während ihrer geheimen Unterredung von Versailles vorlegte.

Spekulationen um mögliche Tatmotive

Als Grund für die Mittäterschaft Marias führte Dumas die Tatsache an, dass sie verhindern wollte, dass Heinrich IV. sie wegen Ehebruchs zurück nach Florenz schicken würde[230]. Außerdem unterstellte er ihr ganz in der Tradition italienerfeindlicher Vorurteile eine grundsätzliche Bereitschaft zum Morden aus dem alleinigen Grund ihrer florentinischen Abstammung[231]. Das Motiv, das Maria

227 Dumas, Le sphinx rouge, S. 288. Siehe auch S. 315.

228 Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 16.

229 Dumas, Le sphinx rouge, S. 515–519.

230 Ibid., S. 261f.

231 Ibid., S. 142.

gemeinhin in der republikanischen Historiografie zugeschrieben wurde, war allerdings machtpolitischer Natur. So habe sie den König beseitigen wollen, um die Herrschaft zu ergreifen und eine romtreue und prospanische Politik durchzusetzen[232]. Die Ermordung des Königs sei somit die logische Konsequenz der spanischen Neutralisierungspolitik gegenüber Heinrich IV. gewesen, weil ihn die Ehe mit Maria nicht gefügig gemacht habe[233]. Die neuere Forschung hat allerdings weitestgehend den politischen Bruch von 1610 als Topos der Opponenten Marias aufgedeckt und entsprechend relativiert, was auch das republikanische Argument einer Mittäterschaft der Königin aus machtpolitischen Gründen entkräftet[234].

Der bereits erwähnte Jules Loiseleur galt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als prominentester Kritiker der Verschwörungstheorie Michelets hinsichtlich einer Manipulation Ravaillacs, die vom Louvre und Spanien ausgegangen sei. Diese These focht er vornehmlich in seinem Aufsatz »Ravaillac et ses complices« (1873) an[235]. Darin versuchte er, die ihn nicht überzeugenden und miteinander konkurrierenden Thesen des Einzeltäters und des weit verzweigten Komplotts – zu seiner Zeit von Auguste Poirson respektive Jules Michelet vertreten – in Einklang zu bringen[236]. In diesem Zuge untersuchte er Marias Profil als potentielle Mitverantwortliche für die Ermordung ihres Mannes. Zwar griff er alle gängigen Vorurteile über diese Herrscherin auf, die seit dem 17. Jahrhundert über ihren Charakter und ihre politischen Überzeugungen kursierten[237], unterstellte ihr aber keine Mittäter-, sondern nur eine Mitwisserschaft am geplanten Mord[238].

Dies sah Loiseleur in Marias Drängen auf ihre Krönung belegt[239]. So gab es für den Bibliothekar ohne Zweifel einen direkten kausalen Zusammenhang

232 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 198: »[L]e double mariage espagnol (vraie cause de la mort d'Henri IV) va se faire«.

233 Ibid., S. 460, 469.

234 Babelon, Henri IV, S. 998 u. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 312–315.

235 Der Band »Questions historiques du xviie siècle« umfasste mehrere Artikel, die Loiseleur bereits in Zeitschriften unterschiedlichster Gesinnung wie »Le Temps«, »Revue contemporaine« und »Revue des questions historiques« hatte veröffentlichen lassen, siehe Loiseleur, Questions historiques, S. XIVf.

236 Ibid., S. 2–5.

237 Siehe ibid., S. 15f.

238 Ibid., S. 24f.

239 Ibid., S. 17f.: »Cette idée du sacre se logea dès lors fortement dans l'étroite cervelle de Marie et se lia intimement à celle de la mort de son mari: elle se figurait qu'à ce prix seulement elle pourrait hériter de l'autorité royale. Rapprochement bien étrange et qui n'a pas encore été fait: cette idée fut aussi celle de Ravaillac«.

zwischen der Krönung Marias am 13. Mai und der Ermordung des Königs am darauffolgenden Tag. Zwar ist auch aus heutiger Sicht unbestreitbar, dass Marias Krönung ihr einen starken Legitimationszuwachs bescherte und als solche auch von den Gegnern Heinrichs IV. gedeutet, gegebenenfalls sogar genutzt wurde, doch belegt dies nicht, dass Maria von solchen Plänen wusste. Loiseleur schloss darüber hinaus eine Zusammenarbeit zwischen den Rivalinnen Entragues und Maria von Medici nicht aus[240]. Zwar verwarf Loiseleur, wie weiter oben angeführt, die Aussagen Escomans, doch hielt er einen Komplott, an dem Spanien, die Marquise von Verneuil, Épernon und Maria von Medici beteiligt waren, für möglich[241]. Den Beweis für ein Bündnis zwischen Maria und Épernon sah er in der offenen Hilfeleistung des Herzogs bei der Flucht Marias aus Blois ein paar Jahre später, was er in seinem im selben Aufsatzband enthaltenen Artikel »L'évasion d'une reine de France« darlegte[242]. Eine Verbindung zwischen all diesen Verdächtigen und Ravaillac konnte er jedoch nicht nachweisen, was ihn zu der subtilen These brachte, dass der Königsmörder ein verrückter Einzeltäter gewesen sei, der zufällig einem groß angelegten spanischen Komplott zuvorgekommen sei[243].

Michelet betrachtete das Geheimnis um den Königsmord mit seiner einschlägigen Untersuchung zumindest als gelüftet[244]. Der Erfolgsautor Dumas trug dann zur Verfestigung und Verbreitung dieser Theorie im französischen Bewusstsein bei. Die Stichhaltigkeit von Michelets mit sprachlicher Verve vorgebrachten These muss jedoch hinterfragt werden, da er allzu oft voreingenomme Gerüchte zu angeblichen Beweisen ausbaute – und dies auf Grundlage von Dokumenten, die er selbst nie im Original einsah, wie etwa das berüchtigte Geständnis von Ravaillac. Er griff wahllos auf alles zurück, das ihm half, die ihm unsympathische Maria von Medici in der Nachwelt zu verunglimpfen[245]. Wenngleich Dumas und Michelet eindeutig zur Popularisierung des nicht

240 Ibid., S. 27–29.

241 Ibid., S. 73.

242 Dies behauptet er im Vorwort, siehe ibid., S. X. Die enge Anlehnung Marias an Épernon ab 1611 muss allerdings nicht zwangsläufig eine Komplizenschaft bei den Ereignissen von 1610 bedeuten und kann von Seiten der Regentin Ausdruck der Notwendigkeit gewesen sein, sich in ihrer schwachen Position die Unterstützung eines einflussreichen Adligen zu sichern, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 307f.

243 Vgl. Loiseleur, Questions historiques, S. 90–100. Die These ist in der heutigen einschlägigen Forschung ebenfalls umstritten, siehe hierzu Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 206–209.

244 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 460.

245 Calo, La création de la femme, S. 67f.: Calo hat dies bei Michelet als geläufiges Muster in der Darstellung ihm unsympathischer weiblicher Figuren herausgearbeitet. Er griff hierzu auf alles zurück, was er ihnen anlasten konnte.

belegbaren Gerüchts der Mitschuld Marias beitrugen, so kann es doch nicht als feste Komponente der republikanischen Rezeption der Mediceerin in der Mitte des 19. Jahrhunderts gelten. Es lässt sich eher als Ausdruck der äußerst subjektiven und antipathischen Meinung Michelets über Maria erklären, die Dumas aufgrund der engen inhaltlichen Interaktion zwischen den beiden Autoren wieder aufgriff. Henri Martin vertrat hingegen dezidiert die These des geistig umnachteten Einzeltäters[246]. Und auch in der Folgezeit bis zum Ersten Weltkrieg distanzierten sich die meisten Historiker von solchen Unterstellungen aufgrund ihrer unmöglichen Belegbarkeit[247].

Die deutliche Mehrheit der Forscher des 20. und 21. Jahrhunderts vertritt ebenfalls die These des Einzeltäters und distanziert sich deutlich von Michelets Verschwörungskonstrukt[248]. Als viel wahrscheinlicher wird heute angenommen, dass Ravaillac vom feindseligen Klima seiner Zeit beeinflusst wurde, dessen Untersuchung sich vor allem der Historiker Roland Mousnier sehr eindrücklich gewidmet hat. So beweise die Tatsache, dass viele in Europa und Frankreich den Tod Heinrichs IV. herbeigewünscht hatten, noch lange nicht, dass es eine Verbindung zwischen Ravaillac und einem breit angelegten Komplott gegeben habe[249]. Mousnier führte in die Debatte um den Tod des Königs das Problem der Psychologie der Massen ein, die schwer zu fassen ist und gerade geistig labile Menschen zu unberechenbaren Handlungen anleiten kann, denn »en cette matière, la peur crée son objet«[250]. Diesen Erklärungsansatz schien auch Michelet trotz seiner Verschwörungstheorie erahnt zu haben, denn er beschrieb ausführlich die von religiösen Fanatikern geschürte hasserfüllte Atmosphäre am Vorabend der Ermordung des Königs[251].

246 Vgl. Martin, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 322 u. ders., Histoire de France, Bd. 12, S. 165–181.

247 Siehe z. B. Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 247–252 u. Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. 309. Die Diskussion um den Königsmord vom 14. Mai 1610 setzte sich im 20. Jahrhundert fort. So griff Erlanger in »L'étrange mort de Henri IV« (1957) Michelets These wieder auf. Diese vervollständigte er dahingehend, dass er den Mord als Tat eines Mannes wertete, der lange auf seine Tat hin konditioniert worden sei. Maria sprach er eine aktive Rolle bei den Vorbereitungen zu. Seine These wird in der Forschung stark kritisiert, v. a. aufgrund ihres rechtsnationalistischen Ansatzes, vgl. hierzu Philippe Erlanger, L'étrange mort de Henri IV ou les jeux de l'amour et de la guerre, Paris [2]1964, S. 39–52, 291–297 u. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 305.

248 Vgl. z. B. Babelon, Henri IV, S. 996–999.

249 Roland Mousnier, L'assassinat d'Henri IV. 14 mai 1610, Paris 1964.

250 Ibid., S. 30.

251 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 128, 170f.

Michelet fiel das Verfassen der Bände über das Ancien Régime schwer, weil er darin kaum das Volk als Akteur der Geschichte erkennen und erzählerisch verherrlichen konnte – stattdessen nutzte er die Gelegenheit, um das monarchische Prinzip zu diskreditieren[252]. Maria von Medici ist in dieser vehement vorgetragenen antimonarchistischen Argumentation, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Wesentlichen von den republikanischen Autoren Michelet und Dumas geprägt wurde, als Schlüsselfigur zu betrachten. Indem sie nämlich als Ehebrecherin stigmatisiert wurde, konnte Heinrich IV. als wahrer Franzose verherrlicht und zugleich vom umstrittenen Erbe seiner absolutistischen Nachfahren gelöst werden. Der von ihr angeblich angeordnete Gattenmord sollte das Bild einer amoralischen, ruchlosen Königin noch eindrücklicher in der französischen Erinnerung verankern.

3.5 Maria von Medici als ›Eva‹ im sakralen Narrativ des nationalen Sündenfalls

3.5.1 Die Fremde

In der republikanischen Historiografie galt Maria stets als Fremde und damit als Außenstehende, die nicht der französischen Nation angehört habe. Die Autoren nannten sie daher häufig nur »l'étrangère«[253] oder »femme étrangère«[254].

Die verkörperte Antithese zu Frankreich

Als symptomatisch für das Fremdsein und die mangelnde Anpassungsbereitschaft der Mediceerin führten die republikanischen Autoren häufig Marias itali-

252 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 189f.: »Es ist nicht […] verkrampftes Nationalgefühl allein, das zu solcher Vergröberung führt. Vielmehr tritt nun der Widerwille gegen das monarchische Prinzip als solches immer bestimmender hervor. Da sich die Geschichte des 16.–18. Jahrhunderts nicht, wie es Michelets Ideal gewesen wäre, als Volksgeschichte schreiben ließ, bemühte er sich, sie wenigstens als Fürstengeschichte zu diskreditieren. Dabei hat er nicht selten ausser dem Sinn für das Wesentliche auch den elementaren Geschmack eingebüsst; aufgelesene und bedenkenlos angebrachte Bruchstücke medizinischen Halbwissens machen sich zuweilen breit. [S]o führt das nun fast krampfhafte Streben nach Umwertung zu einer häufigen Gefährdung, ja Verfälschung des Geschichtsbildes«.

253 Dumas, Le sphinx rouge, S. 238; Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 9–13; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 201.

254 Ibid., S. 203.

enische Sprachfärbung an[255]. In ihrer Stigmatisierung als Nicht-Französin ging Michelet allerdings wieder einmal weiter als die anderen Autoren und verlieh ihr aufgrund dieser Eigenschaft eine ganz eigene, verhängnisvolle Bedeutung in der Nationalgeschichte.

Michelet bewertete jede Nation nach ihrem Voranschreiten hin zur Loslösung vom Fatalismus – ein Prozess, den Frankreich als erste unter den Nationen durchlaufen habe, um sich zu einer initiativ- und handlungsfähigen ›Person‹ zu emanzipieren[256]. Habe eine Nation diesen Konflikt erst einmal überwunden, gelange sie als rational definierte Entität ein Stück näher an Freiheit und Harmonie heran[257]. Die französische Nation galt in seinen Augen als das gelungenste Beispiel der Verschmelzung der »Rassen«, da sie dem Fatalismus der Natur durch eine der Vernunft entspringenden Einheit des nationalen Geistes in der natürlichen Vielfalt entgegengetreten war[258]. Keiner verkörperte für Michelet diese französische Besonderheit so gut wie Heinrich IV., der die verschiedenen Einflüsse seiner Herkunft aus dem Béarn und den Pyrenäen gewinnbringend zusammengeführt hatte, um zum idealtypischen Franzosen zu werden[259]. Wenn Michelet demgegenüber von Maria behauptete: »D'italien, elle n'avait que la langue; de goût, de mœurs et d'habitudes, elle était Espagnole; de corps Autrichienne et Flamande. Autrichienne par sa mère, Jeanne d'Autriche; Flamande par son grand-père, l'empereur Ferdinand, frère de Charles-Quint«[260], dann möchte er sie nicht nur als Stereotyp des Fremden, sondern auch als Gegenmodell zu Heinrich IV. stilisieren. Michelets Verwendung von Adjektiven wie »italienisch«, »spanisch« oder »deutsch« bezieht sich indes nicht, wie bereits Jeanlouis Cornuz anführte, auf eine präzise geografische oder historische Zugehörigkeit. Vielmehr verwendete er diese Zuschreibungen willkürlich und besetzte sie in seiner »Histoire de France« hier positiv, da negativ. Sie stehen allerdings stets im Kontrast zum Adjektiv »français«, das sich auf die

255 Siehe z. B. Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 147 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 201. Dubost konnte indes in seiner Studie über Maria überzeugend belegen, wie sie sich schrittweise anpasste und als französische Königin aufzutreten suchte, etwa durch den Kleidungsstil, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 186–190.

256 Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 171.

257 Jules Michelet, Introduction à l'histoire universelle, Paris [3]1843, S. 9: »Avec le monde a commencé une guerre qui doit finir avec le monde, et pas avant: celle de l'homme contre la nature, de l'esprit contre la matière, de la liberté contre la fatalité. L'histoire n'est autre chose que le récit de cette interminable lutte«.

258 Viallaneix, La voie royale, S. 279.

259 Michelet, Histoire de France, Bd. 10, S. 330, 333. Siehe auch ibid., Bd. 11, S. 168.

260 Ibid., S. 52. Siehe auch die Beschreibung Marias als »fausse Italienne, d'Espagne et d'Autriche« (S. 106).

Vollendung des universalgeschichtlichen Prozesses bezieht[261]. In Marias Fall sind bei Michelet die Bezeichnungen als Italienerin, Österreicherin und Spanierin allesamt negativ konnotiert, doch vermitteln sie vor allem eins: dass Maria einen Fremdkörper, die Antithese des Franzosen beziehungsweise der republikanischen Werte dargestellt habe. Durch die Vielfalt ihrer Abstammung verkörperte sie die noch nicht vollbrachte – zu Selbstbestimmung und Freiheit führende – nationale Einheit.

Diesen Gedanken brachte Michelet vor allem in seiner Stilisierung Marias als Deutsche zum Ausdruck – er war der Erste, der sie als solche bezeichnete. Michelet verstand die Nationen als exklusive Träger von Ideen mit Allgemeinheitsanspruch und hatte damit »nicht lediglich ein So-Sein konstatiert, vielmehr darüber hinaus Beruf und Bestimmung dieses Seins in weltgeschichtlicher Bedeutung postuliert«[262]. Die deutschen Klein- und Mittelstaaten der Neuzeit stellten für ihn das Herzstück Europas dar[263]. Er betrachtete das Alte Reich allerdings als undefiniertes Gebilde, das aufgrund seiner Zersplitterung unfähig war, sich selbst von der habsburgischen Unterdrückungsherrschaft zu lösen, um am Voranschreiten der Menschheitsgeschichte mitzuwirken. Das Reich sei daher stets auf Impulse von Außen – zu verstehen ist hier vornehmlich Frankreich – angewiesen gewesen, um zu mehr Selbstbestimmung zu gelangen[264]. Was die Deutschen für Michelet ausmachte, war demnach eine Unterwerfungshaltung gegenüber äußeren Determinismen, was sich physiologisch in einer gewissen Trägheit ausdrücke. Wenn er Maria als »grosse sotte Allemande«[265] bezeichnete, dann ist dies also genauso negativ zu verstehen wie seine spätere Beschreibung Ludwigs XVI. als »pur Allemand, de la molle Saxe des Augustes, obèse et alourdie de sang, charnelle et souvent colérique«[266].

Michelets Antimonarchismus: Maria als Österreicherin

Doch war die Stilisierung Marias als idealtypische Fremde bei Michelet nicht nur geschichtsphilosophisch, sondern ebenso aus einem politisch motivierten Grund von zentraler Bedeutung. Denn über die Stigmatisierung der bourboni-

261 Cornuz, Jules Michelet, S. 163f.

262 Hermann Lübbe, zit. n. Jeismann, Was bedeuten Stereotypen?, S. 88.

263 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 106. Er bezeichnet hier Deutschland als »profondes entrailles du monde européen«.

264 Vgl. Cornuz, Jules Michelet, S. 154–158.

265 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 82.

266 Ders., Histoire de France au dix-huitième siècle, Bd. 17: Louis XV et Louis XVI, Paris 1867, S. IX.

schen Stammesmutter als Nicht-Französin *par excellence* konnte er den französischen Herrschern die Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft absprechen. Seine These formulierte er sehr deutlich im Band seiner »Histoire de France« über Ludwig XV. und Ludwig XVI. Darin sprach er von einer »loi de l'histoire qui a bien peu d'exceptions: ›Le Roi, c'est l'étranger.‹ Tout fils tient de sa mère. Le Roi est fils de l'étrangère et il en apporte le sang. La succession presque toujours a l'effet d'une invasion. Les preuves en seraient innombrables«[267]. In Bezug auf das 18. Jahrhundert sprach er von einer habsburgischen, von der Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) orchestrierten »conspiration de famille« oder einem »complot autrichien«[268], das in der Eheschließung des letzten Bourbonenkönigs des Ancien Régime mit Marie-Antoinette (1755–1793) gegipfelt habe. Letztere symbolisierte demzufolge den Höhepunkt einer degenerativen, sich über Generationen potenzierenden, buchstäblich verfremdenden Kriegstaktik der Gegner Frankreichs, der das Volk 1789 ein Ende gesetzt habe.

Wenngleich die Vermengung misogyner und xenophober Argumentationsmuster in dieser Schärfe und Tragweite als spezifischer Aspekt des Geschichtsverständnisses von Michelet zu werten ist, das damit nur bedingt repräsentativ ist, so zeugt es doch unweigerlich vom Nachwirken der politischen Misogynie in Frankreich, wie sie im Ancien Régime immer weiter zur Stärkung der männlichen Königsherrschaft entwickelt worden war. Michelets Argumentation ähnelt nämlich durchaus der von Juristen des Ancien Régime, die zwischen der generierenden Funktion des Mannes und der reproduzierenden Funktion der Frau unterschieden hatten. So könne eine Königin aus sich heraus keine neue Dynastie schaffen, da die biologische Legitimierung der Dynastie nur vom König ausgehe[269]. Aus dieser Perspektive versteht man auch besser, was Dumas und Michelet mit der Aussage meinten, dass »avec un homme comme Henri IV, on sentait le besoin d'une *reine française*«[270]. Damit war die einflussreiche und langjährige königliche Mätresse Gabrielle d'Estrées gemeint, die für beide Autoren die idealtypische Französin verkörperte[271]. Die dringende Notwendigkeit einer französischen Herrscherin unterstrichen beide in ihrem Text sogar mithilfe einer typografischen Hervorhebung der Aussage. So hätte aus nationalhistorischer Perspektive eine französische Herrscherin an der Seite Hein-

267 Ibid., S. X.

268 Beide Zitate ibid., S. III.

269 Vgl. Hanley, Les visages de la loi salique, S. 13f.

270 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 104 (Hervorh. i. Orig.). Michelet formulierte es ähnlich: »*Il fallait une reine française*, dans ce grand danger de l'Europe«, in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 10 (Hervorh. i. Orig.).

271 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 100 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 1.

richs IV. ihn in seinem Kurs nationaler Politik unterstützt und mit ihm eine wahrhaft französische Dynastie gegründet. Der Tod von Gabrielle wie auch die Durchsetzung Marias als Ehepartnerin bewerteten die republikanischen Autoren als Sieg der Habsburger, die dank einer perfiden Heiratspolitik, die mit Maria von Medici begonnen und mit Marie-Antoinette geendet habe, Stück für Stück die französischen Bourbonen – Vertreter des französischen Volks – gewissermaßen genetisch, moralisch und religiös unterwandert und damit von innen zerstörten und pervertiert hätten. Das erklärt, warum Michelet Maria mehrfach als »Autrichienne« bezeichnete[272]. Dies war kein zeitgenössischer Quellenbegriff und Michelet war der erste, der ihn in Bezug auf diese Herrscherin verwendete[273]. Zwar stammte Maria über ihre Mutter Johanna von Österreich durchaus von den Habsburgern ab, doch wollte Michelet damit keine dynastische Information vermitteln, sondern vielmehr den Bogen zu den Ereignissen von 1789 spannen. So verstand er Maria als Vorläuferin von Marie-Antoinette, die von den Revolutionären als »Autrichienne« beschimpft wurde, und damit als Initiatorin des Falls der Monarchie, den die Frau Ludwigs XVI. lediglich beschleunigte.

Michelets Antiklerikalismus: Maria als Spanierin

Die fremde Komponente der Herrscher, die sie über ihre in die französische Dynastie eingeheirateten Mütter geerbt hätten, koppelte Michelet eng an den Aspekt der Religion. Er behauptete: »Étrangers par la race, les rois le sont par la croyance, tous nécessairement attachés à la religion qui veut l'obéissance et la résignation, supprime la patrie, les fiers instincts de la liberté. Le chrétien pour patrie a le ciel, le catholique Rome«[274]. Michelet stellte den Katholizismus, insbesondere ultramontaner Prägung, als Gegenkraft zum freiheitsliebenden französischen Nationalgeist auf. Diesen Strang seiner xenophob und antiklerikal gefärbten Rezeption Marias fasste er in ihrer Bezeichnung als »Espagnole«[275] zusammen. Michelet folgte dabei einem Syllogismus, wonach Maria, weil sie landfremd war, zwangsläufig eine romtreue Politik betrieben haben müsse. Besonders deutlich wird diese Verquickung religiöser und nationaler Faktoren an dem Beispiel Michelets, Maria habe sich zunächst geweigert, Fran-

272 Vgl. ibid., S. 52, 106, 201. Dumas übernahm dann von Michelet die Bezeichnung Marias als Österreicherin, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 238, 285.

273 Darauf wies bereits Dubost hin, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 13.

274 Michelet, Histoire de France, Bd. 17, S. X.

275 Ibid., Bd. 11, S. 52.

zösisch zu lernen, weil sie es primär mit den Hugenotten verbunden und somit als eine häretische Sprache betrachtet habe[276].

Hatte Michelet das Christentum in seinen Bänden über das Mittelalter noch als positive, sittliche Kraft dargestellt, die den Menschen von seinen natürlichen, triebhaften Determinismen befreit, seine Emanzipation gefördert und damit an der Größe Frankreichs mitgewirkt habe, so betrachtete er es ab der Mitte der 1840er Jahre zunehmend als Hindernis in der sozialhistorischen Entwicklung des Menschen. Die Revolution verherrlichte er daher als Auflehnung gegen das Christentum, dank derer die Nation die versittlichende Funktion der Kirche übernommen habe[277]. Loyalität gegenüber der Nation hatte daher nun für ihn eindeutig Vorrang vor Religion und Konfession.

Daraus folgte bei Michelet ein demagogischer Antiklerikalismus, den er in »Des jésuites« (1843) und »Du prêtre, de la femme et de la famille« (1845) erstmals zum Ausdruck brachte und dem er in den Bänden der »Histoire de France« ab der Renaissance immer mehr Raum gab[278]. Seine Kritik galt besonders dem ultramontanen Jesuitenorden, den er als lauernde und manipulierende Gefahr in der Nähe des Throns verteufelte[279]. Doch auch allgemein stilisierte er den katholischen Klerus des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts als fanatisch und pervers, kurz: antifranzösisch[280]. Michelet gab mit seinen Ansichten die seinerzeit typische antiklerikale Befürchtung wieder, die Kirche könnte die Errungenschaften von 1789 gefährden[281]. Auf die Zeit vor der Revolution angewendet, bedeutete dies, dass jeder, der der Kirche nahestand, eine Bedrohung für die wachsende Emanzipation dargestellt hatte – so auch Maria von Medici. Die katholische Glaubenspraxis des 17. Jahrhunderts galt dem Histori-

276 Ibid., S. 74.

277 Vgl. hierzu Cornuz, Jules Michelet, S. 193–221; Crossley, French Historians and Romanticism, S. 199; Viallaneix, La voie royale, S. 305–311: Den Katholizismus des Mittelalters bewertete Michelet positiv, weil er die Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung nach der Auflösung des Römischen Reichs ermöglichte. Die Kirche habe es jedoch im Nachhinein nicht vermocht, ihre Leitungsfunktion an das Volk abzugeben, sondern vielmehr versucht, dieses zu unterdrücken. Siehe auch Michelet, Histoire de France, Bd. 10, S. 454f.

278 Michelet wertete Marias Förderung der Katholischen Reform in Frankreich als Unterstützung des moralischen Verfalls und der geistigen Sterilität, siehe ibid., Bd. 11, S. 261–339.

279 Vgl. ibid., S. 19f., 26, 33f., 73, 114 u. ibid., Bd. 10, S. 434.

280 Vgl. ibid., S. 371, 378 u. ibid., Bd. 11, S. 128–130.

281 Cabanel, La question nationale au xix[e] siècle, S. 34.

ker als »dévotion intrigante«[282], weil sie das für ihn private Element der Glaubensüberzeugung über die nationale Staatsräson stellte.

Wenn Michelet Maria also als Spanierin bezeichnete, so tat er dies nicht aufgrund ihrer Abstammung von Karl V., sondern ihrer Ergebenheit gegenüber der katholischen Kirche. In der Nationalgeschichte des antiklerikalen Historikers stand das angeblich obskurantistische Spanien, Heimatland der staatlichen Inquisition, antithetisch zum freiheitsliebenden, toleranten Frankreich. Diese Feindschaft war allerdings mehr als nur das Aufeinanderprallen zweier Nationen, sondern der Kampf gegensätzlicher Prinzipien, die den Lauf der Geschichte zu bestimmen suchten[283]. Die habsburgisch-katholische Front soll dabei im 17. Jahrhundert zwei Offensiven gegen Frankreich geplant haben, nämlich die Wiederzulassung des Jesuitenordens in Frankreich sowie die Durchführung einer spanisch-französischen Doppelhochzeit[284]. Ziel sei es gewesen, Frankreich handlungsunfähig zu machen und an Rom zu binden[285].

Vor diesem Hintergrund betrachtete Michelet Maria als Agentin der Feinde Frankreichs. Er betonte eingangs ihre scheinbare frühe papsttreue Prägung, denn »[e]lle était née en pleine réaction jésuitique«[286]. Er bezeichnete sie fernerhin als »fort dévote«[287] und prangerte an, dass die Wiedereinführung des Jesuitenordens sogar »[l]a première et la seule chose que Marie demanda au roi« gewesen sei[288]. Aufgrund dessen zählte er sie unmissverständlich zu den »ennemis de la France«[289]. Bernard Barbiche wies in einem Aufsatz von 2002 allerdings darauf hin, dass die Position Marias bei ihrer Ankunft in Frankreich durchaus ambivalent war. Zwar hatte sie kein politisches Mitspracherecht, doch verkörperte sie die wiederhergestellten Beziehungen zwischen Rom und Paris,

282 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 341.

283 Diesen Gegensatz verdeutlichte Michelet auch anhand angeblich charakteristischer Wesenszüge der Angehörigen beider Länder, indem er der Kreativität und Leidenschaft der Franzosen die Strenge und Starrheit der Spanier entgegenstellte. Siehe hierzu seine Beschreibung von Alessandro Farnese (1545–1592) als »homme ferme, froid, au besoin, cruel«, der »suivait strictement l'ancienne discipline romaine«, ibid., Bd. 10, S. 380 und die Heinrichs IV. als Verkörperung des unbekümmerten, freien französischen Geistes, denn »en France, tout est par l'étincelle. Personne ne l'eut plus qu'Henri IV. […] Il ne sut pas trop mener les armées, mais il les créait, de son charme, de sa gaieté, de son regard« (S. 329).

284 Ibid., Bd. 11, S. 106.

285 Ibid., S. 106, 248.

286 Ibid., S. 53.

287 Ibid., S. 74.

288 Ibid., S. 53.

289 Ibid., S. 128. Siehe auch ibid., Bd. 12, S. 28 u. Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 348.

was unweigerlich auf beiden Seiten zu gewissen Erwartungen führte[290]. Eine Untersuchung des Briefverkehrs zwischen Maria und Rom zwischen 1600 und 1610 kann laut Barbiche indes belegen, dass sie sich meist an die politische Zurückhaltung hielt, die für eine französische Königin geboten war[291]. Bénédicte Lecarpentier betonte zudem, dass der Briefverkehr zwischen der Königin und ihren italienischen Verwandten, der Kurie und anderen europäischen Mächten durchaus als politische Ergänzung – nicht Unterwanderung! – der Netzwerke Heinrichs IV. und sogar als dessen außenpolitischer Trumpf gewertet werden könne, weil sie im Namen ihres frisch konvertierten Ehemanns als gebürtige italienische Fürstin mit den prominenten katholischen Mächten Europas Kontakt pflegte[292]. Dubost zitiert in seiner Biografie der Medici-Königin außerdem einen von 1609 datierten Brief Marias an ihre Cousine, der Herzogin Sforza, in dem sie sich als Ehefrau des französischen Königs und Mutter seiner Kinder eine Bevormundung durch ihre florentinische Verwandtschaft verbat[293]. Dies belege, so Dubost, dass sich Maria trotz anfänglicher Anpassungsschwierigkeiten zunehmend in ihre Rolle als Königin eingefunden und sich die Interessen Frankreichs zu eigen gemacht habe[294].

Nichtsdestotrotz interpretierte Michelet vor allem den Regentschaftsbeginn Marias im Mai 1610 als feindliche Übernahme, durch die nun die spanischen und römischen Kräfte uneingeschränkt über Frankreich herrschen konnten[295]. An diesem Punkt seiner Argumentation kam noch eine misogyne Komponente hinzu[296]. Sein Bild der Frau war ambivalent und äußerst verzerrt[297]. Er betete sie entweder als Herzstück der Familie und der Gesellschaft an[298] oder verteufelte sie als – in Calos Worten gesprochen – »l'esclave dangereuse qui s'est laissé absorber, qui a aliéné sa volonté, moins au profit de

290 Barbiche, Marie de Médicis, S. 42.

291 Vgl. ibid., S. 43–49.

292 Vgl. Lecarpentier, La reine diplomate, S. 182–184, 186–191.

293 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 270.

294 Ibid.

295 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 201, 210.

296 Hinsichtlich der negativen Darstellung Marias bei Michelet soll hier der Begriff der Misogynie verwendet werden. Es sei jedoch angemerkt, dass Calo für Michelets Haltung gegenüber den Frauen der Nationalgeschichte die Bezeichnung des Antifeminismus bevorzugt, weil er gewissen Protagonistinnen durchaus positive Eigenschaften zusprach, ihnen jedoch stets eingeschränkte intellektuelle Fähigkeiten bescheinigte, siehe Calo, La création de la femme, S. 58–60.

297 Ibid., S. 57–60.

298 Vgl. Jules Michelet, La femme, Paris 1860, S. 46.

l'homme que de l'Eglise et du prêtre«[299]. Maria kann als Beispiel für diese zweite Kategorie gelten, also als schwache Frau, die die Interessen der katholischen Kirche stets über die der Nation stellte[300]. Michelet zeichnete das Bild einer überforderten, naiven, inkompetenten Herrscherin, die unfähig war, die Interessenskonflikte und fremden Mächte, die sie selbst heraufbeschworen hatte, einzudämmen und diese somit schließlich gewähren lassen musste[301]. So sei Maria zum Spielball der Feinde Frankreichs geworden, die sich schließlich mit der Durchsetzung der spanischen Ehen von 1615 behaupten konnten – ein Ereignis, das für Michelet das Schicksal Frankreichs und des von Heinrich IV. wieder angefachten Nationalgeistes vorläufig besiegelt hatte[302].

Michelet war von seinem Hass gegen die katholische Kirche sogar so geblendet, dass er dazu neigte, den negativen Einfluss gewisser Frauenfiguren auf die europäischen Geschicke deutlich zu übertreiben[303]. So glaubte er hinter dem Konflikt zwischen Richelieu und der Königinmutter eine weibliche Verschwörung Marias, ihrer Tochter Henrietta Maria und ihrer Schwiegertochter Anna von Österreich, eine »ligue des trois reines, de France et d'Angleterre«[304] zu Gunsten der Habsburger gegen Frankreich auszumachen[305]. Dumas übernahm diese misogyn-xenophobe Deutung von Michelet und legte seiner Romanfigur Richelieu die Aussage in den Mund, dass Frauen zu emotional seien, um die Staatsräson den eigenen familiären Erwägungen vorzuziehen.

299 Calo, La création de la femme, S. 55. Zur Ambivalenz Michelets gegenüber Frauen siehe auch Thérèse Moreau, Le sang de l'histoire. Michelet, l'histoire et l'idée de la femme au xixe siècle, Paris 1982; Perrot, Les femmes, le pouvoir, l'histoire, S. 211.

300 Calo, La création de la femme, S. 96: »Cet esprit de famille qui ignore les besoins de la patrie, cet attachement aveugle à l'Eglise et aux parents, aboutissent à une double trahison sur le plan national et sur le plan humain. […] Michelet rend responsable l'Eglise tout entière, par l'intermédiaire du parti dévot, des prêtres et des femmes, de bien des calamités politiques. Le parti catholique agit toujours contre les intérêts de la France«.

301 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 217–219.

302 Ibid., S. 261: »Je ne pouvais interrompre le fil de l'histoire politique tant qu'Henri IV n'était pas vraiment fini et clos dans le tombeau. Maintenant qu'il a sur la tête la pesante pierre des mariages espagnols, il ne bougera plus. La France est liée à la politique catholique. Elle fera la guerre à l'Espagne, mais pour lui succéder en marchant dans le même esprit«.

303 Vgl. Calo, La création de la femme, S. 96–100.

304 Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 38. Siehe auch ibid., Bd. 11, S. 411: »Le grand parti dévot, cette année 1626, pour le [Richelieu] faire sauter, opéra une ligue universelle des reines«.

305 Ibid., Bd. 12, S. 28: »Les deux reines étaient pour l'Espagne; si elles n'osaient agir, elles pouvaient paralyser tout«.

Dies mache sie zu gefährlichen Verräterinnen in der unmittelbaren Nähe des Königs[306]. Außerdem setzte der Autor den Gedanken Michelets einer weiblichen Verschwörung in »Le sphinx rouge« um und beschrieb darin Richelieus unermüdlichen Kampf gegen das Bündnis von Maria und Anna[307]. Beide Königinnen bezeichnete er als »femmes qui travaillent à l'abaissement de la France«[308], »reines aveugles et parjures«[309] und »femmes perfides«[310].

Als Deutsche, Österreicherin und Spanierin war Maria für Michelet also an den Determinismen ihrer Herkunft gescheitert. Sie, die aufgrund ihrer Abstammung und Erziehung vielfältige Bindungen an katholische und habsburgische Mächte vorweisen konnte, hatte sich in seinen Augen als unfähig erwiesen, sich von ihnen zu lösen, und ihnen den Vorrang vor der Nation gegeben, in die sie eingeheiratet hatte und über die sie zeitweilig sogar herrschte. Für Michelet erfüllte das Individuum nur dann seine Berufung, wenn es seinen Eigencharakter ablegte und zum Fortschritt der Gruppe und des Allgemeinwohls beitrug[311]. Dies könne nur in einem leistungsorientierten Prozess des »travail de soi sur soi« geschehen, bei dem der Mensch die Gestaltung seines Schicksals selbst in die Hand nehme[312]. Der Einzelne vollziehe demnach im Kleinen die Emanzipation von den natürlichen Determinismen, die das Volk im Großen durchlaufe. In diesem dialektischen Prozess der Geschichte stiegen das Vaterland zur Nation und der Mensch zum mündigen Bürger auf. Heinrich IV. hatte in den Augen von Michelet den hohen Status des *citoyen*, der sich dem Gemeinwohl verschrieb, erlangt, denn »sous le règne d'Henri IV, ce curieux, ce citoyen, c'est le roi lui-même. [...] Après cette vie mêlée et d'efforts et de misères [...] il gar-

306 Dumas, Le sphinx rouge, S. 377: »Que la reine Marie de Médicis, qui est à la fois Italienne et Autrichienne, que la reine Anne d'Autriche, qui est à la fois Autrichienne et Espagnole, conspirent contre la France, c'est un crime, mais un crime qui se conçoit: les liens de famille ne l'emportent que trop souvent sur les devoirs de la royauté«; ibid., S. 514: »[L]e grand malheur des princes, la grande calamité des États, sont les mariages des rois avec les princesses étrangères. Les reines venant soit d'Autriche, soit d'Italie, soit d'Espagne, apportent sur le trône des sympathies de famille qui, à un moment donné, deviennent des crimes d'État. Combien de reines ont volé et voleront encore au profit de leur père ou de leurs frères, l'épée de la France sous le chevet du roi, leur mari. Qu'arrive-t-il alors? C'est qu'il y a crime de trahison et que ce crime ne pouvant pas être poursuivi sur les vrais coupables, on frappe tout autour d'eux et que des têtes tombent qui ne devraient pas tomber«.

307 Ibid., S. 581f.

308 Ibid., S. 368.

309 Ibid., S. 377.

310 Ibid., S. 402.

311 Crossley, French Historians and Romanticism, S. 186–188.

312 Michelet, Préface de 1869, S. 13.

dait la même chaleur, le même amour du bien public«[313]. Der erste bourbonische König bildete in diesem Sinne das positiv besetzte nationalrepublikanische Gegenstück zu seiner Frau.

3.5.2 Eine nationale Heilsgeschichte

Die meisten europäischen Metanarrative des 19. Jahrhunderts sakralisierten die eigene Volksgemeinschaft und wiesen ihr eine hervorgehobene Stellung im Weltgeschehen zu[314]. Die Nation wurde dabei als »absolute und transzendente Wirklichkeit« verstanden[315]. Dies führte auch bei den französischen republikanischen Autoren zu einer Überlagerung der historischen Ereignisse mit religiösen Deutungsmustern. Jules Michelet etwa betete Frankreich als lebendige Gottheit an, der er mit seiner Niederschrift der »Histoire de France« sein Leben geweiht hatte[316].

Christliche Diskurse im nationalen Narrativ

Das republikanisch-nationale Geschichtsbild ist durchaus mit dem christlichen vergleichbar, da beide teleologisch auf ein Ende hin ausgerichtet sind. Das Ziel ist hier jedoch nicht das Jüngste Gericht, sondern die Vollendung der Nation. Die Revolution von 1789 bildete dabei, ähnlich wie die Kreuzigung und Auferstehung Christi, die entscheidende Erlösungsetappe in der nationalen Heilsgeschichte Frankreichs. Alle republikanischen Historiker betrachteten sie daher als Dreh- und Angelpunkt der französischen wie auch der universellen Geschichte, denn dort glaubten sie endgültig die alten Gegensätze zur Schaffung einer neuen sozialen Ordnung überwunden. So war 1789 in ihren Augen auch der Moment, auf den die gesamte Vergangenheit hin ausgerichtet war[317]. Die Revolution galt damit zwar als Vollendung des nationalen Emanzipations-

313 Ders., Histoire de France, Bd. 11, S. 147 (Hervorh. i. Orig.).

314 Vgl. Cabanel, La question nationale au xixe siècle, S. 40–42.

315 François, Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, S. 25.

316 Citron, Le mythe national, S. 19–21 u. Michelet, Préface, S. 27.

317 Crossley, French Historians and Romanticism, S. 238–240. Die exklusive Ausrichtung an die Revolution wurde von der nachfolgenden Historikergeneration scharf kritisiert. So betonte Hanotaux, dass diese zweifelsohne eine zentrale Rolle in der Vergangenheit des Landes einnahm, sie aber nicht als einziger Endpunkt und Ziel der Nationalgeschichte betrachtet werden könne, siehe Hanotaux, Henri Martin, S. 294: »Cette histoire, en effet, se poursuit; rien ne la suspend, ne la limite, rien ne l’arrêtera; et

und Einheitsprozesses, doch glaubten die republikanischen Historiker, in der Geschichte ebenfalls Zwischenstadien zu erkennen.

In den sakral konnotierten Diskursen der nationalen Metanarrative schlugen sich unweigerlich Motive der jüdisch-christlichen Tradition nieder. So wiesen sie etwa ebenfalls ein dualistisch-manichäisches Verständnis auf, in dem klar zwischen Gut und Böse unterschieden wurde[318]. Historische Protagonisten und Ereignisse wurden demzufolge, je nachdem, ob sie zur Erfüllung der nationalen Bestimmung beitrugen oder nicht, immer einer der beiden Kategorien zugeteilt. Entsprechend beurteilte etwa Henri Martin jede historische Begebenheit nach zwei Leitfragen, nämlich inwieweit sie den Ausbau der nationalen Einheit begünstigt habe und ob sie den individuellen Freiheiten förderlich gewesen sei. Fiel eine der beiden Antworten positiv aus, so zeigte sich der republikanische Historiker gewillt, den beteiligten Akteuren gewogen zu sein[319].

Das frühe 17. Jahrhundert nahm in dieser sakralen Lesart der Nationalgeschichte eine nicht zu unterschätzende Rolle ein. Es lässt sich nämlich in Bezug auf den Regentschaftsbeginn Marias eine eindeutige Sündenfallmetaphorik herausarbeiten. Dieser Sündenfall erfordert zunächst einen paradiesischen vorherigen Idealzustand einerseits und eine Erlöserfigur andererseits, die Frankreich vor der ewigen Verdammnis bewahrt. Diese Funktionen nahmen erwartungsgemäß Heinrich IV. respektive Richelieu ein, die Maria in der religiösen Metapher zeitlich einrahmten. So schrieb Martin über das Jahr 1610: »La France retomba de la hauteur où il [Henri IV] l'avait relevée, jusqu'au jour où un puissant génie [Richelieu] vint de nouveau débrouiller le chaos et ressusciter la politique du Béarnais«[320]. Das Verb »tomber« und der religiös konnotierte Begriff »ressusciter« leiten hier sehr deutlich den heilsgeschichtlichen Diskurs von Sündenfall und Erlösung beziehungsweise Auferstehung ein.

Das Paradies auf Erden

Wie bereits in der vorhergegangen Geschichtsschreibung, wurde Heinrich IV. in der republikanischen Historiografie idealisiert, doch nicht mehr als Begründer einer Dynastie wie bei den Legitimisten oder als Garant bürgerlich-liberaler

si l'on prétend expliquer l'odyssée du peuple français, à travers les âges, il faut trouver autre chose que le lent et sourd travail de la préparation révolutionnaire, puisque la Révolution est passée et que, grâce à Dieu, la marche en avant n'est pas arrêtée«.

318 Peng, La nation chez Alexandre Dumas, S. 25f.

319 Vgl. Hanotaux, Henri Martin, S. 292.

320 Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 570.

Ideale wie bei den Orleanisten, sondern als Verkörperung republikanischer Werte.

Die Wiedergeburt der französischen Nation nach den verheerenden Bürger- und Religionskriegen bildete für Michelet eine wichtige Etappe der Nationalgeschichte. Die faktische Rückgewinnung des von Spanien besetzten Vaterlands durch Heinrich IV. im ausgehenden 16. Jahrhundert setzte er mit der ideellen Rückbesinnung auf die gemeinsame nationale Identität und der daraus entspringenden Bestimmung gleich[321]. Michelet sprach von einer buchstäblichen »résurrection de la France«[322]. Mit der daraus erfolgten Verfestigung diplomatischer Kontakte habe sich Heinrich IV. außerdem zunehmend als »protecteur de la liberté en Europe«[323] erwiesen. Diesen Ruf habe er sich erworben, indem er, als Unterlegener im eigenen Land, siegreich aus der nationalen Bewährungsprobe hervorgegangen sei, die die Eroberungsversuche Spaniens dargestellt hätten. Dies habe dazu geführt, dass sich die Unterdrückten Europas in einer messianischen Erwartungshaltung Frankreich zugewandt hätten. Michelet berichtete: »Toute l'Europe sentait une chose, c'est qu'il n'y avait qu'un roi, et c'était le roi de France. Le vœu de tous ses voisins eût été d'être conquis. Les Flamands écrivaient aux nôtres: ›Ah! si nous étions Français!‹«[324] Weit mehr als ein Ausdruck bloßen Chauvinismus, ist die Verwendung des Adjektivs *français* bei Michelet eher als Synonym für die Teilhabe am republikanischen Gedankengut der Freiheit, Brüderlichkeit und Toleranz zu werten[325]. Diese Nachfolge war zudem, wie er bekräftigte, national und religiös heterogen und gründete auf einer der Vernunft entsprungenen freiwilligen Entscheidung[326].

Heinrich IV., der »sauveur imploré de tous«[327], wurde in der republikanischen Historiografie also zur Verkörperung der französischen Werte schlechthin und der nationalen, sprich republikanischen, regelrecht messianischen Bestimmung in der Menschheitsgeschichte. So war er nicht nur, laut Martin, »le plus grand mais surtout le plus français des rois de France«[328], sondern

321 Viallaneix, La voie royale, S. 265f. u. im Hinblick auf das späte 16. Jahrhundert Michelet, Histoire de France, Bd. 10, S. 453: »[C]ette pauvre France mourut moralement. […] Il y a là trente ou quarante ans de nullité réelle, d'impuissance, d'abaissement d'esprit«.

322 Ibid., Bd. 11, S. 81.

323 Ibid., Bd. 10, S. 367.

324 Siehe u. a. ibid., S. 329 u. ibid., Bd. 11, S. 134.

325 Cornuz, Jules Michelet, S. 163f.

326 Vgl. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 149, 168f.

327 Ibid., S. 7.

328 Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 571.

sprach Michelet zufolge für ganz Frankreich und repräsentierte es[329]. Aufgrund seiner Offenherzigkeit, Volksnähe und Lebensfreude – Michelet bezeichnete ihn als »roi rieur«[330] – verklärten ihn die republikanischen Historiker überdies zum Sinnbild des französischen Volkes. Dieses Volk zeichnete sich nämlich Michelet zufolge vor allem durch ein instinkthaft positives Sozialverhalten aus, was als wesentliche Grundvoraussetzung für die harmonische Herausbildung einer glücklichen und freien Nation gedeutet wurde[331].

Die von Heinrich IV. eingeleitete wirtschaftliche und infrastrukturelle Erneuerung des Landes betrachteten die republikanischen Historiker als wertvolle Voraussetzung, um Frankreich zu weltgeschichtlicher Größe zu verhelfen[332]. In einem eigenständigen Kapitel mit der Überschrift »Grandeur d'Henri IV« verklärte Michelet diese Maßnahmen daher als Teil der Rückbesinnung Frankreichs auf seine nationale Bestimmung[333]. Martin sprach Heinrich IV. und Sully auch schöpferische Kraft zu, indem er ihr Wiedererrichtungswerk nach den Bürger- und Religionskriegen als »patriotiques créations«[334] bezeichnete. Die zwölf Jahre der Herrschaft Heinrichs IV. wurden somit in der republikanischen Historiografie als goldenes Zeitalter, als Paradies verklärt. Sie können in diesem Sinne als hoffnungsbeladener Erinnerungsort der republikanischen Geschichte gelten, der Frankreichs Beständigkeit belegen sollte[335].

Eine Frau leitet den Sündenfall ein

Umso kontrastierender fiel die negative Darstellung der Regentschaft der Frau Heinrichs IV. aus, die in den republikanischen Meistererzählungen mit dem Verlust des Paradieses verglichen wurde. Marias Herrschaftsübernahme wurde von Michelet mit einem seelischen und körperlichen Tod Frankreichs gleichgesetzt[336]. Auch Martin griff diese Todesmetapher auf. Marias mangelnde Autori-

329 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 3.

330 Ibid., S. 114.

331 Darriulat, Les patriotes, S. 141.

332 Martin, Histoire de France populaire, Bd. 1, S. VI: »[C]e grand homme nous ouvre un siècle brillant«.

333 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 134–147.

334 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 24.

335 Ders., Histoire de France populaire, Bd. 1, S. VII: »Le Français qui connaîtra bien ce passé de la France ne perdra jamais l'espérance dans les plus tristes jours«.

336 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 200: »[L]a France, n'ayant plus ni idée, ni passion, ni intérêt moral, ne se sentait plus vivre. Elle était toute dans le roi, dans un homme qu'on avait tué«. Siehe auch S. 217.

tät bewertete er als »le signal de la curée«[337]. Damit ist die Einforderung des Kadavers eines soeben erlegten Tieres beziehungsweise die Verteilung seiner Knochen und Eingeweide an die Hunde gemäß Jägerrecht gemeint. Dieses metaphorische Leitmotiv verwendete Martin in seiner Darstellung der Regentschaft Marias häufig, um zu verdeutlichen, dass Frankreich mit dem Tod Heinrichs IV. verschiedenen Einzelinteressen zum Fraß vorgeworfen worden sei[338]. Neben dieser drastischen Schilderung des ausgenommenen nationalen Leichnams griff Martin zudem auf zahlreiche Begriffe zurück, die Chaos, Gewalt, Anarchie und Rückschritt, kurzum apokalyptische Zustände evozieren sollten[339]. Maria kann hier unschwer als eine Art französische Pandora identifiziert werden, die mit ihrem Herrschaftsantritt und durch ihre Inkompetenz Mächte und Ambitionen entfesselt haben soll, die Heinrich IV. mühsam gebändigt hatte. Dies habe zu einem »naufrage complet de la politique de Henri IV«[340] und einer »France ruinée« geführt[341]. Martin sprach sogar von einem »moment critique dans les destinées du pays«[342]. Sully, Vertrauter und Minister Heinrichs IV., der symbolhaft für die vorhergehende Herrschaft steht, wurde von Martin in einer ebenfalls biblischen Metapher als »unique défenseur du troupeau«[343] verklärt. Als Hirte soll er eine Zeit lang noch versucht haben, seine von wilden Tieren bedrohte Herde zu beschützen[344].

Die apokalyptische Darstellung der Regentschaft hatte jedoch bei den republikanischen Historikern nicht nur den stilistischen Grund, die Verdienste Heinrichs IV. und Richelieus besser hervorzuheben. Die Herrschaft Marias bildete für sie eine solide und essentielle Erklärung dafür, warum die Monarchie scheiterte und die Revolution herbeiführte. Denn mit dem Verlust des Paradieses – der Herrschaft Heinrichs IV. – wurde ihrer Meinung nach die Dekadenz

337 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 7. Siehe auch die Verwendung desselben Begriffs in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 210 und im ausgehenden 19. Jahrhundert in Berthold Zeller, La minorité de Louis XIII. Marie de Médicis et Sully (1610–1612), Paris 1892, S. 99.

338 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 25: »[S]on rêve [de la noblesse] était de démembrer, non de gouverner la France« u. S. 42: »[I]ls [les nobles] entendaient qu'on leur partageât les lambeaux de l'autorité royale, après leur avoir partagé les trésors de l'Épargne et de la Bastille. L'anarchie était au comble à la cour: ce n'étaient que querelles et que meurtres«.

339 Vgl. u. a. ibid., S. 20–26.

340 Ibid., S. 20.

341 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 421f.

342 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 25.

343 Ibid., S. 22.

344 Ibid., S. 22–24.

eingeläutet. Besonders Martin machte Maria daher für alle Verfehlungen der kommenden Jahrhunderte verantwortlich. Nicht anders ist folgende zutiefst kontrafaktische und hypothetische Interpretation zu verstehen:

> Si Henri IV avait vécu et triomphé, l'Europe eût été engagée dans la voie des vraies et justes relations internationales, c'est-à-dire de la confédération des peuples, et dans la voie de la liberté religieuse. On n'aurait vu ni l'épouvantable guerre de Trente ans en Allemagne, ni, en France, la Révocation de l'Édit de Nantes, ni sans doute, un siècle après, la Terreur et 93. Le dix-septième siècle aurait eu tout son éclat sans ses fatales erreurs, et le dix-huitième siècle n'eût pas été entraîné à finir par des représailles si sanglantes et si terribles contre le despotisme de l'ancien régime. Henri IV emportait avec lui tout ce qu'il avait rêvé pour la gloire de la France et le bien de l'humanité[345].

Gemeinsam mit Heinrich IV. starben Martins Deutung zufolge also vorerst die republikanischen Bestrebungen Frankreichs, denn Maria »faisait reculer pour des siècles les destins de la France et de l'Europe«[346]. Die gleiche Interpretation vertrat auch Michelet, wenngleich mit einer deutlich xenophoben Konnotation, wonach »[l]a France du dix-septième siècle procède de deux caducités, de la vide enflure espagnole, de la pourriture italienne«[347]. Mit dieser Aussage machte er unmissverständlich Maria von Medici und Anna von Österreich, Großmutter und Mutter Ludwigs XIV., für die Aushöhlung der ihrem Wesen nach republikanischen Bestimmung der französischen Nation verantwortlich. Hier kommt zudem erneut Michelets bereits ausgeführtes misogynes Geschichtsverständnis zum Ausdruck, in dessen Rahmen er den Frauen im Ancien Régime einen zunehmenden schädlichen Einfluss auf die Geschicke des Landes zuschrieb und sie für Kriege und Katastrophen verantwortlich machte. Diese Entwicklung erreichte ihren narrativen Höhepunkt in seiner Schilderung

345 Ders., Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 322f. Siehe hierzu auch ders., Histoire de France, Bd. 10, S. 569f.: »Tout le règne de Henri IV, depuis la paix de Vervins, n'avait été qu'une préface: le livre entr'ouvert se referme pour jamais! […] Malgré les fatigues et les excès de sa vie, sa robuste constitution lui promettait encore plusieurs années d'activité guerrière, assez sans doute pour assurer, sinon le triomphe complet, au moins la prépondérance de son système européen: ses héritiers eussent fait le reste! […] Henri IV eût splendidement réparé les fautes de François Ier et les siennes propres […]; l'Allemagne n'eût point vu la guerre de Trente Ans ni la France la révocation de l'édit de Nantes. Le XVIIe siècle aurait eu toutes ses gloires sans ses erreurs fatales; la race de Philippe II n'eût point été mariée à celle de Henri IV dans cet hymen adultère qui enfanta le despotisme persécuteur de Louis XIV; le monde nouveau n'eût pas été condamné à éclore dans une mer de sang«.

346 Ders., Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 322.

347 Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 231.

des 17. Jahrhunderts, einer Zeit also, in der sich die weiblichen Minderjährigkeitsregentschaften in Frankreich häuften und etablierten[348].

Die Generalstände von 1614 wurden von den republikanischen Historikern aus ihrer teleologischen Perspektive heraus eingehend untersucht[349], weil sie als letzter gescheiterter Versuch der Zusammenarbeit zwischen dem französischen Volk und der Monarchie sowie als verpasste Möglichkeit des Umschwungs galten[350]. Ihnen zufolge hatte Maria damals das Zögern und die Schwäche des dritten Stands zu nutzen gewusst, um ihn letztendlich der Königsmacht zu unterwerfen[351]. Symptomatisch für die Entfremdung zwischen Volk und Monarchie war für Martin und Michelet der Zwischenfall um den Artikel, den die Abgeordneten des dritten Stands eingangs zu ihren Gravamina abdrucken lassen wollten[352]. Der Artikel bestärkte die uneingeschränkte Macht des Königs sowie dessen Unabhängigkeit gegenüber dem Papst und verurteilte den Tyrannenmord. In der Forschung gilt dieser Text bis heute als wichtige theoretische Weichenstellung für den Absolutismus[353]. Die Tatsache, dass diese Initiative gerade vom dritten Stand ausging, erklärt, warum die Generalstände von 1614 in der republikanischen Historiografie äußerst negativ bewertet wurden[354]. Auf Druck Marias und des Klerus hin wurde der dritte Stand schließlich gebeten, diesen Artikel zu entfernen, was Michelet als lächerlichen Höhepunkt eines wachsenden Unverständnisses zwischen der Monarchie und dem Volk deutete, denn damit »le roi […] leur interdit de défendre sa royauté, sa vie! Prenant parti pour ceux qui tuaient les rois, pour les assassins de son père!«[355] Somit wurde Maria von den Republikanern für die Eindämmung der Mitbestimmungsrechte des Volkes und für die zunehmende Entfremdung zwischen Volk und Monarchie mitverantwortlich gemacht. Sie habe damit das Schicksal Frankreichs besiegelt, das sich erst 1789 wieder gewendet habe[356].

348 Vgl. Calo, La création de la femme, S. 67, 73–80.

349 Vgl. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 223–248 u. Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 49–87.

350 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 223–225, 239, 243f.

351 Ibid., S. 235

352 Vgl. für weiterführende Erläuterungen Hayden, France and the Estates General, S. 131–148.

353 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 440f.

354 Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 71: Martin distanzierte sich von der Lehrmeinung seiner republikanischen Kollegen und wertete den Artikel positiv als frühen Beleg für das laizistische Postulat.

355 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 240f.

356 Ibid., S. 235: »La reine ne perdit plus de temps pour faire jouer la grande machine, le roi, – pour comprimer par lui le Tiers, le Parlement, sauver d'Épernon, relever la

Michelet fügte diesem lähmenden Wirken Marias von Medici auf die nationale Bestimmung noch eine zusätzliche, ihm ganz eigene Interpretation hinzu, indem er sie als Gegnerin der Protestanten stilisierte[357]. Dies ist bei Michelet allerdings nicht als rein konfessioneller Gegensatz zu werten. Die Hugenotten verkörperten für ihn die französischen, die republikanischen Werte, denn sie seien »le parti de l'examen et de la liberté, intérieurement identique à la Renaissance et à la Révolution« gewesen[358]. Sie bildeten aus seiner Sicht als »parti qui gardait un peu de vie morale«[359] den Gegenentwurf zum Sittenverfall, den er im Klerus und den von Maria geförderten katholischen Kräften zu sehen glaubte[360]. Die Bekämpfung der Protestanten sei demnach ein Ablenkungsmanöver der Habsburger gewesen, um Frankreich daran zu hindern, seiner Bestimmung in Europa zu folgen, etwa in Form eines Eingreifens in den seit 1618 in Mittel- und Osteuropa geführten Krieg[361]. Die beiden letzten Religionskriege in Frankreich (1621–1629) deutete Michelet daher als »démission des affaires humaines«[362], denn damit habe das Land nicht nur sein Schicksal, sondern das der gesamten Menschheit gefährdet.

Wie Jean-François Dubost in einem Aufsatz von 2011 zu Recht betonte, ist die negativ untermalte Kritik an der Regentschaft Marias in der europäischen Historiografie des 19. Jahrhunderts jedoch kein Einzelfall. Zwischen den 1850er und 1920er Jahren wurde in anderen nationalen Narrativen etwa ähnlich negativ über die Folgeherrschaften auf Elisabeth I. in England oder auf Philipp II. in Spanien gesprochen. Im Kontext eines stark ausgeprägten und teils offensiven Nationalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden diese Phasen, die auf selbstbewusste und heroisierte Herrscher folgten, häufig als Schwächemomente der jeweiligen Nation bewertet. Zahlreiche neue Forschungen seit den 1980er Jahren brechen indes mit diesem Bild und werten die nachfolgenden

noblesse. Jour mémorable. Le roi fut posé, ce jour-là, roi des nobles contre le peuple. C'est le sens de tout ce qui suit pour deux cents ans. Nous attendons 89. Le 28, ce petit garçon de treize ans et demi, en son Louvre, répétant sa leçon apprise, ordonne au Tiers État *de faire excuse à la noblesse*« (Hervorh. i. Orig.). Siehe auch MARTIN, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 333 u. DERS., Histoire de France, Bd. 11, S. 85–87.

357 MICHELET, Histoire de France, Bd. 11, S. 354, 358f.

358 Ibid., Bd. 10, S. 446.

359 Ibid., Bd. 11, S. 358.

360 Ibid., S. 344f.: »Ils [les protestants] faisaient tache en ce temps dans une France toute nouvelle. […] Seuls ils gardaient quelque esprit public, un reste d'attachement pour le gouvernement collectif […]. La France, qui avait abdiqué, s'ennuyait de les voir encore attachés à ces vieilleries. […] Les protestants avaient le tort de voir clair, de voir que l'Espagne gouvernait la France, que Marie, Concini, Luynes, n'étaient qu'une cérémonie«.

361 Ibid., S. 343f., 358f.

362 Ibid., S. 371.

Herrschaften zu Stabilisierungsphasen auf. So vertrat auch Dubost im Falle der Regentschaft Marias den Ansatz, dass diese trotz der Unruhen zwischen 1610 und 1617 auf lange Sicht in politischen sowie religiösen Fragen den Weg Frankreichs in die Moderne geebnet und vorrangig eine konservative, also die Errungenschaften Heinrichs IV. erhaltende Politik verfolgt habe. Bedenkt man zudem, dass die Politik des Bourbonenkönigs vor allem pragmatisch war, also keiner festen Vision entsprang, relativiert es das harte Urteil einer Abkehr Marias von vermeintlich großen Plänen ihres Mannes[363].

Der Erlöser

Richelieu galt in den republikanischen Metanarrativen wiederum als Erlöserfigur und damit als Gegenstück zur Mediceerin, der diese schließlich in ihre Schranken gewiesen habe. Die Verschmelzung von nationalen und religiösen Elementen wird an ihm besonders deutlich, da er über seine Funktion als Prälat der katholischen Kirche zum Priester der Nation verfremdet wurde. Nichtsdestotrotz standen ihm die republikanischen Autoren – wie vor ihnen bereits die liberalen Historiker – gespalten gegenüber, nicht zuletzt deshalb, weil er mit seinem politischen Sieg über die Königinmutter die Weichen für den Absolutismus Ludwigs XIV. gestellt hatte.

Die Ambivalenz des Kardinalministers wird besonders bei Michelet deutlich, der hierfür, wie bei seiner Schilderung Marias, bei dessen äußerem Erscheinen ansetzte[364]. Die asketische, feingliedrige, kränkelnde, unruhige und fast schattenhafte Gestalt Richelieus[365] steht bei ihm im eigentümlichen Kontrast zur dicken, vor Lebenskraft und Gesundheit strotzenden Königinmutter. Einerseits bewertete Michelet den Kardinal positiv als denjenigen, der Frankreich vor dem endgültigen Sturz gerettet habe[366] und pries ihn als »grand ministre«[367] an, der von einem »esprit républicain« beseelt gewesen sei[368].

363 Vgl. hierfür Jean-François Dubost, L'après Henri IV, in: Europa Moderna 2 (2011), S. 1–8.

364 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 363: »Que de contraste en lui! Si dur, si souple, si entier, si brisé! Par combien de tortures doit-il avoir été pétri, formé et déformé, disons mieux, désarticulé, pour être devenu cette chose éminemment artificielle qui marche sans marcher, qui avance sans qu'il y paraisse et sans faire bruit […] puis, arrivé, renverse tout«.

365 Ibid., S. 361f. u. ibid., Bd. 12, S. 9, 14–17, 48.

366 Ibid., Bd. 11, S. 373.

367 Ibid., S. 459.

368 Ibid., S. 404.

Diese Schilderung untermalte der Historiker mit christologischen Parallelen. So gilt Richelieu Michelet als messianische Figur, deren Wirken eine Offenbarung über die Bestimmung der Nation vorausgegangen war[369].

Andererseits kritisierte Michelet aber auch den naiven Blick der Historiografen auf das Grand Siècle, dessen oberflächlicher Glanz für ihn viele Missstände verdeckte[370]. Zwar machte er Richelieu nicht persönlich dafür verantwortlich, doch betrachtete er den Prinzipalminister, der selbst Kirchenmann und Adliger war, als zu sehr verstrickt im Fatalismus der auf ihren Untergang zusteuernden Strukturen der Monarchie, um wahrhaft die republikanische Bestimmung Frankreichs erkannt zu haben[371]. Richelieu habe zwar den Sturz gebremst, den Maria von Medici eingeleitet hatte, doch habe er hierfür Methoden angewandt, die den Idealen von Freiheit und Toleranz entgegengestanden hätten[372]. Dass die von Maria ausgelöste Dekadenz der Monarchie trotz des Eingreifens Richelieus nach Michelets Meinung weiter anhielt, war für den Historiker auf die Geburt des späteren Ludwig XIV. zurückzuführen, der aus der Eheverbindung zwischen Ludwig XIII. und der spanischen Infantin Ana hervorging. Heinrich IV. habe diese Heirat zwar abgelehnt, Maria indes sie dezidiert gefördert, während Richelieu die negativen Konsequenzen der Verbindung unermüdlich abzuwehren gesucht habe[373].

Martin war sich als Republikaner ebenfalls der Ambivalenz des historischen Erbes Richelieus bewusst. Er zeigte sich aber in seiner progressiven Interpretation der Nationalgeschichte durchaus gewillt, das Ancien Régime differenziert zu betrachten[374]. Sein wohl größter Held war Richelieu, dem er uneingeschränkt positiv gegenüberstand und den er als »le grand cardinal« verehrte[375]. Martin vertrat eine idealistische Interpretation der Nationalgeschichte. Für ihn war die Erforschung der Kontinuität des französischen Geistes und dessen Voranschreitens in der Geschichte relevant, weniger die konkreten gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen. In diesem Sinne wog für ihn Richelieus Verdienst für sein Vaterland die tatsächlichen, teils desaströsen real-

369 Ibid., S. 384, 387. Der von Richelieu eingeschlagene Weg wurde zudem von Michelet ähnlich wie bei Christus als notwendig, doch einsam stilisiert, siehe S. 375f., 411.

370 Ibid., S. 450.

371 Ibid., S. 451–455.

372 Ibid., S. 460f.

373 Ibid., Bd. 12, S. 179f.

374 Hanotaux, Henri Martin, S. 158.

375 Martin, Histoire de France, Bd. 13, S. 349.

historischen Konsequenzen seines Wirkens auf[376]. Der Dienst an der Nation konnte für Martin zudem, ganz im Gegensatz zu Michelet, auch im Rahmen des monarchischen Systems geschehen, denn »jamais le grand ministre n'a[vait] si bien prouvé qu'en servant la royauté, c'était la France seule qu'il servait, et qu'il ne sacrifiait pas l'immuable nationalité aux institutions qui en [étaient] la forme passagère!«[377] Die Aufnahme Richelieus in den Königlichen Rat am 26. April 1624 bezeichnete Martin deshalb als historische Wende und »jour d'éternelle mémoire«[378]. Richelieu bildete für ihn das positive Gegenstück zu Maria, weil er die Staatsräson über seine eigenen Interessen gestellt habe und »ne trahit jamais les devoirs de l'homme d'État envers la patrie«[379].

Zudem unterschied der Republikaner Martin ganz klar zwischen Ludwig XIII., der für ihn als »[r]oi par le hasard de la naissance«[380] galt und Richelieu, dem er eine »royauté du génie«[381] zusprach. Diesen den Kardinal beseelenden Geist bezeichnete Martin als »français«[382]. Damit sprach er nicht nur dem Königtum das Prinzip des Gottesgnadentums ab, sondern verdeutlichte, dass für ihn jemand nur dann berechtigt sei, über Frankreich zu herrschen, wenn er sich der Kontinuität der Nation und ihres Sendungsauftrags für die Menschheit als Ultima Ratio seines politischen Handelns bewusst war[383]. Dem bourbonischen »roi du hasard« Ludwig XIII. stellte Martin dementsprechend seinen Minister als »roi de la Providence« entgegen[384], der von der Vorsehung

376 Ibid., Bd. 11, S. 107: »On portera toujours sur Richelieu des jugements bien divers, selon qu'on étudiera en lui le but ou les moyens, l'homme public ou l'homme privé: Richelieu ne trahit jamais les devoirs de l'homme d'État envers la patrie; mais il fut malheureusement moins fidèle aux lois de la morale et de l'humanité, quoiqu'on ait beaucoup exagéré à cet égard. […] Richelieu était pourtant de ces génies qui, pareils à la flamme, doivent s'épurer en s'élevant«.

377 Ibid., S. 416.

378 Ibid., S. 201.

379 Ibid., S. 107.

380 Ibid., S. 200.

381 Ibid., S. 201.

382 Ibid., S. 416. Siehe auch S. 429: »Richelieu a compris que les temps sont proches: il a senti tressaillir, dans les flancs de la France en travail, le grand siècle qui va naître et dont il est le père! A la pensée française prête à déborder sur le monde, il faut un instrument digne d'elle et surtout apte à l'œuvre qu'elle doit accomplir«.

383 Ibid., S. 429f., 577–582.

384 Beide Zitate ibid., S. 587: »[L]es lois humaines l'avaient fait souverain, il [Louis XIII] comprit que Dieu l'avait créé sujet; roi de hasard, il subit religieusement le roi de la Providence«. Dumas übernahm diese Begrifflichkeit, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 382, 396.

dazu bestimmt worden sei, Frankreich von den Folgen des Sündenfalls zu erlösen, den Maria 1610 herbeigeführt habe.

Misogynie, Xenophobie und Antiklerikalismus waren in der historischen Argumentation Michelets und so auch in seiner Stilisierung der Herrscherin Maria von Medici untrennbar miteinander verwoben. Als Frau, Italienerin und Katholikin verkörperte sie die Antithese zu Vernunft und Fortschritt sowie die blinde, willenlose Unterwerfung gegenüber dem Fatalismus, sei er der Herkunft, des Geschlechts oder der Erziehung. Aus diesem Grund übertrieb er Marias negativen Einfluss maßlos und stellte sie als Fremdkörper dar, der die Geschicke einer ganzen Nation zugunsten eigener Überzeugungen gefährdet habe, denen Maria zudem blind gehorchte.

Wenngleich Michelet als Extrem in der republikanischen Historiografie betrachtet werden muss, dessen Einstellung sich aus ganz eigenen, persönlich entwickelten Elementen zusammensetzte, gründete der republikanische Diskurs genauso wie die historischen Deutungen der Vorgängergenerationen auf alten frauen- und fremdenfeindlichen Topoi, die besonders auf den theoretischen Ausbau des Absolutismus zurückzuführen sind und die bereits Richelieu zur Stärkung der Königsherrschaft eingesetzt hatte. Hierbei galt der traditionsreiche Gegensatz zwischen dem zivilisierenden männlichen Element und dem an den Fatalismus der natürlichen Gesetze gebundenen weiblichen Element: Die Frau, wenn nicht vom Mann kontrolliert und eingeschränkt, führe Chaos mit sich, so die vorherrschende Meinung im 19. Jahrhundert. Das 17. Jahrhundert mit seinen zahlreichen weiblichen Regentschaften wurde als Beleg für den weiblich eingeläuteten Niedergang der Nation angeführt.

Dieser misogyn untermalte Dekadenztopos, demzufolge die Katastrophe von einer Frau eingeleitet wurde, spiegelt seit der Antike eine jahrhundertealte Angst wider – man denke an Pandora oder Eva. Bis zur Revolution war dieser Diskurs vornehmlich religiös untermalt, doch wandelten sich seine Inhalte auch im 19. Jahrhundert nur unwesentlich, weil sie weiterhin als Beleg für eine vermeintliche geistige und physische Unterlegenheit der Frau dienten[385]. Der Rückgriff auf solche sakral geprägten Ursprungsmythen in der republikanischen Historiografie verankerte das Prinzip des Ausschlusses der Frau aus dem politischen Leben in der sich behauptenden französischen Nation[386]. Maria von Medici, die Chaosbringende, zwischen dem Wiederhersteller Heinrich IV. und

385 Vgl. Darmon, Femme, repaire de tous les vices, S. 10–19, 174–196.

386 Zur geschlechterspezifischen Lesart der Geschichte bei Michelet siehe Perrot, Les femmes, le pouvoir, l'histoire, S. 211f.: »Le cours des événements collectifs dépend […] de cet équilibre des sexes. Michelet le démontre en différentes phases de l'histoire de France […]. [A]vec Catherine [de Médicis], commence une longue période d'inversion

dem Retter Richelieu erscheint hierbei als Paradebeispiel eines solchen nationalen Narrativs. Marias Herrschaft wurde daher von den republikanischen Autoren häufig durch den Rückgriff auf antiklerikale, fremdenfeindliche und misogyne Argumentationsmuster auf eine antinationale Politik reduziert[387]. Bedenkt man zudem, dass Frankreich im nationalen Narrativ des 19. Jahrhunderts stets eine universelle Aufgabe zugesprochen wurde, so wird in dieser Perspektive Marias Wirken sogar als gegen die Menschheit gerichtet gewertet. Mit diesem Vorwurf nimmt sie eine Sonderposition in den französischen nationalen Metanarrativen ein, denn sie ist die erste Königin, der Verrat nicht an einer Konfession oder den Interessen ihres Sohnes angelastet wurde, sondern gleich an der ganzen Nation[388].

Maria scheint überdies auf den ersten Blick im republikanischen Narrativ eher eine Randposition zwischen den beiden zentralen Figuren Heinrich IV. und Richelieu einzunehmen, die als Weichensteller republikanischer Werte in der Geschichte verherrlicht wurden[389]. Dennoch ist sie als Teil der republikanischen Rhetorik nicht wegzudenken und spielt im teleologischen Geschichtsbild und sakralen Verständnis der Nation eine konstitutive Rolle. Durch ihre Stigmatisierung als ›Eva‹ der Nation und die Darstellung ihrer Regentschaft als Phase der Anarchie kann der nationalhistorische Beitrag ihres Vorgängers und Nachfolgers gebührend hervorgehoben und gepriesen werden, denn je schlimmer der Widersacher, desto glorreicher der Sieger. Zudem wird sie in diesem Narrativ für den Niedergang der Monarchie verantwortlich gemacht, der sich vorgeblich in der wachsenden Verfremdung zwischen dem Herrscher und seinem Volk äußerte. Die Deckungsgleichheit der Interessen beider Parteien sahen die republikanischen Historiker hingegen in Heinrich IV. idealtypisch verkörpert.

des rôles et d’aberrations sexuelles. Ainsi la femme ›fausse l’histoire pour cent ans‹. La féminisation de la Monarchie, à la fin du XVIIIe siècle, est aussi la marque de la décadence«.

387 Vgl. z. B. MARTIN, Histoire de France, Bd. 11, S. 14: »[L]a royauté, trahie par l’étrangère qui la représentait momentanément, désavouait ses défenseurs, et n’osait plus nier la suprématie temporelle du pape«. Siehe auch S. 15f. u. DERS., Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 323f.

388 DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 11: Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass sie die erste Königin war, die nach dem theoretischen und praktischen Ausbau der Staatlichkeit im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert regierte.

389 Siehe z. B. MARTIN, Histoire de France, Bd. 11, S. 304.

3.6 Eine prononcierte Gegenstimme: Capefigues »Marie de Médicis« (1861)

3.6.1. Ein katholischer Gelehrter

Der heute in Vergessenheit geratene Historiker und Journalist Jean-Baptiste Honoré Raymond Capefigue (1801–1872) wurde zu Lebzeiten über die Grenzen Frankreichs hinaus rezipiert und mehrfach von der Académie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnet[390]. Die »Catholic Encyclopedia« bezeichnete ihn 1908 als »strong Royalist«[391], der sich der Verteidigung des Katholizismus in der Geschichte verschrieben habe. Sein Zeitgenosse Jules Barbey d'Aurevilly, ebenfalls Royalist und überzeugter Katholik, bezeichnete ihn anerkennend als »l'historien religieux de la monarchie et de la politique françaises«[392]. Diese konservative Haltung äußerte sich in seinem Werk unter anderem in der Apologie des Gottesgnadentums und einer eng damit verbundenen Kritik am Widerstandsrecht[393]. Der liberale Gelehrte Charles Louandre ordnete ihn deshalb abfällig einer »école rétrograde et déclamatoire du néo-catholicisme et du néo-royalisme«[394] zu – ein ausgesprochen hartes Urteil, das nicht zuletzt dem damals angespannten Verhältnis zwischen den konservativen und republikanischen Kräften des Landes geschuldet war.

Die konservative Historiografie war im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend in eine defensive Stellung gedrängt worden, wenngleich sie nach dem Sturz der Julimonarchie bis in die 1860er Jahre hinein einen kurzen Aufschwung erlebt hatte, bevor Napoleon III. die Rückkehr katholischer Gelehrsamkeit wieder eindämmte. Wesentliche institutionelle Speerspitze der katho-

390 Édouard Déaddé, Art. »Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Encyclopédie des gens du monde, répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, Bd. 4, Paris 1834, S. 671–673, hier S. 672.

391 Patricius Schlager, Art. »Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Charles G. Herbermann u. a. (Hg.), The Catholic Encyclopedia, Bd. 3, New York 1908, S. 307f., hier S. 307.

392 Jules Amédée Barbey d'Aurevilly, Les Œuvres et les Hommes, Bd. 21: À côté de la grande Histoire, Paris 1906, S. 191.

393 Siehe o. V., Art. »Jean-Baptiste Capefigue«, in: Hugh Chisholm (Hg.), Encyclopædia Britannica, Bd. 5, Cambridge [11]1910, S. 248.

394 Charles Louandre, Statistique littéraire. De la production intellectuelle en France depuis quinze ans. Seconde partie, in: Revue des deux mondes 17/10 (1847), S. 416–446, hier S. 429. Dass diese Wertung rückblickend zu relativieren ist, zeigt das Urteil von Stadler, der Capefigues Werk 1958 im Vergleich zu anderen katholischen Zeitgenossen als »massvoll und nicht ohne Eigenprägung« beurteilte, siehe Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 282.

lisch-konservativen Geschichtsschreibung war die École des chartes, an der auch Capefigue studierte[395]. Diese rüstete die konservativen Gelehrten für den ideologischen Kampf um die Deutungshoheit der Geschichte gegen die linksrepublikanischen Kräfte[396].

Capefigue erwies sich als ein sehr produktiver Historiker, der zu unterschiedlichsten historischen Themen, von der Antike bis zur Restauration, insgesamt 77 Werke veröffentlichte[397]. Seine zahlreichen Biografien von Persönlichkeiten der Neuzeit zählen zu seinen bekanntesten Werken. Die weiblichen Figuren fasste er in den Reihen »Les reines de la main gauche« (1858–1864, 15 Bände) über berühmte königliche Mätressen und »Les reines de la main droite« (1856–1864, sechs Bände) über royale Ehefrauen zusammen. Der 1861 veröffentlichte Band über Maria von Medici in der Reihe »Les reines de la main droite« erschien fünf Jahre nach Capefigues sehr positiver Biografie über ihre Vorgängerin Katharina von Medici[398].

Capefigues Biografie Marias scheint allerdings auf wenig Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen gestoßen zu sein und wurde augenscheinlich kaum rezensiert[399]. Vermutlich werden die Meinungen zu dieser Monografie indes bei der versierten Leserschaft nicht wesentlich anders ausgefallen sein, als das, was die Rezensionen zu den anderen Veröffentlichungen von Capefigue verlauten ließen. So wurden ihm häufig trotz eines angenehmen Stils zu oberflächliche, teils fehlerhafte historische Ausführungen vorgeworfen, was seiner großen Produktivität geschuldet sein mag. Zudem bemängelten die Rezensenten einen zu laxen Umgang mit den Quellen, den sie umso mehr bedauerten, als Capefigue

395 Poirrier, Introduction à l’historiographie, S. 33.

396 Ein guter Beleg hierfür ist die bei L’Épinois in seiner Gegendarstellung zu Martin immer wiederkehrende Kriegsmetapher, siehe z. B. L’Épinois, Critiques, S. 472: »L’histoire écrite sous l’inspiration des rationalistes n’offre point en général un récit sincère de faits vrais [...]; elle devient sous leur plume une arme de combat, un pamphlet qui surexcite les passions pour les mener, dans un dernier effort, à l’assaut de la religion catholique«.

397 Schlager, Art. »Capefigue«, S. 307.

398 Siehe zur positiven Wertung Katharinas von Medici Jean-Baptiste Capefigue, Catherine de Médicis, mère des rois Charles IX, François II et Henri III, Paris 1856 u. ders., Marie de Médicis, S. I.

399 Die Zeitschriften »Revue de Paris« und »Revue des deux mondes« galten in den 1860er Jahren als die zwei größten kulturellen und literarischen Plattformen auf nationaler Ebene. Die »Revue des deux mondes« erwähnte 1861 und in den Folgejahren die Veröffentlichung der »Marie de Médicis« von Capefigue jedoch nicht und die »Revue de Paris« war zwischen 1858 und 1864 gesperrt worden, weshalb das 1861 erschienene Werk darin nicht rezipiert werden konnte. Auch in Zeitschriften lokaler Gelehrtengesellschaften konnte keine Erwähnung der Monografie ausfindig gemacht werden.

dank seiner politischen Kontakte während der Restauration und Julimonarchie nicht frei zugängliche Archive verschiedener Ministerien hatte sichten können[400]. In der Mitte des 20. Jahrhunderts sollte sich die Kritik an seinem Gesamtwerk sogar noch verschärfen, denn es wurde ihm nun eine »faculté d'écrire sur tout avec une égale imcompétence et le plus imperturbable des aplombs« zugeschrieben[401]. Trotz dieser qualitativen Mängel, die sich zweifelsohne auch in seiner Biografie Marias bemerkbar machen, bietet das Werk einen Einblick in die Mechanismen und Ziele einer katholisch-royalistisch motivierten Apologie dieser Herrscherin.

3.6.2 Die weise und bedachte Herrscherin

Der katholische Historiker Capefigue verfasste einen bewussten Gegenentwurf zu den Interpretationen der damals dominanten republikanischen Historiografie. Er stilisierte Maria als Verteidigerin katholischer Werte, die er den nationalen gleichsetzte. Zudem erhöhte er sie zur weisen und bedacht herrschenden Regentin, deren Legitimität aufgrund der dynastischen Kontinuitätswahrung und des Rückhalts der katholischen Mehrheit unbestreitbar gewesen sei.

400 Victor de Mars, Chronique de la Quinzaine (14 mars 1843), in: Revue des deux mondes 13/1 (1843), S. 1073–1086, hier S. 1085f.: »On avait reproché à M. Capefigue d'avoir souvent, dans ses notes, cité avec inexactitude; au lieu de répondre à ce reproche par une correction sévère, M. Capefigue a trouvé plus simple de faire disparaître les notes. […] Le lecteur y perdra peu de choses, et M. Capefigue y gagnera beaucoup, car la critique […] n'aura maintenant pour toute pâture que les pompes de son style et sa chronologie, qui ne concorde pas toujours avec ›l'Art de vérifier les dates‹«; Joël Cherbuliez, Revue critique des livres nouveaux publiés pendant l'année 1840, Paris 1840, S. 16: »M. Capefigue est doué d'une fécondité vraiment prodigieuse; il enfante des ouvrages historiques avec la même rapidité que certains écrivains font des romans. […] Aussi les histoires de M. Capefigue se ressentent-elles en général beaucoup de la promptitude avec laquelle il procède. Écrites d'une manière fort agréable, elles séduisent d'abord le lecteur, mais il ne tarde pas à reconnaître combien le fond y manque, et, perdant toute confiance dans le jugement de l'auteur, il se lasse bientôt de cette tendance superficielle qui est si contraire au caractère grave de l'histoire«. Siehe außerdem o. V., Art. »Capefigue«, S. 248; Jean-Charles Roman d'Amat, Art. »Jean-Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 1058f.; Schlager, Art. »Capefigue«, S. 308.

401 Amat, Art. »Capefigue«, S. 1058.

Eine konfessionalisierende Sicht auf das frühe 17. Jahrhundert

Capefigue betrachtete den rezeptionsgeschichtlichen Werdegang der beiden Medici-Regentinnen als sehr vergleichbar. Er hob deshalb den von ihm festgestellten Kontrast zwischen der – vor allem wirtschaftlich und kunsthistorisch bedingten – positiven Wahrnehmung der Medici-Dynastie in Italien und der vorurteilsbelasteten Rezeption Katharinas und Marias in Frankreich hervor. Beide Herrscherinnen seien nämlich in der französischen Historiografie stets nur Protagonistinnen eines »mélodrame, tout rempli de poison et de sang«[402]. Den Ursprung dieser in Frankreich traditionsreichen Verleumdungen gegen die Medici-Regentinnen verortete der katholische Historiker in den ihnen zeitgenössischen protestantischen Pamphleten, deren Inhalte in der Aufklärung und während der Revolution bis zur republikanischen Geschichtsschreibung ungebrochen wiedergegeben worden seien[403]. Dieser Topos der Verfälschung von Geschichte durch die protestantische Publizistik ist allerdings als typisches Argument des apologetischen Diskurses katholischer Gelehrter zu werten[404].

Capefigues Wertung des Protestantismus ähnelt darüber hinaus sehr der hier bereits ausgeführten Argumentation von Honoré de Balzac. Beiden gelten die Hugenotten als aufrührerische und gefährliche Minderheit, die sich einer im 16. und 17. Jahrhundert zunehmend sich behauptenden Monarchie widersetzt und damit die Einheit und den Frieden des Landes bedroht habe[405]. Der Absolutismus wurde in der katholisch-konservativen Argumentation Capefigues zum ordnenden und einenden nationalen Prinzip erhöht[406]. Anders als Balzac betrachtete Capefigue Maria allerdings neben Katharina von Medici ebenfalls positiv als wichtige Vorkämpferin einer zentralisierenden und nivellierend vorgehenden Monarchie. Der Beitrag Marias von Medici zum Ausbau des Absolu-

402 Capefigue, Marie de Médicis, S. I.

403 Ibid., S. II: »[C]ette tradition part des pamphlets et des mémoires écrits par les réfugiés, en Hollande et en Angleterre, pour passer à travers Villaret, Anquetil, jusqu'au réquisitoire de Fouquier-Tinville contre Marie-Antoinette […]. Je ne parle pas des historiens de l'École moderne, qui ne font que copier ces portraits, en ajoutant quelques arabesques philosophiques«. Siehe auch S. I, 86f.

404 Siehe hierzu auch Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 25: »[L]es historiens, influencés tous par les protestants, avaient été injustes pour cette reine [Catherine]«.

405 Vgl. Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 281f. Zur Wertung des Protestantismus bei Capefigue vgl. auch Jean-Baptiste Capefigue, Histoire de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV, 8 Bde., Paris 1834–1835.

406 So war etwa für Capefigue das Toleranzedikt von Nantes (1598), mit dem Heinrich IV. der protestantischen Minderheit eine rechtliche Anerkennung und Stützpunkte im Land gewährt hatte, ein Missstand, weil es die Macht des Königs nicht nur eingeschränkt, sondern auf Dauer bedroht habe, vgl. ders., Marie de Médicis, S. 43f., 70.

tismus und somit zur nationalen Einigung äußerte sich für ihn in der Bekämpfung der protestantischen Minderheit des Landes, die ihm zufolge ihre zentrale Handlungsmaxime war. Zur Schilderung der politischen Machtverhältnisse während ihrer Regentschaft bediente er sich einer Terminologie, die eigentlich eher auf die Herrschaft Katharinas während der Religionskriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zutraf. So sprach er von einer Frontenstellung zwischen den Katholiken einerseits und den Hugenotten und »politiques«[407] andererseits. Letztere, die Capefigue auch als »tièdes catholiques«[408] bezeichnete, hatten während der Religionskriege jene dritte Partei gebildet, die den Frieden und die Einheit des Königreichs über konfessionelle Differenzen zu stellen gesucht hatte. Damit bot Capefigue eine monokausale, konfessionalisierende Erklärung für die Machtkämpfe während der Regentschaft Marias, die nicht nur reduzierend, sondern auch anachronistisch ist, weil die adligen Aufstände gegen Maria überkonfessionell und rein machtpolitisch motiviert waren. Maria war außerdem bedacht gewesen, die konfessionellen Spannungen, die Frankreich im späten 16. Jahrhundert gespaltet hatten und die Heinrich IV. mühevoll befriedet hatte, nicht wieder auflodern zu lassen. Sie ging vielmehr beschwichtigend vor, indem sie sich eben nicht provozierend, wie noch bis ins späte 20. Jahrhundert in der Historiografie behauptet, den katholischen Interessen unterordnete[409].

Den Anachronismus, durch den Capefigue die zweite Medici-Regentin als Verteidigerin katholischer und damit für ihn wahrhaft nationaler Interessen zu stilisieren suchte, baute er noch weiter aus. So distanzierte er sich von der gängigen historiografischen Deutung, die im Zuge der »Œconomies royales« den Protestanten Sully als positives Gegengewicht zur Regentin stilisierte und unterstellte diesem vielmehr, die Führung der sich neu formierenden hugenottischen, aufrührerischen Opposition übernommen und damit Maria unter Druck gesetzt zu haben[410]. Noch offensichtlicher wird Capefigues tendenziöse Darstellung der Machtverhältnisse während der Regentschaft bei der Wertung des Fürsten Heinrich II. von Bourbon-Condé (1588–1646), Anführer der Adelsunruhen gegen Maria. Capefigue blendete dessen Zugehörigkeit zur katholischen Kirche aus und verwies stattdessen auf seine Filiation zu Heinrich I. von Condé (1552–1588), der an der Seite seines Cousins Heinrich von Navarra, späterer Heinrich IV., die protestantische Partei während der Religionskriege angeführt hatte. Er ignorierte damit die komplexe Interessen- und Machtpolitik Hein-

407 Ibid., S. 102f.

408 Ibid., S. 62.

409 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 225–227, 312–318.

410 Capefigue, Marie de Médicis, S. 36–39.

richs II. von Condé und erklärte pauschal den Kampf gegen den Katholizismus zu einer vermeintlichen Familientradition der Condé[411]. Mittels einer solchen unzulänglichen Beweisführung konnte er jedoch Maria, Condés Kontrahentin, umso überzeugender als Verteidigerin der katholischen Interessen und der nationalen Einheit im Kontext eines angeblich drohenden neuen Religionskrieges verklären.

Eine unumstrittene Legitimität

Die Rechtmäßigkeit Marias in ihrer Position als Regentin stellte Capefigue keineswegs in Frage, sondern begründete diese in verschiedenerlei Hinsicht. Zunächst einmal bezeichnete er ihre Familie als »illustre race«[412] und distanzierte sich damit von der Meinung vieler Autoren, nicht zuletzt republikanischer Prägung, die die Medici abfällig als Händlerfamilie und die Ehe Heinrichs IV. mit Maria als Mesalliance abgewertet hatten. Außerdem versuchte Capefigue, die positive Erinnerung an Heinrich IV. argumentativ zu Gunsten seiner Frau einzusetzen. So betonte er, dass das Heiratsprojekt auf einen ausdrücklichen persönlichen Wunsch des Königs zurückzuführen gewesen sei[413]. Dieser habe überdies nichts als Zuneigung für Maria empfunden[414]. Nicht zuletzt bewertete er ihre Krönung am 13. Mai 1610 als öffentliches Zeichen der Dankbarkeit und Vertrauensbekundung des Königs gegenüber seiner Ehefrau, die ihm und dem Land durch die Sicherung der dynastischen Kontinuität Ruhe und Stabilität beschert hatte[415]. Des Weiteren wies er die Gerüchte einer angeblichen Beteiligung am Mordkomplott Marias gegen ihren Mann als »bruits odieux«[416] entschieden zurück.

Die Machtübernahme der ersten Bourbonenkönigin nach der Ermordung ihres Mannes betrachtete Capefigue dementsprechend als logische Konsequenz des Vertrauens, das ihr der König mehrfach ausgesprochen hatte. Ihre Legitimität sei außerdem dadurch bestätigt worden, dass sich Maria bei der Übertragung der Regentschaft und in deren Verlauf stets an die für den Royalisten

411 Ibid., S. 61: »Le chef naturel des malcontents et des Huguenots était toujours le prince de Condé, le cadet de cette famille de Navarre profondément ennemie des Catholiques romains«.

412 Ibid., S. 1.

413 Ibid., S. 4f.

414 Ibid., S. 9f.

415 Er ging deshalb auf das Ereignis detailliert ein, siehe ibid., S. 10–12.

416 Ibid., S. 163.

Capefigue zentralen *lois fondamentales* des Königreichs gehalten haben soll[417]. Die Regentschaftsübertragung an Maria betrachtete er zudem als umso berechtigter, als es sich hierbei um ein »droit absolu de la reine mère«[418] gehandelt habe. Wie jedoch bereits im vorausgegangen Kapitel beschrieben, handelte es sich dabei keineswegs um eine selbstverständliche Prärogative der Königinmutter. Auch schien Capefigue völlig auszublenden, dass die Besonderheit der Regentschaftsübernahme von 1610 eben gerade darin bestanden hatte, dass die Reihenfolge der konstitutiven Schritte zur Machtübertragung tiefgreifend verändert worden war[419]. Es verwundert sogar regelrecht bei einem monarchistischen Autor wie Capefigue, der ansonsten die machtkonstitutiven, symbolträchtigen Etappen der Herrschaftsübertragung stets mit großer Sorgfalt schilderte, dass er sich der institutionellen Implikationen der Machtübernahme von 1610 nicht bewusst gewesen zu sein scheint[420]. Wahrscheinlicher ist, dass er diese Tatsache gezielt ausblendete, um das Funktionieren und die Beständig-

417 So habe der nahtlose und schnelle Übergang zur Regentschaft der Einhaltung der Grundregel »le Roi ne meurt jamais en France« entsprochen, siehe ibid., S. 14. Auch den Abschluss der Regentschaft und das Abhalten des *lit de majorité* durch Ludwig XIII. vor dem Parlament von Paris im September 1614, bei dem der König seiner Mutter die Staatsgeschäfte weiter anvertraute, betrachtete Capefigue nicht als Machtmissbrauch, sondern als »en conformité des lois traditionelles de la monarchie« (S. 71).

418 Ibid., S. 19. Dies kontrastiert mit der Aussage von Martin, wonach »il n'existait pas plus de loi qui attribuât ce droit exorbitant à cette cour de justice, que de loi qui attribuât la régence aux reines mères«, in Martin, Histoire de France, Bd. 12, S. 172.

419 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 301 u. Ralph E. Giesey, Cérémonial et puissance souveraine. France, XVe–XVIIe siècles, Paris 1987, S. 33–47. Giesey sprach von einer »crise du cérémonial en 1610« (S. 33) und wertete die Regentschaftsübertragung an Maria als Eintritt Frankreichs in die Ära des Absolutismus, weil ein entscheidender, von den Umständen erforderter Wandel in der symbolischen Konzeption der königlichen Macht vollzogen worden sei. Die vier Ereignisse mit einführender Funktion (Beerdigung, Salbung/Krönung, *entrée royale*, *lit de justice*) lagen nämlich 1610 so dicht beieinander wie nie zuvor. Innerhalb von sechs Monaten, von Mai bis Oktober, wurden sie alle durchgeführt. Das *lit de justice* bildete die erste und die Krönung die letzte Etappe. Die Nachfolge war somit symbolisch unmittelbar nach dem Tod des Vorgängers eingetreten und schädigte die Symbolkraft des Begräbnisses. Der von Maria dem Parlament von Paris zugebilligte Stellenwert in der Nachfolgebestätigung warf zudem die Frage auf, welche Bedeutung nun der Krönung beizumessen sei, da sie nicht mehr als Einsetzungsritual inszeniert werden konnte. Dies führte die französischen Juristen in der Folgezeit dazu, die Unterscheidung zwischen *designatio* und *confirmatio* einzuführen. Siehe hierzu auch Sarah Hanley, The »Lit de Justice« of the Kings of France. Constitutional Ideology in Legend, Ritual, and Discourse, Princeton ²2014.

420 Siehe z. B. die Beschreibung des *lit de justice* des neuen Königs am 15. Mai 1610 vor dem Parlament von Paris, in Capefigue, Marie de Médicis, S. 23–26.

keit des monarchischen Prinzips zu verherrlichen, das sogar eine Krise wie die Ermordung des Königs problemlos hatte überstehen können.

Capefigue versuchte also mittels seiner Gegendarstellung Marias, die Monarchie als ein sich selbst regulierendes, rationales und gemäßigtes System darzustellen. Marias Machtantritt sei zwar de facto ein Staatsstreich gewesen, doch habe sie diesen nur ausgeführt, um sich als rechtmäßige Regentin stärker zu behaupten und sich zusätzlichen Handlungsspielraum zu verschaffen[421]. In dieselbe Richtung geht auch seine überzogene Behauptung, Maria hätte zwar die alleinigen Vollmachten während der Regentschaft innehaben können, habe jedoch aus Respekt vor den monarchischen Traditionen einen Regentschaftsrat zusammengestellt[422]. Damit widersprach er besonders den republikanischen Autoren, die angeführt hatten, dass Heinrich IV. aus Misstrauen gegenüber Maria ihr für die Zeit seiner kriegsbedingten Abwesenheit einen Regentschaftsrat zur Seite habe stellen wollen[423].

Eine weise regierende katholische Herrscherin

Capefigue übertrieb darüber hinaus deutlich die politische Weitsicht und Kompetenz der Regentin, von der er behauptete, dass sie über einen »instinct de gouvernement«[424] verfügt habe. Um die drohende Gefahr eines bevorstehenden Bürgerkriegs abzuwehren, soll Maria etwa milde und kompromissbereit gewesen sein, denn »l'esprit très-tempéré de la reine mère […] ne tendait qu'à la pacification des intérêts et des esprits, à l'intérieur et à l'étranger«[425]. Capefigue verliert sich überdies in Superlativen über die Herrscherin, die sich in ihrer

421 Vgl. ibid., S. 15–27.

422 Vgl. ibid., S. 28f.

423 Siehe Martin, Histoire de France populaire, Bd. 2, S. 321; ders., Histoire de France, Bd. 10, S. 565; Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 189. Der republikanischen Deutung eines angeblichen Misstrauens des Königs gegenüber seiner Frau widersprach Dubost, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 275f.

424 Capefigue, Marie de Médicis, S. 64. Siehe auch S. 149, 150. Den politischen Feinsinn Marias glaubte Capefigue v. a. ihren Briefen entnehmen zu können, siehe S. 129, 131f., 136f. Dem widersprechen die Forschungen von Dubost, wonach nicht nur die äußeren Umstände, sondern auch Marias Charakter die Ausübung der Staatsgeschäfte während der Regentschaft erschwerten: »Dans son rôle de ›gouvernante de France‹ […], Marie souffre de handicaps incontestables. Certains sont liés à son caractère« (S. 309), vgl. hierzu Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 309f.

425 Capefigue, Marie de Médicis, S. 28. Siehe auch S. 59.

»bienveillance indicible«[426] und »douceur extrême«[427] sogar mit den angeblich maßlosen und unverschämten Ansprüchen der Protestanten befasst habe. Capefigue stilisierte Maria also als Verfechterin des Allgemeinwohls, die der von Seiten der Protestanten drohenden Spaltung der nationalen Einheit bedacht und entschlossen begegnete[428].

Zwar berichtete Capefigue ebenfalls von einem »changement absolu dans la politique de la Cour de France«[429] ab 1610, doch begründete er dies ganz anders als die vorherrschende historiografische Meinung. Damit zählte er zu den wenigen Autoren, die die strukturelle Schwäche einer jeden Regentschaft zu Marias Gunsten entlastend anführten. Die selbstbewusste Politik Heinrichs IV. in einem solchen Kontext fortzuführen, wäre ihm zufolge nämlich eine »folie« gewesen[430]. Doch maß Capefigue Marias Abkehr von der Politik ihres Mannes ebenso eine konfessionelle Dimension zu. Er belegte detailliert, dass der Wunsch einer königlichen Doppelhochzeit zwischen Spanien und Frankreich ursprünglich auf Heinrich IV. zurückzuführen gewesen sei[431]. Der habe jedoch diese katholische Allianz »si détestée des Calvinistes«[432] aus Rücksicht auf seine ehemaligen Glaubensgenossen nicht durchgesetzt. Marias Entscheidung eines Familienbündnisses mit Spanien sei somit lediglich die Durchführung eines bereits vorgefassten Plans gewesen sowie eine logische Konsequenz ihres Friedensbestrebens angesichts der drohenden protestantischen Gefahr[433].

Capefigue übertrug ebenso seine einseitige, konfessionalisierende Analyse der Machtverhältnisse im frühen 17. Jahrhundert auf die Generalstände von 1614 und wertete die Versammlung, anders als die republikanischen Autoren, durchaus positiv. Er betonte wiederholt, dass die katholischen Kräfte, die für ihn die Mehrheit der Nation ausmachten, während dieser Versammlung einstimmig an der Seite der Königsmacht gestanden und sich gemeinsam mit ihr gegen spaltende, »protestantische« Einflüsse zur Wehr gesetzt hätten[434]. Dank

426 Ibid., S. 41. Siehe auch S. II, 40–44.

427 Ibid., S. 64.

428 Dies unterstrich der katholische Historiker bildhaft, indem er den von Rubens im Medici-Zyklus entwickelten Vergleich zwischen Maria und Minerva, Göttin der Weisheit, im Kampf gegen die mehrköpfige Hydra aufgriff, siehe ibid., S. 47.

429 Ibid., S. 35.

430 Ibid., S. 31.

431 Ibid., S. 33f. Er belegte dies anhand von Depeschen und Botschafterberichten aus dem Archiv von Simancas, dem Zentralarchiv der spanischen Monarchie. Das Archiv war für ihn eine der wichtigsten Einrichtungen, aus denen er seine Quellen bezog.

432 Ibid., S. 35.

433 Vgl. ibid., S. 31, 44, 48, 68.

434 Ibid., S. 18, 147.

dieses Zusammenhalts hätten sie eine Instrumentalisierung der Volksvertretungen durch die protestantischen Aufständischen verhindern können[435]. Capefigue stilisierte Maria hierbei erneut als ernst zu nehmende Vertreterin einer katholischen, friedfertigen nationalen Mehrheit, weshalb sie massive Zustimmung von den Generalständen erntete[436]. Die Niederlage der Gegenseite bewies für Capefigue hinreichend, dass die Schlagkraft der Nation auf einer Zusammenarbeit des Königs, der katholischen Kirche und des Volks beruht habe[437]. In anderen Worten ausgedrückt, verkörperte bei Capefigue die Monarchie und somit auch deren Stellvertreterin Maria die für die Nation notwendige Verbindung von Staat und Kirche.

Die Vereinigung religiöser und säkularer Macht soll während der Regentschaft Marias vor allem von Concini angestrebt worden sein[438]. Capefigues These lautete wie folgt: »[L]e maréchal d'ancre [sic] n'était si poursuivi par les haines de toute la noblesse ameutée que parce qu'il représentait la royauté forte, unitaire, cherchant à s'affranchir de la féodalité«[439]. Maria komme zwar zugute, so weiter der katholische Historiker, dass sie den Frieden im Land bewahrt habe, doch habe es ihr im Gegensatz zu Concini an Mut und Vision gefehlt, um das monarchische System weiter auszubauen[440]. In der Hoffnung, sich ihrem Sohn zu nähern, habe sie sich deshalb nach dem Majestätsstreich von 1617 von Concini gelöst, was Capefigue als »faiblesse ingrate et injustifiable«[441] wertete, durch die zunächst die Hoffnung auf eine starke Monarchie zunichte gemacht worden sei[442].

Richelieu galt dann Capefigue als derjenige, der das Werk Concinis vollendete. Keiner verkörperte seiner Ansicht nach die Verschmelzung des französi-

435 Vgl. ibid., S. 73–76.

436 Vgl. ibid., S. 74–76, 81: »Les votes des États-Généraux […] avaient été très-favorables à l'autorité du Roi, aux sages conseils de Marie de Médicis, à l'Église catholique surtout, et même aux alliances espagnoles«.

437 Einen Beweis dafür, dass die französische Nation ihrem Wesen nach katholisch war, sah Capefigue darin, dass der Klerus und eine Mehrheit der beiden anderen Stände die Einführung der tridentinischen Konzilsbeschlüsse verlangt und somit die Katholische Reform aktiv zu fördern gewünscht hätten, siehe ibid., S. 76. Damit ignorierte er allerdings die Komplexität der Verhandlungen und die unterschiedlichen Interessen der drei Stände, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 442f. u. Hayden, France and the Estates General, S. 114–130.

438 Capefigue bezeichnete ihn als »homme mal jugé« und »Florentin courageux et habile«, in Capefigue, Marie de Médicis, S. II.

439 Ibid., S. 89. Siehe auch S. 97f., 100, 102.

440 Ibid., S. 103.

441 Ibid., S. 110. Siehe auch S. 111.

442 Ibid., S. 119, 126.

schen Staats und der katholischen Kirche besser als der Kardinalminister, den die »conviction profonde de l'excellence du principe d'unité en toutes choses, en religion comme en politique«[443] angetrieben habe. Das Einheitsprinzip des politischen Absolutismus, und der universelle Anspruch des katholischen Glaubens hätten sich demnach ergänzt, so Capefigue. So waren es auch diese Eigenschaften Richelieus, die Maria auf ihn aufmerksam gemacht und den Grund dargestellt hätten, weshalb sie seinen Aufstieg förderte[444]. Die Protestanten galten dabei als spaltende, individualistische Gefahr, die Richelieus Vorhaben einer alles einenden Monarchie eine »République fédérative«[445] entgegensetzen wollten, was für den konservativen Historiker einer für ihn negativ konnotierten »révolution« gleichkam[446]. Die Einnahme von La Rochelle und das siegreiche Vorgehen gegen die Protestanten im Languedoc 1628 und 1629 betrachtete Capefigue daher als wichtige Zäsur, in der die protestantische Minderheit politisch ausgeschaltet wurde und sich die Monarchie durchsetzen konnte[447].

Zwei katholische Leitbilder im Widerstreit

Doch wie rechtfertigte Capefigue in der Folge den Bruch zwischen Maria und Richelieu, denen er in seiner Darstellung bislang unterstellt hatte, einmütig dieselben politischen Ziele zu verfolgen? Dies gelang ihm letztendlich unter Berufung auf nationaltypische Differenzen. Zwar hatte er Maria als weise regierende Herrscherin gelobt, doch war sie seiner Meinung nach eine Fremde geblieben, was er durch ihr brüchiges Französisch[448] und den Rückgriff auf verschiedene nationale Stereotype über Südländer zu belegen suchte. So soll Maria aufbrausend und träge zugleich gewesen sein[449] und »faisait [la sieste] à demi-

443 Ibid., S. 78.

444 Ibid., S. 79.

445 Ibid., S. 147.

446 Ibid., S. 145. Dass dies eine geläufige konfessionelle und zugleich national konnotierte Deutung der Zusammenhänge der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bei den katholischen Gelehrten des 19. Jahrhunderts war, belegt u. a. Henri de L'Épinois, der Richelieu hoch anrechnete, die Protestanten »en flagrant délit de complot antinational« ertappt zu haben, siehe L'Épinois, Critiques, S. 385.

447 Capefigue, Marie de Médicis, S. 175.

448 Ibid., S. 15.

449 Ibid., S. 14: »[Q]uand elle s'animait, tout prenait une expression italienne et ardente; mais elle retombait bientôt dans une certaine paresse d'esprit et de corps«. Siehe auch S. 63: »Marie de Médicis […] s'était laissée aller à une colère florentine«.

nue, pendant les chaleurs de l'été«[450]. Diese anhaltenden markanten und vermeintlich typisch italienischen Züge führte Capefigue darauf zurück, dass Maria verhältnismäßig spät ihr Heimatland verlassen hatte und somit »avait des habitudes contractées, des affections déjà conçues«[451]. Dieser Italienerin stellte er Richelieus »sentiment profond de la nationalité française« entgegen[452]. So habe der Minister zwangsläufig siegen müssen, weil er der wahrhafte Träger französischer Werte gewesen sei. Die Schuld für das Zerwürfnis zwischen den beiden wies der katholische Historiker eindeutig Maria zu, weil sie im Gegensatz zu ihrem Opponenten politisch zu unflexibel, impulsiv und von eigenen Interessen geleitet gewesen sei[453]. Nicht zuletzt verurteilte Capefigue ihre Kontakte zu den Kreisen der *dévots*, die sie zu einer »vie bourgeoise« verleitet hatten, in der die katholische Glaubenspraxis von ihrer politischen Dimension entkoppelt und in den privaten Bereich ausgesondert worden sei[454].

Capefigue wies darüber hinaus die Erklärungen republikanischer Autoren entschieden von der Hand, wonach der wachsende Unmut Marias gegen ihren ehemaligen Günstling Richelieu ab 1628 als Streit zwischen Liebenden zu werten sei. Er betonte vielmehr:

> Il est des écrivains qui ne veulent jamais voir les grandes causes dans les affaires du monde; ils changent l'histoire en un vaudeville sans gaieté: quelle vraisemblance en tous ces récits de rendez-vous nocturnes (façon espagnole) du cardinal de Richelieu, à quarante-deux ans déjà, dans les appartements dorés du Luxembourg, avec Marie de Médicis née en 1573, et qui avait par conséquent plus de soixante ans! Qu'importent les invraisemblances: le conte est fait, le scandale est produit, et voilà ce que les faiseurs de livres couronnés par les académies proposent dans la grave histoire. La véritable cause de la rupture, je le répète, entre le cardinal et la reine mère fut dans le changement des affaires et de la politique du premier ministre[455].

450 Ibid., S. 9. Siehe auch S. 56.

451 Ibid., S. 5.

452 Ibid., S. 179.

453 Ibid., S. 181f.: »Les mémoires ont recherché mille accidents de détails et d'intrigues. Il est une cause plus large, plus hautement politique: ce fut la modification dans les alliances au dehors. La politique de Richelieu avait été jusqu'ici la vive répression des Calvinistes et l'alliance avec l'Espagne: à cette condition, Marie de Médicis lui avait prêté son appui et son concours. Mais, après le siège de la Rochelle, le cardinal se tourna vers l'alliance anglaise, et reprit la politique de Henri IV vers la fin de sa vie. La reine mère ne voulut plus suivre le cardinal dans cette voie nouvelle d'une politique qui n'était plus celle des Médicis«. Siehe auch S. 184f., 189, 219.

454 Ibid., S. 185.

455 Ibid., S. 182.

Den Ursprung solcher diffamierenden Gerüchte verortete Capefigue erneut vornehmlich in den gegen Maria gerichteten zeitgenössischen protestantischen Pamphleten[456], denen er zur Verteidigung der moralischen Integrität der Mediceerin wieder einmal die Verfälschung historischer Fakten vorwarf. Capefigue erwähnte zwar die wachsende Entfremdung zwischen Maria und dem Kardinalminister, sprach allerdings euphemistisch lediglich von einem »affaiblissement de cette bonne intelligence«[457]. Die Ereignisse der *journée des Dupes*, die den endgültigen politischen Sturz Marias einleiteten, führte er zudem kaum aus[458]. Indem Capefigue den Bruch von 1630 verharmloste, um die von ihm unternommene Apologie Marias weiterhin glaubhaft wirken zu lassen, verfiel er somit ins andere Extrem, das diesem historischen Ereignis ebenso wenig gerecht wird.

In der Schilderung des Exils Marias distanzierte sich Capefigue darüber hinaus von den geläufigen Topoi – vermutlich auch hier, um die Kritik an Richelieu zu entkräften, wonach dieser die exilierte Maria unnötig gequält habe. So sprach er lediglich von Lebensbedingungen »un peu abaissées«[459] und von würdevollen letzten Jahren in Köln[460]. Zudem habe Maria über genügend Ressourcen verfügt, um im Exil weiterhin als Mäzenin tätig zu sein[461].

Eine in konservativen Kreisen allgemein anerkannte Deutung?

Capefigues Darstellung kann allerdings nicht als repräsentativ für die katholisch-konservative Rezeption Marias im Second Empire gelten. Einen guten Beleg liefert hierfür das von einem unbekannten Autor verfasste Büchlein »Catherine et Marie de Médicis – reines de France« (1868) aus der Reihe »Bibliothèque chrétienne et morale«. Das Heft wurde mit bischöflicher Appro-

456 Ibid.

457 Ibid., S. 181.

458 Er beschränkte sich auf die direkten Konsequenzen des Ereignisses, nämlich die Verhaftung der Brüder Michel und Louis de Marillac und das Exil Marias in Compiègne, siehe ibid., S. 191.

459 Ibid., S. 205.

460 Ibid., S. 217f.: »La reine mère, par un sentiment de dignité, cessa de réclamer l'aumône de ses enfants, et se condamna, avec une puissante résignation, à renvoyer ses domestiques, ses gentilshommes, jusqu'à ses femmes; elle resta seule, dans une maison modeste, mais toujours avec un luxe italien; il ne lui manquait que le soleil de la patrie. La maladie vint bientôt se mêler à la tristesse de ses derniers jours«. Diese Schilderung kontrastiert mit der Darstellung bei Dumas, wonach Maria »tenait de la pitié de l'électeur [de Cologne]«, in Dumas, Les grands hommes, Bd. 2, S. 326.

461 Capefigue, Marie de Médicis, S. 216.

bation in Limoges bei Barbou-Frères, einer der ältesten und prestigeträchtigsten Verleger- und Druckerdynastien Frankreichs verlegt, die sich vor allem auf den Bereich religiöser Literatur und Erziehung spezialisiert hatte. Die Reihe sollte aus einer konservativen Deutung der Geschichte heraus der Jugend die Vorteile einer Verbindung zwischen Kirche und Staat nahebringen[462].

Das Handbuch, bei dem also davon auszugehen ist, dass es vor allem in katholischen Einrichtungen und Haushalten gelesen wurde, rezipierte genau die Punkte, gegen die sich Capefigue abzugrenzen suchte. Maria wird darin vorwiegend als intrigant, inkompetent und stur dargestellt[463]. Diese Studie ist sicherlich als Kompilation aus Stücken des Werks von Dreux du Radier zu werten, da sich der Duktus, die Formulierungen sowie die Interpretationen sehr ähneln[464]. Mit demselben moralistischen Impetus wie bereits Thiroux und Dreux im ausgehenden 18. Jahrhundert betonte auch hier der Autor, dass Maria durch ihre Unversöhnlichkeit ihr Schicksal selbst besiegelt habe[465]. Nicht zuletzt wird auch in diesem vulgarisierenden Büchlein der Topos angeführt, Maria hätte aufgrund ihrer Fehlentscheidungen Frankreich fast in den Abgrund gestürzt, wenn Richelieu sich ihr nicht entgegengestellt hätte[466].

Dieses von der katholischen Kirche gebilligte Heft zeigt deutlich, dass die interpretatorischen Trennlinien in der Rezeption Marias nicht pauschal entlang der Grenzen zwischen verschiedenen politischen Überzeugungen oder der Konfessionszugehörigkeit verliefen, sondern seit dem 17. Jahrhundert fest im historischen Bewusstsein etabliert waren. Abweichende Interpretationen wie die von Capefigue sind in diesem Sinne auch in der konservativen Rezeption Marias eher als Ausnahme zu werten und können nicht als der Norm entsprechend gelten. Die Widersprüchlichkeit ihres Bilds innerhalb des katholischen Schrifttums lässt vermuten, dass die konservativen Autoren dieser Herrscherin,

462 Vgl. Christian Amalvi, D’une histoire sacrée à une histoire profane: la vulgarisation. 1814–1914, in: ders. (Hg.), Les lieux de l’histoire, S. 210–215, insb. S. 210f.; Paul Ducourtieux, Les Barbou imprimeurs. Lyon-Limoges-Paris (1524–1820), Limoges 1896; Claude Savart, Les catholiques en France au xixe siècle. Le témoignage du livre religieux, Paris 1985, S. 143–145.

463 O. V., Catherine et Marie de Médicis, S. 51.

464 Vgl. zum Charakter Marias ibid. u. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 324, zu ihrer Missachtung der Unterweisungen ihres Mannes vgl. o. V., Catherine et Marie de Médicis S. 60 u. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 354 und schließlich zu ihrer Armutslage o. V., Catherine et Marie de Médicis, S. 87 u. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 374.

465 O. V., Catherine et Marie de Médicis, S. 76, 80: »La prudence ne présidait à aucune des résolutions de Marie; toutes ses démarches, dictées par l’orgueil et par la colère, portaient le caractère de l’imprévoyance et de la présomption«.

466 Ibid., S. 87f.

anders als dem Kirchen- und Staatsmann Richelieu, wenig Identifikations- und Vorbildpotential für royalistische und katholische Werte beimaßen. Punktuelle konservative Rehabilitierungsversuche wie der von Capefigue zielen daher sicherlich weniger auf die Person Marias ab als auf die Verteidigung des monarchischen Systems im Allgemeinen, das sie ihrerseits für eine bestimmte Zeit verkörpert hatte, und das es vor den sich mehrenden republikanischen Angriffen zu verteidigen galt. Bei einem popularisierenden Werk wie »Catherine et Marie de Médicis – reines de France« ist hingegen zu vermuten, dass hier am Beispiel Marias von Medici ein tief im Ancien Régime verankertes frauen- und fremdenfeindliches, konservatives Herrschafts- und Geschlechterrollenbild vermittelt werden sollte.

3.6.3 Apologie Marias als Mäzenin

Doch nicht nur im Politischen, auch im Hinblick auf Marias Wertung als Kunstmäzenin distanzierte sich der konservative Historiker Capefigue deutlich von den Darstellungen seiner republikanischen Zeitgenossen. Michelet hatte über Marias Vorliebe für die gegenreformatorische, barocke Kunst gespottet, die er als maßlosen Prunk abwertete. So sprach er ihr einen Geschmack für den »luxe inepte des pierres qui se passent d'art«[467] zu und berichtete schadenfroh von der Anekdote, nach der die zahlreichen Diamanten ihres Kopfschmucks sich ihr bei einer plötzlichen Kutschenbremsung in die Stirn eindrückten[468]. Auch machte sich Michelet über die »fêtes, tournois ridicules de Marie de Médicis«[469] lustig. Damit übte er nicht nur Kritik am Barock, sondern verfestigte das Bild Marias als geschmacklosen Emporkömmling. Kritik am Übermaß des *style baroque* äußerte auch Dumas, der damit vor allem hohe Ausgaben verband, die die mühsam von Sully und Heinrich IV. sanierte Staatskasse belasteten[470].

Marias Kunstwirken war allerdings vor der linksrepublikanischen Geschichtsschreibung in der Historiografie seit 1774, wenngleich immer nur knapp ausgeführt, so doch durchweg positiv bewertet worden. Dreux du Radier

467 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 72. Maria zu unterstellen, sie habe Diamanten nur deshalb gesammelt, weil sie prunkvoll waren, verkennt die lange Tradition der Medici als Edelsteinkenner. Maria wurde auch als Kind in dieser Wissenschaft unterwiesen und war eine Expertin. Außerdem sind Edelsteinkäufe als Teil ihrer finanziellen Absicherung zu verstehen, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 190–194 u. Smith, Princesse de Toscane, S. 40.

468 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 171.

469 Ibid., S. 143.

470 Dumas, Le sphinx rouge, S. 425.

hatte etwa vom Kunstsinn Marias gesprochen, der von der »délicatesse d'esprit & de goût des Médicis ses aïeux« zeuge[471], weshalb sie hochrangige Künstler wie den Dichter Giambattista Marino (1569–1625), den Schriftsteller François de Malherbe (1555–1628) oder den Architekten Salomon de Brosse (1571–1626) gefördert habe. Fantin des Odoards verwies zudem auf den regelrecht zivilisierenden Einfluss der von Maria in Frankreich eingeführten italienischen Ästhetik auf die von den Bürgerkriegen abgehärteten und abgestumpften Franzosen[472]. Fantin betonte überdies, dass besonders »Paris qu'elle avait embelli«[473] Maria zu Dank verpflichtet sei, da sie in der Hauptstadt unter anderem den Palais du Luxembourg umgestalten und die Promenade Cours-la-Reine anlegen ließ. Auch der Lexikonartikel von Laporte fiel im Hinblick auf ihr Kunstwirken positiv aus, denn »elle protégea en France les arts, dont elle avait rapporté de sa patrie le goût, et un goût éclairé«[474]. Neben den bereits erwähnten Künstlern und Bauwerken führte er den Maler Philippe de Champaigne (1602–1674) und das Aquädukt von Arcueil an[475]. Lottin beschied ihr des Weiteren ein Gespür für glanzvolle Inszenierungen und bezeichnete sie daher anerkennend als »une femme de l'antique«[476].

Capefigue griff all diese Aspekte auf, übertrieb sie jedoch maßlos, um der zeitgenössischen abfälligen Rezeption Marias als Kunstmäzenin in der republikanischen Historiografie entgegenzutreten. In diesem Sinne verklärte er sie zur Vertreterin der »italienischen« Kunst schlechthin, denn er sah in ihr sowohl eine würdige Nachfahrin der florentinischen Medici, als auch eine fähige Erbin der römischen Cäsaren[477]. Ihr künstlerisches Wirken erklärte er zu einer Art französischer Renaissance, bei der die italienische Raffinesse nicht nur im

471 Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 380.

472 Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 10, S. 104. Auch Lottin griff diesen Gedanken in einem fiktiven Dialog zwischen Maria und ihrer Vertrauten Leonora auf, siehe Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 84f.: »Puisque tous les Médicis ont aimé les grandes choses, je veux porter dignement le nom de Médicis! [...] Oh! la France ne ressemble point à l'Italie! Là, il n'y a plus que des souvenirs, que de la poésie pour les âges passés. Ici, c'est toujours une longue et sanglante épopée, parfois atroce et parfois sublime! Ici, le cœur des masses ressemble à leurs armures, – tout est de fer!«

473 Fantin des Odoards, Histoire de France, Bd. 11, S. 410.

474 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 598.

475 Ibid., S. 598.

476 Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 85.

477 Capefigue, Marie de Médicis, S. III: »La vie artistique de Marie de Médicis fut pleine de charmes et d'abandon; jeune fille de Florence, issue des Médicis, la Reine aima les arts; elle dessina le Luxembourg et ses splendides jardins; elle planta le Cours-la-Reine à l'imitation *del Corso di Roma*; comme une fille des Césars, elle éleva l'acqueduc [sic] d'Arcueil pour alimenter les fontaines au milieu de Paris« (Hervorh. i. Orig.).

Stadtbild von Paris, sondern auch im Umgang am Hof Einzug gehalten und damit die rauen, feudalen Traditionen verdrängt habe[478]. Doch bezeichnete Capefigue Maria nicht nur als kompetente und einflussreiche Mäzenin, sondern übertrieb ihr eigenes künstlerisches Können sogar so sehr, dass er von ihr überschwänglich als »[j]eune artiste de Florence, élevée à l'école de ses ancêtres avec le souvenir de Laurent le Magnifique« sprach[479].

Diese deutlich übertriebene Zuschreibung entfaltete er vorwiegend in der Darstellung der Beziehung zwischen der Königin und dem flämischen Meister Peter Paul Rubens. Demnach sei Rubens »comme un ami, un frère«[480] für Maria gewesen und dieser habe sie wiederum als »son amie, son élève«[481] betrachtet. Capefigue sprach sogar von einer gewissen künstlerischen Ebenbürtigkeit und »liaison durable et profonde entre les deux artistes«[482] – eine offensichtliche Übertreibung, die eindeutig auf Capefigues apologetische Intention zurückzuführen ist, Maria in allen Bereichen zu rehabilitieren[483]. Vor Capefigue hatten bereits Dutertre de Véteuil und Lebreton in ihrem Theaterstück »Marie de Médicis« eine solche enge Freundschaft und regelrechte Schicksalsgemeinschaft zwischen Maria und dem Maler aus Antwerpen thematisiert und Rubens als bis in den Tod treu ergebenen Diener Marias stilisiert[484]. Die tiefe Verbundenheit der beiden sah Capefigue zweifelsohne ebenfalls in der Gastfreundschaft des Künstlers für die exilierte Königin belegt[485]. Wenngleich in der Historiografie häufig die symbolträchtige Behauptung angeführt wurde, dass

478 Vgl. ibid., S. 51–56. Zu den künstlerischen Errungenschaften Marias zählte er die Umgestaltung gewisser Stadtteile von Paris, die Etablierung italienischer Schauspieler, die Ausrichtung von Festen wie auch den Ausbau der Innenreinrichtung adliger *hôtels particuliers* oder Schlösser.

479 Ibid., S. 155f. Es ist in der Tat belegt, dass Maria selbst auch gemalt hat, siehe Chappell, The Artistic Education, S. 22 u. Marrow, The Art Patronage of Maria de' Medici, S. 6. Sie als Künstlerin zu bezeichnen, ist allerdings eindeutig übertrieben und zeugt vielmehr von Capefigues apologetischem Eifer.

480 Capefigue, Marie de Médicis, S. III. Siehe auch S. 156.

481 Ibid., S. 158.

482 Ibid.

483 Mit der Untersuchung der vielschichtigen Beziehung zwischen Maria und Rubens hat sich Merle du Bourg befasst. Aufgrund fehlender aussagekräftiger Quellen bleiben indes viele Aspekte dieser fast dreißigjährigen Verbindung im Dunkeln, vgl. Alexis Merle du Bourg, De Florence à Cologne. Marie de Médicis et Pierre Paul Rubens (1600–1642), in: Bassani Pacht u. a. (Hg.), Marie de Médicis, S. 94–109.

484 Dutertre de Véteuil, Lebreton, Marie de Médicis, vierter Akt, Szene VIII–XI, S. 27–31.

485 Capefigue, Marie de Médicis, S. IV.

Maria auf die Einladung des Malers hin in Köln Zuflucht fand und dort im Geburtshaus von Rubens starb, so handelt es sich hierbei um eine Legende[486].

Der aus vierundzwanzig Gemälden bestehende Medici-Zyklus[487], den Maria 1621 bei Rubens für ihre Galerie des Palais du Luxembourg in Auftrag gab, nahm in der historiografischen Rezeption von Marias Kunstwirken stets eine prominente Stellung ein[488]. Dreux hatte mit Blick auf dieses Werk betont, dass »[t]out y respire l'élégance, la noblesse & le génie«[489], und Fantin hatte es anerkennend als »superbe collection de tableaux allégoriques« bezeichnet[490]. Michelet und Dumas hatten den Medici-Zyklus wiederum verächtlich als übertriebene und unverhältnismäßige Schmeichelei des Malers gegenüber seiner Auftraggeberin belächelt[491]. Sie sind damit jedoch als Ausnahmen in der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Von dieser abwertenden Beschreibung der Gemäldereihe ausgehend, äußerte Michelet offene Kritik an der Ästhetik des *style baroque*, den er als »burlesque«, als künstlerische Farce bezeichnete[492]. Dem setzte er den geregelten *style classique* entgegen, den er als harmonische und raffinierte »poésie« wertete[493]. Maria verkörperte im Medici-Zyklus für ihn, nicht zuletzt aufgrund ihrer Körperfülle, das Übermaß barocker Kunst, die er als fremd und theatralisch erachtete. Ihr stellte er konstrastierend die Gottheiten und Nymphen des klassischen Altertums gegenüber, die den von ihm als französisch, würdevoll und edel verstandenen *style classi-*

486 Rubens kann sie nicht eingeladen haben, weil er zu diesem Zeitpunkt bereits tot war (1640) und Maria erst im Oktober 1641 nach Köln kam. Das besagte Haus in der Sternengasse gehörte damals bereits dem Grafen Jost Maximilian von Bronckhorst-Gronsfeld, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 851; Reumont, La morte di Maria de' Medici, S. 223 u. v. a. die detaillierten Ausführungen bei Leonhard Ennen, Geschichte der Stadt Köln. Meist aus den Quellen des Stadt-Archivs, Bd. 5, Düsseldorf 1880, S. 698f. Die Behauptung, dass Maria im Geburtshaus von Rubens gestorben sei, ist also als romantische Legende zu werten. Rubens hat dort lediglich seine Kindheit verbracht. Vgl. hierzu auch Teil II, Kap. 3.2.2.

487 Capefigue, Marie de Médicis, S. III: Capefigue spricht von 20 Gemälden im Medici-Zyklus, es sind aber insgesamt 24. Wahrscheinlich bezog er sich auf die Gemälde, die biografische Etappen aus dem Leben Marias darstellten, und zählte die Porträts ihres Vaters Franz I., ihrer Mutter Johanna von Österreich und ihrer selbst nicht dazu.

488 Für eine detaillierte Analyse des Medici-Zyklus siehe u. a. Susan Saward, The Golden Age of Marie de' Medici, Ann Arbor 1982.

489 Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 381.

490 Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 598.

491 Dumas, Les grands hommes, Bd. 1, S. 115 u. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 51f.

492 Ibid., S.52.

493 Ibid.

que[494] vertraten, und vermengte damit ästhetische und nationalpatriotische Betrachtungen[495].

Capefigue knüpfte wiederum an die positiven Bewertungen des Werks an[496] und betrachtete es als weiteren Beleg für die innige Freundschaft zwischen dem Maler und der Königin[497]. Auf den Inhalt der Gemäldereihe ging Capefigue daher sehr detailliert ein[498]. Dies begründete er damit, dass man über die Betrachtung dieser Bilder Einblicke in die wahre Maria von Medici bekäme und hinter den Allegorien ihre faszinierende Person erspüren könne, die Hochachtung hervorrufe[499]. Auch diese Bemerkung steht in scharfem Widerspruch zu Michelet und Dumas, die sich über die allegorische Überfrachtung des Medici-Zyklus lustig gemacht hatten. Eine ähnlich negative Wahrnehmung des

494 Der Begriff des *style classique* oder *classicisme,* wie ihn Michelet und andere Autoren als Epochenbezeichnung für das 17. Jahrhundert verwenden, ist ein nachträglich geprägter Begriff. Von Autoren des 18. Jahrhunderts wie Voltaire eingeführt, evozierte er zunächst die Orientierung an klassischen Vorbildern der Antike, wurde indes zunehmend als Bezeichnung für den vorherrschenden Kunststil unter Ludwig XIV. verwendet. Dessen Ästhetik wurde in eine Kontinuitätslinie zur Antike gestellt, was ein universelles, maßgebendes Postulat vermittelte. Vgl. Michael Einfalt, »Classicisme« und Nationalliteratur. Literaturgeschichtsschreibung und Kanonbildung, in: Joseph Jurt, Daniel Mollenhauer (Hg.), Konstrukte nationaler Identität. Deutschland, Frankreich und Großbritannien (19. und 20. Jahrhundert), Würzburg 2002, S. 59–74, hier S. 61–67. Zwar beziehen sich die folgenden Ausführungen von Einfalt auf literaturhistorische Aspekte, doch trifft sein historischer Abriss über die Entwicklung des Begriffs *classique* auch auf die bildende Kunst zu. Vgl. hierzu auch das mehrfach neu aufgelegte Standardwerk von 1954: Victor-Lucien Tapié, Baroque et classicisme, Paris [2]1972.

495 Eine solche nationalpolitische Färbung der Wertung von Kunst ist bei Michelet häufig zu finden, siehe Krumeich, Jules Michelet, S. 66. Für genauere Ausführungen zur nationalen Deutung ästhetischer Normen und Kunstrichtungen vgl. Teil I, Kap. 4.4.1.

496 Capefigue, Marie de Médicis, S. 159. Siehe auch S. 162: »une suite de toiles marquées par des brillantes couleurs du maître« u. »l'artiste a déployé toutes ses richesses«. Siehe auch S. 163: »C'est un prodige de conception, avec des défauts, sans doute, qui sont dans la manière de Rubens […]. Il y a peu de situation douce et charmante: tout est grave et sérieux, comme l'histoire et les faits qu'elle recueille«.

497 Ibid., S. III.

498 Vgl. ibid., S. 160–165.

499 Ibid., S. IV, 164f.: »Il est impossible, en contemplant ces allégories de Marie de Médicis, de ne pas s'intéresser à la vie de cette princesse, inquiète, remuante, trop active dans ses ambitions. Rubens a relevé tout à la fois l'épouse, la mère et la régente. Ce n'est pas parce qu'il l'a placée au milieu de l'Olympe, parmi les Divinités du paganisme ou les nymphes, mais parce qu'il a donné à cette physionomie un caractère de tendresse filiale, de piété grave et d'austère devoir. Il fait son apothéose, afin que la postérité l'accepte comme une de ces figures qui commandent le respect de tous«.

italienischen Barock ist bei Capefigue nicht herauszulesen[500], was auch der Tatsache geschuldet sein mag, dass er als überzeugter Katholik den bevorzugten Stil der Katholischen Reform nicht zu verunglimpfen gedachte.

Capefigue legte eine insgesamt deutlich überzogene und teils inkonsistente Apologie der Mediceerin vor, doch ist sein Werk im Kontext einer sich durchsetzenden republikanischen Deutung der Geschichte und damit auch der Rezeption dieser Herrscherin zu verstehen. So übertrieb er im Positiven hin genau die Punkte, die die Republikaner, allen voran Michelet und Dumas, zum Negativen hin karikiert hatten. Tendenziös sind allerdings beide Stoßrichtungen. Zwar führte Capefigue die von ihm genutzten Quellen an, doch bleibt häufig trotzdem unklar, woher er seine Informationen letztlich bezog. Zudem weist seine Darstellung viele Ungereimtheiten, Fehler und teils unlautere Argumentationen auf. Die besten Beispiele hierfür sind wohl die Stilisierung Marias als intuitiv begabte Politikerin oder als begnadete Künstlerin und Schülerin von Rubens. Mittels seiner dezidiert positiven Gegendarstellung Marias von Medici als eine historische Vertreterin des Königtums wollte Capefigue vor allem das monarchische Prinzip rehabilitieren. Dies unternahm er in einem Kontext, in dem die Monarchie und deren Beitrag für die französische Geschichte vor allem in der republikanischen Historiografie heftig angefochten wurden. Über die positive Schilderung Marias sollte das Königtum und dessen enge Verbindung zur katholischen Kirche als gutes, selbstregulierendes und wahrhaft nationales, einendes Prinzip dargestellt werden.

3.7 Zusammenfassung

Die Untersuchung der Rezeption Marias von Medici bietet gerade für die Zeit zwischen 1855 und 1876 interessante Schlüsse über den Umgang mit verschiedenen, miteinander konkurrierenden Nationsverständnissen innerhalb der französischen Geschichtsschreibung, als der noch vorwiegend kulturelle Nationalismus der romantischen Ära zunehmend politisiert wurde[501]. In diesem Zuge wurde ein historiografischer Kampf zwischen den republikanischen und konservativen Kräften um die Deutungshoheit über die Vergangenheit entfacht. Welche Ereignisse und Figuren sollten »national« und damit in der Nacherzählung der Geschichte des Landes positiv besetzt werden?

500 Um den Spott der Republikaner über die Gemäldereihe zu entkräften, führte Capefigue an, dass sich Rubens zum Teil der zeitgenössischen Vorliebe für Allegorien habe anpassen müssen, siehe ibid., S. 159.

501 Cabanel, La question nationale au xixe siècle, S. 67.

Auf konservativer Seite verstand man meist unter »national« eine Vereinbarkeit der Interessen des französischen Staats und der katholischen Kirche[502]. Der katholische Historiker Capefigue stilisierte Maria von Medici gemäß dieser Überzeugung als positiv besetzte Wegbereiterin des Absolutismus, der ihm zufolge diese friedenbringende Verbindung gewährleistet hatte und in dem vorbildhaft die Einheit der Nation vor der Revolution bereits verwirklicht gewesen sei. Marias Friedens- und Bewahrungspolitik der Errungenschaften Heinrichs IV. sprach er in diesem Sinne eine Vorreiterrolle für die Durchsetzung dieser absolutistischen, nationalen Prinzipien zu. Zugleich warf er der Medici-Regentin aber auch vor, dieser ausgleichenden Friedenspolitik verhaftet geblieben zu sein. Richelieu, die Verkörperung schlechthin der Allianz zwischen dem französischen Staat und der katholischen Kirche, musste sie daher politisch beseitigen, um die nationale Notwendigkeit des Absolutismus umzusetzen[503]. Demzufolge überschattete Richelieu schließlich auch bei Capefigue das politische Werk Marias, was eindrücklich die Grenzen einer Apologie der Herrscherin auch aus katholisch-konservativer Sicht belegt. So wich Capefigue auf Marias kulturhistorischen Einfluss aus, welcher seiner Meinung nach – im Gegensatz zu ihrem politischen Wirken – einen nachhaltigen Beleg für die Größe und Fähigkeit dieser Königin lieferte. Dass über eine solche der Medici-Regentin gewogene Darstellung zu dieser Zeit durchaus kein Konsens innerhalb der konservativen Geschichtsschreibung herrschte, ist dargelegt worden. Mittels der positiven, wenn nicht sogar verherrlichenden Schilderung dieser Herrscherin wollte Capefigue das Königtum als gutes, funktionierendes und selbstregulierendes Prinzip anpreisen.

Für die Republikaner galt in der Geschichte hingegen als ›national‹ jede Begebenheit oder Person, die gerade eine Emanzipation des Staates von der Kirche gefördert hatte[504]. In deren sakral aufgeladener nationaler Rhetorik wurde Maria von Medici zunehmend als ›antinationale‹ Figur, als verhängnisvolle ›Eva‹ der Nation stigmatisiert, die das Land mit einem regelrechten Fluch belegt hatte, von dem sich die Nation erst in der Revolution von 1789 befreien

502 L'Épinois, Critiques, S. 386f.

503 Mit der Verherrlichung der von Richelieu verkörperten Verbindung von Staat und Kirche widersetzte sich Capefigue der Vereinnahmung des Ministers durch die republikanische Historiografie, in der er als Verkörperung des Ideals der Trennung zwischen den beiden Institutionen galt, vgl. Dumas, Le sphinx rouge, S. 686 u. Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 416.

504 Vgl. Stadler, Geschichtsschreibung und historisches Denken, S. 157f.: Martin betrachtete z. B. das Zusammenspiel zwischen Kirche und Staat, das für ihn letztlich im 17. Jahrhundert zum Absolutismus führte, als Irrweg der französischen Geschichte. Somit wertete er es auch als zentralen Fehler der Valois, sich nicht der Reformation angeschlossen und damit die Verbindung zu Rom nicht gelöst zu haben.

konnte. Michelet hatte im Hinblick auf die zwei wichtigsten französischen Protagonisten des frühen 17. Jahrhunderts, Heinrich IV. und Richelieu, für eine differenzierte Herangehensweise plädiert. Es habe sich nämlich um »caractères infiniment mixtes« gehandelt, »qui demandent constamment à être examinés de près, discutés et interprétés. Les situations aussi sont compliquées et troubles. Ni les hommes, ni les choses, ne se prêtent aux solutions absolues et systématiques«[505]. Untersucht man allerdings seine Schilderung des weiblichen Gegenübers der beiden, Maria von Medici, so sucht man bei Michelet, dem Sprachrohr und der Speerspitze republikanischer Geschichtsschreibung, vergeblich nach einem solchen nuancierten Ansatz.

Dass sich Michelet bei der Beschreibung gewisser historischer Frauenfiguren teils sehr bewusst von rezeptionsgeschichtlichen Tendenzen löste, um sie zu idealisieren oder zu verteufeln und ihren Einfluss auf den Lauf der Geschichte maßlos zu übertreiben, ist dargelegt worden. Maria kann als Paradebeispiel für eine solche gezielt vollzogene Diskreditierung gelten. Zwar veränderte der Historiker hierfür nicht grundlegend die Rezeption der Mediceerin, doch trug er eindeutig zur Verschärfung ihrer negativen Wahrnehmung bei. Was bleibt, ist ein sehr ambivalentes Bild, in dem Maria von Medici als lächerliche und zugleich gefährliche Protagonistin der Nationalgeschichte stilisiert wird. Michelets Ziel war es eben nicht, die Geschichte – soweit möglich – im Rückblick tatsachengetreu zu analysieren, sondern ihr neues Leben einzuhauchen. Im Hinblick auf Maria beinhaltete dies einen tendenziösen Umgang mit den Quellen, um das Bild einer amoralischen und unsympathischen Herrscherin zu entwerfen, die stets fremde Interessen vor die der französischen Nation gestellt hatte und hierfür sogar zur Ehebrecherin und Gattenmörderin geworden war. Sie allein machte der Historiker daher für den seiner Meinung nach einsetzenden Verfall der Bourbonendynastie verantwortlich, die mit Heinrich IV., dem Franzosen schlechthin, so vielversprechend begonnen hatte. Im Wechselspiel zwischen überbetonter Subjektivität und dem Anspruch rationaler Quellenarbeit, zwischen künstlerischem Drang und neu definierter Wissenschaftlichkeit wirkt Michelets Stilisierung Marias daher oft inkonsistent, doch strahlt das von ihm gezeichnete Bild eine Faszination und Eindringlichkeit aus, die zumindest seinem Ziel der Wiederbelebung der Vergangenheit völlig gerecht wird. Nicht ohne Grund prägte er daher mit seiner Überzeichnung Marias nachhaltig die Vorstellung von dieser Königin für die kommenden Generationen. Die Schlagkraft dieser überspitzten Darstellung ergab sich nicht zuletzt dank der wechselseitigen, inhaltlichen Beeinflussung zwischen den beiden Erfolgsautoren Michelet und Dumas.

505 Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 459.

Die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durchsetzende Politisierung des Nationalismus schlug sich also unweigerlich auch in der historiografischen Produktion über Maria von Medici zwischen 1855 und 1876 nieder und bewirkte einen ideologischen Funktionswandel in ihrer Rezeption. So rückten etwa xenophobe und antiklerikale Elemente in der Darstellung ihrer Person in den Vordergrund – neben die bislang in ihrer Rezeption primär bedienten misogynen Komponenten. Meist bedingten sich diese drei Stränge gegenseitig, die im europäischen Kontext der Selbstbehauptung der Nationen sowie der Kontroverse um die Beziehung zwischen Kirche und Staat zu verstehen sind, die nun beide zunehmend die öffentliche Debatte prägten. Allen republikanischen Autoren war das Bewusstsein der hervorgehobenen Stellung Frankreichs gemein. Maria wurde von ihnen als Gefährdung der nationalen Bestimmung und zentrale Initiatorin des Niedergangs der Monarchie stigmatisiert, weil durch sie ausländische Einflüsse nach Frankreich eingedrungen seien und sie wesentlich dazu beigetragen habe, das französische Königtum von seinem Volk zu entkoppeln beziehungsweise im wahrsten Sinne des Wortes regelrecht zu entfremden. Letzteres war umso schlimmer, als die Geschicke der Nation im Ancien Régime noch eng an die der Monarchie geknüpft gewesen waren. Zwar versuchten sich konservative Historiker wie Capefigue gegen diese Interpretation zu Wehr zu setzen, doch prägte die hier untersuchte republikanische Deutung des Lebens und Wirkens Marias tiefgreifend die kommende Historikergeneration der Dritten Republik, die wiederum zur Institutionalisierung und Verankerung des von ihren republikanischen Vorläufern entwickelten Geschichtsbildes bei den Staatsbürgern beitragen sollte[506]. Wurde in diesem Zuge das äußerst negative Bild Marias von Medici relativiert oder verfestigte sich vielmehr das strenge Urteil über sie, das vornehmlich im Kontext politischer Opposition während des Second Empire ausgeformt worden war?

506 Monod, einer der wichtigen Historiker der Dritten Republik, bezeichnete Michelet als seine große, zwar nicht methodische, so doch inhaltliche Inspiration, siehe Monod, Les maîtres de l'histoire, S. 178–180.

4. Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung des Bilds Marias von Medici im nationalen Gedächtnis (1876–1914)

La science détruit brutalement les légendes
et si les amateurs de merveilleux y perdent,
les amis de la vérité n'ont qu'à y gagner[1].

4.1 Historischer Kontext

Einer der einflussreichsten Historiker der Dritten Republik, Gabriel Hanotaux, sprach 1911, nur wenige Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, von den »puissantes générations du temps de Henri IV et de Richelieu«, die ein »piédestal incomparable« für die kommenden Jahrhunderte nationaler Größe gebildet hätten[2]. Die Zeitgenossin der beiden Staatsmänner Maria von Medici wird in dieser nationalhistorisch gefärbten politischen Rhetorik völlig ausgeblendet. Im Folgenden soll das Bild dieser Herrscherin in der bewegten Zeit zwischen 1876 und 1914 untersucht werden, als die Dritte Republik zunehmend unter Legitimationsdruck geriet und von zahlreichen politischen und wissenschaftlichen Kontroversen durchzogen wurde.

Die 1876 von 53 namhaften Historikern unterstützte Gründung der »Revue historique« durch Gabriel Monod (1844–1912) und Gustave Fagniez (1842–1927) wird als »sorte d'acte de naissance de la profession historienne en France« bewertet[3], weil sie die historische Forschung sowie die universitäre Geschichtslehre tiefgreifend prägte. Die daraus erwachsene *école méthodique* sollte entsprechend Monods erklärtem didaktischem Ziel »former par l'exemple à la bonne méthode les jeunes gens qui veulent entrer dans la carrière historique, encourager et maintenir dans la bonne voie ceux qui y marchent déjà, ser-

1 Augustin Cabanès, Les morts mystérieuses de l'histoire, Bd. 1: Rois, reines et princes français de Charlemagne à Louis XIII, Paris ^{2}1910, S. 10.

2 Gabriel Hanotaux, La fleur des histoires françaises, Paris 1912, S. 190.

3 Hartog, Revel, Note de conjoncture historiographique, S. 13.

vir à tous de centre de ralliement et d'information«[4]. Die angestrebte historisch-kritische, naturwissenschaftsähnliche Methode postulierte ein Primat der Quellen und die Objektivierung des historischen Gegenstands[5]. Der in Deutschland ausgebildete Gründer der »Revue historique« Monod orientierte sich damit explizit an dem deutschen Vorbild der 1859 von dem Ranke-Schüler Heinrich von Sybel (1817–1895) ins Leben gerufenen »Historischen Zeitschrift«[6]. Darüber hinaus sollte die Zeitschrift einen Gegenentwurf zur konservativ-katholischen »Revue des questions historiques« (gegr. 1866) bilden.

Die Gründung der »Revue historique« nur wenige Jahre nach der Niederlage Frankreichs gegen den deutschen Staatenbund unter der Führung Preußens und der Gründung der Dritten Republik war kein Zufall. Die Kapitulation von 1871 sowie der damit verbundene Verlust des Elsass und eines Teils von Lothringen hatten in der französischen Gesellschaft tiefe Spuren hinterlassen. Der »État-nation par excellence«[7] steckte in einer tiefen Sinnkrise, die sich im ersten Jahrzehnt der Dritten Republik (1871–1880) sowohl durch politische Instabilität, als auch intellektuell durch das Nachdenken über den Nationsbegriff auswirkte. In seinem berühmten Vortrag »Qu'est-ce qu'une nation?« definierte der Historiker Ernest Renan (1823–1892) 1882 demzufolge die Nation als eine nicht an ein Territorium oder eine ›Rasse‹ gebundene seelische Schicksalsgemeinschaft, die jeden Tag aufs Neue der Bestätigung ihrer Mitglieder bedürfe[8]. Das Zusammengehörigkeitsgefühl einer solchen über Jahrhunderte gewachsenen nationalen Gemeinschaft sollte wiederum die Geschichte vermitteln. Der Gründung der »Revue historique« lagen damit auch patriotische Motive zugrunde[9]. Mit dem Anspruch auf Objektivierung des Forschungsgegenstands einerseits und dem Wunsch andererseits, die Wissenschaft in den Dienst einer Nation mit angeschlagenem Selbstbewusstsein zu stellen, tat sich indes ein Spannungsfeld der französischen Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf, das bereits im Vorwort der neugegründeten Zeitschrift anklingt. Dort steht: »L'étude du passé de la France, qui sera la principale partie de notre tâche, a d'ailleurs aujourd'hui une importance nationale. C'est par elle que nous pouvons rendre à notre pays l'unité et la force morale dont il a besoin,

4 Monod, Du progrès, S. 35

5 Ibid., S. 27, 35.

6 Ibid., S. 27–29.

7 Cabanel, La question nationale au XIXe siècle, S. 66.

8 Vgl. Ernest Renan, Qu'est-ce qu'une nation? Conférence faite en Sorbonne, le 11 mars 1882, Paris 1882.

9 Christian Amalvi, Introduction. Les Saintes Écritures de l'histoire, in: ders. (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 67–75, hier S. 72f.

en lui faisant à la fois connaître ses traditions historiques et comprendre les transformations qu'elles ont subies«[10].

Mit dem Rücktritt des konservativen, monarchieaffinen Präsidenten Patrice de Mac-Mahon (1808–1893) im Januar 1879 rückte die Dritte Republik nach verschiedenen liberalen und konservativen Ansätzen endgültig auf die linksrepublikanische Seite. Dies ermöglichte den Republikanern, ihre einheitsstiftende und progressistische Deutung der Nationalgeschichte gezielt in allen Bevölkerungsschichten zu verbreiten. Die Speerspitze dieser Offensive bildete das Schulwesen, das in den 1880er Jahren mehreren Reformen unterworfen wurde – nicht zuletzt die der allgemeinen und bekenntnisfreien Grundschulpflicht – und somit zum Sprachrohr und Multiplikator dieses institutionalisierten Geschichtsdiskurses wurde[11]. In den Fibeln der Dritten Republik wurde das frühe 17. Jahrhundert im Wesentlichen vom Gespann Heinrich IV. und Sully verkörpert und Parallelen zwischen der Erneuerung des Landes nach den Wirren der Bürgerkriege des 16. Jahrhunderts und dem inneren nationalen Wiederaufbau nach 1871 gezogen[12]. Maria von Medici spielte darin, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle.

Das Ausgreifen des Staates auf die nationale Historiografie schlug sich auch im universitären Bereich nieder, in dem in den 1880er Jahren ebenfalls Reformen nach deutschem Vorbild umgesetzt wurden. Diese Maßnahmen zur Institutionalisierung des akademischen Geschichtsdiskurses unter staatlicher Ägide richteten sich in erster Linie gegen die konservativen Kräfte des Landes, vertreten durch die »Revue des questions historiques«, die lokalen Gelehrtengesellschaften und die katholischen Universitäten[13]. Damit lösten die staatlichen Universitäten zunehmend die Akademien als Tonangeber der nationalen Geschichtsschreibung ab[14]. Ähnlich wie bei den Schulreformen war es dabei ebenfalls das erklärte Ziel, eine »national fühlende, das eigene Land kennende und liebende, fachlich qualifizierte, zu rationaler Analyse fähige Elite heranzubilden. Diese Elite sollte eines Tages eine aussichtsreiche Revanche wagen«[15]. Die politische und wissenschaftliche Durchsetzung der Republikaner ging

10 Gustave Fagniez, Gabriel Monod, Avant-propos, in: Revue historique 1 (1876), S. 1–4, hier S. 4.

11 Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 481f.

12 Vgl. Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 447–454.

13 Poirrier, Introduction à l'historiographie, S. 37.

14 Sophie-Anne Leterrier, Sociabilité académique, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 159–168, hier S. 167.

15 Simon, Historiographie, S. 170.

außerdem mit einer zunehmenden Demokratisierung und Öffnung einher[16]. So wurden die Archives nationales für private Studien zugänglich gemacht, nachdem sie 1870 bereits dem Bildungsministerium unterstellt worden waren[17].

Die Vereinnahmung der Deutung der Nationalgeschichte durch die linksrepublikanische politische Mehrheit der Dritten Republik ab den 1880er Jahren war allerdings bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs heftig umkämpft. Die Kohärenz und Schlagkraft der republikanischen Geschichtsschreibung lag im Gedanken der Einheit und Kontinuität der Nation[18]. Als problematisch erwies sich dieses Konzept vor allem dann, wenn es zur Legitimation eines bestimmten politischen Systems eingesetzt wurde, nämlich der Dritten Republik, und somit per se nicht alle Mitglieder der Nation umfasste. Die von den republikanischen Kräften geschaffene säkularisierte Nationalgeschichte, die das Schicksal Frankreichs mit dem der Republik gleichsetzte, wurde somit von den Konservativen mehrheitlich abgelehnt.

Die schmachvolle Verlusterfahrung von 1871 hatte zudem zur Ausbreitung extremer Positionen geführt. Die Herausbildung eines französischen rechten Nationalismus gipfelte schließlich 1898 in der Gründung der rechtsextremen, antidemokratischen und nationalistischen Action Française, die eine Befreiung von innenpolitischen Zwängen – zu verstehen ist darunter die linksrepublikanische Vormachtstellung – postulierte, bevor man sich an Deutschland rächen würde[19]. Die einschneidenden Zwischenfälle um den Kriegstreiber und General Georges Boulanger (1889–1891) und die Spionageaffäre um den Artillerie-Hauptmann Alfred Dreyfus (1894–1906) offenbarten am Ausgang des 19. Jahrhunderts auf dramatische Weise die innere Zerrissenheit und tiefe Spaltung der französischen Nation und damit auch das Scheitern des vereinenden Ansatzes der Dritten Republik[20]. Nicht zuletzt führten die antiklerikal und laizistisch motivierte republikanische Gesetzgebung sowie die mit der Industrialisierung

16 Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 479; Simon, Historiographie, S. 171: »[E]s herrschte eine Ideologie, wonach ›Science‹ und ›Démocratie‹ Schwestern seien. Wahre Wissenschaft könne nur unter demokratischer Politik existieren und Förderung erwarten, und umgekehrt führe wahre Wissenschaft zu Erkenntnissen, die die Demokratie/Republik automatisch stärken müßten. Dabei ging es um die Erziehung guter Bürger einerseits, um den Nachweis der Demokratie als einzig rational begründbaren und zeitgemäßen Staatsform andererseits«.

17 Vgl. Hildesheimer, Les Archives nationales, S. 94–97.

18 Vgl. hierzu Citron, Le mythe national, S. 12–17, 24f.

19 Vgl. Cabanel, La question nationale au xixe siècle, S. 96–98.

20 Ibid., S. 100f.: Cabanel sprach in diesem Zusammenhang für die Jahrhundertwende von einem pessimistischen Nationalismus und einem französischen Irredentismus, weil nur noch ein Krieg die Auflösung des innenpolitischen Dilemmas und die Rückeroberung der verlorenen Territorien gewährleisten konnte. Vgl. für genaue Ausführungen zu

einhergehenden tiefgreifenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen zum Erstarken des politischen Ultramontanismus unter den französischen Katholiken. Sie sahen ihre Interessen nicht mehr vom französischen Staat vertreten und richteten sich daher vermehrt nach dem Papst aus[21]. Die Trennung zwischen Kirche und Staat, die 1905 rechtskräftig wurde, vertiefte den binnenfranzösischen Graben noch mehr, der sich nicht nur gesellschaftlich, sondern auch historiografisch zwischen den konservativen und republikanischen, teils antiklerikalen Kräften niederschlug[22]. Diese ideologische Spaltung erschwerte nicht zuletzt einen Zusammenschluss der Parteien, die sogenannte *union sacrée*, beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914.

Wenngleich Maria von Medici in der Historiografie der Dritten Republik keine zentrale Figur war, zeigt auch dieser Zeitabschnitt, wie stark anhand der Stilisierung historischer Figuren tiefgreifende politische Krisen und gesellschaftliche Grundthemen erklärt und bewältigt werden sollten. Das Bild der Herrscherin um die Wende zum 20. Jahrhundert hin spiegelt die Widersprüche, Hoffnungen und Ängste dieser Zeit, sei es ihr wissenschaftlicher Optimismus, die Vermittlung eines bürgerlichen Ethos, die Verklärung einheitsstiftender nationaler Werte oder auch der erbitterte Kampf zwischen klerikalen und laizistischen Kräften um die Deutungshoheit der Geschichte und damit um nichts weniger als die Prägung kommender Generationen.

4.2 Die gelungene Objektivierung einer unbeliebten Herrscherin?

Die aus der »Revue historique« erwachsene *école méthodique* prägte die französische Geschichtswissenschaft bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs entscheidend[23]. Diese historische Schule wird häufig irreführenderweise als »positivistische« Geschichtsschreibung bezeichnet[24]. Kein französischer Historiker, der ihr angehörte, nahm jedoch jemals explizit Bezug auf Auguste Comtes

den einschlägigen Ereignissen Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 486–491, 503–515.

21 Vgl. hierzu ibid., S. 246–272, insb. ab S. 260.

22 Thuillier, Tulard, Les écoles historiques, S. 34–37.

23 Vgl. Guy Bourdé, Hervé Martin, Les écoles historiques, Paris ²1997, S. 181f., 185–188.

24 Die Bezeichnung der *école méthodique* als »positivistisch« geht auf die Annales-Schule zurück, die damit im 20. Jahrhundert die naive Wissenschaftsgläubigkeit ihrer Vorgänger anprangerte. Monod selbst strebte hingegen eine »histoire positive« – und nicht »positiviste« – an. Vgl. hierzu Charles-Olivier Carbonell, L'histoire dite »positiviste« en France, in: Romantisme 21/22 (1978), S. 173–185, hier S. 173, 182f.; Monod, Du progrès, S. 36.

(1798–1857) erkenntnistheoretische Lehre[25]. Zwar beteuerte Monod in seiner programmatischen Schrift von 1876, dass die Geschichte zum »progrès du genre humain« beitragen solle[26], doch ist dies weniger als ideologische Einbettung in Comtes Positivismus denn als Ausdruck des allgegenwärtigen optimistischen Fortschrittglaubens des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu deuten. So waren Monod und seine Kollegen davon überzeugt, dass sie sich der Wahrheit hinter den historischen Ereignissen dank einer naturwissenschaftsähnlichen, in ihren Augen sachlichen Analyse nähern und damit einen Beitrag zum allgemeinen Erkenntnisstand leisten konnten[27]. Um dies zu bewerkstelligen, sollte diese Schule unabhängig von jedweder politischen und religiösen Denkströmung sein[28]. Nicht zuletzt postulierte die *école méthodique* mittels einer Spezialisierung auf kleinere Themengebiete und einer Abkehr von mehrbändigen, von einem einzigen Autor verfassten Monumentaldarstellungen eine Abgrenzung zur philosophischen Schule, die ihrerseits Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte herauszuarbeiten suchte[29].

Die Objektivierung des Untersuchungsgegenstands sollte dadurch gewährleistet werden, dass der historische Text im Mittelpunkt stand[30]. Der Vergangenheit glaubte man nämlich unmittelbar in den Quellen zu begegnen. Dieses Primat der Quelle und der damit verbundene heuristische und hermeneutische Ansatz werden insbesondere in der zweiten großen programmatischen Schrift dieser geschichtswissenschaftlichen Schule, der »Introduction aux études historiques« (1898) von Charles Seignobos (1854–1942) und Charles-Victor Langlois

25 Simon, Historiographie, S. 187. Siehe auch Bourdé, Martin, Les écoles historiques, S. 205–208. Zudem äußerten sich auch die positivistischen Theoretiker sehr kritisch über die *école méthodique*, die nicht ihren Erwartungen an die Geschichtswissenschaft entsprach, vgl. hierzu Carbonell, L’histoire dite »positiviste«, S. 180–182.

26 Monod, Du progrès, S. 38. Siehe auch die Überschrift seiner programmatischen Einführung zur »Revue historique«, die er »Du progrès des études historiques en France depuis le xvie siècle« nannte.

27 Ibid.

28 Ibid., S. 36–38; Bourdé, Martin, Les écoles historiques, S. 181–184. Betrachtet man die Redaktionsmitglieder, so waren diese mehrheitlich Protestanten, Freimaurer und Juden – Katholiken, wie der Mitbegründer Fagniez, waren wenig vertreten. Fagniez trat zudem 1881 aufgrund der wiederholten Angriffe der »Revue historique« gegen die katholische Kirche zurück und lief zur konservativen »Revue des questions historiques« über. Damit war die angestrebte religiöse und ideologische Pluralität der Zeitschrift gescheitert.

29 Vgl. Monod, Du progrès, S. 33f.

30 Die zentrale Rolle, die den Originalquellen zugedacht war, äußerte sich u. a. in umfassenden Fußnoten und Querverweisen, die Bezüge zwischen den Historikern und inhaltliche Entwicklungen für heutige Untersuchungen besser nachvollziehbar machen.

(1863–1929) deutlich[31]. Die historischen Dokumente sollten entsprechend gesammelt, kontextualisiert und analysiert werden, um dann die daraus abgeleiteten Ergebnisse – in Abkehr von der romantischen Schule – äußerst sachlich zusammenzufassen. Dieser regelrechte Quellenkult führte zur Abfassung zahlreicher Quelleneditionen und Monografien, deren erklärtes Ziel es war, alle Dokumente zu einem bestimmten Thema erschöpfend zu sammeln[32]. Daraus ergaben sich indes häufig auch »›travaux préparatoires‹ ennuyeux, pointillistes, discontinus«[33], wie sie Carbonell zugespitzt nannte.

Die soeben dargelegten Grundsätze der universitären, um jeden Preis nach Sachlichkeit strebenden Historiografie schlugen sich – ebenso wie ihre Kehrseiten – unweigerlich in der Rezeption Marias von Medici ab der Mitte der 1870er Jahre nieder. Dem lag die Überzeugung zugrunde, dass diese Herrscherin noch nicht erschöpfend erforscht sei und einiges sogar anhand neuer Quellen hinterfragt und gegebenenfalls korrigiert werden müsse. Denn welche reizvollere Aufgabe hätte es für diese neue, aufstrebende Historikergeneration gegeben, als sich mithilfe neuer wissenschaftlicher, als objektiv empfundener Methoden an die Hinterfragung einer bislang fast durchweg negativen Rezeption einer Herrscherin zu wagen? Dieses Bestreben wurde nicht zuletzt dadurch befördert, dass ab den 1870er Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs mehrere Quellen aus dem 17. Jahrhundert neu aufgelegt oder erstmals ediert wurden[34]. Anhand von vier Beispielen soll nun dargelegt werden, wie die Verfechter der *école méthodique* Aspekte der Interpretation dieser Herrscherin in teils mühseligen Studien neu überprüften. Doch war damit zwangsläufig eine Loslösung von jahrhundertealten Diskursen oder gar ein neuer Blick auf Maria gewährleistet?

31 So beginnt die Abhandlung mit folgendem bezeichnenden Satz: »L'histoire se fait avec des documents«, siehe Charles-Victor Langlois, Charles Seignobos, Introduction aux études historiques, Paris 1898, S. 1.

32 Vgl. Carbonell, L'histoire dite »positiviste«, S. 179.

33 Ibid., S. 184.

34 Zu nennen wären etwa: Paul Bonnefon (Hg.), Mémoires du maréchal d'Estrées sur la régence de Marie de Médicis (1610–1616) et sur celle d'Anne d'Autriche (1643–1650), Paris 1910; Louise Bourgeois, Les six couches de Marie de Médicis, reine de France et de Navarre [1652], in: Collection de documents rares ou inédits relatifs à l'histoire de Paris, Paris 1875; Abel Desjardins (Hg.), Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane. 6 Bde., hg. von Giuseppe Canestrini, in: Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France, Paris 1859–1886, hier Bd. 5: 1589–1610; Eugène Griselle (Hg.), État de la maison du roi Louis XIII, de celles de sa mère Marie de Médicis; des ses sœurs, Chrestienne, Élisabeth et Henriette de France; de son frère, Gaston d'Orléans; de sa femme, Anne d'Autriche; de ses fils, le dauphin (Louis XIV) et Philippe d'Orléans comprenant les années 1601 à 1665, Paris 1912.

4.2.1 Berthold Zeller und die florentinischen Quellen – Neubewertung einer Ehe

Der Historiker Berthold Zeller (1848–1899)[35] bietet ein idealtypisches Beispiel für eine Neuinterpretation Marias von Medici ganz im Sinne der *école méthodique*. Zwischen 1877 und 1899 verfasste er fünf Bände, in denen er sich von ihrer Heirat im Oktober 1600 bis zu ihrem Sturz als Regentin am 24. April 1617 eingehend mit dieser Königin befasste[36]. Ziel seines Unterfangens war es, die gesamte Quellen- und Forschungslage zu diesem Zeitraum zu erfassen, um dann dank einer minutiösen Neuuntersuchung den Erkenntnisfortschritt in diesem Bereich für die kommenden Generationen voranzutreiben[37]. Seine Themenwahl begründete er äußerst pragmatisch: Maria war im späten 19. Jahrhundert bei Weitem noch nicht so gut erforscht wie ihre Vorgängerin Katharina, weshalb er hoffte, sich dank dieser Forschungslücke wissenschaftlich profilieren zu können[38].

In seiner Darstellung nahm Zeller die bislang in der französischen Historiografie gänzlich vernachlässigte Perspektive der italienischen Staaten, vornehmlich Venedigs und Florenz', auf die Regentin ein. Im Wesentlichen stützte er sich hierfür auf die bis dahin noch unerschlossenen Korrespondenzen italienischer Botschafter am französischen Hof. Die Briefe der venetianischen Diplomaten konnte er in Kopie in der Bibliothèque nationale einsehen[39]. Florentini-

35 Berthold Zeller war der Sohn von Jules Zeller (1813–1900), ebenfalls Historiker und Verfasser einer Biografie über Heinrich IV. (1882). Trotz seiner zahlreichen Publikationen ist wenig über ihn bekannt. Krankheiten zwangen ihn mehrfach seine Forschungen zu unterbrechen; er starb im Alter von 51 Jahren, siehe Gustave Baguenault de Puchesse, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, in: Revue d'histoire diplomatique 13/1 (1899), S. 527–546, hier S. 527.

36 Der erste Band (1877) befasst sich mit der Ehe Marias mit dem ersten Bourbonenkönig (1600–1610). Der zweite und dritte Band (1892 und 1897) behandeln je zwei Jahre der Regentschaft und führen im Titel neben Maria die Namen der in diesen Jahren jeweils dominanten Minister Sully (1610–1612) und Villeroy (1612–1614). Der vierte Band (1898) untersucht den Zeitraum 1614 bis 1616, als Maria für ihren nun volljährigen Sohn die Leitung des Königlichen Rats übernahm. Er endet mit der Verhaftung von Condé im September 1616. Der fünfte Band (1899) befasst sich mit den letzten Monaten der Herrschaft Marias von Medici, die mit dem Majestätsstreich vom 24. April 1617 jäh endete.

37 Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. XIIf.

38 Ders., Henri IV et Marie de Médicis, S. Vf.

39 Ders., Marie de Médicis et Sully, S. XIIIf. Die venetianischen Berichte nutzte Zeller als Gegengewicht zu den florentinischen Dokumenten, siehe ders., La minorité de Louis XIII. Marie de Médicis et Villeroy. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1897, S. XI.

sche Depeschen waren dort allerdings nur partiell erhalten[40]. Genau diese bildeten aber für ihn den Dreh- und Angelpunkt seiner angestrebten Neubewertung Marias, denn: »Ils [les ambassadeurs florentins] sont naturellement la source principale d'informations pour l'histoire du gouvernement d'une régente et d'une reine mère florentine, l'approchant plus facilement que les représentants d'autres puissances et se trouvant généralement plus nombreux autour d'elle«[41]. Aus diesem Grund reiste er nach Florenz, um die dortigen einschlägigen Archive zu sichten, darunter das Archivio Mediceo del Principato, wo die Korrespondenz der Medici von 1537 bis 1743 aufbewahrt wurde[42]. Das Ergebnis erwies sich als äußerst erträglich, denn die Briefe aus und nach Florenz waren »[b]eaucoup plus personnels«, und »font véritablement partie de l'histoire de notre reine florentine«[43]. Die Gesamtheit der von Zeller erschlossenen Diplomatenschreiben, die täglich während der Minderjährigkeitsregentschaft Marias (1610–1614) verfasst und nach Florenz geschickt wurden, hängte der Historiker bei der Drucklegung in umfassenden Appendizes an[44]. Er verstand dies als Hilfestellung für zukünftige Forschungen über diese Herrscherin[45].

Maria, eine vernachlässigte Ehefrau

Von Zellers fünf Monografien über Maria sorgte zweifelsohne der erste Band über ihre Ehejahre mit Heinrich IV. (1600–1610) für die größte Aufmerksamkeit in Fachkreisen. Dieser Band sticht schon deshalb hervor, weil er als einziger ausgezeichnet und 1877, im Jahr seiner Erstveröffentlichung, noch ein zweites

40 Florentinische Depeschen dieser Zeit waren zwar schon in der von Abel Desjardins herausgegebenen »Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France« abgedruckt worden, doch bemängelte Zeller, dass sie nur den Zeitraum bis zum Tod Heinrichs IV. (1610) abdeckten, siehe DERS., Marie de Médicis et Sully, S. XIV.

41 Ibid. Zum Zeitpunkt des Todes Heinrichs IV. gab es vier akkreditierte florentinische Botschafter am Pariser Hof, darunter Matteo Botti und Scipione Ammirato. Danach kamen die Brüder Giovanni und Matteo Bartolini, siehe DERS., Marie de Médicis et Villeroy, S. XII.

42 Dies war seit 1852 möglich, weil Großherzog Leopold II. ein zentrales, öffentliches Staatsarchiv in Florenz hatte einrichten lassen, vgl. O.V., Storia dell'Archivio di Stato di Firenze, http://www.archiviodistato.firenze.it/asfi/index.php?id=10 (14.1.2019).

43 Beide Zitate in ZELLER, Marie de Médicis et Villeroy, S. XII.

44 Vgl. DERS., Marie de Médicis et Sully, S. 339–388 u. DERS., Marie de Médicis et Villeroy, S. 285–380.

45 Vgl. DERS., Marie de Médicis et Sully, S. XVI–XVIII.

Mal aufgelegt wurde[46]. Darüber hinaus wurde Zellers Studie »Henri IV et Marie de Médicis« prominent in namhaften Zeitschriften besprochen[47]. Vergleicht man die verschiedenen Rezensionen miteinander, wird deutlich, dass es Zellers Enthüllungen der »secrets domestiques de ce ménage royal«[48] und vor allem über Heinrich IV. als Privat- und Ehemann waren, die Aufsehen erregten. Aus seiner eingehenden Sichtung der florentinischen Quellen hatte Zeller nämlich schließen müssen, dass »Henri IV a eu de déplorables faiblesses et Marie de Médicis en a été la victime«[49]. Maria sei während ihrer Ehejahre »plus malheureuse encore que coupable« gewesen[50]. Dies kontrastierte mit der bislang in der Historiografie dominierenden Schilderung, derzufolge die zänkische und eifersüchtige Maria ihrem vielbeschäftigten, lebensfrohen und friedfertigen Mann das Leben schwer gemacht hatte[51]. Neben den bereits angeführten diplomatischen Depeschen an verschiedene italienische Höfe hatten besonders persönliche Briefe Marias an ihre Verwandten, vornehmlich an ihren Onkel Ferdinand I., zu diesen neuen Erkenntnissen geführt[52]. Sie boten wertvolle Einblicke in Marias Gefühlswelt, denn »elle écrit aussi sur les sujets qui la touchent intimement, des lettres douloureuses et parfois pleines de véhémence«[53], und »[c]'est dans la correspondance de la reine avec son oncle qu'il faut chercher l'explosion, si souvent contenue devant la Cour, de l'orgueil et de la jalousie qui se combattent en elle«[54].

46 Zeller erhielt 1877 für den ersten Band den mit 1000 Francs dotierten Prix Thérouanne der Académie française, siehe Visenot, Chronique, in: Polybiblion. Revue bibliographique universelle 20 (1877), S. 167–189, hier S. 173.

47 Siehe z. B. Gustave Fagniez, Rez. zu Berthold Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, in: Revue historique 6 (1878), S. 199–202, hier S. 199f.

48 O. V., Notices Bibliographiques. Henri IV et Marie de Médicis, par Berthold Zeller, in: Revue de France 27 (1878), S. 485f., hier S. 485.

49 Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. IX.

50 Ibid., S. 71.

51 Siehe z. B. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 340–344; Genlis, Henri le Grand, S. 208; Poirson, Histoire du règne de Henri IV, S. 170f.

52 Diese Briefe hatte er in den toskanischen Archiven eingesehen, siehe Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. VIIIf. In Frankreich sind ebenfalls einige handschriftliche Briefe Marias von Medici in der »Collection de Béthune«, eine der wichtigsten und umfangreichsten Manuskriptensammlungen der Bibliothèque nationale, einsehbar.

53 Ibid.

54 Ibid., S. 247. Siehe allgemeiner auch S. 245–251, insb. S. 247f.: »Dans les lettres trop peu nombreuses qui nous ont été conservées, nous aimons à trouver une Marie de Médicis plus vive, plus expansive, plus elle-même que la reine de France dépeinte par Sully ou par les ambassadeurs. Les chagrins domestiques de la reine tiennent une grande place

Auf der Grundlage der italienischen Quellen sprach Zeller Heinrich IV. unmissverständlich die Schuld für die schwierigen Ehejahre zu. Grund hierfür seien seine zahlreichen Affären gewesen, vor allem die mit der ehrgeizigen Henriette d'Entragues. Seine Frau soll er durch sein wankelmütiges Verhalten häufig in eine prekäre und erniedrigende Lage am Hof versetzt und es ihr somit erschwert haben, sich in ihrer Position als Königin zu behaupten[55]. Das Nebeneinander der beiden Frauen wertete Zeller für Maria, ähnlich wie Thiroux 1774, als charakterprägend, weshalb er sich ebenso ausführlich mit den Streitigkeiten und Vorrangkonflikten zwischen ihnen befasste[56]. Einen weiteren gravierenden und mit politischen Konsequenzen verbundenen Fehler Heinrichs IV. sah Zeller zudem in dessen häufiger Abwesenheit. Damit habe der König versäumt, Maria in ihre Aufgaben als französische Königin einzuweisen[57]. Dieses Versäumnis des Königs erachtete Zeller als umso unverzeihlicher, als dass er den Briefen der jungen Königin entnahm, dass sie ihren Ehemann bewundert hatte. Dieser hätte also durchaus ein Vorbild für sie sein können – nicht zuletzt im Hinblick auf eine Regentschaft, die sich angesichts des fortgeschrittenen Alters Heinrichs IV. durchaus abzeichnete[58]. Dieser Deutung widerspricht übrigens Dubost in seiner 2009 erschienenen Biografie der Mediceerin: So habe Heinrich IV. nach einer schweren Erkrankung bereits 1603 die Notwendigkeit erkannt, seine Frau auf eine eventuelle Regentschaft vorzubereiten. Die politische Unterweisung der Königin übernahm er persönlich, gemeinsam mit Sully[59].

Nachwirkende nationalhistorisch und männlich geprägte Diskurse

Der neue Blick Zellers auf die Ehe des ersten königlichen Bourbonenpaares warf kein gutes Licht auf den sonst so verehrten Heinrich IV. Zugleich zeugen aber sowohl die Rezensionen zu seinem Werk sowie eine Aussage Zellers selbst davon, dass gewisse nationalhistorische Diskurse im ausgehenden 19. Jahrhundert nichts von ihrer Prägekraft eingebüßt hatten und auch keine Bereitschaft

dans ces pages; mais on y voit aussi figurer, par un contraste qu'il n'est pas sans intérêt de relever, l'indication de ses plaisirs à côté de ses plaintes et de ses lamentations«.

55 Mit diesem Verhalten »Henri IV prépara les troubles qui font de l'histoire de son mariage avec Marie de Médicis un drame si souvent pénible et qui, en empoisonnant ses dernières années, faillirent amener sa perte et celle de l'État«, ibid., S. 24. Siehe hierzu auch ibid., S. 100f.

56 Vgl. ibid., S. 100–112, 184–240.

57 Vgl. ibid., S. 82–91.

58 Ibid., S. 31, 179f.

59 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 269f.

bestand, diese abzulegen. Alle waren sich nämlich einig, dass diese Enthüllungen über Heinrich IV., wenngleich sie in einer Untersuchung über Maria von Medici erforderlich waren, keinesfalls den Ruhm des Königs in der Nachwelt überschatten sollten[60]. Zudem relativierte Zeller das von ihm gezeichnete Bild Marias als Opfer, indem er den traditionsreichen Einwand anführte, dass sie selbst ihre Isolation am Hof und den desolaten Zustand ihrer Ehe durch ihren Starrsinn verstärkt habe[61].

Interpretationen, die zwar Fehler Heinrichs IV. als Ehemann einräumten, Maria aber eine ebenso große, wenn nicht größere Schuld für die Eskapaden ihres Mannes zusprachen, erweisen sich damit im 19. Jahrhundert also als beständiger Diskurs im Bild dieser Herrscherin. Besonders deutlich wird das Überdauern dieser Deutung bei Gabriel Hanotaux, der ebenfalls in den 1890er Jahren anführte, dass »Henri IV, il est vrai, était un bien mauvais mari. Mais Marie de Médicis avait un bien mauvais caractère. Les hommes, les rois surtout, on droit à quelque indulgence. Or, la reine eût été, à tous les rangs de la société, une femme jalouse, colère et vindicative«[62]. Diese Aussage ist Ausdruck des bereits in der Arbeit mehrfach ausgeführten Diskurses bürgerlichen Ursprungs, der sich ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert immer stärker in der Gesellschaft durchsetzte. Dieser Wertevorstellung zufolge hatte die »gezähmte« Frau umgänglich und fügsam zu sein und dem Mann lediglich den Rücken zu stärken[63]. Wenngleich diese Deutung meist von Männern vertreten wurde, die zudem den Geschichtsdiskurs dominierten, so legten auch manche weibliche Autoren eine solche Interpretation der Ehe des Bourbonenpaares vor[64].

Die folgenden vier Bände von Zeller über die Regentschaft Marias (1610–1617) zeugen dann wiederum, trotz der Hinzunahme neuer Quellen, von der Übernahme traditionsreicher Motive der Rezeption Marias von Medici. Hierzu zählt der Dekadenztopos, demzufolge ihre Herrschaft ein dunkles Intermezzo zwischen der glorreichen Regierung Heinrichs IV. und dem von Richelieu ein-

60 Siehe o. V., Notices Bibliographiques, S. 485; L. P., Henri IV et Marie de Médicis par Berthold Zeller, in: Revue des questions historiques 22 (1877), S. 632; Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. IX.

61 Ibid., S. 177f.

62 Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 759; ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 52. Siehe u. a. auch Desprez, La politique féminine, S. 12.

63 Vgl. Darmon, Femme, repaire de tous les vices, S. 204–206. Siehe auch Bader, La femme française, S. 319.

64 Siehe z. B. Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 56f.

geleiteten Grand Siècle darstellte[65]. Maria unterstellte Zeller darüber hinaus – gemäß althergebrachten misogynen Topoi aus dem Ancien Régime – Inkompetenz und Borniertheit und nicht zuletzt Selbstsucht, die sie dazu gebracht hätten, ihre eigenen Interessen stets über die Staatsräson zu stellen[66].

Eine zu positiv ausgefallene Darstellung?

Obwohl Berthold Zellers Neubewertung der Königin Maria von Medici letzten Endes doch eher verhalten ausfiel, so erntete sein Ansatz dennoch scharfe Kritik vom Historikerkollegen und Anwalt Gustave Baguenault de Puchesse (1843–1922)[67]. Der aus Orléans stammende Vorsitzende der Société de l'histoire de France verfasste hierzu 1899 einen Aufsatz in der »Revue d'histoire diplomatique«. Er verstand diesen als Rezension und zugleich Richtigstellung von Zellers fünf Monografien zu Maria von Medici. Seine Kritik beschränkte er allerdings auf die Wertung der Regentschaft und ging nicht auf die von Zeller neu gewonnenen Erkenntnisse zur Ehe des ersten Bourbonenpaares ein.

Zunächst bemängelte Baguenault, dass sich die Darstellung seines Kollegen zu sehr in anekdotische Details verlieren würde. Dies führte er auf eine zu einseitige Rezeption der florentinischen Quellen zurück, die überdies Maria von Medici angeblich per se gewogener waren[68]. Die von Zeller für die französische Rezeption Marias von Medici neu eingenommene italienische Perspektive auf die Regentin hätte außerdem, so weiter Baguenault, stärker noch durch die Sicht französischer Zeitgenossen ergänzt werden müssen, die die innerfranzösischen Verhältnisse besser durchdrangen als vorübergehend am Pariser Hof lebende florentinische Diplomaten[69]. Aus diesem Grund wertete der Historiker das Urteil der französischen Zeitgenossen über Maria von Medici als akkurater und verlässlicher. In diesem Sinne begrüßte er es, dass Zeller sich letzten Endes

65 Siehe Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. XI: »une époque de décadence, et cependant elle précède un temps de grandeur« u. S. 60: »époque de troubles et d'affaiblissement de la monarchie française, qui succéda immédiatement au grand règne de Henri IV«. Vgl. außerdem S. 151 u. ders., Marie de Médicis et Villeroy, S. 160, 197.

66 Siehe ders., Marie de Médicis et Sully, S. 7, 23, 71.

67 Für detaillierte biografische Angaben siehe Jean-Charles Roman d'Amat, Art. »Gustave Baguenault de Puchesse«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1207f.

68 Baguenault de Puchesse, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, S. 528.

69 Ibid.

doch noch der »tradition [de réception] ordinaire – qui est la bonne«[70], also der dominanten negativen Wertung Marias angeschlossen habe. Baguenaults eigenes abschließendes Urteil über die Regentin fiel an der Schwelle zum 20. Jahrhundert jedenfalls nicht anders aus als im Ancien Régime und bei zahlreichen Historikern des 19. Jahrhunderts: Maria sei »cette dernière des Médicis« gewesen, »qui oubliait trop qu'elle était la veuve et la mère d'un Bourbon, et qui, par sa funeste régence, avait fait perdre à la monarchie en quelques années une grande partie du prestige et de la prospérité que lui avait conquise Henri IV«[71].

4.2.2 Eusèbe Pavie und die lokalhistorische Perspektive – die geschätzte Landesmutter

Auch Eusèbe Pavie (1844–19..?) strebte in seiner 1899 in Angers veröffentlichten Detailstudie »La guerre entre Louis XIII et Marie de Médicis« die Hinterfragung üblicher Topoi der Rezeption Marias auf der Grundlage eines bislang unbeachteten Quellenkorpus an. Er entschied sich hierbei für einen regionalen und zeitlichen Fokus auf den zweiten der beiden sogenannten Kriege der Mutter und des Sohnes. Dieser spielte sich ab 1619 bis zu seiner Niederschlagung am 7. August 1620, auf die die Unterzeichnung des Friedensvertrags von Angers am 10. August 1620 folgte, zu großen Teilen im Anjou ab. Diese Provinz war Maria – nach ihrer abenteuerlichen Flucht aus Blois im Februar 1619 und einer ersten Militärexpedition gegen Ludwig XIII. – im Vertrag von Angoulême (30. April 1619) als Apanage und ihre Hauptstadt Angers als Residenzstadt zugewiesen worden. In seiner minutiös recherchierten, doch weitschweifigen Monografie gab Pavie die wechselnden Bündnisse, die Verhandlungen, die Finanzierung sowie das eigentliche Kriegsgeschehen und die Truppenbewegungen im Laufe dieser Auseinandersetzung akribisch wieder.

Die Wahl des Themas rührte bei Eusèbe Pavie von seiner lokalwissenschaftlichen und politischen Verankerung her. Er war Stadtrat von Angers, hatte seinerzeit mehrere Aufsätze für die »Revue d'Anjou« verfasst und war Mitglied der Société d'agriculture, des sciences et des arts d'Angers[72]. Die regionale Verankerung des Gelehrten schlug sich auch in den von ihm genutzten Quellen nieder. Die üblicherweise zur Erforschung dieser Epoche hinzugezoge-

70 Ibid.

71 Ibid., S. 546.

72 Pavie entstammte einer Familie von Druckern und Gelehrten aus Angers. Sein Vater, Victor Pavie, war mit Victor Hugo und Sainte-Beuve befreundet, sein Großvater, Louis Pavie, hatte 1828 die Société d'agriculture, des sciences et des arts d'Angers gegründet, siehe o.V., Les Pavie, http://bicentenairepavie.info/les-pavie (14.1.2019).

nen zeitgenössischen Memoiren, Briefe und Depeschen ergänzte er durch Dokumente aus lokalen Archiven, wie etwa dem Stadtarchiv von Angers, und Kirchenbücher. Pavie rezipierte außerdem ihm zeitgenössische lokalgeschichtliche Studien zu den Provinzen Maine und Anjou, wie auch den aus Angers stammenden Historiografen Pierre Rangeard (1691–1726). Pavies Themenwahl erscheint somit vorrangig lokalpatriotisch motiviert. Der Stolz auf die eigene Heimat zieht sich daher wenig überraschend leitmotivisch durch die Monografie hindurch, nicht zuletzt in kleinen Exkursen über die Schönheit der Region und Gastfreundschaft der Angeviner[73].

Die beliebte Landesmutter des Anjou

Pavie stilisierte Maria von Medici vorrangig als Landesmutter des Anjou[74]. Diese Stellung habe auf gegenseitiger Annahme beruht, denn nicht nur sei es der ausdrückliche Wunsch der Königin gewesen, sich in Angers niederzulassen, sondern die Bewohner hätten ihr auch einen prächtigen und enthusiastischen Empfang bereitet[75]. Pavie sprach aufgrund dieser gegenseitigen Verbundenheit vom Anjou als »patrie adoptive«[76] Marias.

Maria von Medici soll sich darüber hinaus als umsichtige und weise regierende Landesherrin erwiesen haben, die ihren lokalen herrschaftlichen Aufgaben ernsthaft nachging[77]. Pavie verklärte sie entsprechend als »déesse aussi adorable que libérale«[78] und als zugängliche und großzügige Herrscherin, die sich in Angers großer Beliebtheit erfreut habe[79]. Mit seiner Schilderung einer wohlwollenden Landesmutter distanzierte er sich auf der Grundlage lokaler

73 Siehe z. B. Pavie, La guerre, S. 14f., 68, 420. Auch machte er in der Darstellung keinen Hehl aus seiner regionalen Zugehörigkeit. Er verwendete etwa häufig Possessivpronomen wie bei »*nos* solennités religieuses ou municipales« oder »*nos* monuments publics« (beides S. 144) oder auch »*notre* patriotisme local« (S. 425) (Hervorh. MRK).

74 Ibid., S. 78: »l'ancienne régente convertie en souveraine angevine«.

75 Ibid., S. 18f., 69.

76 Ibid., S. 68.

77 Vgl. ibid., S. 142–144.

78 Ibid., S. 144.

79 Ibid.: »Car Marie de Médicis ne pouvait apparaître […] sans qu'on y vît l'abondance et la liesse éclater sur ses traces. […] A chacune de ses allées et venues […] on ne sait si ce fut avec plus d'amour ou d'orgueil que les Angevins multipliaient les ovations audevant d'elle; et aujourd'hui encore l'inscription du nom de Marie de Médicis sous les arcades de nos monuments publics éternise la popularité de son souvenir«. Siehe auch S. 419.

Zeugnisse von der Wahrnehmung Marias auf nationaler Ebene als unnahbare und inkompetente Regentin[80]. Die Verklärung der Königin zur geliebten Landesmutter wird Pavie allerdings vorrangig der Rechtfertigung der Auflehnung von Angers gegen seinen König gedient haben. So begründete er den Widerstand der Stadt mit der fast symbiotischen Beziehung zwischen Maria und ihren Untertanen. Demnach hätten die Stadtbewohner, Marias »concitoyens d'adoption«[81], die freiwillige Gefolgschaft zu ihr gewählt und eine Solidaritätsgemeinschaft mit ihr gebildet. Die Auflehnung gegen den König sei demnach lediglich ein Verteidigungskampf sowohl der Landesherrin als auch der Stadtbürger gewesen[82]. Dieser soll zudem ehrenhaft und royalistisch motiviert gewesen sein, weil Angers dabei Marias »triple invulnérabilité de femme, de reine et de mère« zu wahren gesucht habe[83].

Brüche und Widersprüche in Pavies Darstellung

Besonders auffällig ist bei Pavie allerdings der Kontrast zwischen der äußerst positiven Darstellung Marias auf lokaler Ebene und dem negativen Bild, das er wiederum von ihr zeichnete, sobald er sich mit der nationalen Geschichte befasste. In diesem Bereich stilisierte er sie als listenreiche, unversöhnliche, aber manipulierbare Herrscherin, die von intriganten und kriminellen Beratern umgeben gewesen sei[84]. Allein Richelieu erscheint vernünftig, ja selbstlos, weshalb ihn Pavie zum Beschützer Marias verklärte, der sie dank seines Verhandlungsgeschicks vor sich selbst und vor gefährlichen Einflüssen bewahrt habe[85]. Diese Diskrepanz muss sicherlich darauf zurückgeführt werden, dass es Pavie in seiner Schilderung eigentlich vorrangig um Richelieu ging, den er als regulierende Instanz und späteren Erlöser der französischen Nation verherrlichen wollte. Hierzu musste der Lokalhistoriker an nationalhistorische Topoi anknüp-

80 Ibid., S. 651: Maria hinterließ »le sympathique souvenir d'un règne libéral dont les gages ont afflué sur nous jusque dans le paroxysme de la guerre civile […]. Sa libéralité fut à la fois pour nous royale et florentine, artistique et pieuse, seigneuriale et populaire. […] A sa prétendue ingratitude ne substituons pas la nôtre. Tenons-lui compte non seulement des institutions dont elle nous a dotés ou des largesses dont elle nous a comblés, mais encore des misères qu'il n'a pas tenu à elle d'alléger, comme de celles dont elle nous a sauvés. Si elle n'a pas tari, elle a voulu au moins essuyer toutes nos larmes«.

81 Ibid., S. 420.

82 Vgl. ibid., S. 420–423.

83 Ibid., S. 420.

84 Siehe z. B. ibid., S. 3, 22, 102, 529.

85 Ibid., S. 35–40, 97, 101, 104, 156, 306, 431.

fen, die den späteren Minister in einer heilsgeschichtlichen Sicht auf die französische Vergangenheit als Marias Opponent aufstellten. Dies gelang nur dann, wenn die Mediceerin als inkompetente Herrscherin stigmatisiert wurde[86].

So ist Richelieu der eigentliche Held in Pavies Schilderung des Kriegs zwischen Maria und Ludwig XIII. Dem Historiker war demnach daran gelegen, den Bischof von Luçon von dem Vorwurf der Zeitgenossen und Historiografen reinzuwaschen, wonach er Maria für den Preis der Kardinalswürde Ludwig XIII. und dessen Favoriten Luynes ans Messer lieferte und für ihre militärische Niederlage bei Les Ponts-de-Cé verantwortlich war[87]. Dies wertete Pavie als politisch motivierte Anklage, die ab 1630 – und damit nach dem Sturz Marias – von ihren Anhängern publizistisch verbreitet worden war[88]. Deutliche Worte fand er in diesem Zusammenhang vor allem gegen Thiroux d'Arconville, deren Werk über Maria er als »une de ces biographies de complaisance dont les héros posent trop avec des auréoles de victimes« bezeichnete[89]. Ihm zufolge prägte Thiroux wesentlich den Mythos Marias als Opfer eines ehrgeizigen Richelieus für das 19. Jahrhundert, von dem Pavie sich zu distanzieren suchte. Damit verkannte er jedoch den Lehrcharakter des moralistischen Impetus dieser Gelehrten der Spätaufklärung und reduzierte ihre Schilderung auf das bloße Ziel, Mitleid zu erregen. Pavies Rehabilitierung Richelieus auf Kosten Marias erscheint jedoch besonders aufgrund seiner Quellenwahl problematisch, da er sich zur

86 Mit der komplexen Beziehung zwischen Richelieu und Maria während des Exils in Blois befasste sich ebenfalls Hanotaux. Auch er zeigte ein Geflecht aus emotionalen und machtpolitischen Abhängigkeiten auf und schilderte das gekonnte Lavieren des ehrgeizigen Bischofs zwischen dem König und dessen Mutter, vgl. Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 46–65. Ziel solcher Darstellungen war es, Richelieus Geschick als Staatsmann hervorzuheben, auch im Kontrast zu Marias bewusst prononcierter angeblicher Unfähigkeit und Sturheit, siehe hierzu z. B. S. 50 oder auch ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2, S. 292.

87 Pavie, La guerre, S. 411: »Immobiliser à Angers et à la veille de la bataille des Ponts-de-Cé dans une si digne attitude Marie de Médicis, était-ce la livrer à l'ennemi? Car telle est l'accusation générale qui, sans relâche, durant deux siècles […] a suivi la mémoire de Richelieu. Tous les historiens protestants ou catholiques, frondeurs ou royalistes, qui, en attendant la réaction justificative de nos jours, ont abordé ce champ d'entremise diplomatique si décisive pour Richelieu comme pour la France; tous, depuis Fontenay-Mareuil jusqu'à Victor Cousin […] lui ont à l'envi jeté la pierre«. Vgl. hierzu auch S. 652–668.

88 Vgl. ibid., S. 667f. Auch in der heutigen Forschung wird meist negativ über die Rolle Richelieus als Doppelagent zwischen 1617 und 1620 berichtet, siehe Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 589 u. Hildesheimer, Richelieu, S. 87. Dem widerspricht Malettke, dem zufolge Richelieus Rolle als Mediator zwischen Maria und ihrem Sohn Ausdruck seiner Loyalität der Krone gegenüber gewesen sei. Dass er sich erhoffte, letztlich selbst davon zu profitieren, bleibt aber unbestritten, vgl. Malettke, Richelieu, S. 233f.

89 Pavie, La guerre, S. 653.

Bewertung der ambivalenten Beziehung zwischen den beiden vorrangig auf die diplomatischen Instruktionen und Memoiren des Kardinals stützte. Diese hatte Richelieu nach dem Sturz der Königinmutter 1630 zu selbstlegitimatorischen Zwecken verfasst beziehungsweise verfassen lassen.

4.2.3 Die spanischen Ehen von 1615 als politischer Paradigmenwechsel?

Einer der wohl nachhaltigsten und prägendsten Topoi in der nationalhistorischen Wertung des Wirkens Marias als Regentin ist wohl derjenige der völligen Abkehr von den politischen Grundprinzipien ihres Mannes. Das Projekt der sogenannten spanischen Ehen, in dessen Rahmen im Jahr 1615 Ludwig XIII. die Infantin Ana einerseits und Élisabeth de France den Infanten Felipe andererseits heirateten, galt als symptomatisch für diesen Kurswechsel, weil Maria mit diesem Schritt das spanisch-französische Bündnis in Europa neu stärkte. Die Interpretation eines von Maria eingeleiteten Paradigmenwechsels, welcher der republikanischen Historiografie zufolge zum Niedergang der Monarchie und damit zur Revolution führte, hinterfragte vornehmlich der Historiker François-Tommy Perrens (1822–1901) in seiner 1868 erschienenen und von der Académie française preisgekrönten Monografie »Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis«[90].

Eine pragmatische Entscheidung in der politischen Kontinuität zu Heinrich IV.

Perrens ging ebenfalls gemäß der heuristischen, nach Sachlichkeit strebenden historiografischen Methode des ausgehenden 19. Jahrhunderts vor, indem er die Vorgeschichte der Doppelhochzeit auf der Grundlage einer detaillierten Quellenauswertung darlegte. Dies verstand er als Ergänzung zu den zahlreichen Gesamtdarstellungen der Regentschaft Marias und als Weichenstellung für kommende Historikergenerationen[91]. Um die komplexen französisch-spanischen Beziehungen zwischen 1602 und 1615 zu beleuchten, stützte sich der aus-

90 Diese Monografie gehört aufgrund ihres Erscheinungsdatums formal nicht in dieses Kapitel. Dies gilt auch für Perrens' zweibändige Studie »L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis« (1872), die später behandelt wird. Die Werke sind allerdings den 1876 formulierten Grundsätzen der *école méthodique* und ideologisch klar der Dritten Republik zuzuordnen, weshalb sie erst hier ausführlich untersucht werden.

91 Vgl. François-Tommy Perrens, Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (1602–1615), Paris 1868, S. Vf., XVI.

gewiesene Italien- und Medici-Kenner[92] auf diplomatische Depeschen und Unterlagen aus Rom, Venedig, Madrid und Paris[93]. Diese Vielfalt an Quellen sollte eindrücklich belegen, dass das Projekt der spanischen Ehen keiner Laune Marias entsprang, sondern bereits seit 1602 von Heinrich IV. selbst anvisiert worden war[94]. Konzeptionell entschied sich Perrens für eine zweiteilige Darstellung, in der die Schilderung der Verhandlungen unter Heinrich IV. (1602–1610) fast denselben Umfang aufweist, wie der zweite Teil zum weiteren Verfahren während der Regentschaft Marias (1610–1615)[95]. Damit sollte dem Leser suggeriert werden, dass beide Verhandlungszeiträume als gleichwertig zu betrachten seien.

Zur Untermauerung seiner These der Kontinuität zwischen beiden Herrschaften argumentierte Perrens vornehmlich geostrategisch. Heinrich IV. und Maria hätten demnach beide mittels des spanischen Bündnisses die innen- und außenpolitische Stabilisierung und Stärkung des Landes angestrebt[96]. Damit deutete er das Projekt einer Allianz mit Spanien als Kernaspekt der Außenpolitik Heinrichs IV. ab 1602, um den Frieden von Vervins (1598) zu sichern[97]. Der Zusammenschluss der zwei wichtigsten katholischen Mächte Europas wurde aktiv vom Papst gefördert, wenngleich Spanien und Frankreich zwischen 1602 und 1610 eine ambivalente, von gegenseitigem Misstrauen und machtpolitischer Konkurrenz geprägte Beziehung pflegten. Beiden Mächten bot sich dabei die Alternative zwischen einer gegenseitigen Annäherung oder der Neutralisierung des Konkurrenten durch den Ausbau strategisch relevanter Nebenbünd-

92 Für die sechsbändige »Histoire de Florence« (1877–1883) erhielt er 1883 den Grand Prix Jean Reynaud des Institut bzw. der Académie des sciences morales et politiques.

93 Perrens, Les mariages espagnols, S. XIf.: Seine Hauptquellen waren die Depeschen des päpstlichen Nuntius Ubaldini (1608 und 1615 am französischen Hof tätig), die des französischen Botschafters in Rom, Savary de Brèves, Briefe der Minister Villeroy und Jeannin und Berichte des venetianischen Diplomaten Andrea Badoer. Einen Großteil der Quellen hatte er in der Bibliothèque impériale und im Staatsarchiv von Simancas eingesehen, das die neuzeitlichen Staatspapiere der spanischen Monarchie aufbewahrt.

94 Er war nicht der erste Historiker, der dies im 19. Jahrhundert bekräftigte, doch derjenige, der es als Erster ausführlich anhand der Quellen belegte. Siehe hierzu z. B. auch Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 157f.

95 Vgl. Perrens, Les mariages espagnols, S. 1–268 zu den Verhandlungen unter Heinrich IV. (1602–1610) u. S. 269–568 für die Verhandlungen und die Umsetzung des Projekts unter Maria (1610–1615).

96 Vgl. ibid., S. VIII–X. Auch Zeller folgte dieser Interpretation, siehe Berthold Zeller, Louis XIII. Marie de Médicis, chef du Conseil (1614–1616). Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1898, S. 187.

97 Perrens, Les mariages espagnols, S. 64.

nisse in Europa, sei es mit England oder Savoyen[98]. Zwar habe Heinrich IV. seit 1609 die zweite Variante stärker vorangetrieben, doch betonte Perrens, dass die Verhandlungen über das Projekt einer spanischen Doppelehe im Hintergrund nie abgebrochen waren[99].

Damit führte der Historiker eine subtile Differenzierung in die Wertung der Aushandlung der spanischen Ehen während der Regentschaft Marias ein. Das spanische Bündnis sei in diesem Sinne zwar kein Bruch mit der Politik ihres verstorbenen Mannes gewesen, doch hatte es ihr aufgrund ihrer Unentschlossenheit[100] und ihrer persönlichen Vorliebe für Spanien und Rom an Geschick gemangelt, um den von Heinrich IV. vollführten Balanceakt zwischen den europäischen Mächten aufrechtzuerhalten. Dies würde erklären, warum der Eindruck eines politischen Umschwungs entstand[101]. Perrens gestand Maria außerdem zu, dass die Entscheidung für Spanien vor dem Hintergrund ihrer umstrittenen Regentschaft notwendig gewesen sei[102].

Die von Perrens angestrebte differenzierte Wertung des spanischen Eheprojekts während der Regentschaft wirkt allerdings stellenweise inkonsistent. Zwar betont er eingangs, dass er Maria neutral auf der Grundlage ihrer politischen Entscheidungen beurteilen und sich dabei nicht von der Wahrnehmung Dritter beeinflussen lassen wolle[103], stellte seinen Ausführungen aber eine detaillierte Schilderung des Charakters und der Erziehung Marias voran, die sie vorwiegend als Landfremde stigmatisierte[104]. Er bezeichnete ihre Entscheidung zur Schließung der spanischen Ehen entsprechend als »contraire aux traditions,

98 Vgl. ibid., S. 1–268. Besonders wies er auf die Fluktuation der Verhandlungen vor dem Hintergrund des niederländischen Unabhängigkeitskrieges hin, bei dem Heinrich IV. eine Mittlerrolle zwischen Spanien und den Aufständischen einnahm, doch gleichzeitig eigene Interessen in Flandern vertrat. Nach der Aushandlung eines zwölfjährigen Waffenstillstands (1609) rückte das spanisch-französische Eheprojekt in den Hintergrund und beide Mächte umwarben stärker Drittmächte mit Heiratsangeboten.

99 Ibid., S. 253.

100 Ibid., S. 439: »l'âme toujours flottante de Marie de Médicis«.

101 Ibid., S. 271: »[I]l [Henri IV] était de ces acteurs qu'on remplace avec peine, et l'insuffisance de ceux qui prirent son rôle, fit croire qu'on représentait une pièce nouvelle, très-inférieure à ce qu'on avait vu tant qu'il attirait sur lui tous les yeux«. Siehe auch S. 272, 335.

102 Vgl. ibid., S. 567f. Zu diesem Schluss kam 20 Jahre später auch Zeller, siehe Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. 238, 263–271 u. ders., Marie de Médicis, chef du Conseil, S. 188.

103 Perrens, Les mariages espagnols, S. 275.

104 Ibid., S. 272–274: »Italienne par sa naissance, la reine-mère l'était plus encore par ses dispositions naturelles et par son éducation. Pour mieux dire, elle avait du génie italien ce qu'en laissait subsister la sombre Espagne, dans les provinces de la péninsule ita-

aux intérêts, aux désirs du royaume«[105]. Damit rezipierte er geläufige misogyne und xenophobe Elemente der nationalen Meistererzählungen. Marias Beschluss bewertete er in diesem Zuge als antinational und antidemokratisch, weil er gegen massive Widerstände im Land durchgesetzt wurde[106]. Ebenso erachtete er die Umsetzung des Projekts als irrational, unbedacht und selbstsüchtig[107]. Schließlich erinnert Perrens' Verwendung des Adjektivs »néfaste«[108] an Michelets Vorwurf, Maria habe mit ihrem Entschluss den Verfall der Monarchie und Frankreichs eingeläutet[109].

Gründe für solche Widersprüche

So endet auch die Argumentation von Perrens sehr ambivalent. Zwar kann er anfangs noch überzeugend belegen, dass bereits Heinrich IV. Pläne für ein solches spanisch-französisches Bündnis hatte, doch rezipierte er im zweiten Teil eine nationalistische Deutung, wonach Maria mit der letztendlichen Umsetzung des Projekts das Schicksal der Nation aufs Spiel gesetzt hatte. Die Inkonsequenz seiner Beweisführung schlägt sich nicht zuletzt in seiner Quellenwahl nieder. Im ersten Teil stützt er sich, wie im Vorwort angekündigt, vorwiegend auf Primärquellen wie etwa Gesandtenkorrespondenz. Im zweiten Teil rezipiert er

lique où elle dominait, grâce à ses alliances. Par sa mère, d'ailleurs, Marie descendait des Espagnols, et elle en avait les goûts, les mœurs, les habitudes, même la mise. On remarquait en elle la dévotion superstitieuse, l'opiniâtreté, la paresse des Castillans. […] Femme et mère de roi, pour être à la hauteur de ses devoirs, elle aurait dû s'attacher à sa nouvelle patrie: elle y resta presque étrangère. […] C'est pourquoi, dès l'année 1608, un judicieux observateur, le Vénitien Priuli prévoyait qu'elle s'emparerait difficilement de l'esprit de la nation. Elle lui fut, en effet, toujours suspecte et même odieuse. […] Mais justement parce qu'elle n'était pas plus française de caractère que d'origine, elle plaisait aux étrangers, surtout aux Espagnols et aux Italiens«.

105 Ibid., S. 564f.

106 Vgl. ibid., S. 521–530.

107 Vgl. ibid., S. 350–352. Zeller argumentierte ähnlich, siehe Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. 178.

108 Perrens, Les mariages espagnols, S. 566.

109 Dieser nationalistisch gefärbten Interpretation widersetzte sich später Zeller. Er führte an, dass Anna von Österreich, die Ludwig XIII. auf Veranlassung Marias von Medici 1615 heiratete, 30 Jahre später als Regentin bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden unerbittlich die Interessen ihres jungen Sohns Ludwig XIV., und somit Frankreichs, gegen Spanien durchzusetzen gesucht habe. Damit habe sie die Weichen für dessen glorreiche Herrschaft gestellt, siehe Zeller, Marie de Médicis, chef du Conseil, S. 188f.

dann vorwiegend Richelieu und Michelet und demnach keineswegs Maria gegenüber neutrale, geschweige denn positiv gesinnte Autoren.

Doch wie erklärt sich dieser Widerspruch? Ähnlich wie bei Pavie kann dies nur mittels des Bilds verstanden werden, das der Autor von Richelieu zeichnete. Hätte Perrens nämlich die Deutung der spanischen Ehen als nationalhistorischen Paradigmenwechsel relativiert, dann hätte dies die anvisierte Verklärung des daran anschließenden Wirkens des Kardinalministers als »tâche patriotique« erschwert[110]. Hätte er also diesen von ihm anhand der Quellen widerlegten Bruch in der politischen Ausrichtung Frankreichs zwischen Heinrich IV. und Maria verneint, so hätte er zugleich die Leistung des Ministers als Wiederhersteller französischer Interessen geschmälert. Aus diesem Grund führte Perrens eine subtile Unterscheidung ein, wonach der Einschnitt nicht von der politischen Umsetzung der spanischen Ehen herrührte, sondern in den teils fehlgeleiteten Zielen und der Unfähigkeit Marias begründet lag[111]. Damit konnte er Maria weiterhin auf der Grundlage alter Topoi als fremde, inkompetente, selbstsüchtige und fehlgeleitete Regentin stigmatisieren und Richelieu als denjenigen darstellen, der nach ihr wieder an die angeblich wahrhaft nationale Politik Heinrichs IV. anknüpfte[112]. Perrens vollführte damit einen mühsam wirkenden Spagat zwischen dem Anspruch auf eine sachliche Untersuchung und der Wiedergabe heilsgeschichtlicher Motive der republikanischen Metanarrative.

4.2.4 Eine Frage der Schuld – der moralistische Topos der Eigenverantwortung

Der katholische Gelehrte Charles Barthélemy (1825–1888) versuchte sich im Kapitel »Marie de Médicis est-elle morte de misère?« aus dem 1877 veröffentlichten siebten Band seiner zwölfbändigen Reihe »Erreurs et mensonges historiques« ebenfalls am historiografischen Ansatz eines auf Quellen basierenden Objektivitätsanspruches. Seit 1865 hatte es sich Barthélemy zur Aufgabe gemacht, nationale Mythen zu untersuchen und gegebenenfalls zu berichtigen. Im Hinblick auf Maria befasste er sich mit ihrer häufig angeführten Armut im Exil und mit der Frage nach der Gerechtigkeit ihres tragischen Schicksals[113].

110 Perrens, Les mariages espagnols, S. 566.

111 Ibid., S. 567f.

112 Ibid., S. 565f.

113 Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 216.

Zur Untersuchung ihrer vermeintlichen Mittellosigkeit zog Barthélemy Quellen aus dem 17. Jahrhundert und Darstellungen von ihm zeitgenössischen Historikern hinzu[114]. Die in den Quellen häufig angeführte Armut Marias bewertete er daraufhin als mitleiderregenden Topos, dessen Ursprung er in den Memoiren des Marquis von Montglat (1620–1675) verortete[115]. Barthélemy zufolge soll dann Dreux du Radier im späten 18. Jahrhundert für die maßlose Übertreibung dieser Angabe verantwortlich gewesen sein, die in der Folge von zahlreichen Historikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übernommen wurde[116]. Der entscheidende Beweis, um diesen Topos zu widerlegen, war für ihn das Testament Marias[117]. Es war in der Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals ediert, doch ihm zufolge von den Historikern noch zu wenig berücksichtigt worden[118]. Es belege aber, so Barthélemy, dass Maria bis zu ihrem Tod im Juli

114 Für die folgenden Ausführungen vgl. ibid., S. 223–228.

115 Die Memoiren des Marquis von Montglat wurden 1727 erstmals veröffentlicht und 1825 im Band 49 der renommierten Quellensammlung »Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France« der Gelehrtenfamilie Petitot erneut aufgelegt – damit rückten sie wieder stärker ins Bewusstsein der Historiker des 19. Jahrhunderts.

116 Siehe Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 374: »J'ai lu que dans l'hiver de l'année 1642 qu'elle y passa, elle manqua *de bois* pour son appartement, & qu'on fut obligé de brûler les tables, les armoires, & les autres meubles qui pouvoient servir à faire le feu« (Hervorh. i. Orig.). Siehe außerdem u. a. Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 4, S. 385; Lavallée, Histoire des Français, S. 126; Sismondi, Histoire des Français, Bd. 23, S. 509f.

117 Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 227f.

118 Das Testament Marias von Medici wurde 1838 in der dreißigbändigen Quellenedition »Archives curieuses de l'histoire de France« (1834–1841) des Gelehrten Félix Danjou (1812–1866) veröffentlicht, siehe Félix Danjou (Hg.), Testament de la Reine mère du Roy, in: Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, Bd. 5, Paris 1838, S. 167–182. Es muss allerdings hervorgehoben werden, dass bereits Thiroux in ihren Ausführungen Bezug auf besagtes Testament nahm und ausschnittweise daraus zitierte, siehe Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 500. Der Inhalt war demnach bereits vorher bekannt. Barthélemy zeigte sich erstaunt, dass die überarbeitete Version des Lexikonartikels von Laporte über Maria (1843) in der »Biographie universelle« das 1838 veröffentlichte Dokument nicht berücksichtigte und weiterhin von einer völligen Mittellosigkeit Marias sprach, siehe Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 228 u. Laporte, Art. »Marie de Médicis«, S. 597. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen die Historiker das Testament dann regelmäßiger hinzu, um einen sachlicheren Blick auf den Lebensabend Marias zu entwickeln. Martin korrigierte z. B. seine Ausführungen entsprechend. In der zweiten Auflage von 1844 sprach er noch von einem »état voisin de la misère«, siehe Martin, Histoire de France, Bd. 13, S. 340. In der vierten Auflage von 1858 bezog er sich dann auf das Testament, um diese Aussage zu relativieren, siehe ibid., Bd. 11, S. 571.

1642 durchaus noch Möbelstücke, Edelsteine und Schmuck besessen habe[119]. Davon ausgehend, stufte er die Bedürftigkeit Marias als literarisch konstruierte Übertreibung ein, die »sent d'une lieue son tableau de genre et exhale une entière saveur de mensonge, chère à tous ces esprits qui veulent quand même dramatiser l'histoire – comme si elle n'était pas assez intéressante dans son austère et simple vérité!«[120]

Barthélemys zweite Frage, ob Maria ihr Schicksal verdient habe, erscheint hingegen vom Standpunkt einer sich als objektiv gerierenden Geschichtsschreibung äußerst problematisch, da ihre Beantwortung automatisch eine Wertung mit sich zieht. Ihm zufolge hatte die Schilderung der angeblichen Armut Marias von Medici in der ihm vorausgegangenen Historiografie jedwede sachliche Auseinandersetzung mit ihrem Exil verhindert[121]. In einem ähnlich moralistischen Ansatz wie 1774 Thiroux d'Arconville, die Barthélemy als beste Kennerin der Mediceerin würdigte[122], schloss er sich ihrem Fazit an, wonach Maria aufgrund ihrer charakterlichen Schwächen ihr Schicksal selbst heraufbeschworen und somit selbst zu verantworten habe[123]. Damit rezipierte er die von Richelieu geprägte und politisch motivierte Sicht auf das Schicksal der Regentin.

Die offensichtliche Ambivalenz der Argumentation Barthélemys zwischen der unreflektierten und moralisierend untermalten Wiedergabe althergebrachter emotional geladener und politischer Topoi über die Mediceerin und dem Anspruch nach einer Objektivierung des Forschungsgegenstands verdeutlicht nur allzu gut das Spannungsfeld der Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Meistererzählung. Auch dieses Beispiel zeigt deutlich, dass die Loslösung von geläufigen Motiven zwar in der Sache durch die Hinzunahme und detaillierte Untersuchung zeitgenössischer Quellen angestrebt wurde, doch in den daraus gezogenen Schlüssen und Werturteilen selten gelang.

4.2.5 Maria von Medici als aufwertendes Gegenstück männlicher Protagonisten

Wie die vorausgegangenen Beispiele eindrücklich gezeigt haben, scheiterte also die angestrebte Objektivierung des Bilds Marias von Medici meist an der Schlagkraft nationaler Metanarrative, die nicht zuletzt die Verklärung ihrer

119 Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 227f.

120 Ibid., S. 228. Siehe auch S. 223.

121 Vgl. ibid., S. 215f.

122 Ibid., S. 221.

123 Vgl. ibid., S. 216–221. Siehe auch S. 223, 228. Pavie vertrat ebenfalls diese an Thiroux angelehnte Meinung, siehe Pavie, La guerre, S. 570f.

männlichen Zeitgenossen Heinrich IV. und Richelieu anstrebten. Diese relationale Dimension im Bild der Herrscherin, die in den vorausgegangenen Kapiteln bereits als traditionsreiches Motiv vorgestellt wurde, setzte sich demzufolge in der Historiografie der Dritten Republik bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs fort. Obgleich die Deutung des Paars Heinrich IV. und Maria nun teilweise zu Gunsten der Herrscherin nuanciert wurde, so vollzog sich die ab 1870 zunehmende nationale Verherrlichung des Kardinalministers eindeutig zum Nachteil der Königinmutter.

Heinrich IV. und Maria von Medici

In der Dritten Republik wirkte die Verehrung des ersten Bourbonenkönigs, den man als Verkörperung französischer und seit 1870 verstärkt auch republikanischer Werte pries, weiter nach[124]. Der Historiker, der wohl am deutlichsten die Verfestigung, Durchsetzung und damit Institutionalisierung der republikanischen Deutung der Geschichte symbolisiert, ist zweifelsohne Ernest Lavisse (1842–1922). Dieser »pédagogue du patriotisme«[125] oder, wie Pierre Nora ihn treffend bezeichnete, »instituteur national«[126], prägte durch seine Ausarbeitung von Schulbüchern wesentlich das Geschichtsverständnis ganzer Generationen von Staatsbürgern der Dritten Republik. Tief erschüttert von der Niederlage von 1870, strebte er im Hinblick auf eine mögliche Revanche gegen Deutschland die Erneuerung und Stärkung des französischen Nationalgefühls anhand der Erzählung und Popularisierung der gemeinsamen Vergangenheit an. Das von ihm konzipierte und herausgegebene siebzehnbändige Gemeinschaftswerk der »Histoire de France de l'époque gallo-romaine à la Révolution« (1903–1911) entsprach ganz diesem Ziel[127]. Für die verschiedenen Bände dieser neuen »Histoire de France«, die zum historischen Referenzwerk der Dritten Republik aufstieg, beauftragte Lavisse namhafte Spezialisten[128], darunter den Professor Jean-

124 Siehe z. B. Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 194–211, insb. S. 194, wo er den ersten Bourbonenkönig als »un des rares personnages de l'histoire dont la tradition ait exactement popularisé les traits, les qualités charmantes et les défauts« bezeichnete, u. Auguste Laugel, Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu, in: Revue des deux mondes 24 (1877), S. 348–369, hier S. 349: »le plus grand roi de la terre«.

125 Coornaert, Émile, Destins de Clio, S. 59.

126 Pierre Nora, Lavisse, instituteur national. Le »Petit Lavisse«, évangile de la République, in: ders. (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. 1, Paris 1984, S. 247–289.

127 Bourdé, Martin, Les écoles historiques, S. 150–155.

128 Die Bände erschienen nacheinander zwischen 1900 und 1911. Die »Histoire de France« ist untergliedert in neun große Teile, die aus jeweils zwei Bänden bestehen.

Hippolyte Mariéjol (1855–1934), der die Ausführungen zum 16. und 17. Jahrhundert übernahm. Der Band 6/2 über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts erschien 1905. Mariéjol erntete für seinen Beitrag zu dem Monumentalwerk von Lavisse aufgrund seines gewissenhaften, präzisen und unparteilichen Vorgehens viel Lob von seinen Kollegen[129]. Seine Untersuchung zeichnet sich entsprechend den Maßstäben der *école méthodique* durch die Vielzahl der ausgewerteten Quellen aus. Außerdem listete er eingangs zu jedem Kapitel detailliert die von ihm genutzten zeitgenössischen Dokumente sowie die einschlägige europäische Sekundärliteratur zum jeweiligen behandelten Thema auf[130].

Mariéjol beschrieb Heinrich IV. als pragmatischen, offenherzigen, volksnahen Herrscher, was vom ungebrochenen Nachwirken der positiven Rezeption des Bourbonenkönigs zeugt[131]. Der Historiker relativierte allerdings in gewissen Punkten dieses verklärte Bild und distanzierte sich von der seit Veröffentlichung der Memoiren Sullys in der Historiografie geläufigen Glorifizierung seiner Außenpolitik, wonach Heinrich IV. im sogenannten *grand dessein* ein Projekt des europäischen Gleichgewichts unter französischer Führung angestrebt hatte[132]. Ebenso warnte er davor, die Ermordung des Königs als Ende eines goldenen Zeitalters zu interpretieren. Vielmehr wies er darauf hin, dass die von ihm 1610 geplante Militärexpedition nach Jülich und Kleve ein äußerst riskantes Unterfangen gewesen sei[133].

Im Gegenzug lobte Mariéjol die innen- und außenpolitischen Entscheidungen der Regentin als vernünftig, weil sie einen nahtlosen und ruhigen Übergang gewährleistet hätten[134]. Ihr Vorgehen sei vor allem pragmatisch gewesen

129 Vgl. Yves de Brière, Bulletin bibliographique. Dix-septième et dix-huitième siècles, in: Revue des questions historiques 38 (1907), S. 329–331, hier S. 330: Der Rezensent führt Mariéjols »impartialité coutumière« an. Siehe auch Jean Letaconnoux, Rez. zu Ernest Lavisse (Hg.), Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, Bd. 6/1: Jean-H. Mariéjol, La Réforme et la Ligue. L'édit de Nantes (1559–1598), in: Annales de Bretagne 20 (1904), S. 556–558, hier S. 558. Darin ist von einer »doumentation […] étendue et solide« und von der »impartialité […] incontestable« des Autors die Rede. Zwar bezieht sich dies auf den Band 6/1, doch lassen sich diese grundsätzlichen Merkmale seines methodischen Vorgehens auf den Band 6/2 übertragen.

130 Mariéjol bietet damit eine der quellenreichsten Untersuchungen des hier untersuchten Korpus.

131 Vgl. Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 23–25.

132 Vgl. ibid., S. 124f.

133 Ibid., S. 140: »Aussi l'historien le plus ému de cette fin tragique peut se demander s'il ne vaut pas mieux qu'il soit tombé là. La lutte où il entrait était ›hasardeuse et téméraire‹. […] Tous les bienfaits du règne étaient compromis par une crise d'aveuglement passionnel«.

134 Vgl. ibid., S. 144f.

und daher »une politique appropriée à la faiblesse d'une régente étrangère et d'un roi mineur, sans imprudence et sans bassesse«[135]. Das spanische Doppelbündnis wertete er, entgegen der vorwiegenden historiografischen Meinung, als festen Bestandteil dieser bedachten Politik, weil dieses Projekt »a permis à la France de traverser sans trop de dommage les années si dangereuses d'une minorité. Est-il donc juste de demander compte à Marie de ce qu'elle ne pouvait faire, quand il faudrait lui savoir gré de ce qu'elle a fait?«[136] Mariéjol plädierte also dafür, Marias Wirken an dem Handlungsrahmen zu messen, der ihr als Regentin während einer tendenziell schwächeren Phase der Monarchie und somit unter erschwerten Bedingungen gegeben war. Zudem begrüßte er ihren konservativen Ansatz – im ursprünglichen Sinne des Wortes – als erhaltende Maßnahme eines bestehenden Zustands. Die Relativierung der politischen Leistungen Heinrichs IV. im frühen 20. Jahrhundert bewirkte demnach zweifelsohne eine gemäßigtere und differenziertere Wertung der Herrschaft seiner Frau.

Die Fremde und der neuentdeckte republikanische Nationalheld

Das Richelieu-Bild vollzog hingegen in der Dritten Republik einen deutlichen Wandel. Laurent Avezou, der beste Kenner der Rezeptionsgeschichte des Prinzipalministers, setzte die Zäsur bei der französischen Niederlage von 1871 an[137]. Die vorhergegangenen Historikergenerationen hatten Richelieu sehr gespalten gegenübergestanden. Viele hatten ihn als herrischen Machthaber verteufelt, der seine Ziele rücksichtslos auf Kosten des französischen Volks umgesetzt habe. Ab 1871 wurde Richelieu dann zunehmend als »éveilleur du génie collectif« rehabilitiert[138]. Dies lag mitunter daran, dass die offizielle Geschichtsschreibung der Dritten Republik ihn im Kontext der traumatischen territorialen Verluste von 1871 zum Verteidiger der angeblich natürlichen Grenzen Frankreichs, Denker französischer Hegemonie und Visionär republikanisch-laizistischer Werte erhob. Zweifelsohne wirkte sich diese Wandlung im Richelieu-Bild auch auf die Wahrnehmung seiner Gönnerin und späteren Kontrahentin Maria aus, die

135 Ibid., S. 147.

136 Ibid., S. 154.

137 Für die folgenden Ausführungen, vgl. Avezou, Richelieu à l'époque contemporaine, S. 151–178.

138 Ibid., S. 161.

neben dem wiederentdeckten Nationalhelden zunehmend in der Historiografie verblasste[139].

Wesentliches Merkmal der Rezeption des Konflikts zwischen Maria und Richelieu in der Historiografie ab den 1870er Jahren ist die Überblendung politischer Beweggründe durch eine personalisierte und dualistisch-nationale Interpretation. Bereits der Titel des Aufsatzes »Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu«[140], den der Historiker Auguste Laugel (1830–1914) 1877 in der renommierten »Revue des deux mondes« veröffentlichen ließ, zeugt von der Akzeptanz dieses Diskurses in akademischen Kreisen. In diesem »Duell« stigmatisierte er Maria vorrangig als Ausländerin und stellte hierfür seinen eigenen Ausführungen despektierliche Zitate von Michelet über Maria als Deutsche, Italienerin und Spanierin voran[141]. Ihr Fremdsein begründete Laugel zufolge Marias fatalen Einfluss auf die Geschicke des Landes, denn: »Étrangère, [...] elle ne pouvait guère avoir une politique française. [...] Elle fit dévier pendant quelques années notre histoire, jusqu'au moment où un grand ministre reprit les desseins d'Henri IV et remit la politique française dans son assiette naturelle«[142]. In dieser Aussage wird das Nachwirken der Inhalte der von den republikanischen Autoren der Jahrhundertmitte geprägten nationalen Meistererzählungen deutlich. Es wird von einer Frankreich inhärenten, natürlichen Bestimmung ausgegangen, der menschliches Zutun gegebenenfalls schaden könne – so auch im Falle Marias von Medici.

Wie ausgeprägt die heilsgeschichtliche nationale Verherrlichung Richelieus in der Historiografie der Dritten Republik nachwirkte, bezeugen zudem die Publikationen von Gabriel Hanotaux (1853–1944). Wie kein anderer verkörperte der Historiker die Verquickung republikanischer Geschichtsschreibung und Politik. Dieser Verwandte Henri Martins hatte mehrfach Ministerposten bekleidet, war als Diplomat tätig gewesen und wurde 1897 in die Académie

139 Dies ist z. B. deutlich am soeben erläuterten Band der »Histoire de France« von Mariéjol festzumachen. Maria tritt ab der Ernennung Richelieus zum Minister (1624) zunehmend in den Hintergrund, und nach 1630 ist Richelieu die dominante Figur der Erzählung. Sogar Marias Tod wird ausschließlich aus dessen Perspektive erzählt, siehe Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 450: »À Tarascon, il avait reçu la nouvelle de la mort, à Cologne, de Marie de Médicis (13 juillet 1642). [...] Richelieu n'eut ni remords ni regret«.

140 Der Aufsatz legt einen deutlichen Schwerpunkt auf die Exiljahre Marias in den Spanischen Niederlanden und ist als Rezeption des Werks des belgischen Historikers Henrard »Marie de Médicis dans les Pays Bas (1631–1638)« (1876) zu verstehen. Eine genaue Analyse des Werks folgt in Teil II, Kap. 1.2.1.

141 Laugel, Le duel, S. 348.

142 Ibid., S. 349.

française aufgenommen[143]. Sein wohl bekanntestes historiografisches Erbe ist seine mehrbändige Richelieu-Biografie[144], in der er den Prinzipalminister regelrecht als Romanhelden behandelte[145]. Maria, die Förderin des Aufstiegs des ehrgeizigen Bischofs und späteren Kardinals, nahm in Hanotaux' Studien einen wichtigen Platz ein. Der bewegten Beziehung der beiden widmete er daher noch mehrere Aufsätze[146].

Hanotaux rezipierte ebenfalls das Metanarrativ des Gegensatzes zwischen der fremden Herrscherin, die kein Verständnis für den weltgeschichtlichen Auftrag Frankreichs gehabt habe, und dem französischen Minister, der im Konflikt mit seiner Gönnerin zum Verteidiger des Nationswillens aufgestiegen sei. Dieser personifizierte Kontrast von Bedrohung und Förderung der nationalen Interessen sollte dem Geschehen mehr Dramatik verleihen. Marias Stilisierung als Fremde war in diesem Zusammenhang unerlässlich. Unheilvoll eröffnete Hanotaux daher seinen Aufsatz »Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon« (1894) mit folgendem Satz: »Pour la seconde fois, une Médicis régnait sur la France«[147]. Damit beschwor er wie viele seiner historiografischen Vorläufer beim historisch versierten Leser eine negative Assoziation mit der Herrschaft Katharinas von Medici herauf. Im selben Aufsatz wertete er Maria außerdem subtil als Landfremde ab, indem er Marguerite de Valois, die erste Frau Heinrichs IV., als »fille de France«[148] bezeichnete. Zwar war dies durchaus die offizielle Bezeichnung für Töchter französischer Könige – und stand daher Marguerite als Tochter Heinrichs II. zweifelsohne zu –, doch mutet dieser Begriff im

143 Vgl. A. Krebs, Art. »Gabriel-Albert-Auguste Hanotaux«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat, Henri Tribout de Morembert (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 17, Paris 1989, Sp. 591f.

144 Die fünfbändige Biografie Richelieus verfasste Hanotaux zwischen 1893 und 1944. In der folgenden Studie zur Rezeption Marias von Medici soll allerdings nur der zweiteilige Band 2 untersucht werden, da sie im ersten Band noch keine Rolle spielte und die Folgebände erst nach 1914 und in Zusammenarbeit mit Auguste de Caumont La Force (1878–1961) verfasst wurden. Der zweiteilige Band 2 wurde 1896 mit dem Prix Gobert ausgezeichnet. Er beginnt mit den Generalständen von 1614.

145 Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 54: »De beaucoup, le personnage le plus important est notre héros, l'évêque de Luçon«.

146 Diese Aufsätze sind entweder Vorarbeiten oder wörtliche Übernahmen von Passagen der Richelieu-Biografie, was häufig zu Überschneidungen führt. Der Vollständigkeit halber sollen immer alle Stellen angeführt werden, die zum Beleg der jeweiligen Aussage relevant sind.

147 Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 758. Siehe auch ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 51.

148 Ders., Marie de Médicis (1re partie), S. 758 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 51.

Vergleich zu seiner Kennzeichnung Marias als »étrangère«[149] als bewusst eingesetzter Kontrast an. Darüber hinaus betonte Hanotaux, dass Marias Trägheit und mangelnde Intelligenz dieses Fremdsein verstärkt hätten, weil sie dadurch weder korrekt Französisch zu sprechen gelernt, noch sich mit den Gepflogenheiten und politischen Zuständen ihrer neuen Heimat vertraut gemacht habe[150].

Die Frau und der Priester

Neben dem in der Rezeption Marias und Richelieus im 19. Jahrhundert traditionellen und patriotisch motivierten Konstrukt eines Konflikts zwischen fremden und französischen Kräften wurde ab 1876 zunehmend eine weitere ideelle Dimension auf den Konflikt der beiden übertragen. Diese war in der vorhergegangenen Historiografie latent immer schon angeklungen, aber in dieser expliziten und leitmotivischen Ausprägung nie ausgeführt worden.

So schloss Auguste Laugel seine Ausführungen zum Konflikt zwischen dem Minister und der Königinmutter mit folgenden Worten: »le prêtre avait vaincu la femme«[151]. Hanotaux rekurrierte ebenfalls begrifflich auf diesen Antagonismus zwischen »la femme et le prêtre«[152]. Diese Terminologie war im republikanischen Diskurs des 19. Jahrhunderts nicht unbelastet und erinnert an den Titel des militant antiklerikalen Werks »Du prêtre, de la femme, de la famille« (1845) von Jules Michelet. Außerdem werden mit diesen beiden Substantiven zwei Kategorien angeführt – Frauen und Kleriker –, deren Einfluss auf Angelegenheiten des Staates im bürgerlichen und republikanisch-laizistischen Verständnis der Dritten Republik eingedämmt, ja sogar ganz ausgeschlossen werden sollten. Wie kann demnach die Verwendung dieser Begriffe bei republikanischen Historikern gedeutet werden?

Hierzu ist es nötig, die Pole Priester/Frau in der Schilderung des Konflikts zwischen Maria und Richelieu als komplementär zum Geschlechterdualismus Mann/Frau zu betrachten. Hanotaux bezeichnete Richelieu nämlich auch als »l'homme« und Maria als »la femme«[153]. Die Verwendung des bestimmten Artikels macht die Überhöhung des persönlichen Konflikts auf eine allgemeinere, geschlechterbezogene Ebene deutlich. In diesem Sinne interpretierte

149 Ibid., Bd. 2/2, S. 206.

150 Vgl. DERS., Marie de Médicis (1re partie), S. 759 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 53.

151 LAUGEL, Le duel, S. 369.

152 HANOTAUX, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 54.

153 Beide Zitate ibid., S. 64.

Hanotaux Marias Charaktereigenschaften häufig verallgemeinernd als typisch weibliche Wesenszüge[154]. Auch Laugel wandte in seiner Darstellung Marias zahlreiche misogyne Allgemeinplätze an, wodurch die Herrscherin auf ein instinktives, unkontrollierbares, schwaches und heimtückisches Wesen reduziert wurde[155]. Dem wurde, wiederum nach einem geläufigen und in dieser Untersuchung bereits mehrfach ausgeführtem Grundmuster, Richelieu als männlicher Nationalheld entgegengestellt, der mit klarem Verstand und Willenskraft gegen seine Kontrahentin angetreten sei[156]. Laugel fasste den frauenfeindlich untermalten nationalhistorischen Antagonismus in folgender Aussage prägnant zusammen: »Richelieu avait une politique, Marie de Médicis n'avait que des passions«[157].

Vor dem Hintergrund dieser Gegenüberstellung war die Rechtfertigung des Verhaltens und der Politik Richelieus für Laugel selbstredend, denn dieser habe aus nationalen Motiven gehandelt – ganz anders als Maria, der er Egoismus vorwarf[158]. Er verklärte Richelieu zum selbstlosen Staatsdiener, der »sa force, sa santé, sa vie, au service de la France« eingesetzt habe[159]. Die Gegenüberstellung der Frau und des Priesters sollte demnach bei Laugel das Duell zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit, Instinkt und Vernunft, Eigensucht und Selbstverneinung symbolhaft fassen. Der Begriff des Priesters ist dabei nicht in einer religiösen, sondern in einer national-sakralen Dimension zu verstehen. Demzufolge soll in diesem Duell Richelieu als Priester der Nation, gleich einem Exorzisten, die Gefahren gebannt haben, die das Schicksal Frankreichs bedrohten. Die priesterliche Funktion des Kardinals Richelieu diente Gabriel Hanotaux außerdem der Sublimierung der menschlichen Schwächen des Ministers. Die aufgrund seiner geistlichen Berufung erlernte Selbstdisziplin und -kasteiung nämlich habe seine männliche Überlegenheit und rationale Autorität vervollkommnet[160]. Seine Stellung als Priester machte ihn somit zum

154 Siehe z. B. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2, S. 266: »Comme la plupart des femmes, elle était incapable de rester seule, sans confident et sans guide«.

155 Vgl. Laugel, Le duel, S. 349f.

156 Ibid., S. 349: »son intelligence profonde et sa volonté de fer«.

157 Ibid., S. 351.

158 Vgl. ibid., S. 358f., 362–365.

159 Ibid., S. 364f.

160 Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 65: »Ce dominateur n'est pas tendre, alors, pour ceux qui l'entourent et ce fascinateur use de sa puissance. Il ne s'agit plus de délicatesse, ni des petits moyens et des petits procédés où s'attarde la diplomatie féminine. Il devient brutal et d'une virilité dure où il y a peut-être plus encore de la chasteté du prêtre que de la froideur du politique et de l'autorité de l'homme d'État. Que

idealen selbstlosen und disziplinierten Staatsdiener und ist daher bei Hanotaux ebenfalls vorrangig in einer national-sakralen Dimension zu verstehen.

Das Begriffspaar des Priesters und der Frau ist darüber hinaus stark sexuell konnotiert. Der Topos gewaltsam unterdrückter fleischlicher Gelüste auf Seiten des Klerus war in der Literatur und Publizistik des 19. Jahrhunderts äußerst beliebt, besonders im antiklerikalen Diskurs[161]. Dementsprechend interpretierte Hanotaux fast schon psychoanalytisch den erbitterten Kampf des Kardinalministers gegen seine ehemalige Gönnerin als symbolhafte Überwindung des Weiblichen und seiner Verführungen durch einen priesterlichen Asketen[162].

Mit dem Begriffspaar Mann/Frau beziehungsweise Priester/Frau sollte also die dramaturgische Dimension des national geprägten Gegensatzes Fremde/Franzose durch eine geschlechterbezogene Dimension nicht nur verstärkt, sondern zugleich sexualisiert werden. Der asketische Staatsdiener überwand dabei die von Maria verkörperte Weiblichkeit – als Mann, um die Verfehlungen von Frauen an der Macht abzuwehren, und als Priester, um die Verführungen des weiblichen Geschlechts wegzubeschwören. Zwar waren in der Historiografie der Dritten Republik die Gerüchte um eine Affäre zwischen Richelieu und Maria abgeebbt, weil sie der angestrebten Verklärung Richelieus zum nationalen Helden entgegenstanden, doch belegt der eben vorgestellte Dualismus eindrücklich, dass die sexuelle Konnotation in der Deutung ihres persönlichen und politischen Konflikts zweifelsohne implizit bestehen blieb.

Die Sünderin und der Heilige

Im Jahr 1900 verfasste der Jesuit Henry Fouqueray (1860–1927)[163] für die konservative »Revue des questions historiques« einen Aufsatz, den er als katholische Antwort auf Hanotaux' verklärende republikanische Biografie Richelieus verstand. Fouqueray hatte sich als Historiker seines Ordens einen Namen gemacht und befasste sich entsprechend in besagtem Aufsatz mit seinem

sont, en somme, ces pauvres vies féminines comparées à l'œuvre qu'il se propose et dont la vie supérieure est l'instrument nécessaire? On dirait qu'alors il en veut aux femmes de ses procédés envers elles et de la captivité où elles auraient voulu et n'ont pas su le retenir. Il les traite rudement en fait, et ses paroles ne valent pas mieux«.

161 Vgl. z. B. Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 267–287.

162 Vgl. Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 65.

163 Für biografische Details siehe H. Beylard, Art. »Henri Fouqueray«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat, Henri Tribout de Morembert (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 14, Paris 1979, Sp. 698f.

Ordensbruder Père Jean Suffren (1571–1641), der ein Vierteljahrhundert lang der Beichtvater Marias von Medici und zwischen 1625 und 1631 ebenfalls derjenige Ludwigs XIII. gewesen war. Fouqueray erachtete Suffren als verkannte Persönlichkeit, die in der Historiografie im Schatten des zweiten Kirchenmannes aus dem Umfeld Marias von Medici gestanden habe, nämlich Richelieus. Im Gegensatz zum Kardinalminister soll dieser jedoch stets im Hintergrund gewirkt und sich gemäß seiner zurückhaltenden Persönlichkeit und seines Gelöbnisses auf die Rolle des geistlichen Beraters beschränkt und keine politische Karriere angestrebt haben[164].

Für seine Darstellung stützte sich Fouqueray auf die wenigen Quellen, die zum Beichtvater der Mediceerin erhalten geblieben sind: ein paar wenige Briefe an den Papst und den jesuitischen Generaloberen Mutio Vitelleschi. Wenngleich die untersuchte Person eine andere ist, so sind die auf Maria angewandten Darstellungsmechanismen dieselben wie in Hanotaux' Richelieu-Biografie: Die negative Stilisierung der Königinmutter diente der Aufwertung des geschilderten Protagonisten. Wie bei Richelieu soll es demnach ein wichtiger Verdienst von Suffren gewesen sein, Maria in ihrem Unvermögen und ihrer Sturheit gelenkt und gebremst zu haben. Damit versuchte er der republikanisch motivierten Verklärung, ja sogar Vereinnahmung Richelieus durch den Gegenentwurf eines katholischen Helden entgegenzutreten. So muten seine biografischen Ausführungen zum Beichtvater der Königin wie eine hagiografische Verherrlichung an, in der Marias Verfehlungen Suffrens Vorzüge umso deutlicher hervorheben sollten. Suffren wird als integrer, friedliebender, demütiger und gottesfürchtiger Mann sowie eloquenter Prediger stilisiert, der inmitten einer im moralischen Verfall begriffenen Zeit christliche Werte hochgehalten habe[165]. Maria wird hingegen kontrastierend mit den gängigen Zuschreibungen als machtgierig, faul und durchsetzungsschwach dargestellt[166]. Als sie 1617 nach Blois exiliert wurde, soll Suffren ihr aus christlicher Nächstenliebe und pastoralem Pflichtbewusstsein heraus gefolgt sein[167]. Ebenso verklärte Fouqueray seinen Ordensbruder als unermüdlichen Fürsprecher Marias bei Ludwig XIII.[168] Nicht zuletzt begleitete Suffren Maria ins endgültige Exil – eine Treue und

164 Henry Fouqueray, Le Père Jean Suffren à la cour de Marie de Médicis et de Louis XIII (1615–1643), in: Revue des questions historiques 24 (1900), S. 74–131, 445–471, hier S. 74.

165 Vgl. ibid., S. 75–79. Er wird überdies als »homme de Dieu« (S. 113) bezeichnet.

166 Ibid., S. 79.

167 Ibid., S. 84f.

168 Vgl. ibid., S. 86–100, 446.

Selbstaufopferung, die er mit denselben Entbehrungen bezahlt habe, denn »comme elle, il ne mourra point sur la terre de France«[169].

Journée des Dupes

Ein Ereignis steht in der einschlägigen Historiografie ganz besonders für den persönlichen und politischen Konflikt zwischen Maria von Medici und Richelieu, denn in der *journée des Dupes*[170] gipfelte das erbitterte Duell der beiden an der Spitze des Staates. Streng genommen handelt es sich bei diesem Ereignis um zwei Tage, den 10. und 11. November 1630[171]. Über den endgültigen politischen Sturz der Königinmutter hinaus, läutete der Vorfall einen Wechsel der Machtverhältnisse ein und ebnete mittelfristig den Weg für eine offensive Außenpolitik, die 1635 mit dem Eintritt Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg eingeleitet wurde.

Nach monatelangen Spannungen zwischen Richelieu und der Königinmutter führte schließlich die Frage nach der Haltung, die gegenüber dem von den außerordentlichen französischen Botschaftern in Regensburg geschlossenen Friedensvertrag mit dem Kaiser (13. Oktober 1630) einzunehmen war, zum Eklat. Richelieu riet Ludwig XIII. dazu, den Vertrag nicht zu ratifizieren, weil er Frankreich den Handlungsspielraum für eine antihabsburgische Politik nahm. Diese stand im Zentrum der Politik Richelieus, der die Gefahr einer habsburgischen Universalmonarchie bannen wollte. Zwar war Maria von Medici ebenfalls der Meinung, dass der Vertrag in der vorliegenden Form nicht ratifiziert werden könne, doch trat sie für die Fortsetzung der Friedenverhandlungen ein[172]. Am 10. November äußerte Maria schließlich öffentlich ihren Unmut gegenüber Richelieu, indem sie ihrem Protegé das Amt des Oberintendanten und Großalmoseniers ihres Hauses entzog. Am darauffolgenden Tag bat sie ihren Sohn um eine private Unterredung im Palais du Luxembourg. Richelieu betrat wenig später überraschend – und ungebeten – den Raum und unterbrach damit das Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn. Die Gründe für sein Auftreten bleiben unklar. Vermutlich wird er aber geahnt haben, dass in diesen vier Wänden über seine Zukunft entschieden wurde. Sicher ist, dass Ludwig XIII.

169 Ibid., S. 452.

170 Der Begriff ist zeitgenössisch und wurde vom Satiriker, Dichter und Günstling Richelieus Guillaume Bautru (1588–1665) geprägt, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 777.

171 Für einen Überblick über die Diskussion zur genauen Datierung der Ereignisse vgl. Chevallier, Louis XIII, S. 379–381.

172 Vgl. hierzu Malettke, Richelieu, S. 482–503.

kurz danach unvermittelt den Raum verließ und sich wortlos auf sein Lieblingsjagdschloss Versailles zurückzog. Während sich Maria schon als Siegerin wähnte, soll Richelieu überstürzt Vorbereitungen für seine Flucht getroffen haben. Am Abend reiste er dem König allerdings nach – vermutlich auf Anraten eines Vertrauten, des Kardinals von La Valette (1593–1639). Am 12. November 1630 sprach Ludwig XIII. schließlich Richelieu sein uneingeschränktes Vertrauen als leitendem Minister aus und ordnete die Zerschlagung der politischen Interessenpartei seiner Mutter an, indem er den Kanzler und Siegelbewahrer Michel de Marillac (1560–1632) sowie dessen Bruder, Marschall Louis de Marillac (1572–1632), verhaften ließ[173].

Über den genauen Ablauf und die Intentionen der drei Protagonisten herrscht nach wie vor Unklarheit[174]. Die Auseinandersetzung vollzog sich nicht nur hinter verschlossenen Türen, im Nachhinein schwiegen auch alle Beteiligten über das, was sich zugetragen hatte[175]. Zwar verfassten viele Zeitgenossen nachträgliche Berichte über den Vorfall, doch widersprechen sie sich häufig und wurden im Rückblick meist zugunsten des Siegers Richelieu verfasst[176]. Die neuere Forschung ist daher äußerst vorsichtig mit psychologisierenden Interpretationen und definitiven Aussagen[177]. Autoren des 19. Jahrhunderts neigten hingegen häufig dazu, Ungereimtheiten zu ignorieren oder zu glätten, um eine Version der Ereignisse mit normativem Anspruch vorzulegen. Damit sollte sich die *journée des Dupes* nahtlos in die sinnstiftende Erzählfolge der Nationalgeschichte einfügen und als wichtige Etappe im Werdegang der Nation gelten.

173 Zur Opposition der katholischen Hofpartei der *dévots* gegen Richelieu vgl. Caroline Maillet-Rao, La pensée politique des dévots Mathieu de Morgues et Michel de Marillac. Une opposition au ministériat du cardinal de Richelieu, Paris 2015.

174 Das heute mittlerweile anerkannte narrative Gerüst ist das von Chevallier, vgl. Pierre Chevallier, La véritable journée des Dupes (11 novembre 1630). Étude critique des journées des 10 et 11 novembre 1630 d'après les dépêches diplomatiques, Troyes 1978. Siehe außerdem Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 776f.; Christian Jouhaud, La main de Richelieu ou le pouvoir cardinal, Paris 1991, S. 54.

175 Vgl. Hildesheimer, Richelieu, S. 231–233; Jouhaud, La main de Richelieu, S. 56f.

176 Darunter zählen die »Memorie Recondite« (1676–1679) des Hofhistoriografen Vittorio Siri (1608–1685), die anonym verfassten Memoiren des zweiten Sohns Marias, Gaston d'Orléans, sowie die der Höflinge Bassompierre, Loménie de Brienne (1635–1698) und Montglat, die »Histoire du règne de Louis XIII« (1758) des Jesuiten Henri Griffet (1698–1771) und nicht zuletzt die zehnbändige »Histoire du règne de Louis XIII« (um 1700) von Michel Le Vassor (1648–1718).

177 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 777.

Nur wenige Autoren wiesen damals ein Problembewusstsein für die bruchstückhafte Überlieferung des Ereignisses auf[178].

Richelieu selbst rechtfertigte nachträglich sein drastisches Verhalten gegenüber der exilierten Königinmutter, indem er den Konflikt zwischen ihnen beiden als das Aufeinanderprallen zweier Prinzipien wertete, bei dem sich schließlich die männlich geprägte Staatsräson durchgesetzt habe[179]. Abgesehen von seltenen Abweichungen wurde diese Deutung im 19. Jahrhundert übernommen, da sich die Historiker für die Schilderung des aufbrausenden Verhaltens Marias bei der *journée des Dupes* vorzugsweise auf Richelieu freundlich gesinnte Darstellungen stützten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war dies vor allem die nachträgliche Berichterstattung Louis de Rouvroys, des Herzogs von Saint-Simon (1675–1755), dessen Manuskript über die Ereignisse 1880 erstmals in gedruckter Form in seinen posthum veröffentlichten »Parallèle des trois premiers rois Bourbon« erschien[180]. Der berühmte Memorialist des Hoflebens unter Ludwig XIV. hatte seinerzeit einen kurzen Bericht über den Ablauf dieser Tage verfasst, wie ihn ihm sein Vater, Claude de Rouvroy de Saint-Simon (1607–1693), geschildert hatte. Die Quelle galt als besonders vertrauenswürdig, weil der ältere Rouvroy einer der engsten Vertrauten Ludwigs XIII. gewesen war[181]. Der Bericht lag im 19. Jahrhundert neben der Passage im »Parallèle« allerdings bereits in zwei weiteren Versionen vor[182]. Erst in den 1930er Jahren wurde indes die Zuverlässigkeit der Quelle hinterfragt, weil Rouvroy seinem Sohn die Ereignisse im hohen Alter geschildert und dieser sie wiederum erst

178 Bazin hatte bereits 1838 diese Tendenz kritisiert, die er nicht nur in der Historiografie des Ancien Régime, sondern auch bei zeitgenössischen Kollegen wiederfand, siehe Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 99.

179 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 846–850; Hildesheimer, Richelieu, S. 234f.; Teyssier, Richelieu, S. 303.

180 Siehe Saint-Simon, Parallèle, S. 166–177.

181 Siehe z. B. Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 100f.; Desprez, La politique féminine, S. 40–50; Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 343f.; Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 67f.; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 237.

182 Der Vater Saint-Simons, Claude de Rouvroy, hatte sich Vittorio Siri anvertraut, der den Bericht im Band 7 seiner »Memorie recondite« wiedergab. Darüber hinaus waren 1834 Fragmente eines ähnlichen Manuskriptes von Saint-Simon in der »Revue des deux mondes« veröffentlicht worden. Siehe hierzu Chevallier, Louis XIII, S. 391. Zur Geschichte der Quelle siehe Prosper Faugère, Avant-propos de l'éditeur, in: ders. (Hg.), Écrits inédits de Saint-Simon publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des Affaires étrangères, Bd. 1, Paris 1880, S. I–XV, hier S. IX–XII; Petitfils, Louis XIII, Bd. 2, S. 83f.; Louis de Rouvroy de Saint-Simon, Louis XIII et Richelieu. Fragments historiques du duc de Saint-Simon et lettres du cardinal. Documents inédits, in: Revue des deux mondes 4 (1834), S. 409–427.

einige Jahre später zu Papier gebracht hatte[183]. Außerdem muss angenommen werden, dass Saint-Simon, der beim Schreiben den Ausgang der *journée des Dupes* ja bereits gekannt hatte, Richelieus Rolle bewusst beschönigt und die Verliererin Maria negativ überzeichnet hatte. So hatte er etwa die Wortwahl Marias mit der einer Marktfrau verglichen und somit mehr oder minder explizit als vulgär und einer Königin nicht würdig bezeichnet[184].

Interessanterweise bezeichnete Adrien Desprez die Quelle 1882 allerdings als »témoignage […] d'autant plus précieux qu'il achève de nous faire connaître le caractère de cette reine qui fait une si piètre figure dans l'histoire de France«[185]. Demnach leiteten die Historiker aus der Richelieu freundlich gesinnten Siegergeschichtsschreibung Belege für Marias Fehlverhalten sowie ihren eklatanten Mangel an Selbstbeherrschung ab. Die Novemberereignisse von 1630 galten in diesem Sinne auch noch im späten 19. Jahrhundert als symptomatisch für ihre Persönlichkeit. Apologetische Ansätze sind zu dieser Zeit, wie bereits im gesamten hier zugrundegelegten Zeitraum, tendenziell in der konservativen Geschichtsschreibung zu verorten und waren meist ein Versuch, sich mittels subtiler Details von der geläufigen Meinung abzugrenzen[186]. Allgemeiner Konsens herrschte allerdings bezüglich des von Richelieu geprägten Motivs der Eigenverschuldung Marias, das bereits im Hinblick auf das frühe 19. Jahrhundert eingehend untersucht worden ist[187]. So lastete der Jesuit Fouqueray ebenfalls Marias Unversöhnlichkeit und ihrem ungestümen Charakter einen Großteil der Verantwortung für ihr Schicksal im Exil an[188].

Die Rezeption der *journée des Dupes* belegt also eindrücklich, wie sich über den ideologischen Bruch der Revolution hinaus – trotz kritischer Stimmen gegen Richelieu – die von ihm eigens geschaffene Deutung seines Siegs über Maria als nationale Notwendigkeit hielt. Gerade in der Dritten Republik erfreute sich die Schilderung dieses Ereignisses in der Historiografie, aber auch in den Schulbüchern besonders großer Beliebtheit. Denn es brachte den Sieg des Prinzipalministers als Verfechter einer selbstbewussten Staatsräson, die

183 Vgl. Louis Batiffol, Richelieu et le roi Louis XIII. Les véritables rapports du souverain et de son ministre, Paris 1934, S. 269f.

184 Saint-Simon, zit. n. Martin, Histoire de France, Bd. 13, S. 47. Siehe auch im Original: Saint-Simon, Parallèle, S. 168.

185 Desprez, La politique féminine, S. 48.

186 Siehe z. B. Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 117; Fouqueray, Le Père Jean Suffren, S. 130f.; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 305.

187 Vgl. hierzu Teil I, Kap. 1.3. u. insb. Anquetil, Histoire de France, S. 292f.; Bazin de Raucou, Histoire de France, Bd. 3, S. 105; Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 365, 369–371; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 301f.

188 Vgl. Fouqueray, Le Père Jean Suffren, S. 130.

nicht mehr als monarchisch-absolutistische, sondern als nationalrepublikanische Notwendigkeit ausgelegt wurde, prägnant zum Ausdruck. Seine Opponentin Maria galt hingegen als diejenige, die den Prozess nationaler Emanzipation aufgrund irrationaler und persönlicher Gründe zu verhindern gesucht hatte[189].

Natürlich kann die Frage, ob die Historiografie um die Jahrhundertwende ein differenzierteres Bild Marias von Medici entwickelte, nicht daran gemessen werden, ob die ansonsten sehr negativ rezipierte Herrscherin nun in ein positiveres Licht gerückt wurde. Obwohl die Zerstörung historischer Mythen einer der epistemologischen Ansprüche der sich verwissenschaftlichenden Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts war, ist auffällig, dass die Distanzierung oder zumindest Hinterfragung von traditionsreichen, mittlerweile national besetzten Diskursen nur mühsam gelang.

So stieß die Neuuntersuchung dieser historischen Figur bei all den hier herangezogenen Beispielen vor allem dann an ihre Grenzen, wenn sie am posthumen Ruhm der im Geschichtsbild der Dritten Republik verehrten Persönlichkeiten Heinrichs IV. und Richelieus rüttelte. Dafür nahmen die Historiker – bewusst oder unbewusst – Ungereimtheiten oder Brüche in ihrer Argumentation in Kauf. Chris Lorenz führte diese inhaltliche Ambivalenz der ›objektiven‹ Historiografie darauf zurück, dass sie als Nationalgeschichtsschreibung im Grunde eine ganz ähnliche identitäts- und sinnstiftende Rolle erfüllte wie der historische Mythos und somit vergleichbaren Mustern folgte[190]. Das Fortdauern der negativen Stilisierung Marias, die sich auch zwischen 1876 und 1914 weiterhin aus denselben Motiven speiste, die Richelieu unmittelbar nach ihrem endgültigen Sturz im November 1630 verbreiten ließ, kann also damit erklärt werden, dass diese Königin ein ganz wesentlicher Bestandteil des republikanischen historischen Narrativs war.

Die in den historiografischen Darstellungen dieser Zeit auf die Spitze getriebene Schilderung des »Duells« zwischen dem neuentdeckten republikanischen Nationalhelden Richelieu und der Königinmutter sollte den Siegeszug des

189 Vgl. etwa Desprez, La politique féminine, S. 39; Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 277.

190 Vgl. Chris Lorenz, Drawing the Line. »Scientific« History between Myth-Making and Myth-Breaking, in: Stefan Berger, Linas Eriksonas, Andrew Mycock (Hg.), Narrating the Nation. Representations in History, Media and the Arts, New York u. a. 2008, S. 35–55. Mit diesem Aufsatz, der die enge Verbindung zwischen Mythos und Nationalgeschichtsschreibung in der Praxis wissenschaftlich begründeter Historiografie hervorhob, antwortete Lorenz auf den Versuch von William McNeill, Mythos und Geschichte theoretisch voneinander abzugrenzen, siehe William Hardy McNeill, Mythistory, or Truth, Myth, History, and Historians, in: Mythistory and Other Essays, Chicago u. a. 1986, S. 3–22.

französischen Geistes prägnant verdeutlichen und nationale Selbtgewissheit erzeugen. Mit dem Minister hatten angeblich der Franzose über die Italienerin, der Mann über die Frau, die eiserne Staatsräson über die emotionale Familienpolitik und die nationale Gemeinschaft über den Egoismus des Einzelnen gesiegt. Auf dieser Grundlage wurde insbesondere die *journée des Dupes* zum historischen Paradigmenwechsel erklärt, weil das Ereignis nicht nur über die Hegemonie Frankreichs im Europa des 17. Jahrhunderts entschieden, sondern auch die Vormachtstellung dieser Nation, die ihr gemäß dem Geschichtsbild des 19. Jahrhunderts von Natur aus gebührte, eingeleitet habe. Diese Deutung hielt sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein[191], wenngleich ab den 1930er Jahren das Bild des persönlichen Antagonismus zwischen Richelieu und Maria von Medici zunehmend aufgebrochen wurde[192].

4.3 Eine bürgerliche Interpretation Marias von Medici um die Jahrhundertwende

Das 19. Jahrhundert wurde von Zeitgenossen und der Forschung als »bürgerliches« Zeitalter bezeichnet, weil diese Schicht europaweit der Gesellschaft,

191 Vgl. Georges Mongrédien, 10 novembre 1630. La journée des Dupes, Paris 1961. Für die Reihe »Trente journées qui ont fait la France«, in der der Band von Mongrédien erschienen ist, hatte der Verlag Gallimard prominente Historiker gebeten, Ereignisse auszuführen, die wesentlich zur Konstruktion der nationalen Identität beigetragen hatten. Dies verdeutlicht gut, wie tief noch im 20. Jahrhundert in Frankreich die Vorstellung verankert war, dass man der Entstehung und Entwicklung der Nation in der Auseinandersetzung mit der Geschichte nachspüren könne und diese sich dem Volk in ganz besonderen Momenten offenbart habe. So bezeichnete der Herausgeber 1961 im Vorwort zum einschlägigen Band zur *journée des Dupes* diese als Geburtsstunde einer »nouvelle époque de l'histoire de France, une époque où, après tant de siècles de misères et d'humiliations, elle allait atteindre le plus haut sommet d'une grandeur à laquelle puisse rêver un État«, Gérard Walter, Introduction, in: Mongrédien, 10 novembre 1630, S. XI–XXIV, hier S. XI. In der neu aufgelegten und erweiterten Reihe von 2005 wurde die *journée des Dupes* ausgelassen. Die nationalhistorische Bedeutung des Ereignisses sowie das Interesse scheint demnach im 21. Jahrhundert nachgelassen zu haben.

192 Constant, La folle liberté des baroques, S. 197. Constant führte an, dass die Grenzen zwischen den beiden Positionen fließender gewesen seien, als meist angenommen, und somit nicht von zwei klar getrennten politischen Blöcken gesprochen werden könne. Den ersten Schritt für eine solche Neubewertung vollzog Pagès 1937. Er lenkte den Fokus auf den Kanzler Michel de Marillac, den er als eigentlichen politischen Opponenten Richelieus darstellte. Das Schicksal Marias gilt in der Interpretation von Pagès lediglich als ›Kollateralschaden‹, vgl. Georges Pagès, Autour du »grand orage«. Richelieu et Marillac: deux politiques, in: Revue historique 179 (1937), S. 63–97. Batiffol hatte diese Interpretation eingeleitet, vgl. Batiffol, Richelieu et le roi Louis XIII, S. 250–282.

Wirtschaft, Kultur, Bildung und Politik ihr Wertesystem und ihre Umgangs- und Lebensformen aufgeprägt hatte. In Frankreich setzte der Siegeszug des Bürgertums nach dem Sturz des Ancien Régime ein und gipfelte in der Dritten Republik[193]. Die französische *bourgeoisie* ist allerdings aufgrund ihrer Vielschichtigkeit schwer zu umreißen und zu definieren[194]. Die Wahrnehmung dessen, was bürgerlich ist, setzte sich in Literatur, Wissenschaft und Politik aus zahlreichen Selbst- und Fremdwahrnehmungen zusammen, die positiv bis sehr abwertend waren. Für die Zwecke dieser Untersuchung soll daher folgende, vereinfachte Definition gelten: Das Bürgertum bezeichnet formal die Mittelklasse; es definierte sich sowohl durch seinen gesellschaftlichen Status als auch durch seine Lebensart und seine Werte wie Bildung, Besitz, Rechtsgleichheit, Liberalismus, Kapitalismus, Fortschrittsglaube und die Forderung nach individuellen Freiheiten.

4.3.1 Maria ganz privat, oder: Wie verdrängt man eine Königin aus der Geschichte?

Seit den 1980er Jahren wird das bürgerliche Geschlechterverständnis und -verhältnis in der Geschichte verstärkt untersucht[195]. Die bürgerlich geprägte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts folgte dem Leitgedanken, dass nicht die Gleichstellung, sondern die Komplementarität der Geschlechter das soziale

193 Vgl. Roger Magraw, France 1815–1914. The Bourgeois Century, London 1983, S. 207–353.

194 Siehe für die folgenden Ausführungen Adeline Daumard, Les bourgeois et la bourgeoisie en France depuis 1815, Paris 1987, S. 27–68; Peter Gay, Schnitzler's Century. The Making of Middle-Class Culture 1815–1914, London, New York 2002, S. 3–33. Es sei außerdem auf folgende aktuelle Überblicksdarstellungen zum französischen Bürgertum hingewiesen: Laurent Coste, Les bourgeoisies en France du xvie au milieu du xixe siècle, Paris 2013; Xavier de Montclos, L'ancienne bourgeoisie en France. Émergence et permanence d'un groupe social du xvie au xxe siècle, Paris ²2013. Zur Kulturgeschichte des privaten Lebens siehe auch Michelle Perrot (Hg.), Histoire de la vie privée, Bd. 4: De la Révolution à la Grande Guerre, Paris 1987.

195 Vgl. für die folgenden Ausführungen zu den bürgerlichen Geschlechterverhältnissen Ute Frevert, Einleitung, in: dies. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, S. 11–16. Zum aktuellen Forschungsstand der Geschlechtergeschichte im Bürgertum siehe außerdem Andreas Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin u. a. ²2014, S. 66–69. Diese beiden Einführungen beziehen sich auf den deutschen Kontext, doch spiegeln die dort dargelegten Lebensarten und Werte, ganz im Sinne der von Gay postulierten Gemeinsamkeiten, Grundmuster des europäischen Bürgertums wider, vgl. Gay, Schnitzler's Century, S. XXIVf.

Gleichgewicht garantiere. Diesen Diskurs geschlechtlicher Ungleichheit vertraten im Wesentlichen Männer, doch auch manche Frauen. Man berief sich auf eine göttliche Ordnung, die eine solche Ergänzung der Geschlechter vermeintlich vorgab, sowie auf eine angeblich naturgegebene geistige und körperliche Unterlegenheit der Frau, die sie unfähig mache, öffentliche Aufgaben zu übernehmen[196]. Der Frau wurde daher im bürgerlichen Verständnis der private Wirkungsraum der Ehe und Familie zugedacht. Sie galt als Erhalterin und Verwalterin des vom Mann erworbenen bürgerlichen Kapitals, sei es moralisch oder wirtschaftlich. Die angelsächsische Forschung spricht hierbei von einer »separation of spheres«[197].

Die wohlhabende und einflussreiche Mittelschicht prägte im 19. Jahrhundert nicht nur den gesellschaftlichen und politischen, sondern auch den historischen Diskurs wesentlich. So hat die Forschung herausgearbeitet, dass die Historiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts auch zunehmend anhand der Darstellung von Königinnen die Werte der bürgerlichen Rollenverteilung der Geschlechter zu vermitteln suchten[198]. Regina Schulte hat einen solchen Impetus sowohl in der deutschen als auch der französischen Rezeption von Marie-Antoinette, Luise von Preußen und Elisabeth von Österreich festgestellt[199]. Dies sind jedoch Herrscherinnen aus dem späten 18. und 19. Jahrhundert, die Zeuginnen des Siegeszugs des Bürgertums gewesen waren. Eine Übertragung bürgerlicher Werte zur Beurteilung einer Herrscherin des 17. Jahrhunderts erscheint hingegen äußerst anachronistisch. Nichtsdestoweniger kann am Beispiel der Rezeption Marias von Medici sehr gut dargelegt werden, wie sie um die Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend an typisch bürgerlichen Kategorien gemessen wurde. Es galt nun, sie nicht mehr als Herrscherin, sondern in ihrem privaten und familiären Umfeld zu untersuchen und nicht zuletzt als Gestalterin und Wirtschafterin ihres Haushalts – kurz als bürgerliche Hausfrau – zu bewerten.

196 Darmon, Femme, repaire de tous les vices, S. 13f.; Gay, Schnitzler's Century, S. 47f.

197 Ibid., S. 48. Dieser Ansatz wird zwar in der Bürgertumsforschung immer wieder diskutiert, doch nie grundsätzlich in Frage gestellt, siehe Frevert, Einleitung, S. 15.

198 Berger, Conrad, The Past as History, S. 127.

199 Vgl. Regina Schulte, The Queen, a Middle-Class Tragedy. The Writing of History and the Creation of Myths in Nineteenth-Century France and Germany, in: Gender and History 14/2 (2002), S. 266–293.

Das unberechenbare Wesen

Pierre Darmon legte in seiner Monografie »Femme, repaire de tous les vices« (2012) eindrücklich dar, wie sich in der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts der seit der Aufklärung entwickelte »paternalistische Feminismus« bürgerlichen Ursprungs durchgesetzt hatte[200]. Er drückte sich in einem herablassenden und zugleich nachsichtigen Blick des vernunftbegabten Mannes auf die Frau aus, die als hilfloses und sprunghaftes Wesen regelrecht infantilisiert wurde. Medizinische Studien dienten der Begründung der weiblichen Unterlegenheit und lösten hierbei zunehmend religiöse Diskurse ab. Im Rahmen dieser pseudowissenschaftlichen Ansätze versuchten Männer klinisch das für sie unberechenbare weibliche Wesen zu ergründen. Studien wie die des Anthropologen Julien-Joseph Virey (1775–1846) beschrieben die Frauen mitunter als bipolar[201]. So galten etwa heftige Gefühlsregungen im 19. Jahrhundert als typisch weiblich und dienten der medizinischen Untermauerung der Unterlegenheit der Frau, denn, so Alain Corbin: »Malaises, évanouissements, manifestations nerveuses soulignent la pertinence du discours médical sur les deux natures. Le manque de contrôle prouve la fragilité, autorise la pitié; ce sentiment ambigu associe la femme aux êtres immatures ou désarmés«[202].

Vor diesem Hintergrund sind sicherlich auch einige Äußerungen aus der Historiografie des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu deuten, die Maria von Medici als unberechenbares und irrationales Wesen darstellten, das psychologisch und pathologisch erforscht werden könne. Eusèbe Pavie thematisierte etwa ihren Wankelmut, indem er sie mit einem Schaukelstein verglich[203]. Gabriel Hanotaux ging außerdem genauer auf einen Nervenzusammenbruch Marias im Juni 1617 ein[204]. Mit der Schilderung dieses Anfalls, der auch körperliche Symptome hervorrief, wollte Hanotaux verdeutlichen, dass

200 Vgl. für die folgenden Ausführungen Darmon, Femme, repaire de tous les vices, S. 195–220.

201 Vgl. ibid., S. 208–210.

202 Corbin, Le »sexe en deuil«, S. 149.

203 Pavie, La guerre, S. 569f.: »Il en était d'elle, pour ainsi dire, comme de ces pierres branlantes qui oscillent à la plus légère impulsion et qui, dès que cette impulsion cesse, retombent d'elles-mêmes sur leurs bases immuables. Trop inquiète et trop mobile pour son opacité organique, Marie de Médicis, une fois à bout de ses tressaillements d'une amazone d'épopée et de ses soubresauts d'une junon en détresse, […] s'était vite affaissée d'elle-même en un phlegme majestueux«.

204 Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 58: »Elle fit venir ses médecins. Ils la trouvèrent congestionnée, angoissée et, c'est leur mot, dans une véritable ›bourrasque d'âme‹. Elle se livra à eux avec une docilité rare; elle fut saignée et, toujours d'après les médecins, elle se trouva beaucoup mieux«.

Maria zeitlebens heftigen Gefühlen ausgesetzt gewesen sei und eine »vie agitée de passions violentes« geführt habe[205]. Zugleich ist Hanotaux' kurze Ausführung vor dem medizinwissenschaftlichen Hintergrund des 19. Jahrhunderts zu verstehen, wo gerade hysterische Anfälle als typisch weibliche Krankheit und Ausdruck der Schwäche und Unkontrollierbarkeit der Frauen betrachtet wurden. Die misogynen Implikationen solcher Äußerungen über die von ihren Emotionen gesteuerte und gelähmte Maria von Medici werden insbesondere deutlich, wenn man sie der Darstellung Richelieus als bedacht und rational handelnder Mann bei Pavie und Hanotaux gegenüberstellt[206].

Der Historiker Louis Batiffol beschrieb Maria ebenfalls als wankelmütiges Nervenbündel[207] und sprach von ihrer »nervosité développée se traduisant par une sensibilité excessive à propos de mille détails de la vie quotidienne [...]. Le propre de certains êtres nerveux est d'être tantôt irritables et déprimés, tantôt optimistes. Marie de Médicis appartenait à cette catégorie de tempéraments«[208]. Begrifflich wie inhaltlich bezog sich Batiffol mit dieser Aussage zweifelsohne auf die antike humoralpathologische Temperamentenlehre, auch Viersäftelehre genannt, die die Ärzte Hippokrates (ca. 460–370 v. Chr.) und Galen (ca. 129–200) entwickelt hatten. Dieser Lehre zufolge kann man anhand gewisser Fluide des Körpers den Charakter, Geschmack, Gemütszustand und die Krankheitsgeschichte einer Person erklären. Ein Ungleichgewicht der Säfte beziehungsweise die Dominanz des einen könne überdies gewisse Verhaltenstypen erklären, die man in vier Kategorien einteilte: die Sanguiniker (Blut), die Melancholiker (schwarze Galle), die Phlegmatiker (Schleim) und die Choleriker (gelbe Galle). Wenngleich diese Theorie seit dem 17. Jahrhundert hinterfragt wurde, diente sie noch bis ins 20. Jahrhundert unterstützend der Medizin. Im 19. Jahrhundert kombinierte man außerdem humoralpathologische Aspekte mit neurologischen Erwägungen[209].

Genau diesen theoretischen Unterbau der Temperamentenlehre setzte Batiffol zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, um Marias Charakter zu umreißen. Im Unterschied zu anderen Autoren suggerierten seine Ausführungen über den Gemütszustand Marias allerdings keine frauenfeindliche Implikation. Er argu-

205 Ibid., S. 55.

206 Vgl. hierzu etwa Pavie, La guerre, S. 566 u. Hanotaux, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, S. 64.

207 Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 50: Maria beschrieb er als »femme peu assurée d'elle-même, instable, agitée, incapable d'une suite d'idées un peu ferme et raisonnée; en somme une nature assez médiocre et vascillante«.

208 Ibid., S. 49f.

209 Zur Temperamentenlehre siehe folgende substantielle kulturhistorische Studie: Noga Arikha, Passions and Tempers. A History of the Humours, New York 2008.

mentierte stets in humoralpathologischen, geschlechtsneutralen Kategorien[210]. In diesem Sinne ordnete er Maria den Sanguinikern zu, die allgemeinhin als optimistisch, doch zugleich als unstet, leidenschaftlich und maßlos galten. Zeitgenössischen Berichten entnahm er, dass Maria häufig als kühl und abweisend wahrgenommen wurde, doch betonte er, dass sie hinter dieser Fassade lediglich ihre typisch sanguinische Übersensibilität, Wechselhaftigkeit und Unsicherheit verborgen habe[211]. Darüber hinaus soll Maria aufgrund dieser Veranlagung ihren Mann auch nie wirklich gehasst haben, weshalb Batiffol sie von der Beteiligung an dessen Ermordung freisprach. Vielmehr betonte er, dass »[c]omme chez toutes les personnes de tempérament sanguin et nerveux, les haines invétérées ou implacables, propres principalement aux bilieux, n'étaient point dans sa nature«[212]. Auch die Ursache des Todes Marias – eine Hypertrophie des Herzens – erklärte der Historiker humoralpathologisch aufgrund eines Überschusses an Blut, der »a dû lui venir à la suite des émotions nombreuses et des déceptions de la seconde moitié de sa vie«[213].

Batiffols Versuch, Marias Charakter klinisch zu ergründen und somit zu umreißen, zeugt eindrücklich vom großen Ansehen der sich im 19. Jahrhundert etablierenden Naturwissenschaften. Solche medizinisch-psychologisierenden Ansätze, seien sie misogyn untermalt oder von der Humoralpathologie geprägt, verdeutlichen einmal mehr, dass der Zugang zu Marias Wirken und Politik über das ganze 19. Jahrhundert hinweg meist auf einem verzerrten Bild ihrer Person gründete. Sei es zu große Leidenschaftlichkeit im moralistischen Diskurs des ausgehenden 18. Jahrhunderts oder Hysterie und ihre Zugehörigkeit zu den Sanguinikern im medizinisch untermauerten historischen Diskurs des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, das Ergebnis war das gleiche: Marias politisches Handeln wurde auf der Grundlage reduzierender, teilweise misogyn konnotierter Erklärungsmuster geschildert, was eine Auseinandersetzung mit ihren eigentlichen politischen Motiven und Hintergründen gänzlich verhinderte.

210 Batiffol spricht etwa von den »*êtres* nerveux«, von einer »contradiction fréquente chez les *caractères* de ce genre« oder darüber, dass »Marie de Médicis appartenait à cette *catégorie de tempéraments*« (Hervorh. MRK), vgl. für alle Zitate Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S, 50.

211 Vgl. ibid., S. 47–50.

212 Ibid., S. 240.

213 Ders., Marie de Médicis, S. 252. Siehe auch ders., La vie intime, Bd. 1, S. 41f.

Ein nachwirkender frauenfeindlicher Geschichtsdiskurs

Ein weiterer eindrücklicher Beleg für die anhaltende Übernahme diesmal explizit frauenfeindlicher Elemente in der Rezeption Marias von Medici – und über sie hinaus in der Wahrnehmung französischer Herrscherinnen des Ancien Régime überhaupt – bietet während der Dritten Republik »La politique féminine de Marie de Médicis à Marie-Antoinette« (1882) von Adrien Desprez (1831–1888)[214]. Die Monografie erschien in der Reihe »Bibliothèque de vulgarisation« des Pariser Verlegers Alfred Degorce-Cadot und richtete sich damit primär an ein breites Publikum interessierter Laien[215]. Die Tatsache, dass eine solch dezidiert misogyne Aufarbeitung des Themas Eingang in eine populärwissenschaftliche Reihe fand, zeugt zweifelsohne von der anhaltenden Akzeptanz solcher Diskurse in den 1880er Jahren. Die angeführten abschreckenden historischen Beispiele sollten nicht zuletzt handlungsweisend für die bürgerlich geprägte Gesellschaft der Gegenwart sein.

Bereits im Titel postuliert Desprez, dass es »*la* politique féminine« (Hervorh. MRK), also eine homogene und konstante, typisch weibliche Ausprägung der Politikausübung gebe, der man historisch anhand einschlägiger Beispiele nachspüren könne. Die ideologische Kontinuität von Desprez mit traditionsreichen Motiven aus dem Ancien Régime wird bereits im Vorwort deutlich. So leitete er seine Ausführungen mit einem abfälligen Zitat Richelieus über Frauen ein[216]. Desprez' frauenfeindlicher Impetus gründete darüber hinaus in der herkömmlichen irrationalen Angst vor der Frau als manipulierende Gestalt im Schatten der Macht – ein alter Topos, den etwa der Autor des revolutionären Pamphlets »Les crimes des reines« aufgegriffen hatte[217]. Nicht zuletzt verdeutlicht sein biblischer Vergleich der Macht mit einem »fruit défendu«[218] die religiöse Einbettung solcher politischen Argumente, wonach weibliche Herrschaft die göttliche Weltordnung missachte. Außerdem betonte Desprez die Überlegenheit des Mannes, der die unmündige und fremdbestimmte Frau reguliere[219]. Die Ausführung konkreter historischer Beispiele sollte in der Folge veranschau-

214 Über den aus Lyon gebürtigen Autor ist wenig bekannt, vgl. M. Jacquet, Art. »Adrien Desprez«, in: Jean-Charles Roman d'Amat, R. Limouzin-Lamothe (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 11, Paris 1967, Sp. 28.

215 Der vulgarisierende Ansatz erklärt auch, warum Desprez' Schilderung keine Fußnoten und Quellenverweise aufweist.

216 Desprez, La politique féminine, S. V.

217 Vgl. ibid., S. VI–VIII.

218 Ibid., S. VI.

219 Vgl. ibid., S. 12–14.

lichen, warum Frauen von der Ausübung öffentlicher Funktionen auszuschließen seien[220].

Sein Interesse für die Bourbonen begründete Desprez damit, dass in keiner anderen französischen Dynastie die Frauen eine so zentrale Rolle gespielt hätten[221]. Maria von Medici war für ihn dabei nicht nur als erste Bourbonenkönigin von zentraler Bedeutung[222], nein, er sah in ihr vielmehr – wie in »Les crimes des reines« oder wie Balzac vor ihm – alle Verfehlungen verkörpert, die Frauen in der Handhabung der Staatsgeschäfte begehen konnten[223]. Maria diente ihm demnach der exemplarischen Verdeutlichung der destruktiven Folgen weiblicher Politik[224]. Hierzu war er fest entschlossen, Maria durchweg negativ darzustellen. So berichtet er, dass »[c]ausant un jour de son mariage avec Sully, Henri IV lui disait qu'il voulait trouver dans sa femme sept qualités principales. Il faut qu'elle soit belle, sage, douce, spirituelle, féconde, riche et d'extraction royale. […] Eh bien, ces qualités qu'il prisait si fort, il n'en trouva même pas l'ombre«[225]. Zweifelsohne kann über Marias charakterliche Vorzüge gestritten werden, doch der Medici-Tochter und sechsfachen Mutter sogar noch die Vorzüge des Reichtums und der Fruchtbarkeit abzusprechen, zeugt deutlich von einer bewusst diffamierenden Vorgehensweise des Autors[226].

220 Ibid., S. 363–365.

221 Ibid., S. VIII.

222 Seine Schilderung Marias von Medici befindet sich ibid., S. 9–52.

223 Ibid., S. 9: »Marie de Médicis […] qui ouvre ce défilé, se trouve de personnifier en elle tous les défauts, toutes les défaillances qu'apportent les femmes au maniement des affaires publiques: un immense besoin de domination, une ambition jalouse et sans bornes et, à côté de cela, une incapacité irrémédiable, qui les jette entre les bras de favoris indignes, qui les rend sujettes de leur femme de chambre et de leur domesticité, et les force à faire ce qu'on pourrait appeler de la politique de commérages et de basses intrigues. Voilà Marie de Médicis tout entière: ambitieuse, ignorante, brouillonne, et capable de sacrifier son pays au désir de se venger«.

224 Ibid., S. 52.

225 Ibid., S. 11. Siehe hierzu auch S. 30f.

226 Interessanterweise hatte ein paar Jahre zuvor die englische Autorin Freer diese Begebenheit ebenfalls wiedergegeben, doch in einer deutlich ausgewogeneren Version, siehe Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 254: »During the progress of these vexatious feuds, often must Rosny have recalled his conversation at Nantes with Henri Quatre, when the king confided to his ear the indispensable endowments necessary to attach him to the woman whom he might espouse: beauty, prudence, gentleness, wit, fecundity, wealth, and illustrious descent. Marie de Medici possessed five of these qualifications: she was deficient alone in prudent and winning gentleness; yet this failure eventually sufficed, with a prince of Henry's temperament, to render the conjugal yoke almost intolerable«.

Neben Desprez wandten um die Wende zum 20. Jahrhundert noch andere Historiker ähnliche frauenfeindliche Motive in ihrer Darstellung Marias an. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das alte Vorurteil, dass Frauen häufig zu Intrigen neigten, um ihren mangelnden politischen Weitblick zu kompensieren. Eusèbe Pavie betonte daher, dass »[à] la place d'un vrai génie de gouvernement, il n'y avait en elle [Marie de Médicis] que des instincts et des besoins d'intrigue«[227]. Jean-Hippolyte Mariéjol glaubte sogar, eine Korrelation zwischen der steigenden Beteiligung von Frauen am politischen Leben und einem moralischen Wandel, um nicht zu sagen Verfall, am französischen Hof während der Herrschaften Katharinas und Marias von Medici zu erkennen[228]. Hanotaux betonte außerdem, dass »[o]n s'était étonné d'abord de leur présence. On remarquait que cela n'arrive pas dans les autres pays […]. Mais on se consolait en pensant que, laissées au dehors, elles feraient encore plus de mal«[229]. Damit rezipierte der große Richelieu-Biograf des ausgehenden 19. Jahrhunderts den geläufigen Diskurs der unbeherrschbaren Frau mit zerstörerischem Einfluss, den der von ihm untersuchte Minister in seinem politischen Kampf gegen Maria gefördert hatte. In einer Sache irrte Hanotaux allerdings, nämlich darin, den Ausschluss der Frauen aus dem politischen Bereich als europäische Norm zu betrachten. Frankreich bildete mit diesem exklusiv männlichen Selbstverständnis der Herrschaftsausübung vielmehr eine Ausnahme im westlichen Europa, man denke hier nur an namhafte englische und spanische Gegenbeispiele wie Elisabeth I. (1533–1603) und Isabella von Kastilien (1451–1504).

Frauenfeindlicher Psychologismus

Mit der Übernahme frauenfeindlicher Diskurse aus dem Ancien Régime ging eine starke psychologisierende Tendenz in der Wahrnehmung der Politik Marias einher, die teils legitime politische Erwägungen der Regentin auf vermeintlich typisch weibliche Regungen reduzierte und damit Maria noch stärker als rein emotionsgesteuerte und irrationale Herrscherin erscheinen ließ.

227 Pavie, La guerre, S. 303.

228 Mariéjol thematisierte dies z. B. in seinem Kapitel »Premiers complots aristocratiques«, wo er anführte: »La politique n'est pas le domaine réservé des hommes: elles [les femmes] complotent, dirigent les partis, décident des prises d'armes, suivent les expéditions. Elles jugent les œuvres littéraires, règlent les mœurs et entravent le gouvernement. L'importance toujours plus grande qu'elles s'attribuent est le signe d'une révolution sociale et morale«, in Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 250.

229 Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 775f.

So verglich etwa Desprez den Allianzwechsel, den Maria 1615 herbeigeführt hatte, mit der Regung einer leidenschaftlichen Geliebten, denn sie wollte angeblich »se jeter dans les bras de l'Espagne«[230]. Er reduzierte ihre außenpolitische Entscheidung darüber hinaus auf eine für ihn typisch weibliche, verblendete und sture Regung, denn »elle suivait en cela les errements ordinaires de la politique féminine, qui consiste à obéir aux impulsions du cœur ou de l'imagination plutôt qu'aux conseils de la raison, à braver ouvertement l'opinion, afin de bien se persuader qu'on est le maître et qu'on commande à tous«[231]. Drittens deutete Desprez Marias Abkehr von den politischen Weisungen Heinrichs IV. auf der Grundlage pseudo-psychologischer Argumente. Die Entscheidung sei demnach dem typisch weiblichen Widerspruchsgeist erwachsen, der Frauen dazu verleite, grundsätzlich alle vernünftigen Argumente wider besseres Wissen zu verwerfen und stur ihrer eigenen Linie zu folgen. Er fügte in diesem Sinne verallgemeinernd hinzu: »[Q]uelle est la femme mariée qui ne se délecte pas à ces actes d'opposition«[232]. Die reine Freude am Protest gegen den Ehemann war für Desprez demnach der eigentliche Grund für Marias dezidierte Förderung des spanischen Eheprojekts, denn »la régente [...], semblable à toutes les femmes, aimait à aller contre l'opinion, à la heurter, à en triompher«[233]. Dies verdeutlicht erneut, wie der Autor den Blick auf politische Erwägungen durch verallgemeinernde, frauenfeindlich psychologisierende Ansätze völlig versperrte, was mitunter beim Leser eine sachliche Auseinandersetzung mit den möglichen politischen und geostrategischen Erwägungen Marias verhinderte.

François-Tommy Perrens und Berthold Zeller gingen in ihrer Wertung der spanischen Ehen ähnlich vor. Beide Historiker führten die Beweggründe Marias auf einen eitlen Wunsch zurück, ihre Kinder so prestigeträchtig wie möglich zu verheiraten. So soll Maria aufgrund ihrer »vanité féminine«[234] und ihres »orgueil maternel«[235] – also explizit weiblicher Regungen – an dem Projekt festgehalten haben. Dafür soll sie sogar nicht davor zurückgeschreckt haben, rangniedrigere Prätendenten abzuweisen und zu brüskieren, nicht zuletzt den für Frankreich strategisch wertvollen Herzog von Savoyen[236]. Die Heiratspoli-

230 Desprez, La politique féminine, S. 19.

231 Ibid., S. 24.

232 Ibid., S. 18.

233 Ibid.

234 Perrens, Les mariages espagnols, S. 349.

235 Zeller, Marie de Médicis et Villeroy, S. 50.

236 Perrens, Les mariages espagnols, S. 281–283, 348f. u. Zeller, Marie de Médicis et Villeroy, S. 50.

tik Marias bezeichnete Zeller des Weiteren abfällig als »fièvre de mariages«[237] und »politique à l'eau de rose«[238]. Er sprach sogar von einer »manie de Marie de Médicis de conclure autour d'elle des unions«[239]. Maria als sentimentale Kupplerin zu stilisieren, verdeckte indes auch hier die Tatsache, dass ihre Politik, die unbestreitbar stark persönlichen, ja sogar familiären Erwägungen folgte, nichtsdestotrotz einem eigenen Konzept innen- und außenpolitischer Befriedungspolitik folgte.

Der private Raum für die gezähmte Frau

Die latente Angst vor der unberechenbaren, weil emotionsgesteuerten Frau war der Grund, warum sie im bürgerlichen Verständnis sozial gezähmt und unschädlich gemacht werden sollte, indem sie in den privaten Bereich des Haushalts verdrängt wurde. Dies beschrieb Darmon als das Ideal der »femme pacifiée«[240]. Auch der Kulturhistoriker Peter Gay sprach im Hinblick auf die bürgerlichen Lebensformen des 19. Jahrhunderts von einem regelrechten »paradigm of domesticity« und somit von einer Überbetonung häuslicher Werte[241].

Derjenige, der wohl am meisten zur regelrechten Verdrängung Marias aus der öffentlichen, politischen Geschichte beitrug, war zweifelsohne der weiter oben bereits erwähnte und aus Toulouse stammende Historiker Louis Batiffol (1865–1946). Dieser jüngere Bruder des katholischen Theologen Pierre Batiffol wurde 1890 nach dem Besuch der École des chartes als Bibliothekar in die Bibliothèque nationale aufgenommen. Dort nutzte er seine Position, um wenig bekannte Archivdokumente und Bücher des 17. Jahrhunderts einzusehen und diese in Aufsätzen sowie – teils von der Académie française und Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten – Monografien einem breiten Publikum bekannt zu machen[242].

237 Ibid., S. 53.

238 Ders., Marie de Médicis et Sully, S. 333.

239 Ders., Marie de Médicis et Villeroy, S. 149.

240 Darmon, Femme, repaire de tous les vices, S. 220.

241 Gay, Schnitzler's Century, S.43. Gay zufolge war das Konzept der Häuslichkeit keine Erfindung des bürgerlichen 19. Jahrhunderts, doch wurde es damals auf die Spitze getrieben. Siehe hierzu auch Rang, Zur Geschichte des dualistischen Denkens, S. 194–201.

242 Vgl. zu den biografischen Daten Batiffols: Jacques Boussard, Chronique. Louis Batiffol, in: Bibliothèque de l'École des chartes 107/2 (1948), S. 327–330; Michel Prevost,

In diesem Zusammenhang befasste er sich auch eingehend mit Maria von Medici. In all seinen Detailstudien über sie stützte er sich neben den üblicherweise genutzten Quellen zeitgenössischer Autoren im Wesentlichen auf das Konvolut der Cinq-Cents Colbert, das in der Bibliothèque nationale aufbewahrt wird. Hinter diesem kryptischen Aktennamen verbirgt sich der Nachlass der Privatbibliothek des Finanz- und Handelsministers Ludwigs XIV., Jean-Baptiste Colbert (1619–1683), die dieser von Gelehrten mit zahlreichen Dokumenten aus dem In- und Ausland hatte anreichern lassen[243]. Batiffol bezeichnete diesen Bestand in den Jahren 1904 und 1905 als »documents encore inédits«, die auch Abrechnungen und Verwaltungsunterlagen zum Haushalt Marias sowie Depeschen und persönliche Briefe enthielten[244]. Außerdem stützte sich Batiffol als einer der ersten französischen Historiker auf die 1781 verfasste »Istoria del granducato di Toscana« von Jacopo Riguccio Galluzzi (1739–1801), von der bereits 1782 eine französische Übersetzung durch Louise de Kéralio angefertigt und veröffentlicht worden war. Batiffol erachtete diese Quelle als wertvoll, weil sie zahlreiche Archivdokumente im Wortlaut wiedergab und seiner Meinung nach bislang zu wenig in der französischen Historiografie beachtet worden war[245].

Art. »Louis Batiffol«, in: ders., Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 5, Paris 1951, Sp. 811f.

243 1732 wurden große Teile der Bestände dieser Sammlung der Bibliothèque royale vermacht, um dann im späten 18. Jahrhundert ergänzt zu werden. Die Bibliothèque nationale erschloss den Bestand nach der Revolution und machte ihn ab den 1840er Jahren für die Forschung zugänglich. Mit der steigenden Bedeutung von Alltags- und Finanzgeschichte und historischen Detailstudien stieg das Interesse für diese Akte um die Wende zum 20. Jahrhundert. Aus diesem Grund erstellte der Bibliothekar Charles Bourel de La Roncière (1870–1941) einen Katalog aller in der umfassenden Sammlung enthaltenen Manuskripte, siehe Charles de La Roncière, Catalogue des manuscrits de la collection des Cinq-Cents de Colbert, Paris 1908.

244 Louis Batiffol, Marie de Médicis et les arts (1re partie), in: Gazette des beaux-arts 34 (1905), S. 441–452, hier S. 441, Anm. 1 u. ders., La journée de Marie de Médicis (1re partie), in: Revue de Paris 3 (1904), S. 510–526, hier S. 511, Anm. 1. Es sollte indes hervorgehoben werden, dass bereits Sismondi, Capefigue, Martin, Michelet und Perrens auf diese Manuskriptakte zurückgriffen, wenngleich eindeutig eine gesteigerte Nutzung um die Jahrhundertwende mit Hanotaux und Batiffol deutlich wird.

245 Ders., Marie de Médicis, S. 226, Anm. 3. In den hier untersuchten französischen Quellen des 19. Jahrhunderts ist nur noch bei Sismondi die Rezeption des Werks von Galluzzi nachweisbar.

Louis Batiffols Hauptwerk zur Mediceerin war die »Vie intime d'une reine de France au XVIIe siècle« (1906)[246]. Dieser zweibändigen Studie gingen mehrere Aufsätze voraus, in denen er erste Forschungsergebnisse ausgeführt hatte. Besonders hervorzuheben sind der 1904 in der »Revue de Paris« erschienene zweiteilige Aufsatz »La journée de Marie de Médicis« und der 1905 veröffentlichte umfangreiche Artikel »Marie de Médicis« in der »Revue historique«, den Batiffol als Einführung seiner noch nicht veröffentlichten Monografie verstand[247]. Der Historiker verfolgte vorwiegend einen kultur- und alltagsgeschichtlichen Ansatz, wie es bereits der Titel seines Werkes »Vie intime d'une reine de France« deutlich macht. Der unbestimmte Artikel im Titel impliziert eine gewisse Austauschbarkeit: Maria stand lediglich exemplarisch für den Alltag einer französischen Königin am vorludovizianischen Hof[248].

Batiffol wollte in seinen Studien aber auch »juger équitablement le caractère de la mère de Louis XIII«[249]. Hierbei betonte er, dass Entwicklungen im Wesen Marias berücksichtigt werden müssten und vertrat entsprechend einen psychologisierenden Ansatz. Das Jahr ihres ersten politischen Sturzes, 1617, betrachtete er als entscheidenden Wendepunkt, ab dem Marias negative Eigenschaften Überhand genommen hätten und von dem an sie das positive oder zumindest ausgewogenere Bild verwirkt habe, das ihre Zeitgenossen bislang von ihr hatten[250]. Um also Maria differenzierter umreißen zu können, legte er einen Schwerpunkt auf den Zeitraum vor 1617, als Maria noch nicht so sehr

246 Die in dieser Arbeit angeführten Aufsätze von Batiffol stützten sich im Wesentlichen auf diese Monografie und sind, neben kleinen Ergänzungen, meist wörtliche Übernahmen einschlägiger Kapitel der »Vie intime d'une reine de France«. Der Vollständigkeit halber sollen im Folgenden stets alle Nachweise angegeben werden.

247 Batiffol, Marie de Médicis, S. 271, Anm. 2.

248 Das erklärte Ziel der Monografie sei somit »de retrouver la vie d'autrefois dans ses détails même minutieux« u. »faire connaître les institutions, les idées et les mœurs. C'est par des investigations ayant pour objet de reconstituer les milieux historiques, que l'histoire conduira à une intelligence plus nette des événements du passé«, siehe ders., La vie intime, Bd. 1, S. III.

249 Ders., Marie de Médicis, S. 253. In einem Nachruf auf Batiffol wird deutlich, dass seine Kollegen ihn eng mit diesem Willen, bestimmte historische Figuren des 17. Jahrhunderts zu rehabilitieren, verbanden, denn: »Frappé des déformations que la littérature romantique avait fait subir à certaines figures […], et à la société de leur temps, il [Batiffol] se donna de rétablir la vérité et de remplacer la légende par l'histoire«, in Boussard, Chronique, S. 328.

250 Batiffol, Marie de Médicis, S. 253f. u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 42–44: »Marie de Médicis a laissé dans l'histoire une impression défavorable. […] Mais, pour juger équitablement le caractère de la mère de Louis XIII, il faudrait analyser plusieurs éléments distincts: savoir ce qu'elle était en venant en France, en 1600; quelle impression a produite sur elle sa vie d'intérieur avec Henri IV, vie d'humiliations et de larmes; déter-

polarisiert hatte. Bereits die Titel seiner Studien wie »La journée de Marie de Médicis« oder »Vie intime d'une reine de France« sind Programm und machen deutlich, dass es Batiffol in der Neubewertung Marias vorrangig darum ging, sie in dem eingeschränkten privaten Wirkungsraum zu werten. Der allgemeinen Beschreibung ihrer Persönlichkeit folgen daher ausführliche Schilderungen ihres Alltags im Louvre, ihres Haushalts, ihrer Frömmigkeitspraxis, ihrer Ehe und der Beziehung zu ihren Kindern und Verwandten sowie ihrer Finanzen und ihrer Kunstförderung.

Dass Maria hier nicht vorrangig als Herrscherin, sondern als »Privatfrau« untersucht wird, verdeutlicht besonders der bereits genannte Aufsatz »La journée de Marie de Médicis«. Der Leser kann darin detailliert dem Tagesablauf der französischen Königin folgen. Bemerkenswert ist dabei, dass Batiffol nicht einen Tag aus Marias Leben als Regentin oder Königinmutter, also in Ausübung ihrer politischen Funktionen wählte, sondern einen beliebigen Tag zwischen 1600 und 1610. Damals trat Maria primär als Mutter und Ehefrau auf, weil französischen Herrscherinnen, wie bereits erwähnt, institutionell per se keine politische Rolle zugedacht war.

Die einleitende ausführliche Beschreibung der königlichen Gemächer im Louvre endet im Aufsatz mit folgender bezeichnender Aussage: »C'est là, dans cet appartement embelli par elle, que nous allons la regarder vivre«[251]. Maria wird damit auf einen privaten Handlungsraum reduziert, der im Kontrast zur öffentlichen, politischen Bühne steht, auf der ihr Mann agierte. Neben der Schilderung des typischen Tagesablaufs des Königspaares erfährt der Leser mehr über Marias Vorliebe für Schmuck und teure Parfüms – nicht zuletzt, um den strengen Geruch ihres Mannes zu überdecken – und über ihren Kleidungsstil[252]. Batiffol würdigte außerdem die Tatsache, dass Maria als gute Hausfrau

miner les modifications amenées par l'exercice du pouvoir absolu de 1610 à 1617, dans tout l'épanouissement d'une vanité satisfaite, d'une volonté obéie et de goût contenté; enfin, mesurer la profondeur de la chute provoquée par le ›coup d'État‹ du 24 avril 1617, qui, de reine toute puissante, la rabaissa au niveau d'une particulière prisonnière à Blois ou en fuite et révoltée; et, de la souveraine adulée, ne fit plus qu'une basse intrigante, chagrine, querelleuse, dépensière, – et dépourvue d'argent, – ambitieuse, – et dénuée d'influence. Si elle était morte à la fin de 1616, sa réputation eût été meilleure; peut-être justifierait-on toute sa politique de la régence en disant que, sans expérience et sans autorité morale, elle ne pouvait rien faire de mieux que de suivre les conseils prudents de vieux ministres circonspects et de temporiser, concilier, céder. L'année de la chute de Concini lui a été fatale. La disgrâce et le malheur ont eu pour résultat de développer ses défauts jusqu'à l'odieux et de faire disparaître ce qu'elle pouvait avoir de qualités. L'histoire l'a jugée sur sa conduite finale, les contemporains, en 1605, n'étaient peut-être pas aussi rigoureux«.

251 Ders., La journée (1re partie), S. 511.

252 Vgl. ibid., S. 514–526.

die herrschaftlichen Gemächer sofort nach ihrer Ankunft nach ihrem Geschmack hatte neu einrichten lassen. Er bezeichnete ihre Inneneinrichtung indes als überladen[253]. Dies entsprach kaum den Vorstellungen eines bürgerlichen Interieurs, das sich durch Schlichtheit auszeichnete und in dem ein allzu sehr zur Schau gestellter Reichtum als charakteristisch für Parvenüs galt[254]. Damit führte Batiffol anhand einer anachronistischen, bürgerlich beeinflussten Wertung der Inneneinrichtung des Louvre den Topos Marias als Nachfahrin aufstrebender Bankiers weiter fort.

Auf ähnliche Weise verdrängte auch die Historikerin, militante Feministin und Journalistin Clarisse Bader (1840–1902)[255] Maria in den privaten Bereich. Sie nutzte diese Herrscherin als eines von vielen Beispielen, um ein bürgerlich-konservatives Verständnis der sozialen Rolle der Frau zu begründen, deren Wirkungsraum auf das Haus beschränkt sein sollte. Bader wollte damit belegen, dass die feministische Bewegung im 19. Jahrhundert viele Gesichter hatte und ihr Feminismus sich darin äußerte, dass sie sich eingehend mit der Stellung der Frau in verschiedenen Gesellschaften auseinandersetzte. Im Alter von 20 Jahren begann sie ihre sechsbändige Reihe über die Frauen im antiken Rom und Griechenland, im alten Indien, in der Bibel und im Mittelalter. Ihr abschließender Band »La femme française dans les temps modernes« (1883) sollte die Position der französischen Frau unter dem häuslichen, kulturellen und politischen Aspekt untersuchen und wurde mit dem Prix Botta der Académie française ausgezeichnet[256]. Anhand prominenter historischer Protagonistinnen ging sie darin auch der Frage nach der weiblichen Befähigung an der

253 Ibid., S. 514.

254 Daumard, Les bourgeois, S. 32.

255 Vgl. für die folgenden Ausführungen J. Domergue, Art. »Clarisse Bader«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1146f.; Claude Ghiati, Des historiennes »fin de siècle« (1898–1902). Étude à partir du Répertoire de Pierre Caron, in: Nicole Pellegrin (Hg.), Histoires d'historiennes, Saint-Étienne 2006, S. 85–102, hier S. 87f.

256 Bader, La femme française, S. VIII. Der exzentrische konservative Schriftsteller Jules Barbey d'Aurevilly (1808–1889), der mit spitzer Zunge in seinem zwanzigbändigen kritischen Werk »Les Œuvres et les hommes« die Geistesgrößen seiner Zeit erfasste, widmete Bader ein Kapitel im Band über die sogenannten Blaustrümpfe, siehe Jules Amédée Barbey d'Aurevilly, Les Œuvres et les hommes, Bd. 5: Les Bas-bleus [1878], repr. Genf 1968, S. 315–326. Frauen sprach Barbey im Allgemeinen die Fähigkeit ab, sich mit Geschichte sachgerecht zu befassen (S. 316). Bader verkörpere dementsprechend die weibliche Geschichtsschreibung, da sie geistlos und penibel schreibe. Er sprach von ihr in seinem üblichen ironisch-beißenden, hier auch teils herablassenden Ton als »courageuse fille, qui a bien dûment gagné ses prix [de l'Académie française] à la sueur de son front… et du nôtre; car elle n'est pas très-facile et très-voluptueuse à lire, Mlle Clarisse Bader. C'est un bas-bleu grave… savante, à accabler« (S. 315).

politischen Teilhabe nach[257]. Die Untersuchung endet mit dem Kapitel »La femme française au XIXe siècle«, in dem Bader Lehren aus der Vergangenheit und konkrete Antworten für ihr Jahrhundert zu geben suchte[258].

Eine Rezension von Adolphe Mathurin de Lescure im konservativen Blatt »Le Correspondant« macht deutlich, dass sich Bader mit dieser Monografie in aktuelle gesellschaftliche Debatten einklinkte: Sie wollte damit Stellung zu den jüngsten republikanischen Entscheidungen im Bereich der Frauenerziehung beziehen[259]. Der Rezensent spielte insbesondere auf das Gesetz vom 21. Dezember 1880 an, das den Sekundarunterricht der Mädchen nach republikanischen und laizistischen Maßstäben umgestaltete[260]. Für Bader griff die Bildungsreform die Rolle der Frau als Erhalterin und Vermittlerin christlich-moralischer Werte in der Familie an und gefährdete somit mittelfristig die Grundwerte der französischen Gesellschaft[261]. Die Autorin verortete im Gegenzug den patriotischen Dienst der Frauen an der Nation im privaten Bereich, wo sie die heranwachsenden Generationen heranziehen sollten[262].

Maria von Medici diente Bader, neben vielen anderen Herrscherinnen, als anschauliches Negativbeispiel für eine unangemessene Grenzüberschreitung der Frau im den Männern zugedachten öffentlichen Bereich. Dies bedeutete für sie nichts weniger als die Auflösung der traditionellen Gesellschaftsordnung, denn:

> Dans notre France chrétienne, ce n’est guère que par la foi patriotique et religieuse, par la charité sociale, que les femmes ont eu une influence heureuse sur les destinées de notre pays. Mais ont-elles exercé le pouvoir politique, cela n’a été que bien rarement pour le bonheur de la France. En présence de grandes exceptions, telles que sainte Bathilde, Blanche de Castille […]; voici Catherine de Médicis, Marie de Médicis. Voici […] toujours et partout, le sentiment personnel substitué à l’idée du droit[263].

Zur Veranschaulichung ihrer These rezipierte Bader geläufige, männlich geprägte Vorurteile über Frauen an der Macht. Die eigentliche Aufgabe der Frau sei es jedoch, ihrem Ehemann, dem Staatsdiener, ein stabiles und ruhiges

257 Vgl. BADER, La femme française, S. Vf.

258 Ibid., S. VII.

259 Adolphe Mathurin de LESCURE, Revue critique, in: Le Correspondant 130 (1883), S. 766–788, hier S. 771.

260 Zur antiklerikalen Offensive der Dritten Republik im Erziehungsbereich vgl. René RÉMOND, L’anticléricalisme en France de 1815 à nos jours, Paris [2]1999, S. 187–197.

261 Vgl. BADER, La femme française, S. 458–524, insb. S. 459.

262 Vgl. ibid., S. 559–569.

263 Ibid., S. 454f.

Zuhause zu bieten[264]. Maria betrachtete Bader in diesem Zuge gemäß alter misogyner Topoi über diese Herrscherin als idealtypisches und abschreckendes Negativbeispiel, weil sie »par l'étroitesse de ses idées, le peu d'élévation de son âme, la faiblesse et la violence de son caractère«[265] das Werk ihres Mannes innen- und außenpolitisch zunichte gemacht habe, bevor Richelieu wieder korrigierend das Ruder in die Hand nahm[266].

Bilder einer bürgerlichen Ehe

Mit dem Siegeszug des Bürgertums im 19. Jahrhundert setzte sich außerdem die Vorstellung ehelicher Eintracht durch[267]. Wie Andreas Schulz betonte: »Dass eine erfüllte Ehe auf dem harmonischen Zusammenklang ungleicher Charaktere, vor allem aber auf freier Herzensentscheidung beruhe, ist eine geradezu typisch bürgerliche Wunschvorstellung«[268]. Wenngleich im europäischen Bürgertum noch viele Zweckehen geschlossen wurden, galt die freie Partnerwahl und Liebesheirat also im 19. Jahrhundert als bürgerliches Eheideal[269]. Die Rezeption der Ehe des ersten bourbonischen Königspaares war bislang in der Historiografie vorwiegend von deren Konflikten, Marias Eifersucht, den Affären des Königs und nicht zuletzt vom Gerücht des Gattenmords geprägt. Dieses ungleiche Paar der französischen Geschichte umgab dann allerdings zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Batiffol eine Aura bürgerlicher Eheeintracht.

Louis Batiffol thematisierte etwa im Hinblick auf Marias Hochzeit den Aspekt der Ehe als freie Wahl – ein offensichtlicher Anachronismus für das Heiratsverhalten zwischen adligen und insbesondere regierenden Häusern in der Neuzeit. So rief er nach seinen Ausführungen über die Eheverhandlungen des Großherzogs mit europäischen Häusern pathetisch aus: »Pauvre princesse Marie! Il avait été bien peu question de sa personne, de ses goûts, de son bonheur pendant ces discussions intéressées«[270]. Zwar negierte Batiffol keineswegs den Handelsaspekt dieser Ehe[271], betonte jedoch gemäß des bürgerlichen Ehe-

264 Vgl. ibid., S. 318f.

265 Ibid., S. 351.

266 Der Abschnitt über Maria von Medici befindet sich ibid., S. 351–355.

267 Gay, Schnitzler's Century, S. 33.

268 Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 5.

269 Ibid.; Gay, Schnitzler's Century, S. 57–59.

270 Batiffol, Marie de Médicis, S. 241. Siehe auch ders., La vie intime, Bd. 1, S. 26.

271 Ders., Marie de Médicis, S. 233: Marias Onkel »entendait bien ne la placer qu'aux conditions les plus avantageuses«. Siehe hierzu auch S. 236, 244 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 16–22.

ideals, dass sie für Maria auch die »réalisation des rêves de la petite princesse« bedeutete, da Heinrich IV. zugleich ihre persönliche Wahl gewesen sein soll[272]. Anders als die schadenfrohen und herablassenden Darstellungen mancher Historiker wie Michelet sprach Batiffol zudem nicht von einer angeblichen Enttäuschung Heinrichs IV., als er zum ersten Mal seine Frau erblickte. Er beteuerte im Gegenteil, gestützt auf Berichte venetianischer Botschafter, dass der König sehr erfreut über seine junge Braut gewesen sei, die er als »celle qui lui convenait le mieux«[273] erachtet habe. In dieser Aussage wird erneut das Ideal bürgerlicher Ehepartnerschaft deutlich, in dem sich Mann und Frau harmonisch ergänzten, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer gemeinsamen Aufgabe für die Gesellschaft.

Wie Schulz betont hat, war in der bürgerlichen Ehevorstellung Harmonie trotz offensichtlicher Differenzen zentral[274]. Interessant ist daher, dass sich vor allem Batiffol bemühte, das Bild der Eintracht zwischen den bourbonischen Ehegatten zu entwickeln. Er betonte, dass Maria ihren Mann wahrhaft geliebt habe[275]. Und auch von Seiten des Königs glaubte Batiffol behaupten zu können, dass »[t]rès sincèrement, Henri IV, au fond, aima sa femme. Il éprouva pour elle un sentiment affectueux fait d'attachement, de devoir et d'attrait d'habitude«[276]. Damit grenzte er sich von der ihm vorausgegangenen Historiografie ab. So hatte etwa Henri Martin behauptet: »Les deux époux s'accoutumèrent jusqu'à un certain point l'un à l'autre, sans jamais, toutefois, vivre en bonne intelligence«[277]. Die gegenseitige Zuneigung sah Batiffol hingegen in den Briefen der beiden belegt, wie auch in Berichten von Höflingen[278]. Anders als die

272 Ders., Marie de Médicis, S. 242. Er gab die Anekdote wieder, dass eine Kapuzinerin aus Siena, Passitea Crogi, Maria bereits als Kind vorausgesagt habe, dass sie eines Tages Königin von Frankreich werden würde. Aus diesem Grund soll Maria unter allen Prätendenten persönlich immer Heinrich IV. bevorzugt haben. Siehe hierzu auch S. 233–235 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 16.

273 Ders., Marie de Médicis, S. 246.

274 Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 6.

275 Vgl. Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 226–236.

276 Ibid., S. 241.

277 Martin, Histoire de France, Bd. 10, S. 92f.

278 Vgl. Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 242f. Eine weitere Bestätigung für das gute Einvernehmen der beiden sah er im letzten Wunsch des Königs, denn »Henri IV avait exprimé le désir que son cœur fût envoyé à la Flèche et confié aux Jésuites du collège de cette ville, qu'il avait fondé. Il avait aussi voulu que plus tard le cœur de sa femme vînt le rejoindre et fût déposé près du sien, vœu qui devait être réalisé trente ans après: la touchante pensée de réunir leurs cœurs dans la mort trouva sa première réalisation morale dans le deuil sincère que porta Marie de Médicis du prince qui l'avait aimée malgré les orages troublants d'une vie contradictoire et incertaine« (S. 253).

dominante historiografische Meinung, die Maria vorwarf, Heinrich IV. aufgrund ihrer zänkischen Art das Leben schwer gemacht zu haben und ihren Groll vor aller Augen ausgelebt zu haben, betonte Batiffol außerdem, dass das Königspaar stets bemüht gewesen sei, die privaten Konflikte nicht zu sehr nach außen zu tragen[279].

Ein weiterer Topos, der aus einer bürgerlichen Perspektive auf die Ehe stärker hervorgehoben und überzeichnet wurde, war die Betonung von Marias angeblich bereits fortgeschrittenem Alter bei der Vermählung. Batiffol behauptete, dass die florentinische Prinzessin angesichts ihrer verblühenden Schönheit bereits daran zweifelte, je einen Mann zu finden[280]. Auguste Laugel bezeichnete sie darüber hinaus unumwunden als alte Jungfer[281]. Ebenso der Historiker Gabriel Hanotaux, der von ihr sprach als »vieille fille – elle avait vingt-sept ans – et déjà esclave de ses habitudes«[282]. Dieses Motiv wurde dann in Marias Rezeption im 20. Jahrhundert weiter übernommen[283]. Erst Marias jüngster Biograf Jean-François Dubost brach 2009 mit diesem Topos. Er hob hervor, dass die Historiker erstens meist von einem falschen Geburtsjahr ausgingen und Maria daher bei ihrer Vermählung nicht 27, sondern erst 25 Jahre alt war. Er betonte außerdem, dass italienische Adelshäuser ihre Töchter häufig erst mit Mitte zwanzig verheirateten und Maria somit aus italienischer Perspektive durchaus im dort üblichen Heiratsalter gewesen sei[284]. Der in der bürgerlichen Rezeption Marias stärker ausgeprägte Topos der alten Jungfer kann damit erklärt werden, dass die alleinstehende Frau in der bürgerlichen Mentalität – ganz anders als im Adel – als unvollständiger sozialer Akteur gewertet wurde[285]. Dies erklärt auch,

279 Ibid., S. 239f. Siehe hierzu auch DERS., Marie de Médicis, S. 516, 523, 526.

280 Ibid., S. 242 u. DERS., La vie intime, Bd. 1, S. 27: »Pour Marie, il était temps que ces discussions prissent fin. Elle venait d'avoir vingt-sept ans. Depuis qu'on parlait de son mariage, que tant de partis avaient été proposés et n'avaient pas abouti, elle désespérait! […] Une profonde mélancolie la minait; sa santé était atteinte; sa beauté, faite d'éclat et de fraîcheur, se fanait«.

281 LAUGEL, Le duel, S. 348: »Marie avait déjà vingt-sept ans qu'elle était encore fille: la fleur de la beauté tombe vite aux pays chauds; elle avait pris de l'embonpoint, ses traits, sans être flétris, n'avaient plus rien de virginal«. Laugel wird sich hierfür vermutlich auf Michelet gestützt haben, der in Bezug auf Marias Äußeres ein paar Jahre zuvor ebenfalls behauptet hatte, dass »[o]n vieillit vite en Italie«, in MICHELET, Histoire de France, Bd. 11, S. 77.

282 Zit. n. HANOTAUX, Marie de Médicis (1re partie), S. 760 u. DERS., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 55.

283 CARMONA, Marie de Médicis, S. 16.

284 DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 48f.

285 Vgl. CORBIN, Le »sexe en deuil«, S. 143–146.

warum das durschnittliche Heiratsalter im 19. Jahrhundert in bürgerlichen Kreisen deutlich sank[286].

Eine traurige Kindheit

Wie seit den einschlägigen Forschungen des Mentalitätshistorikers Philippe Ariès bekannt ist, wurde das Konzept der Kindheit vor allem im späten 18. Jahrhundert unter bürgerlichem Einfluss entwickelt und diese als prägend für das spätere Leben gewertet[287]. Daher gewann in der stark bürgerlich geprägten Rezeption Marias von Medici der Jahrhundertwende auch dieser Lebensabschnitt an Bedeutung. Davor war Maria in Frankreich nur als Königin wahrgenommen worden, weshalb alle Schilderungen bei ihrer Heirat im Jahr 1600 ansetzten. Thiroux d'Arconville hatte dies 1774 in ihrer »Vie de Marie de Médicis« damit begründet, dass man über den ersten Lebensabschnitt Marias zu wenig wisse. Sie hatte allerdings die Vermutung geäußert, dass in der Kindheit Marias der Ursprung für ihre charakterlichen Verfehlungen zu verorten sei[288].

Auguste Laugel war dann der erste französische Historiker, der in seinem Aufsatz »Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu« (1877) das spätere Verhalten der Königin in ihrer düsteren Kindheit psychologisierend zu ergründen suchte. So habe sie die Erfahrung des frühen Verlustes der Mutter und die Vernachlässigung durch den Vater »timide, réservée, hypocrite, silencieuse, gauche« werden lassen[289]. Batiffol baute das Motiv 1905 weiter aus. Auch er führte an, dass Maria bereits als junges Mädchen ihre Mutter, Johanna von Österreich, und zwei ihrer Geschwister verloren hatte und von ihrem Vater zugunsten der Stiefmutter Bianca Cappello vernachlässigt worden sei[290].

Außerdem soll Marias Kindheit von verschiedenen Unfällen geprägt gewesen sein: Batiffol zählte drei Blitzeinschläge in ihrem Kinderzimmer und drei Erdbeben in Florenz auf. Außerdem soll sie während eines Spaziergangs in der Nähe von Pisa fast ertrunken sein[291]. All dies entnahm er der Leichenpredigt »Les deux faces de la vie et de la mort de Marie de Medicis« (1643) von Mathieu

286 Michelle Perrot, Figures et rôles, in: dies. (Hg.), Histoire de la vie privée, S. 120–185, hier S. 134.

287 Vgl. hierfür Philippe Ariès, L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime, Paris 1960; Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 6.

288 Vgl. Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 6f.

289 Laugel, Le duel, S. 348.

290 Vgl. Batiffol, Marie de Médicis, S. 225–227 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 1–5.

291 Ders., Marie de Médicis, S. 227 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 1–5.

de Morgues (1582–1670), der sich wiederum auf Begebenheiten bezog, von denen ihm Maria selbst erzählt habe[292]. Ganz offensichtlich wollte der vehemente Panegyriker der exilierten Königin mit diesen Bildern den Opfertopos der verfolgten und mitleiderregenden Herrscherin nähren und Richelieu vor der Öffentlichkeit noch mehr diskreditieren. Außerdem ist das hierzu verwendete rhetorische Bild des Angriffs der Naturelemente Wasser, Luft, Feuer und Erde auf das wehrlose Kind ziemlich offenkundig und daher eine Wertung als Tatsachenbericht durchaus zu hinterfragen. Indem Batiffol diese Aspekte aufgriff, machte er sie jedoch zum festen Bestandteil der Rezeption Marias von Medici im 20. Jahrhundert[293].

Die lieblose Mutter

Genauso wie Marias Kindheit, fand auch die Ludwigs XIII. ab dem frühen 20. Jahrhundert neue Beachtung und diente, ausgehend vom psychologisierenden Ansatz, als Grundlage, um dessen Charakter besser zu umreißen[294]. Maria von Medici kam in diesem Zusammenhang zweifelsohne eine zentrale Rolle zu, da im bürgerlichen Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts gerade die erzieherische und prägende Rolle der Mutter zunehmend in den Mittelpunkt gerückt und überhöht wurde[295]. So setzte sich ab dem späten 18. Jahrhundert parallel zum Siegeszug des Bürgertums ein neues Verständnis der Eltern- und insbesondere der Mutterliebe durch, welches die Eltern-Kind-Beziehung nach neuen emotionalen und moralischen Maßstäben definierte[296]. Darüber hinaus ist das wachsende historiografische Interesse für die Beziehung zwischen Maria und

292 Mathieu de Morgues, Les deux faces de la vie et de la mort de Marie de Medicis, royne de France, vefve de Henry IV mere de Loys XIII roys tres-chrestiens. Discours funebre, Antwerpen 1643, S. 21f.

293 Carmona, Marie de Médicis, S. 8.

294 Der Ansatz geht v. a. auf Batiffol zurück, der sich seinerzeit durch eine Neubewertung Ludwigs XIII. als fähigen Herrscher verdient machte, vgl. Prevost, Art. »Louis Batiffol«, Sp. 811; Louis Batiffol, Louis XIII à 20 ans, Paris 1910, S. V.

295 Gay, Schnitzler's Century, S. 36. Vgl. auch Michelle Perrot, La famille triomphante, in: dies. (Hg.), Histoire de la vie privée, S. 92–103; dies., Fonctions de la famille, ibid., S. 104–119.

296 Siehe Gay, Schnitzler's Century, S. 48; Rang, Zur Geschichte des dualistischen Denkens, S. 194. Hierfür sei außerdem erneut auf Ariès' wegweisende Monografie verwiesen. Angesichts der Kritik relativierte er im Vorwort der Neuauflage (1973) seine These der Entstehung des Konzepts der Mutterliebe im späten 18. Jahrhundert und wies vielmehr auf eine Entwicklung hin, vgl. Philippe Ariès, L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime, Paris [2]1973, S. 5–27.

ihrem ältesten Sohn ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur mentalitätsgeschichtlich, sondern auch quellenbedingt zu erklären: 1868 war erstmals das Tagebuch des Leibarztes des jungen Königs, Jean Héroard (1551–1628), ediert worden. Darin ging er zwischen 1601 und 1628 täglich auf die körperliche und psychische Verfassung seines jungen Patienten ein[297]. Der Fokus auf Maria als Mutter war außerdem umso leichter, als sie selbst zu Lebzeiten ihre politischen Ansprüche dezidiert damit begründet hatte, dass sie schließlich die Mutter des Königs sei und als solche nur das Beste für ihren Sohn und dessen Land im Sinne habe.

Die Wahrnehmung Marias als Mutter ging zunächst einher mit einem stärkeren Augenmerk auf ihr körperliches Befinden, auf das vor allem Batiffol sehr ausführlich einging[298]. Physisch betrachtet, erwies sie sich als ideale Mutter, denn sie war »saine et vivante«[299] und erfreute sich trotz strapaziöser Schwangerschaften einer guten Gesundheit[300]. Regina Schulte hatte bereits bei der Rezeption anderer Königinnen festgestellt, dass die Wahrnehmung des Körpers der Königin im bürgerlichen Diskurs zunehmend auf seine natürliche, gebärende Funktion reduziert und seine politische Dimension teils völlig ausgeblendet wurde[301]. Ähnlich erging es also Maria, die zumindest physisch betrachtet als perfekte, gesunde Mutter galt.

Auf der affektiven Ebene schilderte Batiffol die Herrscherin allerdings als strenge und kühle Mutter. Mit der ambivalenten Beziehung zwischen Maria und ihrem ältesten Sohn befasste sich der Historiker eingehend in »Le roi Louis XIII à 20 ans« (1910). Die Erforschung dieses bewegten Verhältnisses

297 Zu Hintergrund und Inhalt der Quelle siehe Elizabeth Wirth Marvick, Louis XIII and His Doctor. On the Shifting Fortunes of Jean Héroard's Journal, in: French Historical Studies 18 (1993), S. 279–300.

298 Vgl. Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 34–44 u. ders., Marie de Médicis, S. 247–250.

299 Ibid., S. 232.

300 Vgl. ders., La journée (1re partie), S. 514f.; ders., Marie de Médicis, S. 247–252; ders., La vie intime, Bd. 1, S. 34–42. Besonders im Hinblick auf die Schwangerschaften verfügten die Historiker über eine wertvolle Quelle, auf die bereits Thiroux zurückgegriffen hatte, nämlich die »Six couches de Marie de Médicis« (1625) der Hebamme der Mediceerin, Louise Bourgeois. Diese Quelle wurde 1875 neu aufgelegt.

301 Schulte, The Queen, S. 270. In der heutigen Forschung wird hingegen zunehmend die von Maria angeleitete Inszenierung der politischen Bedeutung ihres Körpers untersucht und diskutiert, siehe hierfür Jean-François Dubost, Le corps de la reine, objet politique. Marie de Médicis, in: Isabelle Poutrin, Marie-Karine Schaub (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xve–xviiie siècle, Paris 2007, S. 235–265; Geraldine A. Johnson, Marie de Médicis. Mariée, mère, méduse, in: Éliane Viennot, Kathleen Wilson-Chevalier (Hg.), Royaume de fémynie. Pouvoirs, contraintes, espaces de liberté des femmes, de la Renaissance à la Fronde, Paris 1999, S. 103–120.

erkläre ihm zufolge nämlich die spätere Kälte des Königs hinsichtlich des Schicksals seiner Mutter[302]. Batiffol betonte, dass diese Beziehung schwer durchdringbar sei, denn: »De sentiment plus profond, elle [Marie] n'en révélait guère«[303]. Auf Grundlage der Quellen behauptete er indes, dass die Regentin ihrem Sohn eine strenge und herzlose Mutter gewesen sei, denn: »Marie de Médicis, dénuée de tendresse de cœur, s'était toujours montrée à son égard sèche et dure. Le fouet avait été son principal moyen d'action; elle avait tenu son fils par la crainte, et Saint-Simon répète qu'elle le souffletait«[304]. Gustave Baguenault de Puchesse, Adrien Desprez und Gabriel Hanotaux führten ebenfalls an, dass Maria ihren ältesten Sohn des Öfteren mit Schlägen gezüchtigt hatte[305] – eine Praxis, die im bürgerlichen Verständnis des 19. Jahrhunderts zunehmend verurteilt wurde[306]. Batiffol und Hanotaux erwähnten außerdem beide, dass Maria ihren Sohn nicht nur in der Angst vor ihr aufgezogen und ihn regelmäßig vor anderen gedemütigt, sondern auch seine Erziehung vernachlässigt und ihn regelrecht infantilisiert habe, um sich selbst so lange wie möglich an der Macht zu halten[307]. In diesem Sinne sei Maria nicht nur aus monarchischer, sondern auch aus bürgerlicher Sicht als Mutter gescheitert, weil sie ihren Sohn nicht genügend auf seine späteren Aufgaben für die Gesellschaft und Nation vorbereitet habe. Den Majestätsstreich vom 24. April 1617, der die Eigenherrschaft Ludwigs XIII. markierte, bewertete Batiffol zwar primär als politisches Ereignis und staatliche Notwendigkeit[308], doch auch in privater Hinsicht als Emanzipationsmoment des jungen Königs, denn: »Après seize ans d'indifférence, de sécheresses et de sévérités, Louis XIII, devenu le maître, allait durement faire expier à sa mère son manque de cœur et ses faiblesses!«[309]

302 Er führte diese komplexe Beziehung außerdem aus in Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 265–277.

303 Ders., Louis XIII à 20 ans, S. 327.

304 Ders., Le coup d'État du 24 avril 1617 (2e partie et fin), in: Revue historique 97 (1908), S. 27–77, 264–286, hier S. 31. Siehe auch ders., Louis XIII à 20 ans, S. 22; ders., La vie intime, Bd. 1, S. 268.

305 Baguenault de Puchesse, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, S. 533; Desprez, La politique féminine, S. 30f.; Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 775; ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 73.

306 Perrot, Figures et rôles, S. 158.

307 Vgl. Batiffol, Le coup d'État (2e partie et fin), S. 31–37; ders., Louis XIII à 20 ans, S. 22–28; Gabriel Hanotaux, Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon (suite et fin), in: Revue des deux mondes 124 (1894), S. 108–137, hier S. 119–121.

308 Batiffol, Louis XIII à 20 ans, S. 332.

309 Ders., Le coup d'État (2e partie et fin), S. 77.

Batiffol, der im frühen 20. Jahrhundert den Diskurs der lieblosen Mutter historiografisch verfestigte, um seine Aufwertung Ludwigs XIII. zu untermauern, warf Maria von Medici also vor, als Mutter gescheitert zu sein, weil sie die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt habe[310]. So unterstellte er ihr Gleichgültigkeit gegenüber all ihren Kindern außer ihrem Lieblingssohn Gaston[311]. Demgegenüber soll Heinrich IV. stets Interesse an seinen Kindern bekundet haben[312]. So kontrastiert Batiffols Beschreibung des Königs als Vater deutlich mit der Marias als Mutter: Zwar hätten die Kinder ihre distanzierte Mutter gefürchtet, sich dafür aber umso mehr über die Besuche ihres Vaters gefreut, den sie liebevoll »papa« genannt und mit dem sie ausgelassen gespielt hätten[313]. Batiffols Stigmatisierung Marias als gescheiterte Mutter diente also nicht zuletzt der Hervorhebung der positiv konnotierten väterlichen Züge Heinrichs IV. nicht nur im Hinblick auf seine Kinder, sondern auch das Volk[314]. Besonders augenfällig an dieser von bürgerlichen Familienwerten geprägten Stigmatisierung Marias ist außerdem, dass sie im Privaten, wo im bürgerlichen Verständnis die Gefühlsbetontheit einen Vorzug der Frau darstellte, als lieblose, kühle und somit auch gescheiterte Mutter dargestellt wurde. Dies steht im eklatanten Kontrast zur überbetonten Emotionalität, die ihr wiederum in der Ausübung öffentlicher Funktionen vorgeworfen wurde.

Der Gegensatz zwischen dem liebevollen Vater Heinrich IV. und der herzlosen, distanzierten Mutter Maria von Medici wird bis heute in der Historiografie rezipiert[315]. Marias jüngster Biograf, Jean-François Dubost, spricht sich jedoch auch in dieser Hinsicht für einen differenzierten Blick auf das Verhältnis der Königin zu ihren Kindern und insbesondere zu ihrem ältesten Sohn aus. So dürfe man erstens nicht von dem heutigen Verständnis einer affektiven Mutter-Kind-Bindung ausgehen, das wesentlich in den bürgerlichen Werten des

310 Ders., La vie intime, Bd. 1, S. 260f.

311 Vgl. ibid., S. 281–284.

312 Vgl. ibid., S. 260–262.

313 Vgl. ibid.

314 Die Stilisierung Heinrichs IV. als liebevoller Vater, der ausgelassen mit seinen Kindern spielte, gehörte auch zum rezeptionsgeschichtlichen Kanon, der in den Geschichtsfibeln der Dritten Republik vermittelt wurde, siehe Ernest Lavisse, Histoire de France. Cours élémentaire, Paris 1913, S. 100f.

315 Petitfils, Louis XIII, Bd. 1, S. 52f. Außerdem hat sich Madeleine Foisil eingehend mit der Kindheit Ludwigs XIII. auf der Grundlage der Tagebücher seines Leibarztes befasst, vgl. Madeleine Foisil, L'enfant Louis XIII. L'éducation d'un roi (1601–1617), Paris 1996. Sie bezeichnet Maria von Medici als »marâtre« (S. 87) und spricht ihr damit einen mütterlichen Umgang mit ihrem Sohn ab. Foisil widmet überdies einige Seiten der Beziehung Heinrichs IV. zu seinem ältesten legitimen Sohn (S. 75–80), nicht aber der Beziehung zwischen Maria und Ludwig.

19. Jahrhunderts wurzelt. Vielmehr sei es im Adel des Ancien Régime üblich gewesen, die Kinder von der Geburt bis zum siebten Lebensjahr, dem sogenannten *âge de raison*, von Ammen und Gouvernanten betreuen zu lassen[316]. Zweitens komme hinzu, dass Maria im Rahmen der im 17. Jahrhundert üblichen Erziehungsmethoden durchaus Interesse an ihren Kindern zeigte, die abseits vom Hof in Saint-Germain aufwuchsen. Hierzu führt Dubost Briefe Marias an Ludwigs Gouvernante, Françoise von Montglat, an sowie Stellen aus dem Tagebuch des Leibarztes des Dauphins, Jean Héroard[317]. Letzterem zufolge weinte der Dauphin sogar einmal bitterlich, als sich seine Mutter von ihm verabschiedete[318]. Dubost führt außerdem eine Statistik aus Philippe Delormes »Marie de Médicis« (1998) an, wonach König Heinrich IV. zwischen 1602 und 1608 insgesamt 610 und Maria von Medici kaum weniger, nämlich 573 Tage mit ihren Kindern verbrachten[319].

Demzufolge ist also auch das Bild Marias als lieblose Mutter zu hinterfragen. Zweifelsohne belasteten die Temperamente Marias und Ludwigs, die beide nachweislich stur waren und zu Zornesausbrüchen neigten, ihre Beziehung zueinander[320]. Die Historiografen der Folgezeit führten aber allzu häufig den späteren Bruch zwischen der Mutter und dem Sohn auf die vermeintlich strenge, lieblose und demütigende Erziehung des Dauphins zurück und blendeten durch diesen reduzierenden, psychologisierenden Ansatz mögliche politische Erwägungen, die zum Zerwürfnis führten, völlig aus[321]. Bedenkt man überdies, dass gerade das Argument der fürsorglichen Mutter ein Kernelement der politischen Legitimation Marias als Regentin war und als solches auch ihre politischen Ambitionen nach der Volljährigkeit ihres Sohnes immer wieder begründen sollte, so rüttelt eine solche Darstellung Marias als lieblose Mutter

316 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 146–148.

317 Ibid., S. 149–151.

318 Jean Héroard, Journal de Jean Héroard, hg. von Madeleine Foisil, 2 Bde., Paris 1989, hier Bd. 1, S. 449 u. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 150.

319 Ibid., S. 891, Anm. 51.

320 Maria von Medici war sich ihres cholerischen Charakters durchaus bewusst, siehe ibid., S. 309f. Zum Charakter Ludwigs XIII. vgl. außerdem Petitfils, Louis XIII, Bd. 1, S. 53–57 u. Malettke, Richelieu, S. 138.

321 Dubost führt diese Deutung auf Richelieu zurück, der Heinrich IV. posthum folgende Aussage gegenüber seiner Frau in den Mund legte: »D'une chose vous puis-je assurer, qu'étant de l'humeur que je vous connais, et prévoyant celle dont il [Louis XIII] sera, vous entière, pour ne pas dire têtue, Madame, et lui opiniâtre, vous aurez assurément maille à départir ensemble«, zit. in Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 151.

in der Historiografie an den Grundfesten des Bilds, das sie von sich für die Zeitgenossen und die Nachwelt hatte verewigen wollen[322].

4.3.2 Die verschwenderische Königin

Im Zuge der steigenden Beliebtheit alltagsgeschichtlicher Detailstudien um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden auch Marias Fähigkeiten als Wirtschafterin zunehmend unter die Lupe genommen. Der finanzielle Aspekt war im bürgerlichen Selbstverständnis zentral, weil sich diese Klasse durch Erwerbstätigkeit ihre gesellschaftliche Position und ihren Status erarbeitet hatte. Auch hier war die Rollenaufteilung innerhalb der ehelichen Gemeinschaft klar: Der Mann war der Erwerber und die Frau die Erhalterin des ideellen und monetären Kapitals der Familie[323]. Dieser mentalitätsgeschichtliche Hintergrund der Autoren erklärt auch – zumindest teilweise – warum der Topos der verschwenderischen Königin, wenngleich schon im Ancien Régime immer wieder angeführt, so eine zentrale Bedeutung im Bild Marias im ausgehenden 19. Jahrhundert einnahm. Die historiografische Ausarbeitung dieses Aspekts war zudem durch die neue Quellenlage bedingt, die eine Offenlegung der Finanzen Marias möglich machte.

In der Tat wurden die einschlägigen Unterlagen über die Ausgaben und die Haushaltsführung der Mediceerin erst im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert erschlossen und zugänglich gemacht[324]. Was vorher als austauschbarer herrscherinnenfeindlicher Topos galt – man denke hier an die Kritik der Revolutionäre am extravaganten Lebensstil von Marie-Antoinette – konnte nun im Hinblick auf Maria geschichtswissenschaftlich vertieft und begründet werden. Dieses Themas nahm sich ebenfalls hauptsächlich Louis Batiffol an. Er befasste sich eingehend damit in der »Vie intime« (1906) und widmete ihm im selben Jahr einen Aufsatz in der »Revue des deux mondes« mit dem Titel »Les finances de Marie de Médicis«[325]. Eine umfassende Untersuchung der Finanzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. stand, wie Batiffol

322 Vgl. hierzu Crawford, Perilous Performances, S. 65–79.

323 Frevert, Einleitung, S. 12.

324 Louis Batiffol, La maison de Marie de Médicis, in: Revue de Paris 2 (1905), S. 571–597, hier S. 571, Anm. 1. Der Aufsatz zum Haushalt Marias von Medici wurde von Batiffol als drittes Kapitel des ersten Bands seiner Monografie übernommen, siehe ders., La vie intime, Bd. 1, S. 134–191.

325 Der Aufsatz ist eine fast wörtliche Übernahme des einschlägigen Abschnittes über die Finanzen Marias im zweiten Teil von »La vie intime d'une reine de France«, siehe ibid., Bd. 2, S. 145–217.

selbst betonte, am Anfang des 20. Jahrhunderts noch aus, weshalb er seine Studien zu den Finanzen der Mediceerin als bruchstückhafte Grundlagenforschung betrachtete[326]. Für die Zwecke seiner Untersuchung sah der Historiker Marias Rechnungen und Belege ein, die in der Bibliothèque nationale im Bestand der Cinq-Cents Colbert aufbewahrt werden, sowie Budgetaufteilungen und Rechenschaftsberichte über die Staatsfinanzen des frühen 17. Jahrhunderts im Archiv des Außenministeriums. Hinzu kam der Bericht über die Generalstände von 1614 von Florimond Rapine (1579?–1646), der damals als Vorsitzender des Rechnungshofes von Nevers und Abgeordneter des dritten Stands Mitglied dieser Versammlung gewesen war.

Batiffol zeichnete das Bild einer maßlos verschwenderischen Königin, die nicht zuletzt aufgrund einer unbändigen Leidenschaft für Edelsteine ihresgleichen unter den französischen Herrscherinnen gesucht habe[327]. Diese Vorliebe soll der wesentliche Grund für ihre Überschuldung gewesen sein, denn, wie Batiffol in folgender Aufzählung zu verdeutlichen suchte: »Perles, diamants, surtout, rubis, émeraudes, saphirs, turquoises, Marie de Médicis a voulu acquérir toutes les pierres précieuses à profusion«[328]. Zwar wandte er selbst ein, dass der Erwerb von Edelsteinen durchaus als Geldanlage zu verstehen sei, doch betonte er den Exzess Marias, die in seinen Augen »a passé la mesure et des précautions et des nécessités princières«[329]. Süffisant fügte er daher hinzu, dass ein Historiker anhand der Rechnungen Marias höchstwahrscheinlich eine genaue Liste der gesamten Pariser Juweliere des frühen 17. Jahrhunderts erstellen könne[330].

Demgegenüber lobte Batiffol die vorausschauende Sparsamkeit Heinrichs IV., die in dieser bürgerlich-kapitalistischen Interpretation das positive Gegenteil zu den erhöhten Ausgaben der Mediceerin darstellte. Auch in diesem Punkt wird also der Mechanismus deutlich, in dem die scheinbaren Verfehlungen Marias der Hervorhebung positiver Eigenschaften Heinrichs IV. dienten. Der erste Bourbonenherrscher wurde als weise wirtschaftender König verherrlicht, der gewissenhaft mit den Finanzen des Reichs umgegangen sei und die Ausgaben seiner Frau streng geregelt und überwacht habe[331]. Er stellte demzufolge das Ideal bürgerlicher Sparsamkeit und bedachter Geldverwaltung dar.

326 Ders., Les finances de Marie de Médicis, in: Revue des deux mondes 33 (1906), S. 166–198, hier S. 167.

327 Vgl. ders., Marie de Médicis et les arts (1re partie), S. 442–445.

328 Ibid., S. 445.

329 Ibid., S. 444.

330 Ibid.

331 Vgl. u. a. ders., Les finances, S. 167–171 u. ders., La vie intime, Bd. 2, S. 148: »Parcimonieux par sa nature, préoccupé avec Sully de maintenir la plus grande régularité

Die Ausgaben seiner Frau wirkten im Kontrast dazu noch maßloser und unüberlegter. Batiffol sprach von ihren »goûts exagérés« und »dépenses inconsidérées«[332] und führte fast schon leitmotivisch in Superlativen ihre jährlich steigenden Ausgaben an[333]. Aus dem bürgerlichen Interpretationshintergrund Batiffols schockierte den Historiker außerdem Marias unbedachter Umgang mit dem Geld, denn sie »ne prévoyait rien, dépensait inconsidérément et semblait insouciante de l'avenir«[334]. Noch schlimmer als die hohen Ausgaben war in Batiffols Augen allerdings Marias stete Überschuldung. Um Abhilfe zu schaffen, soll sie auf zahlreiche kreative, doch auch unlautere Mittel zurückgegriffen haben[335]. Sie soll etwa Sully und ihren Onkel Ferdinand um Geld gebeten haben – worüber »Henri IV, informé, en conçut une grande irritation et de la honte«[336] –, investierte in ein Kriegsschiff und verschiedene Handelsschiffe, verkaufte Wertgegenstände, bat ihren Mann um die Schaffung neuer, zu versteuernder Ämter und lieh sich von zahlreichen Bankleuten und Bekannten Geld[337].

Batiffol zufolge wurde Marias Verschwendungssucht nur noch schlimmer, als sie Regentin wurde, was er durch die implizit misogyne Prämisse erklärte, dass ihr Mann als regulierende Instanz nicht mehr lebte. So sei Maria nun nicht nur Herrin des Landes gewesen, sondern habe auch uneingeschränkten Zugang zu dessen finanziellen Ressourcen besessen[338]. Batiffol distanzierte sich von dem in der Historiografie geäußerten Vorwurf gegen Maria, sie hätte die von ihrem Mann mühsam sanierte Staatskasse aufgrund ihrer teuren Kompromisspolitik mit dem Adel wieder geleert. Sein Schluss, gestützt auf Rechnungsbe-

dans ses finances, Henri IV prit des mesures pour que le budget de la reine fût tenu avec une extrême exactitude«.

332 Beide Zitate in DERS., Les finances, S. 170. Vgl. auch DERS., La vie intime, Bd. 2, S. 145: Batiffol beschrieb Maria als »[f]astueuse dans ses goûts et dépensière«; DERS., Louis XIII à 20 ans, S. 325: »fantaisies dispendieuses«.

333 DERS., Les finances, S. 170: »dépense exorbitante«; DERS., Louis XIII à 20 ans, S. 325: »achats excessifs«.

334 DERS., Les finances, S. 196. Er konnte indes nachweisen, dass Maria von Medici auch Geld zur Seite gelegt hatte. Diese Entdeckung betrachtete er als »[s]ingulier épilogue de l'existence royale d'une régente dépensière, toute adonnée aux prodigalités inconsidérées et aux gaspillages insoucians, que cette velléité dernière de prévoyance bourgeoise, d'économies et de placements!« (S. 198).

335 Ibid., S. 175, 183.

336 Ibid., S. 174.

337 Ibid., S. 172–183.

338 Ibid., S. 170: »Devenue maîtresse de l'État, Marie de Médicis ne comptera plus guère, puisqu'elle a les moyens royaux d'inventer des recettes et à partir de ce moment les excédents grandiront à vue d'œil«.

lege von Juwelieren und Goldschmieden, war jedoch weitaus schwerwiegender, denn er führte das staatliche Finanzdefizit ab 1610 nicht auf öffentliche, sondern auf private Ausgaben der Mediceerin zurück[339]. Damit untermauerte er den alten Vorwurf gegen sie, zu Lasten Frankreichs stets ihre eigenen Interessen verfolgt zu haben, und sprach hierbei sogar von einem Millionendefizit in der Staatskasse[340]. Den Gipfel der egoistischen und zerstörerischen Habgier Marias verortete Batiffol in deren »Plünderung« der Staatskasse der Bastille, in der die Errungenschaften der sparsamen Finanzpolitik Heinrichs IV. und Sullys lagerten – ihm zufolge fünf Millionen Livre[341]. Auch Berthold Zeller hatte ein paar Jahre zuvor auf den Topos der geldgierigen Maria rekurriert und beschrieb sie anlässlich des Rücktritts des Finanzministers Sully im Januar 1611 wie folgt: »La fille des banquiers de Florence ne voulait être distraite par aucune importunité de son avide contemplation des sacs d'or amoncelés. Ce jour-là, Marie de Médicis mit la main sur de puissants ressorts dont elle n'allait pas tarder à faire l'usage le plus maladroit et le plus funeste«[342].

Die hier angeführten Beispiele bestätigen die bereits von Dubost in seiner Biografie Marias geäußerte Annahme, dass der historiografische Topos der verschwenderischen Königin vorrangig Ausdruck eines bürgerlich-misogynen Vorurteils ist, demzufolge Frauen das Geld ihrer Gatten maßlos verschwendeten. Die Historiker hätten dabei allerdings, so weiter Dubost, nicht berücksichtigt, dass die sparsame Finanzpolitik Heinrichs IV. und Sullys einem traditionellen mittelalterlichen Verständnis entsprach und Maria, die nebenher noch viel Geld in Mobiliar, Kunst und Schmuck für private Zwecke investiert hatte, einem seit der Renaissance sich wandelnden fürstlichen Selbstverständnis folgte. Hinzu komme, dass Marias Ausgaben und Finanzverhalten keineswegs einzigartig waren, vergleicht man sie mit vorherigen Herrscherinnen und den allgemein steigenden Ausgaben für das Hofleben ab 1600[343].

339 Ibid., S. 170, 190f.

340 Ibid., S. 190: »Or, dépassant toujours ses disponibilités d'une façon considérable, la reine a été chaque année, d'une manière constante, au-delà de ses ressources; la moyenne de ses dépenses s'est élevée: […] un million de déficit!«

341 Ibid., S. 194f.

342 Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. 223.

343 Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 174–176. Ganz allgemein zu den Finanzen Marias von Medici bei Dubost sei zudem auf das Kapitel »Une reine désargentée« verwiesen (S. 168–184).

4.3.3 Bildnis eines mittleren Charakters

In seiner romanhaften Biografie der Königin Marie-Antoinette (1932) interpretierte Stefan Zweig diese als »mittlere[n] Charakter, eine eigentlich gewöhnliche Frau, nicht sonderlich klug, nicht sonderlich töricht, nicht Feuer und nicht Eis, ohne besondere Kraft zum Guten und ohne den geringsten Willen zum Bösen, die Durchschnittsfrau von gestern, heute und morgen, ohne Neigung zum Dämonischen, ohne Willen zum Heroischen«[344]. Diese Beschreibung ähnelt dem Bild, das im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert von ihrer Vorgängerin Maria von Medici ausgearbeitet wurde. Ein ganz ähnlicher Mediokritätstopos zog sich nämlich damals durch deren Rezeption, bei der das bislang in der Historiografie mehrheitlich tradierte Bild der amoralischen, leidenschaftlichen und machtgierigen Herrscherin zunehmend durch das der trägen, gewöhnlichen, desinteressierten, bequemlichen und dummen Königin ersetzt wurde.

Dieser Befund ist zunächst rein begrifflich nachweisbar. Ab den 1870er Jahren tritt gehäuft die Verwendung des Adjektivs »médiocre« in der einschlägigen Literatur auf. Batiffol beschrieb sie etwa als »créature […] médiocre«[345], Richelieus Biograf Gabriel Hanotaux bescheinigte ihr einen »esprit médiocre«[346] und Perrens stellte sie als »femme médiocre qui n'aimait autour d'elle que la médiocrité« dar[347]. Auch diese Verschiebung ist sehr wahrscheinlich dem steigenden Einfluss bürgerlicher Konzepte in der Historiografie vor 1914 zuzuschreiben. Leistung und Betriebsamkeit galten als Kernaspekte des bürgerlichen Selbstverständnisses, wenngleich die Anforderungen je nach Geschlecht unterschiedlich waren[348].

Die Mittelmäßigkeit Marias äußerte sich laut vielen Autoren in einer gewissen Leidenschaftslosigkeit, nicht zuletzt in ihrer Alltagsgestaltung. Batiffol beschrieb sie als durchschnittliche, uninteressante und uninteressierte Person, denn »les choses sérieuses comme la lecture ne sont pas très de son

344 Stefan Zweig, Marie-Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters [1932], Frankfurt a. M. ^{3}2012, S. 8.

345 Batiffol, Louis XIII à 20 ans, S. 343.

346 Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 767 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 65. Siehe auch Fouqueray, Le Père Jean Suffren, S. 85: »la médiocrité de son esprit […] avaient égaré la femme, la régente, la veuve d'un grand roi«.

347 François-Tommy Perrens, L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis, 2 Bde., Paris 1872, hier Bd. 2, S. 441.

348 Vgl. Schulz, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums, S. 21f. Eine in der Bürgertumsforschung häufig angeführte Aussage aus einer Ausgabe des »Journal des débats« von 1847 besagt: »La bourgeoisie n'est pas une classe, c'est une position; on acquiert cette position, on la perd. Le travail, l'économie, la capacité la donne; le vice, la dissipation, l'oisiveté la font perdre«, zit. n. Daumard, Les bourgeois, S. 129.

fait«[349], darüber hinaus habe sie die Musik »sans passion«[350] geliebt und »d'autres distractions moins relevées« bevorzugt[351]. Er untersuchte in diesem Zusammenhang besonders ihre Frömmigkeit eingehend[352] und charakterisierte diese als mechanische Pflichterfüllung ohne persönliche Ausprägung oder Interesse für theologische Inhalte[353]. Er bezeichnete Maria daher als »croyante, mais sa foi n'est ni éclairée, ni épurée, ni ardente«[354].

Diese Leidenschaftslosigkeit führten die Autoren außerdem zunehmend als Erklärung an, um sie von Gerüchten über vermeintliche Affären freizusprechen, wie sie besonders in der republikanischen Historiografie der Mitte des 19. Jahrhunderts im Umlauf gewesen waren. Gabriel Hanotaux zufolge mache nämlich gerade Marias Trägheit und Körperfülle eine leidenschaftliche Affäre mit ihrem Günstling Concini schwer vorstellbar[355]. Auch Batiffol wies die Gerüchte von Liebschaften mit Concini und Richelieu aufgrund dieser Prämisse ab, denn: »D'un tempérament très froid, la reine était insensible aux sentiments qu'elle eût pu provoquer et trop peu imaginative pour suppléer à l'insuffisance de sa nature, rien moins qu'ardente, par les rêves romanesques d'un esprit désœuvré«[356]. Ganz allgemein kann ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert also ein

349 Louis Batiffol, La journée de Marie de Médicis (fin), in: Revue de Paris 4 (1904), S. 57–74, hier S. 58.

350 Ibid., S. 60.

351 Ibid., S. 60f.

352 In »Marie de Médicis« umfasst die Untersuchung ihrer Frömmigkeit zehn Seiten und damit fast ein Fünftel des Aufsatzes, vgl. ders., Marie de Médicis, S. 262–271. Vgl. hierzu auch ders., La vie intime, Bd. 1, S. 55–67; ders., La journée (1re partie), S. 522f.

353 Ders., Marie de Médicis, S. 271: »Gestes convenus, formalités traditionnelles inhérentes à la charge royale, que l'absence de note personnelle gracieuse ou émue rend caractéristique de la souveraine froide et tout extérieure qu'a été Marie de Médicis!…«

354 Ders., La journée (1re partie), S. 522.

355 Vgl. Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 763–765 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 59–62.

356 Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 52 u. ders., Louis XIII à 20 ans, S. 576. Batiffol ging in seinem Aufsatz »Le coup d'État du 24 avril 1617« (1907), dessen Ergebnisse er später in der Monografie »Le roi Louis XIII à 20 ans« (1910) aufgriff, sogar so weit zu behaupten, dass Maria »détestait Concini; ses sentiments à l'égard du maréchal furent toujours antipathiques et irrités«, in ders., Le coup d'État du 24 avril 1617 (1re partie), in: Revue historique 95 (1907), S. 292–308, hier S. 300f. u. ders., Louis XIII à 20 ans, S. 10. Die Ermordung des Florentiners, die den politischen Sturz Marias einleitete, bezeichnete Batiffol daher als »aventure politique étrange dont elle se trouvait être la principale victime plutôt qu'elle n'en avait été la cause entièrement responsable« (S. 293).

deutlicher Rückgang des Vorwurfs möglicher Affären Marias aufgrund des in ihrer Rezeption aufkommenden Mediokritätstopos festgestellt werden[357].

Zu dieser Mittelmäßigkeit gehörte für die Autoren jedoch nicht nur Leidenschaftslosigkeit, sondern auch Dummheit und Trägheit. Jean-Hippolyte Mariéjol bezeichnete die Herrscherin als »inintelligente et paresseuse«[358], und Louis Batiffol hob hervor, dass man ihren Porträts entnehmen könne, dass sie die mangelnde Intelligenz ihrer Mutter und die Borniertheit ihres Vaters geerbt habe[359]. Zeller bezeichnete sie wiederum schlichtweg als Schwätzerin[360]. Den Zeitgenossen Marias warf Batiffol außerdem vor, die Vorzüge ihres Äußeren zu sehr besungen und ihre geistigen Defizite verschwiegen zu haben, die sich jedoch später deutlich in ihren politischen Entscheidungen niedergeschlagen hätten[361]. Auch Gabriel Hanotaux zeichnete in seiner Richelieu-Biografie das niederschmetternde Bild einer unfähigen, stumpfsinnigen und apathischen Regentin[362]. Ihm zufolge erklärten diese Wesenszüge auch die Abkehr von der Politik Heinrichs IV., denn die Trägheit der Regentin soll sich lähmend auf den ganzen Ministerrat ausgewirkt haben[363]. Auch Eusèbe Pavie führte Marias Unfähigkeit an, mit starker Hand die von ihr 1619 angeführte Rebellenfaktion

357 Neben den bereits angeführten Beispielen vgl. auch Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 178; Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. 39.

358 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 177.

359 Batiffol, Marie de Médicis, S. 232 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 11f.: »Mais hélas! de la mère elle gardait l'intelligence insuffisante et du père aussi la volonté tenace, deux traits qui, réunis, ne donnent que de l'entêtement. Gracieuse, aimable, souriante, Marie était une princesse dont le regard et le front annonçaient une personne un peu bornée et têtue; on s'en rendit compte de bonne heure«.

360 Berthold Zeller, Louis XIII. Marie de Médicis, Richelieu ministre. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1899, S. 1.

361 Vgl. Batiffol, Marie de Médicis, S. 255–257 u. ders., La vie intime, Bd. 1, S. 46f.

362 Hanotaux, Marie de Médicis (1re partie), S. 759f. u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 53f.: »Ce n'était pas une Catherine de Médicis. Elle n'avait, de celle-ci, ni l'intelligence, ni l'activité, ni le goût des affaires. Elle apparut bientôt comme une femme […] de moyens médiocres, paresseuse et obstinée, […] attachée sans réflexion et sans fidélité, à ses habitudes et à ses préjugés. Comme il arrive aux natures médiocres que l'urgente nécessité ne presse pas, elle dirigea peu sa vie et conduisit les affaires du pays autant au moins, avec ses défauts qu'avec ses qualités. Au début elle ne se sépara pas des hommes expérimentés choisis par le feu roi. Mais, peu à peu, elle versa dans le favoritisme où son indolence était portée naturellement«. Siehe außerdem ibid., Bd. 2/2, S. 226: »femme de matière si lourde et d'esprit si court«.

363 Vgl. ders., Marie de Médicis (1re partie), S. 767–770 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 65–69, insb. S. 767 bzw. 65: »Rendre des comptes à un esprit médiocre est une servitude qui dégrade les plus nobles esprits. La véritable capacité doute d'elle-même, hésite, chancelle et se perd, dans cette lutte obscure, chaque jour renouve-

gegen ihren Sohn zusammenzuhalten[364]. Diese Inkompetenz, die auch für Pavie im Wesentlichen durch Trägheit bedingt war, führte er symptomatisch am Beispiel der Niederlage Marias vor den Toren von Angers am 7. August 1620 aus[365]. Diese Schlacht bei Les Ponts-de-Cé soll deshalb stattgefunden haben, weil Maria gegen 11 Uhr noch nicht aus ihrer allmorgendlichen Lethargie erwacht gewesen sei und somit den Friedensvorschlag ihres Sohnes buchstäblich verschlafen habe[366]. Die Faulheit und Trägheit der Königinmutter, die Pavie als »la paresseuse, la stagnante et la somnolente Marie de Médicis«[367] bezeichnete, zieht sich leitmotivisch durch sein Werk und diente ihm als Erklärung für Marias militärisches und politisches Debakel[368].

Die Körperfülle der Mediceerin, über die sich vor allem in der Mitte des 19. Jahrhunderts Michelet und Dumas abfällig ausgelassen hatten, wurde in der Historiografie des ausgehenden 19. Jahrhunderts als äußerer, symptomatischer Ausdruck der angeblichen geistigen Trägheit Marias gewertet. Hanotaux beschrieb sie als »reine lourde, massive, boudeuse et peu caressante, cherchant toujours une distraction, un conseil, une impulsion extérieure capable de la

lée. C'est ainsi qu'on vit le mérite des illustres ministres de Henri IV se transformer, sous la régence, en une impuissante pusillanimité«.

364 Vgl. Pavie, La guerre, S. 302f.

365 Die Schilderung der Schlacht nimmt einen großen Teil der Darstellung ein – fast hundert Seiten! – und zeugt von Pavies Willen, die Geschehnisse bis ins kleinste Detail zu ergründen, vgl. ibid., S. 415–510. In einer zweiseitigen Fußnote führte er alle Quellen an, die seit 1620 von diesem Ereignis berichten (S. 413f.). Am Ende der Darstellung ließ er außerdem den Schlachtbericht von Louis de Marillac abdrucken (S. 671–687). Die Schlacht vor den Toren von Angers ging in die Annalen als »drôlerie des Ponts-de-Cé« ein, weil zahlreiche Truppenkontingente der Rebellenarmee desertierten oder gar nicht erst zur Schlacht erschienen, was das Vorrücken Ludwigs XIII. zu einem militärischen Spaziergang machte.

366 Ibid., S. 451: »[V]ers onze heures, la paresseuse, la stagnante et la somnolente Marie de Médicis n'avait pas encore secoué son interminable léthargie de la matinée quand, pour réveiller les échos de ses antichambres désertées, il fallut les allées et venues de Richelieu et des ambassadeurs du nonce […]. Et lorsqu'enfin la reine-mère ouvrit les yeux pour laisser tomber de sa main engourdie le paraphe qui ne devait, hélas! arriver que si tard […], un courant continu s'était établi depuis longtemps entre les deux garnisons d'Angers et des Ponts-de-Cé«.

367 Ibid.

368 Er sprach außerdem von ihrem »phlegme olympien«, ibid., S. 548, u. ihrem »phlegme majestueux qui était, pour ainsi dire, son Olympe et son Louvre, et où elle se réfugiait comme dans l'atmosphère la plus propice à la respiration de son orgueil«, ibid, S. 570.

tirer de son indolence«[369]. Pavie brachte außerdem mit dem Begriff ihrer »placidité massive«[370] bildhaft die Verbindung geistiger und körperlicher Schwerfälligkeit zum Ausdruck. So auch Perrens, der sie als »épaisse d'esprit autant que de corps« beschrieb[371].

Der auf Maria angewandte Mediokritätstopos in der französischen Historiografie der Jahrhundertwende stand bei den hier untersuchten Historikern stets im Kontrast zum »génie« des Prinzipalministers[372]. Genialität und Mediokrität begegneten sich somit angeblich an der Spitze des Staates. Marias Trägheit und ihr Bedürfnis nach Anleitung erkläre also den Aufstieg des ehrgeizigen Bischofs von Luçon[373]. Die angeblich unbedarfte und ignorante Maria wird in ihrer Beziehung zum Kardinal von Mariéjol sogar regelrecht infantilisiert, um das ungleiche Kräfteverhältnis zu verdeutlichen. So erfährt der Leser, dass Richelieu, gleich einem Lehrer, der es mit einem Schulkind zu tun hat, »envoyait Marie réciter au Roi les leçons de politique extérieure qu'il lui faisait«[374].

Maria fand also auch nach 1876 in der stark von bürgerlichen Werten geprägten Interpretation keine Gnade vor den Historikern. Sie galt als lieblose Mutter, verschwenderische Wirtschafterin und apathische, leidenschaftslose – wenngleich unberechenbare – und mittelmäßige Persönlichkeit. Zugleich vollzog sich durch diese bürgerliche Perspektive eine Verschiebung, die im frühen 20. Jahrhundert in den Ausführungen von Batiffol gipfelte: Maria wurde nicht mehr vorrangig als Herrscherin von Frankreich, sondern wie eine bürgerliche Hausfrau in ihrem privaten Umfeld beurteilt. Diese im bürgerlichen Zeitalter historiografisch vorgenommene Verdrängung Marias aus der politischen Vergangenheit des Landes spiegelte den bürgerlichen Anspruch an die gesellschaftliche Stellung der Frau wider. Diese sollte im Hintergrund für das Allge-

369 Hanotaux, Marie de Médicis (suite et fin), S. 135 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 125. Hanotaux thematisierte aus diesem Grund häufig Marias Körperfülle. Er sprach u. a. von ihren »formes opulentes et […] carnations savoureuses«, ibid., S. 52 u. ders., Marie de Médicis (1re partie), S. 758; von »sa figure empâtée«, ibid., S. 763 u. ders., Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1, S. 59 und schließlich von ihrer »beauté traînante et lourde, abandonnée en des poses nonchalantes«, ibid.

370 Pavie, La guerre, S. 539.

371 Perrens, L'Église et l'État, Bd. 1, S. 368.

372 Laugel, Le duel, S. 349; Perrens, L'Église et l'État, Bd. 2, S. 441.

373 Vgl. Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 220f.: »Richelieu […] commandait à sa maison en maître«, S. 223: »Tout le monde savait qui l'avait poussée« oder auch S. 224: »Mais Richelieu l'empêchait de se perdre en ces intrigues«.

374 Ibid., S. 221.

meinwohl wirken und galt als moralischer Mittelpunkt der Familie und damit, in Erweiterung, der Nation. Um dies zu legitimieren, wurde nahtlos an die frauenfeindlichen Inhalte angeknüpft, die seit Richelieu über Maria von Medici tradiert und in den nationalromantischen Metanarrativen der Mitte des 19. Jahrhunderts verfestigt worden waren. Ihre Politik wurde in diesem Sinne monokausal auf angeblich typisch weibliche Regungen reduziert und die Mediceerin zur Verkörperung aller möglichen, vermeintlich weiblich bedingten Fehltritte in der Ausübung eines öffentlichen Amtes erklärt.

Diese bei Maria von Medici festgestellte Verdrängung aus der ›großen‹, politischen Geschichte deckt sich überdies mit dem Befund der Geschlechterforschung, wonach am Ende des 19. Jahrhunderts, zusammen mit dem Siegeszug der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, weibliche historische Figuren zunehmend aus den Geschichtsbüchern verschwanden[375]. So vermutete Susan M. Stuard anhand der von ihr untersuchten Protagonistinnen des französischen Mittelalters, dass: »the barrier between the public and the private spheres, which characterized fin de siècle French society, became an organizing criterion for historical scholarship«[376]. Stuard zufolge befassten sich die Historiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts bevorzugt mit dem Wirken der Männer im politischen Leben, da es hierzu – anders als über den der Frau zugeschriebenen privaten Raum – verbürgte Quellen gab, die man mit dem entsprechenden propädeutischen Material empirisch untersuchen konnte. Sie distanzierten sich damit von den Romantikern, die das Leben und die Gefühle weiblicher Protagonistinnen der Geschichte gern literarisch ausgeschmückt hatten[377]. Wenngleich sich diese Verschiebung sicher nicht völlig auf Maria von Medici übertragen lässt, die als Regentin auch in der Öffentlichkeit wirkte, so macht Stuards Feststellung dennoch eine historiografische Tendenz des ausgehenden 19. Jahrhunderts deutlich, in die sich die in diesem Zeitraum verstärkt betriebenen Studien zu Marias ›Privatleben‹ einordnen lassen.

4.4 Eine fremde Einflussnahme auf den französischen Sonderweg

Die französische Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts war geprägt von dem Gedanken eines Sonderwegs, demgemäß der französische Geist zugleich Vorbild für die anderen Nationen sein sollte. Dies war ein Kern-

375 Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, S. 171f. u. Susan Mosher Stuard, Fashion's Captives: Medieval Women in French Historiography, in: dies. (Hg.), Women in Medieval History & Historiography, Philadelphia 1987, S. 59–80, insb. S. 68f.

376 Ibid., S. 68.

377 Ibid.

gedanke der nationalromantischen Metanarrative, den die Republikaner ab 1876 zunehmend zu verfestigen suchten. Das 17. Jahrhundert galt ihnen als Zeitalter der Emanzipation des Nationalgeistes schlechthin, weil dieser sich damals von fremden Einflüssen zu lösen begonnen habe, um dann in voller Pracht unter der Herrschaft Ludwigs XIV. zu erstrahlen. Besonders deutlich glaubten die Historiker diese Ausprägung und Durchsetzung des französischen Geistes im Hinblick auf das 17. Jahrhundert in der Kunst in Form des *style classique* und im religiösen Bereich im Gallikanismus zu erkennen. Doch welche Rolle sollte der aus Italien gebürtigen Großmutter Ludwigs XIV. in dieser Interpretation zugeschrieben werden?

4.4.1 Die missachtete Mäzenin im konstruierten Gegensatz »style classique« versus »style baroque«[378]

Besonders augenfällig in der Historiografie der Dritten Republik ist je nach Historiker entweder das völlige Ausblenden der Rolle Marias von Medici als Kunstmäzenin oder die Negierung eines jeglichen Einflusses ihrerseits auf die Künste[379]. Die Herrscherin passte nämlich in zweierlei Hinsicht nicht in die republikanische Deutung des 17. Jahrhunderts. Dies wird im Vulgarisierungswerk »La fleur des histoires françaises« deutlich, das Gabriel Hanotaux 1912 für die Jugend verfasste. Darin bezeichnete er das 17. Jahrhundert als »siècle français par excellence«[380], denn mit dem sogenannten *âge classique* habe die Blütezeit des französischen Geistes begonnen[381]. Das Erreichen dieses Reifegrads schrieb er der »succession de ces deux natures exceptionnelles [Henri IV et Richelieu] […] au gouvernement de la France« zu[382]. Die Aussage ist symptomatisch für das patriotische Kunstverständnis der Jahrhundertwende, das den *style classique* als überlegene, französische, männlich geprägte Kunstrichtung

378 Es werden bewusst die französischen Begriffe für diese beiden Kunstrichtungen verwendet, weil sich die deutschen Begriffe des Barock und Klassizismus auf teils andere ästhetische Referenzsysteme beziehen.

379 Nur wenige, darunter Zeller, sprachen Maria einen solchen Einfluss zu, was er allerdings als »la véritable, presque la seule gloire de la fille des Médicis« erachtete, siehe Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. 40. Damit wertete er ihr künstlerisches Wirken zwar auf, rückte aber ihr politisches Werk in ein schlechtes Licht.

380 Hanotaux, La fleur des histoires françaises, S. 190.

381 Vgl. ibid., S. 185f. Hanotaux widmete dem *âge classique* ein eigenes Kapitel, vgl. S. 183–201.

382 Ibid., S. 188.

schlechthin betrachtete. Maria, eine Frau und Fremde, obgleich eine florentinische Medici, passte nicht in dieses kunsthistorische Metanarrativ hinein.

Die nationalhistorische Deutung der Kunst des 17. Jahrhunderts

Henry Lemonnier (1842–1936), einer der führenden französischen Kunsthistoriker der Jahrhundertwende[383], kann zu Recht als derjenige gelten, der die einleitend angeführte Interpretation am prominentesten vertrat und am meisten zu deren Verbreitung beitrug. Der 1889 zum Assistenten von Ernest Lavisse an der Sorbonne ernannte Historiker legte in seinen Vorlesungen zum Ancien Régime an der prestigeträchtigsten französischen Universität zusehends einen Schwerpunkt auf kunsthistorische Themen. Aus diesem Grund wurde er 1899 zum ersten Professor des an der Sorbonne neugegründeten Lehrstuhls für Kunstgeschichte berufen. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte er 1913, als er zum Mitglied der Académie des beaux-arts gewählt wurde.

Seine Monografie »L'art français au temps de Richelieu et de Mazarin« (1893) – auch hier wieder eine sehr nationale und männerzentrierte Sicht auf die Kunstgeschichte – wurde mit dem Prix Marcelin Guérin ausgezeichnet. Die Académie française belohnte mit diesem Preis jährlich die Werke, die »paraîtraient les plus propres à honorer la France, à relever parmi nous les idées, les mœurs et les caractères, et à ramener notre société aux principes les plus salutaires pour l'avenir«[384]. Diese Ehrung macht also klar, dass die Studie Lemonniers von offizieller Seite vor allem deshalb gewürdigt wurde, weil sie über die kunsthistorischen Ausführungen hinaus nationale Werte hochhielt. Der Erfolg des Werks ist unbestreitbar, denn es wurde 1911 und 1913 erneut veröffentlicht und erreichte somit drei Auflagen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Ergänzt wurde diese Darstellung zur französischen Kunst des 17. Jahrhunderts 1911 durch die Monografie »L'art français au temps de Louis XIV (1661–1690)«.

Lemonnier forderte als einer der ersten eine verstärkte Kontextualisierung von Kunst[385], die er als ästhetischen Ausdruck einer sich historisch ausformen-

383 Vgl. hierfür den einschlägigen und ausführlichen Eintrag im »Dictionnaire critique des historiens de l'art«: Lyne Therrien, Henry Lemonnier, http://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/lemonnier-henry.html?search-keywords=henry%20lemonnier (14.1.2019).

384 Siehe o.V., Prix Marcelin Guérin, http://www.academie-francaise.fr/prix-marcelin-guerin (14.1.2019).

385 Vgl. Henry Lemonnier, L'art français au temps de Richelieu et de Mazarin, Paris 1893, S. VI.

den Nation verstand[386]. Wie es bereits der Titel postuliert, ging er also davon aus, dass es im 17. Jahrhundert einen nationaltypischen »art français« gegeben habe[387]. Der Historiker Mariéjol sprach im frühen 20. Jahrhundert ebenfalls von einem solchen »goût national«[388], der sich in seiner Reinform mit Ludwig XIV. durchgesetzt habe. Der Gedanke, dass jedes Volk eine Seele habe, die ganz individuelle Züge vorweise, geht auf Philosophen und Autoren des 18. Jahrhunderts wie Montesquieu, Voltaire oder Vico zurück und wurde nicht zuletzt durch Herders nationalromantischen Begriff des »Volksgeistes« verbreitet.

Lemonnier arbeitete zwei Phasen der französischen Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts heraus[389]. Die ästhetisch sehr eklektische erste Phase von 1610 bis 1660, in der Frankreich noch von vielfältigen ausländischen Einflüssen geprägt gewesen sei, betrachtete er als notwendige Übergangsphase hin zur Rückbesinnung auf nationale Eigenschaften, die zur Hermetisierung der französischen Kunst geführt habe. Das Ergebnis dieser Erneuerung des französischen Geistes sah er dann ab 1660 in der für ihn typisch französischen Kunstrichtung des *classicisme* verwirklicht, die die europäische Hegemonie der italienischen Renaissance abgelöst habe.

Untersucht man Lemonniers Monografie genau, so fällt ein deutliches Ungleichgewicht auf. Maria von Medici wird fünfzehn Mal namentlich erwähnt. Dies ist deutlich weniger als Heinrich IV. mit dreiunddreißig Erwähnungen – man bedenke hierbei, dass er in dem von Lemonnier untersuchten Zeitraum bereits nicht mehr lebte – und neunundsechzig namentliche Erwähnungen für Richelieu. Bereits der rein quantitative Befund offenbart also, wie wenig Bedeutung der renommierte Kunsthistoriker der zweiten Medici-Herrscherin beimaß.

Andere Autoren folgten dieser Interpretation. So erwähnt Clarisse Bader Maria von Medici nicht in ihren Ausführungen über den kulturellen Einfluss französischer Frauen in der Geschichte. Mariéjol, der sich im Wesentlichen für seine kunsthistorischen Ausführungen auf Lemonnier bezog, blendete Maria ebenfalls weitestgehend aus und gab ein männerzentriertes Verständnis des Kunstwirkens wieder, demzufolge die erste Hälfte des Grand Siècle vorwiegend von Heinrich IV., Ludwig XIII., Richelieu und Mazarin geprägt worden war[390]. Allein Louis Batiffol widmete sich Marias Wirken als Kunstmäzenin in einem zweiteiligen Aufsatz, der 1905 und 1906 in der »Gazette des beaux-arts«

386 Vgl. ibid, S. 1–6.

387 Er sprach auch von »notre art«, siehe ibid., S. 71.

388 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 476.

389 Vgl. für die folgenden Ausführungen Lemonnier, L’art français, S. 22–60.

390 Vgl. Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 452–488.

erschien. Darin beschränkte er seine Untersuchung allerdings auf den Zeitraum ihrer Regentschaft[391]. Sein Urteil fiel nicht minder streng aus, denn: »Elle n'a exercé aucune influence sur eux [les artistes de son temps]; l'art de la première moitié du XVIIe siècle, d'ailleurs si varié, ne lui doit rien. Trop peu douée pour imprimer une direction, elle a été la femme riche qui commande et paie ce qu'on lui donne«[392]. Mit seiner kunsthistorischen Darstellung hatte Lemonnier also wesentlich zum Misskredit Marias als Kunstmäzenin beigetragen. Erst in den 1980er Jahren vollzog sich ein Umdenken, das im 21. Jahrhundert in eine positive Neubewertung ihres Kunstwirkens mündete. Unter der provokanten Bezeichnung des »siècle de Marie de Médicis« postulierten Forscher mitunter, dass Richelieu als Mäzen hinsichtlich der engen Verbindung von Kunst und Macht viel von seiner ehemaligen Gönnerin gelernt habe[393].

Eine ziel- und kritiklose Kunstsammlerin?

Besonders Batiffol zeigte sich äußerst streng in der Wertung Marias als Mäzenin. Er warf ihr vor, über keinen wahren Kunstverstand verfügt zu haben, der es ihr ermöglicht hätte, Künstler zu inspirieren und anzuleiten. Zwar habe sie aufgrund ihrer Herkunft als »Italienne, Florentine et Médicis«[394] zwangsläufig eine solide Heranführung an die Künste genossen[395], doch habe sich ihr Mäzenat als das einer intellektuell und ästhetisch wenig versierten Frau erwiesen. Er betonte: »Un peu épaisse de nature et sans finesse intellectuelle, elle a manifesté pour les arts ce goût très large de princesse aimant la magnificence et s'entourant, sans compter, d'objets confusément riches, plutôt que l'attrait délicat d'une femme distinguée qui choisit«[396]. Maria sei also trotz der hervorragenden Voraussetzungen ihrer Abstammung zu plump und unverständig gewe-

391 Batiffol, Marie de Médicis et les arts (1[re] partie), S. 441, Anm. 1. Der Aufsatz ist eine fast wörtliche Übernahme seiner entsprechenden Ausführungen zum Verhältnis Marias von Medici zur Kunst in der »Vie intime d'une reine de France«, siehe ders., La vie intime, Bd. 2, S. 83–145.

392 Ders., Marie de Médicis et les arts (1[re] partie), S. 442f. Chappell wies 2002 auf das lange Nachwirken dieser Wertung Batiffols hin, die die Kunsthistoriker Louis Hourticq (1875–1944) in der »Histoire générale de l'art: France« (1911) und Théodore Rousseau (1912–1973) in einer Einleitung zur Ausstellung von 1960 zum französischen Barock unverändert rezipierten, siehe Chappell, The Artistic Education, S. 14.

393 Vgl. Fumaroli, Préface, S. XII–XIV u. ders., Le »siècle de Marie«, S. 19–22.

394 Batiffol, Marie de Médicis et les arts (1[re] partie), S. 441. Siehe auch ders., La journée (1[re] partie), S. 511.

395 Ders., Marie de Médicis, S. 231.

396 Ders., Marie de Médicis et les arts (1[re] partie), S. 442.

sen, um die Kunst ihrer Zeit nachhaltig zu beeinflussen. Jüngere kunsthistorische Studien wiesen allerdings nach, dass Maria keineswegs die von Batiffol beschriebene pompliebende und unbewanderte Mäzenin gewesen ist und dies nicht zuletzt dank ihrer auf einer breiten humanistischen Grundlage beruhenden Erziehung, die die damals üblichen Anforderungen für adlige Frauen weit überstieg und eine Heranführung an neue Kunsttendenzen einschloss[397].

In Batiffols Aussage schwingt allerdings eine zweite wesentliche Komponente mit: Er zeichnete Maria als Emporkömmling, die sich zwar als Mäzenin zu inszenieren gesucht habe, doch dabei eher wahllos vorgegangen sei und Kunst vorrangig als Ware betrachtet habe. Dieses regelrechte Horten von Kunstwerken drückte er deutlich in der Beschreibung von Marias Inneneinrichtung aus, indem er ihre Gemächer als »monde un peu à l'étroit et confus« beschrieb[398]. Sie soll demnach Kunst vorrangig als merkantiles Mittel betrachtet haben, sei es als Geldanlage oder Gebrauchsgegenstand[399]. Ihre angebliche mäzenatische Beliebigkeit, die Batiffol als Symptom für mangelnde Kunstkenntnis interpretierte, verdeutlichte er zudem stilistisch durch die Aufzählung der zahlreichen Bereiche, in die sie investiert hatte, von der Architektur über die Malerei bis hin zur Bildhauerei, Gärtnerei, dem Kunsthandwerk und vielem mehr[400]. Sein niederschmetterndes Urteil fiel folgendermaßen aus: Eine wahre Medici sei Maria nur aufgrund ihres Bewusstseins für die wichtige herrschaftliche Funktion der Kunstförderung gewesen – am guten Geschmack und sicheren ästhetischen Gespür ihrer Ahnen habe es ihr jedoch gänzlich gemangelt[401].

Italienischer Geschmack versus französische Kunst

Neben der Tatsache, dass Marias Kunstwirken meist als rein merkantile und selbstinszenierende Maßnahme abgetan wurde, sprach man ihr gern auch jeglichen Geschmack ab. Batiffol und Lemonnier stritten allerdings keineswegs ab,

397 Siehe hierfür Chappell, The Artistic Education, S. 16, 20–23; Maria Fubini Leuzzi, Maria dei Medici. La costruzione di una regina dall'infanzia al matrimonio, in: Christina Strunck (Hg.), Medici Women as Cultural Mediators (1533–1743). Le donne di casa Medici e il loro ruolo de mediatrici culturali fra le corti d'Europa, Mailand 2011, S. 183–205; Marrow, The Art Patronage of Maria de' Medici, S. 5f.

398 Batiffol, La journée (1re partie), S. 514.

399 Ders., La vie intime, Bd. 1, S. 69. Siehe auch ders., Marie de Médicis et les arts (suite et fin), in: Gazette des beaux-arts 35 (1906), S. 221–243, hier S. 221.

400 Vgl. hierfür ibid., S. 222–243.

401 Ders., Marie de Médicis et les arts (1re partie), S. 442.

dass Maria den regen Austausch zwischen französischen, flämischen und italienischen Kunsteinflüssen im frühen 17. Jahrhundert gefördert habe[402]. Die von ihr bezahlte Reiterstatue ihres Mannes auf dem Pont-Neuf als Geschenk für die Stadt Paris symbolisierte diese enge Zusammenarbeit zwischen französischen und florentinischen Künstlern[403]. Der Maler Peter Paul Rubens stand ebenfalls für die von Maria geförderte barocke Ästhetik. Lemonnier betrachtete ihn als idealtypischen Meister der künstlerisch heterogenen Übergangszeit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts[404], bevor sich der angeblich homogene und typisch französische *style classique* unter Ludwig XIV. herausgebildet habe.

Dass sich Rubens' Einfluss trotz Marias dezidierter Unterstützung in Frankreich nicht hatte durchsetzen können, begründete Lemonnier durch einen nationalästhetischen geistigen Umschwung[405]. Diesen nach Meinung des Kunsthistorikers in den 1620er Jahren einsetzenden Wandel bezeichnete Mariéjol später als patriotischen Akt gegen die »Italianisierung« der französischen Kunst und sprach von der »[r]ésistance du génie français«[406]. So führte er aus: »Le génie national se défend et quelquefois même se manifeste avec éclat. Il reste en France des architectes qui ne construisent à l'italienne qu'à moitié ou même pas du tout«[407]. Derselbe Gedanke eines geistigen nationalen Widerstands wird auch Louis Batiffol zu der Behauptung bewegt haben, dass Marias Architekt Salomon de Brosse (1571–1626) beim Umbau ihrer Pariser Residenz, des Palais du Luxembourg[408], »ne tint pas compte de ses idées [de Marie de

402 Vgl. DERS., Marie de Médicis et les arts (suite et fin), S. 243; LEMONNIER, L'art français, S. 76–102, insb. S. 89f.

403 Vgl. BATIFFOL, Marie de Médicis et les arts (suite et fin), S. 231–239.

404 Vgl. LEMONNIER, L'art français, S. 70f.

405 So sollen sich die französischen Künstler immer mehr »vers l'école raisonnable, pondérée« ausgerichtet haben. »Rubens leur sembla trop emporté, trop peu classique. […] Il était trop *extérieur* pour un monde qui vivait beaucoup de la pensée« (Hervorh. i. Orig.), siehe ibid., S. 71.

406 MARIÉJOL, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 479.

407 Ibid.

408 Der Bau des Palais du Luxembourg und die damit einhergehende Förderung des Architekten Salomon de Brosse zählte Batiffol zu den größten Verdiensten Marias als Kunstmäzenin, vgl. BATIFFOL, Marie de Médicis et les arts (1re partie), S. 447–452. Zur Forschung zu dem Gebäude sei v. a. verwiesen auf Marie-Noëlle BAUDOUIN-MATUSZEK (Hg.), Marie de Médicis et le palais du Luxembourg, Paris 1991; das Kapitel »Le palais de Minerve« in DUBOST, Marie de Médicis [2009], S. 651–676; Sara GALLETTI, Le palais du Luxembourg de Marie de Médicis (1611–1631), Paris 2012.

Médicis] et construisit un édifice français«[409]. So sollen sich die französischen Künstler von innen heraus zunehmend gegen die von Maria geförderten fremden ästhetischen Einflüsse gewehrt haben. Auch dieses Motiv des sich gegen fremde Einflüsse verteidigenden französischen Geistes ist, obgleich im 19. Jahrhundert deutlich nationalistisch überfrachtet, so doch ein alter neuzeitlicher Topos. Jean-François Dubost ordnete ihn dem kulturellen Antiitalianismus zu. Die Ausstrahlung der Renaissance und die beiden Medici-Regentschaften des 16. und 17. Jahrhunderts hatten dazu geführt, dass der italienische Einfluss in Frankreich häufig als zu dominant empfunden wurde. Als Reaktion darauf wurde die französische Kultur stärker betont, um sich von der italienischen abzugrenzen[410].

Doch was waren die Eigenschaften des französischen Geistes, der sich angeblich im *style classique* äußerte? Lemonnier beschrieb die Wesensart dieser Nation als schlicht, gemäßigt, besonnen und auf Harmonie bedacht[411]. Mariéjol bemängelte in ähnlicher Weise in dem als italienisch wahrgenommenen *style baroque* eine »absence de naturel, de vérité, de vie et de couleur«[412]. Den Franzosen sprach er hingegen das Monopol der Vernunft zu, denn »[à] notre race aussi appartiennent en propre des qualités qui trouveront leur expression dans l'art: logique, ordre, ordonnance«[413]. Rubens wurde mit seinen »allégories pompeuses et un peu boursoufflées [sic]«[414], wie sie Berthold Zeller nannte, als typischer Vertreter der barocken Prägung verstanden. Entprechend vielsagend ist auch das von Lemonnier wiedergegebene Gerücht, Richelieu habe Maria von Rubens abgeraten, als sie einen Maler für die Innengestaltung ihres Stadtpalais suchte[415]. So kommt im 19. Jahrhundert auch aus kunsthistorischer Sicht der alte Gegensatz zwischen der fremden und irrationalen Herrscherin Maria und dem vernunftbegabten Staatsmann Richelieu zum Tragen, der nicht nur politisch mit dem Absolutismus, sondern auch ästhetisch mit dem *style classique*

409 Batiffol, Marie de Médicis et les arts (1re partie), S. 443. Andia bezeichnete den Palast aus heutiger kunsthistorischer Sicht als »mi-chemin entre le baroque italianisant et le classicisme français« und somit als gelungene Verbindung der beiden Kunstrichtungen, siehe Andia, L'art, fer de lance des rois, S. 17.

410 Dubost, La France italienne, S. 308–310. Er fügte allerdings hinzu, dass dies kein spezifischer Ausdruck von Antiitalianismus, sondern im Grunde sehr austauschbar war, je nachdem, welche Kultur als dominant empfunden wurde.

411 Vgl. Lemonnier, L'art français, S. 107–113, 117f.

412 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 478.

413 Ibid., S. 479.

414 Zeller, Henri IV et Marie de Médicis, S. 66.

415 Lemonnier, L'art français, S. 71.

die französische, rational geprägte Hegemonie über Europa adäquat zu fördern gewusst habe.

Diese sehr reduzierende, nationalistische und zugleich männerzentrierte Abwertung des Kunstwirkens Marias wurde in der neueren Forschung hinterfragt. Eine Neubewertung war nicht zuletzt dadurch möglich, dass der national untermalte Gegensatz zwischen *style classique* und *style baroque* ab den 1950er Jahren, vornehmlich unter dem Einfluss von Victor-Lucien Tapié, aufgebrochen wurde. Ihm zufolge hätten beide Kunstrichtungen im 17. Jahrhundert in Frankreich vielmehr koexistiert, weshalb man auch von einem »französischen Barock« sprechen könne[416]. Er warnte außerdem davor, die Ausarbeitung und Durchsetzung des *style classique* allein Ludwig XIV. zuzuschreiben[417]. Claude-Gilbert Dubois überspitzte diese These 1995, indem er die geläufige Periodisierung eines *style classique* in Frage stellte, der ab der Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich den *style baroque* abgelöst hätte. Er entwickelte im Gegenzug die These des *style classique* als französische Ausprägung des europäischen Barock[418]. Die Definitionen und Abgrenzungen beider Kunststile bleiben allerdings weiterhin sehr umstritten und komplex.

Das Aufbrechen einer nationalen Deutung dieser Begriffe wirkte sich indes unweigerlich positiv auf die Wertung Marias von Medici als Kunstmäzenin aus[419]. Béatrice de Andia bekräftigte etwa 1991, dass diese Herrscherin wesentlich zur späteren künstlerischen Ausstrahlung Frankreichs beigetragen habe. Doch sei sie dabei pragmatisch, offen und eklektisch vorgegangen und habe sich nicht vorrangig nach nationalen, sondern qualitativen Kriterien gerichtet: Wenn sie in Frankreich nicht den geeigneten Künstler fand, dann habe sie eben einen eingeladen, der den einheimischen Künstlern wesentliche Impulse bieten konnte[420]. Diese Ansicht bestärkte Marc Fumaroli, dem zufolge sie ebenso Künstler unterstützt hatte, die später als Vertreter des *style classique* gefeiert wurden[421]. Er betonte daher, dass »Marie a été la médiatrice de la plus intense de toutes les saisons translatrices de l'Italie à la France. Cette saison

416 Tapié, Baroque et classicisme, S. 285f.

417 Ibid., S. 246.

418 Vgl. Claude-Gilbert Dubois, Le baroque en France et en Europe, Paris 1995.

419 Zur aktuellen Forschung über die Verbindung zwischen dem *style baroque*, Maria von Medici und dem italienischen Einfluss im Frankreich der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vgl. Bassani Pacht u. a. (Hg.), Marie de Médicis; Constant, La folle liberté des baroques; Dubost, La France italienne; Fumaroli, Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis.

420 Vgl. Andia, L'art, fer de lance des rois, S. 19–22.

421 Fumaroli, Préface, S. XV.

intermédiaire a été si féconde que ses fruits ont fait oublier ses fleurs«[422]. Dubost teilte diese Auffassung und bekräftigte, dass Maria trotz des unbestreitbaren florentinischen Erbes durchaus über Kunstsinn verfügt und eigene Akzente gesetzt habe[423].

Die Spuren, die die Medici-Regentin im französischen Kulturerbe hinterließ, sind jedenfalls nicht zu unterschätzen[424]. Sie prägte das Stadtbild des neuzeitlichen, teils bis heute bestehenden Paris. Neben dem nach ihrem Geschmack renovierten Palais du Luxembourg führte sie die unter Heinrich IV. begonnenen Bauprojekte der Place Royale und Place Dauphine sowie im Marais-Viertel zu Ende, förderte zahlreiche Kirchen, Krankenhäuser und Klöster der Stadt und ließ 1616 den Cours-la-Reine nahe den heutigen Champs-Élysées als Promenade nach italienischem Vorbild anlegen. Ihr ist darüber hinaus das Wiederaufleben der höfischen Kultur in Frankreich nach den Religionskriegen zu verdanken. In enger Absprache mit der ersten Frau Heinrichs IV., Marguerite von Valois, förderte sie außerdem zahlreiche französische Dichter wie Jean Ogier de Gombauld (1576–1666) oder François de Malherbe (1555–1628). Auch Maler, die in der französischen Erinnerung eng mit Richelieu verbunden sind, wie Simon Vouet (1590–1649), Nicolas Poussin (1594–1665) und Philippe de Champaigne (1602–1674), verdankten ihren Aufstieg zunächst Maria und hatten allesamt, bevor sie für Richelieus Palais-Cardinal tätig waren (1642 in Palais-Royal umbenannt), ihren künstlerischen Beitrag zum Palais du Luxembourg geleistet.

4.4.2 Stigmatisierung einer frommen Königin in der Kontroverse um den Laizismus

Nach dem einschneidenden nationalen Trauma der Niederlage von 1871 sah sich die noch junge Dritte Republik Spannungen ausgesetzt, die sie von innen her bedrohten[425]. In diesem Konflikt stellten sich die noch im Adel, Militär, Bür-

422 Ders., Le »siècle de Marie«, S. 21.

423 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 410–429.

424 Vgl. für die folgenden Ausführungen Andia, L'art, fer de lance des rois, S. 11–25; Dubost, Marie de Médicis [1991], S. 147–162; ders., Marie de Médicis [2009], S. 410–429, 651–676; Helga Hübner, Eva Regtmeier, Maria de' Medici, eine Fremde. Florenz – Paris – Brüssel – London – Köln, Frankfurt a. M. u. a. 2010, S. 95–162.

425 Vgl. für die folgenden Ausführungen Barjot, Chaline, Encrevé, La France au xixe siècle, S. 468–521 sowie folgende weiterführende Studien zu dem Thema: Jacqueline Lalouette, La République anticléricale (xixe–xxe siècles), Paris 2002; dies., La séparation des Églises et de l'État. Genèse et développement d'une idée (1789–1905), Paris 2005; Jean-Marie Mayeur, La séparation des Églises et de l'État, Paris 2005; René Rémond, L'anticléricalisme en France de 1815 à nos jours, Paris ²1999.

gertum und der katholischen Kirche sehr einflussreichen konservativen, teils monarchistisch-restaurativen Kräfte gegen die republikanisch-demokratisch und laizistisch motivierten Staats- und Gesellschaftsreformbestrebungen. Léon Gambetta (1838–1882), einer der Gründer der Dritten Republik, hatte daher 1877 vor dem Parlament dem Klerikalismus im Namen der republikanischen Werte den Kampf angesagt. Die politische Ideologie des Antiklerikalismus hatte verschiedene Ausprägungen, die von Kirchenskepsis bis hin zu Kirchenfeindlichkeit gingen. Das Kräftemessen beider Fronten eskalierte nicht zuletzt am Ende des 19. Jahrhunderts während der gravierenden Ereignisse der Boulanger- (1889–1891) und der Dreyfus-Affäre (1894–1906), um dann in das umstrittene Gesetz vom 9. Dezember 1905 zu münden, das die Trennung der Kirchen und des Staats festschrieb und damit den Laizismus im gesellschaftlichen und politischen Selbstverständnis Frankreichs verankerte.

In diesem aufgeheizten Kontext, in dem Kirche und Staat erbittert um die Deutungshoheit über die Werte stritten, die die französische Nation ausmachten, spielte die Geschichtsschreibung eine wichtige Rolle. So war es das erklärte Ziel der *école méthodique*, sich mit ihrem Objektivitätspostulat bewusst gegen die konservativ-katholische Geschichtsschreibung zu stellen, die besonders in den Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften vertreten und deren wichtigstes Sprachorgan seit 1866 die »Revue des questions historiques« war. Dieser ideologische Kampf der *école méthodique* richtete sich dabei keineswegs gegen eine Randgruppe, denn in den 1870er Jahren gehörte noch mindestens ein Sechstel der französischen Historiker dem Klerus an[426]. Die katholischen Historiker wehrten sich vehement gegen die staatlich geförderte laizistische Strömung, die sie als »rationalistisch«, »protestantisch« und »liberal« anprangerten[427]. Fast jede im ausgehenden 19. Jahrhundert gegründete wissenschaftliche Zeitschrift hatte somit ein Pendant im anderen ideologischen Lager, und auf jedes behandelte Thema folgte eine Gegendarstellung. Am Beispiel der Vergangenheit sollten je nach Weltbild des Autors positive beziehungsweise negative Einflussnahmen der Kirche auf den Staat aufgedeckt werden. Maria von Medici, der in der Historiografie ungebrochen eine antifranzösische und romtreue Politik vorgeworfen wurde, bot sich vor diesem Hintergrund als kontroverser Untersuchungsgegenstand regelrecht an.

426 Carbonell, L’histoire dite »positiviste«, S. 175.

427 Ibid., S. 176.

Eine patriotische Deutung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche

Der Historiker François-Tommy Perrens prägte in seiner zweibändigen Studie »L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis« (1872) wesentlich die laizistisch-republikanische Deutung der Geschichte des frühen 17. Jahrhunderts. Das Werk hatte er eigenen Angaben zufolge unter dem Eindruck verfasst, dass das mit dem Konkordat von 1801 verfestigte gallikanische Postulat eines nationalen Kirchenwesens angesichts des steigenden Einflusses der katholischen Kirche nun – in der Dritten Republik – überholt sei. Er sprach sich daher für eine strikte Trennung von Kirche und Staat aus[428]. Der von ihm untersuchte historische Zeitabschnitt sollte exemplarisch die Komplexität der Beziehung zwischen diesen zwei Institutionen veranschaulichen wie auch die Gefahr verdeutlichen, die ihm zufolge von der Kirche ausging. Perrens stützte sich hierzu im Wesentlichen auf die Depeschen der päpstlichen Nuntien am Pariser Hof, Roberto Ubaldini (1581–1635) und Guido Bentivoglio (1579–1644), und die des französischen Botschafters in Rom, François Savary de Brèves (1560–1628)[429]. Anhand dieses Briefwechsels arbeitete er die Prätentionen der beiden Parteien heraus, wobei die Kirche mehr Einfluss auf die weltliche Herrschaft forderte, während der Staat sich verstärkt von Rom zu emanzipieren suchte[430]. Seine zweibändige Studie wurde 1873 von der Académie française mit dem Grand Prix Gobert ausgezeichnet, was von der damaligen gesellschaftlichen und politischen Relevanz – ja sogar Brisanz – des von ihm behandelten Themas zeugt.

Bereits in seiner Einleitung führte Perrens den für ihn grundlegenden Gegensatz zwischen Kirche und Staat aus, den er in die Gegensatzpaare klerikal/laizistisch, römisch/national und päpstlich/demokratisch untergliederte[431]. Er forderte nicht weniger als die völlige Unabhängigkeit des Staates von der Kirche als Garantie für das Überleben der republikanischen Werte, die er als die wahrhaft nationalen Ideale Frankreichs betrachtete. Auf das Ancien Régime übertragen, ist eine solche Interpretation natürlich anachronistisch, doch belegt sie wieder einmal eindrücklich die Überblendung der Regentschaft Marias mit ideologischen und politischen Debatten aus dem 19. Jahrhundert. Ein ähnlicher Dualismus findet sich bei Mariéjol, der anführte, dass es bereits im frühen 17. Jahrhundert einer »passion […] de l'intérêt national« bedurft habe, um den Vorstoß der Katholischen Reform und somit den Einfluss des Papstes in Frank-

428 Vgl. Perrens, L'Église et l'État, Bd. 2, S. 484–486.

429 Perrens stützte sich, wie bereits für »Les mariages espagnols«, vorwiegend auf Briefe päpstlicher Nuntien und die Memoiren Richelieus, siehe ibid., Bd. 1, S. XI.

430 Ibid., S. IX.

431 Vgl. ibid., S. IX–XI.

reich einzudämmen[432]. Damit schloss er unmissverständlich aus, dass man zugleich die Interessen Roms und Frankreichs vertreten könne – ein Vorwurf, den die republikanischen Vertreter des Laizismus häufig an die ultramontanen Kräfte richteten und gegen den sich die französischen Katholiken vehement wehrten[433].

Maria wurde in der laizistisch-republikanischen Interpretation der Nationalgeschichte als ausgesprochen papsttreu beschrieben. Hanotaux bezeichnete sie als »dévouée, corps et âme, aux idées romaines«[434]. Perrens führte Marias scheinbare romtreue Neigung zudem auf ihre Abstammung zurück und verband dadurch religiöse Ansichten mit Fragen nationaler Zugehörigkeit. Er beschrieb sie als »Italienne, élevée elle-même à l'espagnole, catholique, comme on ne l'est qu'en Italie et en Espagne«[435]. Mit diesen Zuschreibungen assoziierte er Maria mit den beiden Ländern, die stereotypisch als Inbegriff romtreuer Frömmigkeit und exzessiv betriebener Gegenreformation galten. Die Überlagerung religiöser Fragen mit nationalen Deutungselementen wird ebenfalls in folgender Aussage deutlich: »Espagnole autant qu'Italienne […], elle n'avait pu devenir Française, elle restait étrangère en France comme au jour de son arrivée; elle n'avait su prendre ni les mœurs, ni les goûts, ni les idées des sujets de son fils«[436]. Eine Zugehörigkeit Marias zur französischen Nation wurde damit aufgrund ihrer Herkunft und Glaubensprägung per se ausgeschlossen.

Die Einflussnahme des Papstes auf Maria und Frankreich soll darüber hinaus nicht nur durch die Nähe der Regentin zu Rom erleichtert worden sein, sondern auch durch ihre Inkompetenz. Gemäß herkömmlichen Topoi beschrieb Perrens sie als träge, desinteressierte, überforderte und unfähige Herrscherin[437]. Die ihr innewohnende mangelnde Durchsetzungskraft und ihr geistiges Unver-

432 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 209.

433 Siehe dieses Postulat z. B. in L'Épinois, Critiques, S. 387: »Vraiment? mais quelle idée se font donc les rationalistes de l'Église et d'un gouvernement chrétien, puisqu'il nient qu'on puisse être catholique, sujet spirituel du Pape, et citoyen d'un pays indépendant et libre!«

434 Hanotaux, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2, S. 475.

435 Perrens, L'Église et l'État, Bd. 1, S. 358.

436 Ibid., S. 367.

437 Ibid., S. 367f.: »[M]ais elle était bien comme on la devine, comme on la voit dans l'œuvre de Rubens, épaisse d'esprit autant que de corps […] qui remplaçait la finesse par l'hypocrisie, et la volonté par l'entêtement. N'exagérons rien, toutefois: Marie de Médicis avait du moins quelque bonne volonté. […] Tant qu'avait duré le règne de son mari, elle s'était tenue dans l'ombre. Non certes qu'il l'y eût condamnée: au contraire, il avait essayé de l'intéresser aux affaires d'État; mais n'obtenant d'elle qu'une attention distraite et des marques non équivoques d'indifférence ou d'ennui, il l'avait jugée ce qu'elle était: peu capable, et abandonnée aux intrigues de palais où elle prenait son plaisir.

mögen sollen das Wiederaufflammen theologischer Debatten begünstigt haben, die Heinrich IV. erfolgreich unterbunden hatte. Der Disput wurde zwischen den papsttreuen Theologen – vornehmlich Jesuiten – einerseits, und der Sorbonne sowie dem Parlament von Paris als Bastionen des Gallikanismus andererseits geführt[438]. Die nachträglich im 19. Jahrhundert als Gallikanismus bezeichnete Strömung war eine französische Widerstandsbewegung, die seit dem Spätmittelalter die Prärogativen des Papstes in nationalkirchlichen Belangen zu beschränken suchte[439]. Perrens verklärte sie als emanzipatorischen Ausdruck des Nationalgeistes gegen das fremde Joch der römisch-katholischen Kirche. Doch schlimmer noch als das unkontrollierte Wiederaufflammen alter theologischer Dispute bewertete der Historiker die Tatsache, dass sich die Differenzen der beiden Parteien auf die Debatten der Generalstände von 1614 übertrugen und somit deren konstruktives Wirken zum Wohle der Nation völlig verhinderten[440]. Für Perrens, der in seiner Studie der »évolution de l'esprit français«[441] inmitten der Konflikte zwischen ultramontanen und gallikanischen Kräften nachzuspüren suchte, hatte die Unfähigkeit Marias demnach fatale Folgen für den Werdegang der Nation.

Heinrich IV. und Richelieu als Vorkämpfer laizistischer Werte

Die republikanische Geschichtsdeutung an der Wende zum 20. Jahrhundert griff das Narrativ wieder auf, das Maria als schädliches Intermezzo zwischen

Henri IV mort, le sentiment d'une responsabilité accablante semble avoir élevé quelque peu cette âme vulgaire«.

438 Vgl. ibid., S. 407–501. Perrens führte vier Beispiele an: die Debatte um die Werke »De potestate pontificis in temporalibus« des Kardinals Bellarmino (1542–1621) und die polemische Schrift »Anticoton ou réfutation de la lettre déclaratoire du Père Coton«, die Diskussion um den weiteren Umgang mit den Jesuiten, u. a. im Hinblick auf ihre Rolle als Beichtväter des französischen Königs, und schließlich die umstrittene Ernennung des ersten Präsidenten des Parlaments von Paris, einer der Hochburgen des Gallikanismus. Die beiden wichtigsten Figuren des Gallikanismus und vehemente Gegner der Jesuiten während der Regentschaft waren Louis Servin (1555–1626), Richter am Parlament von Paris, und Edmond Richer (1560–1631), Syndikus der theologischen Fakultät an der Sorbonne. Siehe hierzu auch ibid., Bd. 2, S. 33–102.

439 Zur Definition des Gallikanismus, vgl. Monique Cottret, Art. »Gallicanisme«, in: Lucien Bély (Hg.), Dictionnaire de l'Ancien Régime, Paris ^{2}2003, S. 588–591.

440 Über die Generalstände urteilte Perrens scharf, weil sich die Nation dabei unfähig gezeigt habe, zum Wohle des Landes geeint vorzugehen, siehe Perrens, L'Église et l'État, Bd. 2, S. 238. Dieser Versammlung und ihren Debatten widmete er sich detailliert, S. 238–317.

441 Ibid., Bd. 1, S. XII.

Heinrich IV. und Richelieu stigmatisiert hatte, und idealisierte letztere zu Vorkämpfern laizistischer Werte. Demzufolge sollen sich die beiden Staatsmänner für Toleranz über die Konfessions- und Religionsgrenzen hinaus eingesetzt und die Zugehörigkeit zum Staat als übergeordnetes und einendes Element stets vorangestellt haben.

In Hanotaux' vulgarisierendem Werk »La fleur des histoires françaises«, das den heranwachsenden Staatsbürgern zugedacht war[442], versah er das Kapitel über den ersten Bourbonenkönig bezeichnenderweise mit der Überschrift »Henri IV et la tolérance«. Er verklärte ihn zur laizistisch-republikanischen Vorbildfigur, die konfessionelle Erwägungen dem nationalen Gedanken untergeordnet habe[443]. Perrens stilisierte ebenso anachronistisch den Bourbonenherrscher zu einem toleranten Fürsten, der eine strikte Abgrenzung des kirchlichen und staatlichen Bereichs angestrebt habe[444]. Er glorifizierte ihn außerdem als Vertreter einer selbstbewussten Politik, die das Vorgreifen der katholischen Kirche gestoppt und ihr, ganz im gallikanischen Sinne, auf dem französischen Herrschaftsgebiet klare Grenzen zugewiesen habe. Damit habe der König die Unabhängigkeit des Nationalgeistes gegenüber Rom verteidigt[445]. Aus nationalhistorischer Perspektive kam der Herrschaft Heinrichs IV. für Perrens also eine wesentlich größere Bedeutung zu als der Marias, wenngleich die Darstellung der letzteren umfangreicher ausfiel. Dies begründete er mit der Vielzahl der von ihm als Historiker auszuführenden Konflikte während ihrer Regentschaft[446].

Unter der Herrschaft Marias soll demnach der Einfluss der katholischen Kirche in Frankreich aufgrund der mangelnden Durchsetzungskraft der Mediceerin wieder deutlich angestiegen sein[447]. Den Papst dämonisierte Perrens, ganz in der Tradition antiklerikaler Diskurse, als lauernde Gefahr, die die Schwäche ihres Opfers, Maria, ausgenutzt habe, um den unter der selbstbewussten Herrschaft Heinrichs IV. verlorenen Boden wieder zurückzugewinnen[448]. Die Regentin erwies sich in den Augen des Historikers dabei aufgrund

442 Hanotaux, La fleur des histoires françaises, S. I.

443 Vgl. ibid., S. 169–181.

444 Perrens, L'Église et l'État, Bd. 1, S. 355.

445 Vgl. ibid., S. X und den einschlägigen Teil zur Herrschaft Heinrichs IV., S. 77–366.

446 Ibid., S. 366: »C'est ainsi que le règne du père tient […] moins de place que le règne du fils, tout en ayant beaucoup plus d'importance. L'importance, en histoire, se mesure à la grandeur des résultats, et non pas au nombre des incidents; mais l'exposition des incidents n'en est pas moins, pour l'historien, une partie considérable de sa tâche«.

447 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 203–209.

448 Siehe Perrens, L'Église et l'État, Bd. 1, S. 397. Perrens verfiel allerdings nicht der Versuchung, den Einfluss des päpstlichen Nuntius Ubaldini gänzlich schlecht zu reden

ihres »caractère déplorablement faible«[449] als leicht manipulierbar. Er beschrieb sie außerdem als »cire molle qu'une main habile pétrit et façonne à son gré«[450]. Die päpstlichen Forderungen an Maria fasste Perrens in drei Punkte zusammen: die Einführung der tridentinischen Konzilsbeschlüsse, eine Verstärkung der geistlichen Gerichtsbarkeit und die Eindämmung der gallikanischen Strömung[451]. All diese Punkte waren für den Historiker nicht vereinbar mit dem Nationalgeist, da die wahre »politique française«[452] im laizistischen Verständnis eine von jedweden konfessionellen Erwägungen losgelöste Staatspolitik war[453]. Die Stilisierung der Medici-Regentin als willenlose Marionette des Heiligen Stuhls wurde in der Forschung jüngst hinterfragt. So soll sie Rom in gewissen Punkten zwar Zugeständnisse gemacht haben, doch vorrangig, um sich dessen Unterstützung zu sichern. Zugleich gestaltete sie die staatliche Ausprägung des Katholizismus mit, die Richelieu dann nach ihr ausbaute[454].

Die romtreue und antifranzösische Einmischung in die Geschicke der Nation unter der Herrschaft Marias von Medici soll sich außerdem darin geäußert haben, dass die Regentin parallel zu den offiziellen Regierungsorganen gemeinsam mit katholischen Kräften herrschte[455]. Dieser Aussage liegt ein alter antiklerikaler Topos beziehungsweise die Angst zugrunde, dass die Kirche eine einflussreiche Partei im Schatten der Macht bilden könnte. Mariéjol kritisierte daher, dass Kirchenmänner zu dieser Zeit zunehmend öffentliche Ämter bekleideten, was er als »ingérence cléricale« und somit unrechtmäßigen Übergriff auf staatliche Befugnisse wertete[456]. Auch Perrens ging von der Grundannahme aus, dass es »justes bornes« beziehungsweise »justes limites« gebe, im Rahmen

und betonte, dass dieser Maria durchaus auch weise Ratschläge zur Ausübung ihrer Rolle als Regentin erteilt habe, siehe S. 397f.

449 Ibid., S. 369. Siehe auch ibid., Bd. 2, S. 202, wonach Maria »manquait de résolution«.

450 Ibid., S. 347.

451 Vgl. ibid., S. 1, 22–33.

452 Hanotaux, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2, S. 488.

453 Ibid., S. 487: »La France n'est pas le champion de la cause catholique; elle n'est pas le champion de la cause protestante. Pourquoi assumerait-elle l'un ou l'autre rôle? La sagesse d'un homme d'État doit consister à saisir, dans l'un ou l'autre système, tout ce qui peut servir ses vues et ses intérêts. La lutte contre la Maison d'Espagne, qui est sa pensée dominante, prouvera qu'il n'entend nullement faire, par sa politique ou par ses armes, œuvre de religion; la lutte contre les protestants à l'intérieur fournirait au besoin, la même preuve en sens contraire«.

454 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 450–474.

455 Mariéjol sprach von einer »camarilla de prêtres et de domestiques, plus puissante que le Conseil secret«, siehe Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 148.

456 Ibid., S. 204.

derer ein solcher kirchlicher Einfluss im Staatswesen ausgeübt werden dürfe[457]. Im Kontext des Ancien Régime hatten die Gallikaner eine solche Einschränkung in der Tat gefordert und die Unabhängigkeit von Rom in nationalkirchlichen Belangen postuliert. Perrens verstand aus dem Kontext der Dritten Republik heraus diese natürlichen Grenzen allerdings als die einer strikten Trennung zwischen Staat und Kirche.

Richelieu und damit, wie Perrens betonte, ironischerweise ein Kirchenmann, obgleich ein »prêtre exempt des préjugés de sa caste«[458], drängte in der national-laizistischen Interpretation des Historikers das als Fremdherrschaft wahrgenommene Vorgreifen Roms in nationale Belange zurück und knüpfte wieder an die Politik Heinrichs IV. an[459]. Den Siegeszug des bereits von dem Bourbonenkönig geförderten Gallikanismus und damit der nationalen Emanzipation gegenüber Rom verortete er nach der angeblich papsttreuen Klammer der schwachen Herrschaft Marias bei den beiden Kardinalministern Richelieu und Mazarin sowie bei Ludwig XIV. Diese sollen die dem nationalen Geist konforme religiöse Praxis des Gallikanismus gefördert haben, die dann im Konkordat von 1801 schriftlich von Rom anerkannt wurde[460]. In dieser republikanisch-laizistischen Interpretation fiel Maria also einer anachronistischen Interpretation der Staatsräson Richelieus zum Opfer. Dessen politische Richtlinie war nämlich keinesfalls ein säkularisiertes Konzept, das von religiösen Erwägungen losgelöst war, wie es besonders in der Dritten Republik gern vermittelt wurde. Es kann demnach auch nicht pauschal von einem völligen Gegensatz zur romtreuen, oder zumindest katholisch motivierten Politik Marias gesprochen werden. Vielmehr war die Staatsräson des Prinzipalministers ebenso christlich begründet und knüpfte an alte politische Traditionen an[461].

457 Perrens, L'Église et l'État, Bd. 1, S. X bzw. XI.

458 Alle drei Zitate ibid., S. XV.

459 Ibid.: »Henri IV mort, l'esprit pontifical, qu'il avait contenu, déborde de nouveau, essaie, à la faveur d'une régence, de regagner le terrain perdu et y réussit, dans une certaine mesure […]. C'est alors que se serre, se complique et s'embrouille le nœud des intrigues dont la cour de France est le théâtre, jusqu'à ce qu'un prêtre, un évêque, un cardinal […] dénoue les intrigues du nonce et de ses adhérents, renoue les traditions d'un roi jadis huguenot, et renferme, à son exemple, les prétentions pontificales dans de justes limites, que le Saint-Siège voudra dépasser encore, mais qu'il ne dépassera plus«.

460 Vgl. ibid., Bd. 2, S. 445–486.

461 Zur politischen Konzeption der Staatsräson in Sinne Richelieus siehe William F. Church, Richelieu and Reason of State, Princeton 1972. Church betonte, dass Richelieus Gedanke der Staatsräson in Kontinuität zu moralischen, legalen und religiösen Herrschaftskonzepten aus dem Mittelalter stand. Richelieu betrachtete sich darüber hinaus selbst als christlichen Staatsmann und Frankreich als christliches Land. Zwar ging er äußerst pragmatisch vor und die autoritären, teils willkürlichen Züge nahmen gegen

Sei es anhand der Schilderung der Künste oder der religiösen Debatten, alle hier ausgeführten Werke vertraten eine einende, nationale und zielgerichtete Deutung der Geschicke der französischen Nation. Deren letztendliche Bestimmung war ihnen zufolge die Durchsetzung und Ausstrahlung des französischen Geistes. Maria spielte eine konstitutive Rolle im narrativen Unterfangen, den ästhetischen und religiösen Ausdrucksformen eines solchen Nationalgeistes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachzuspüren. Ihre Darstellung als Vertreterin antifranzösischer Gegenmodelle diente der besseren Ausdefinierung, und zwar *ex negativo,* des Wesens ebendieses nationalen Geistes, der sich im *style classique* und Gallikanismus niedergeschlagen habe. Die hierzu verwendeten Narrative und Topoi waren dabei keinesfalls originell und verfestigten vielmehr durch ihre beliebige Anwendung in einer Vielzahl an Themengebieten die traditionsreichen, tief verankerten negativen Ausprägungen der Rezeption dieser Herrscherin für das 20. Jahrhundert.

4.5 »Il faudrait que le juge fût médecin«[462] – Maria im Fokus der neuen Wissenschaften

Mit dem Siegeszug der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hielt ein neuer Ansatz in der Historiografie Einzug, der durchaus Parallelen mit dem Naturalismus in der Literatur aufwies[463]. Die exakten Wissenschaften und neuen medizinischen Erkenntnisse sollten einen objektiven, rationalen und unverfälschten Zugang zur historischen Wahrheit gewährleisten. Im Zuge dieses Optimismus der Jahrhundertwende, der die Wissenschaft als Garant zivilisatorischen Fortschritts und wachsender Erkenntnis feierte, versuchten sich zahlreiche belesene Ärzte an der Lösung historischer Fälle. Der wohl bekannteste und erfolgreichste unter ihnen war Augustin Cabanès (1862–1928), der seinerzeit als Arzt sowie erfolgreicher Autor und Journalist tätig war.

Ende seines Lebens zu, doch vertrat er keinesfalls ein von allen religiösen Erwägungen losgelöstes politisches Staatskonzept. Dem widerspricht Jörg Wollenberg, dem zufolge Richelieu zwar versucht habe, seine Politik in Einklang mit traditionellen christlichen Prinzipien zu bringen, doch sei er zugleich auch ein Vorreiter säkularer Staatsräson gewesen, siehe Jörg Wollenberg, Richelieu. Staatsräson und Kircheninteresse. Zur Legitimation der Politik des Kardinalpremier, Bielefeld 1977, S. 10.

462 Dieses Michelet zugeschriebene Zitat ist in einer Skizze des Schriftstellers Émile Zola (1840–1902) von 1869 zu finden. Darin legte der Naturalist Zola seinem Verleger zehn Romanentwürfe vor, die sich nach diesem im Zitat angeführten Prinzip richten sollten. Zit. n. Sabine Küster, Medizin im Roman. Untersuchungen zu »Les Rougon-Macquart« von Émile Zola, Göttingen 2008, S. 290.

463 Vgl. Grell, Anne d’Autriche et ses juges, S. 365.

In seinen von der Kritik als geistreich und redegewandt gefeierten medizinhistorischen Ausführungen versuchte er die Pathologien aufzudecken, die historische Protagonisten nationaler Relevanz befallen hatten[464]. Neben »Le cabinet secret de l'histoire entr'ouvert par un médecin« (drei Bände, 1897–1898) erzielte auch seine zweibändige Studie »Les morts mystérieuses de l'histoire« (1901) große Erfolge und wurde kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs knapp zehn Jahre nach der Ersterscheinung neu aufgelegt[465]. In »Les morts mystérieuses« nahm sich Cabanès nicht weniger vor, als die ungeklärten Todesfälle von Karl dem Großen bis Napoleon III. mittels seiner Medizinkenntnisse und einer naturwissenschaftlich präzisen Methode aufzuklären. Nach ihm versuchte sich auch der heute unbekannte Arzt Albert Masson in »La sorcellerie et la science des poisons au XVIIe siècle« (1904) an einer solchen medizinisch gegründeten historischen Investigation.

4.5.1 Der Arzt als der bessere Historiker?

Cabanès und Masson teilten das progressive Ideal ihrer Zeit und die Überzeugung, dass die naturwissenschaftliche Vorgehensweise der Schlüssel zur unmittelbaren Wahrheit sei[466]. Aus diesem Grund hatte der berühmte Arzt und Kriminologe Alexandre Lacassagne (1843–1924) in seinem Vorwort zu »Les morts mystérieuses« seines Kollegen Cabanès gar die Vorrangstellung des Mediziners über den Historiker postuliert, da ihm zufolge die Geschichtsschreibung als »Kunstform« nur bruchstückhaft die Wahrheit wiedergeben könne. Die Medizin hingegen brächte als rationale und objektive Wissenschaft indiskutable Fakten zum Vorschein[467]. Auch Cabanès betonte den Mehrwert der medizinischen Perspektive auf die Geschichte, weil die Untersuchung des Körpers und der Psyche historischer Protagonisten einen weniger verfälschten Blick ermögliche und alte Gerüchte bestätigen oder widerlegen könne[468]. Nicht zuletzt wetterte Masson gegen »l'ignorance de ceux qui font métier d'écrire notre Histoire na-

464 Michel Prevost, Art. »Dr. Augustin Cabanès«, in: ders., Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 750f., hier Sp. 751.

465 Für die Zwecke dieser Arbeit wird die zweite, überarbeitete Auflage des ersten Bands der »Morts mystérieuses« verwendet, da Cabanès darin die Ergebnisse seines Kollegen Masson von 1904 berücksichtigte und Stellung bezog.

466 Alexandre Lacassagne, Préface, in: Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 5.

467 Vgl. ibid., S. 3f.

468 Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 13.

tionale«[469] und kritisierte deren vermeintlich stümperhaftes Vorgehen, dem er nun durch seine Untersuchung Abhilfe zu schaffen gedachte[470].

Ganz praktisch äußerte sich dieser Anspruch der Ärzte, indem sie zeitgenössische medizinische Berichte auswerteten, die meist wegen mangelnder einschlägiger Fachkenntnisse von den Historikern ausgelassen worden waren. Aufgrund ihrer medizinischen Expertise erhoben sie also den Anspruch, bislang im Dunkeln gebliebene Fälle aufzuklären. Historiker zweifelten hingegen den Mehrwert solcher Studien an. So etwa der Archivar Georges Bourgin (1879–1958) in seiner Rezension von Cabanès' Werk: »[I]l donne bien peu de nouveau et de vraiment intéressant, et, par là, on peut se demander si ce livre, qui se lit, somme toute, avec agrément, peut rendre des services réels à l'historien«[471].

Ein Cabanès zufolge ungeklärter Fall der französischen Geschichte war der Tod Marias von Medici in Köln am 3. Juli 1642. Cabanès versuchte jedoch lediglich die Umstände medizinisch zu rekonstruieren; Masson hingegen strebte die Aufdeckung eines angeblichen dunklen Geheimnisses oder gar einer Verschwörung an. Er betonte einleitend, dass »cette curieuse et énigmatique figure disparut dans des circonstances si obscures et si mystérieuses que l'on peut aussi bien croire à un empoisonnement qu'à une mort naturelle, à un crime qu'à un suicide«[472]. Maria als geheimnisvoll und ihren Tod als rätselhaft zu bezeichnen, zeugt allerdings mehr von einer reißerischen Aufbereitung des Themas, als von einem wirklich wissenschaftlichen Anspruch. Wie dem Aufsatz »La morte di Maria de' Medici« des preußischen Diplomaten Alfred von Reumont und den Ausführungen des Archivars Leonhard Ennen in seiner Kölner Stadtgeschichte zu entnehmen ist, waren Gerüchte einer Vergiftung durchaus bereits im Sommer 1642 im Umlauf gewesen, die sich zunächst hartnäckig hielten und nur allmählich wieder abebbten[473]. In der einschlägigen Historiografie über Maria seit

469 Albert Masson, La sorcellerie et la science des poisons au XVIIe siècle, Paris 1904, S. 23.

470 Ibid., S. 218: »Dédaigner les antécédents des personnages en cause, négliger l'étude des faits contradictoires, passer sous silence les preuves morales, pour conclure en tout, partout, et toujours à des morts naturelles, […] ce n'est plus de la critique impartiale. C'est […] faire du roman historique avec de l'hypocrisie en plus«.

471 Georges Bourgin, Rez. zu Augustin Cabanès, Les morts mystérieuses, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 3/5 (1901), S. 510f., hier S. 510.

472 Masson, La sorcellerie, S. 212.

473 Vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 704f.: Ennen entnahm Akten aus dem Stadtarchiv, dass kurz nach dem Tod Marias ihren Leibärzten Jean Riolan und Philippe d'Aquin unterstellt wurde, sie vergiftet zu haben. Kölner Ärzte widerlegten dies zwar bei der Autopsie, doch hielt sich das Gerücht. Aus diesem Grund ordnete der Stadtrat sogar eine Untersuchung an. Auch nach Einholung der Expertisen mehrerer ausländischer

1774 wird vor Cabanès und Masson allerdings der natürliche Tod der Herrscherin weder in Frage gestellt noch als mysteriös bezeichnet[474].

In einem Punkt waren sich die zwei Medizinhistoriker, wie bereits vor ihnen Charles Barthélemy, einig, nämlich, dass Maria nicht, wie es in der Historiografie tradiert worden war, am Elend ihrer Umstände starb[475]. Ansonsten gingen ihre postmortalen Diagnosen zu den Ursachen des Todes der Mediceerin auseinander. Cabanès stützte sich vornehmlich auf ärztliche Bescheide über den gesundheitlichen Zustand der exilierten Königin in den letzten Wochen ihres Lebens sowie auf den Autopsiebericht und eine Schilderung der Bestattung ihrer Überreste in Saint-Denis[476]. Seine Auswertung der Quellen ergab, dass Maria letztendlich an einem Herzversagen starb, vermutlich an einer Hypertrophie, da der Autopsiebericht angab, dass ihr Herz doppelt so groß wie erwartet gewesen sei[477]. Darüber hinaus vermutete er, dass die Agonie der Mediceerin, die Mitte Juni 1642 eingesetzt hatte, entweder von einem Tumor im Magen- oder Darmbereich, Tuberkulose oder einer Bauchfellentzündung herrührte. Diese drei Hypothesen könnten ihm zufolge zumindest einen Großteil der von ihren Leibärzten beschriebenen Symptome wie die Wassersucht, den sich ausbreitenden Wundbrand und den von innen abfaulenden Körper erklären[478]. Masson widersprach diesem Befund von Cabanès auf der Grundlage einer detaillierten Untersuchung der Krankengeschichte der Königin. Maria, die unbestreitbar ein Herzleiden aufgewiessen habe, sei dennoch nicht daran

Ärzte schloss der Kölner Rat, dass »der Tod nicht in Folge eines Verbrechens, sondern einer unheilbaren Krankheit erfolgt sei« (S. 705). Siehe hierzu auch Reumont, La morte di Maria de' Medici, S. 226.

474 Im 19. Jahrhundert gab es genau eine Monografie, die sich vor Cabanès und Masson äußerst knapp ebendieser Frage widmete. Der Arzt Paul Guillon hatte in seinem 1897 erschienenen medizinhistorischen Werk »La mort de Louis XIII« vermutet, dass Maria an einer Pockeninfektion starb. Er gab allerdings an, für eine solche Diagnose noch nicht genügend Belege zu haben und trotz seines Interesses für das Thema nicht weitergeforscht zu haben, weil sein Kollege Cabanès eine Studie dazu veröffentlichen wolle, siehe Paul Guillon, La mort de Louis XIII. Étude d'histoire médicale d'après de nouveaux documents, Paris 1897, S. 63.

475 Barthélemy, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, S. 228; Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 420; Masson, La sorcellerie, S. 212.

476 Seine Hauptquellen ließ der Autor am Ende der Ausführungen abdrucken, siehe Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 429–437.

477 Ibid., S. 415, 427.

478 Vgl. ibid., S. 421–428.

gestorben, sondern einer massiven, oral verabreichten Vergiftung erlegen[479]. Einen politischen Mord, eventuell von Richelieu angeordnet, schloss er allerdings aus und nahm vielmehr einen Selbstmord an. So soll Maria freiwillig aus dem Leben geschieden sein, um ihren Qualen frühzeitig ein Ende zu bereiten – nicht zuletzt aus Angst vor der bevorstehenden Amputation des von Wundbrand befallenen rechten Beins[480]. Cabanès kritisierte 1910 in der Neuauflage seines Werks wiederum scharf die von Masson vorgebrachte These, zumal dieser weder die Giftsubstanz noch deren Dosierung hatte angeben können[481].

Die Schlüsse Massons, der postuliert hatte, sich als Naturwissenschaftler im Gegensatz zur emotionalen Herangehensweise der Historiker geschichtlichen Themen objektiv annähern zu können[482], sind äußerst anfechtbar. Bereits Cabanès hatte den Befund seines Kollegen als paranoides Wunschdenken abgetan[483]. Und in der Tat bediente sich dieser offenkundig xenophober und misogyner Topoi gängiger Verschwörungstheorien und nährte zahlreiche Gerüchte und Vorurteile. Er erklärte etwa Maria und ihr florentinisches Gefolge aufgrund ihrer Herkunft pauschal zu Giftmischern und skrupellosen, machiavellistischen politischen Attentätern[484]. Hiermit griff er auf traditionsreiche Motive des politischen Antiitalianismus zurück, wie er seit dem 16. Jahrhundert in Pamphleten verbreitet wurde[485]. Maria stigmatisierte er zudem wiederholt als Fremde, die nur Hass für Frankreich empfunden und ihrer neuen Heimat stets zu schaden gesucht habe[486]. So zweifelte Masson auch nicht daran, dass Maria am Mord Heinrichs IV. beteiligt gewesen sein musste[487]. Darüber hinaus soll sie gelegent-

479 Vgl. Masson, La sorcellerie, S. 227–240, auch 245f.: »Marie de Médicis, cardiaque, n'est pas morte de sa maladie de cœur, […] elle est morte de mort violente comme les trois quarts des membres de sa famille. Elle est morte empoisonnée comme meurent encore maintenant les fonctionnaires turcs. Une mort de cette nature n'a rien qui surprenne quand il s'agit d'une Médicis, la seule chose qui étonne, c'est la candeur des historiens qui ont accepté comme vérité démontrée les mensonges officiels qui masquent encore aujourd'hui la vérité dans nos traités d'histoire nationale«.

480 Vgl. ibid., S. 241–243.

481 Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 428f.

482 Vgl. Masson, La sorcellerie, S. 3–12.

483 Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 429: »[D]e poison il n'en a existé que dans l'imagination de celui qui en a la trop fréquente obsession«.

484 Masson, La sorcellerie, S. 16–20.

485 Vgl. Dubost, La France italienne, S. 312–316.

486 Masson, La sorcellerie, S. 211: »L'Italienne […] n'eut jamais les sympathies du pays sur lequel elle régnait«; S. 216: »Elle avait en horreur tout ce qui était Français«.

487 Ibid., S. 217. Cabanès hatte diese Unterstellung hingegen verworfen, vgl. Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 394–396.

lich versucht haben, Ludwig XIII. zu beseitigen[488]. In der Schilderung von Marias Charakter griff Masson ebenfalls auf die üblichen historiografisch überzeichneten Zuschreibungen zurück. So gebe diese »femme impopulaire et détestée«[489], die er als »acariâtre, obstinée, superstitieuse, fanatique« beschrieb[490], eine ideale Verdächtige ab. Mit ihrer Stilisierung als fanatische und abergläubische Frau wollte der geschulte Wissenschaftler natürlich ganz bewusst Rückständigkeit evozieren.

Den zwielichtigen Eindruck, den Masson von Maria zu erzeugen suchte, untermalte er mit dem Vorwurf, dass sie, die für ihn keine Geringere als »la plus grande empoisonneuse de son siècle« gewesen war[491], sich auch an der Astrologie und Alchimie versucht habe. Im 19. Jahrhundert wurden die zunehmend in Verruf geratenen Praktiken der Alchimie und Astrologie häufig ausländischen Herrscherinnen zugeschrieben, um ihnen eine suspekte Aura zu verleihen. Gerade die Astrologie war im 17. Jahrhundert allerdings eine gängige Praxis an den europäischen Höfen gewesen. Zwar war sie in der Tat in Frankreich erst wirklich von Katharina von Medici eingeführt worden, doch hatte sich ihr etwa auch Richelieu als Theologe und Politiker gewidmet[492]. Nicht zuletzt begründete Masson seine Überzeugung, Maria sei zum Giftmord fähig gewesen, aufgrund ihrer Filiation – eine geläufige deterministische Unterstellung in der Stigmatisierung Marias als amoralische Frau[493]. So lastete Masson ihren Medici-Vorfahren zahlreiche politische Morde an[494], um davon ausgehend zu behaupten, dass sie als »la fille, la nièce, la petite-fille et la cousine des bandits dont je viens de dire quelques-uns des crimes«[495] zum Morden regelrecht vorbestimmt gewesen sei[496]. Darüber hinaus gilt Gift in der Kriminologie gemeinhin als bevorzugte Waffe der Schwachen und Frauen und wird oft mit

488 Vgl. Masson, La sorcellerie, S. 212.

489 Ibid.

490 Ibid., S. 216.

491 Ibid., S. 212. Masson stützte sich für diese Aussage u. a. vermutlich auf Raspail, der Maria die Vergiftung des Herzogs von Luynes (15. Dezember 1621) als Rache für den Mord an Concini anlastete und vermutete, dass sie, zusammen mit ihrem Leibarzt François Vautier, sogar versuchte, ihren Sohn zu vergiften, siehe Raspail, Revue complémentaire, Bd. 3, S. 371 u. ibid., Bd. 4, S. 32.

492 Vgl. Carmona, La France de Richelieu, S. 302–309.

493 Siehe z. B. Sismondi, Histoire des Français, Bd. 22, S. 156.

494 Vgl. Masson, La sorcellerie, S. 213–215.

495 Ibid., S. 215f.

496 Neben der Tatsache, dass Gerüchte darüber kursierten, dass die Medici innerhalb der Familie eine rege Mordpraxis pflegten, erlebte Maria diese Situation selbst am Beispiel ihres Vaters. Ihrem Onkel, dem späteren Großherzog Ferdinand I., wurde unter-

Hinterhältigkeit und Feigheit assoziiert[497] – eine Interpretation, die auch Masson geläufig gewesen sein wird. So ging Masson in seiner Beweisführung voreingenommen vor und dichtete Maria als vermeintliche Giftmischerin aufgrund ihres Charakters, möglicherweise ihres Geschlechts, ihrer Herkunft und ihres Umfelds zahlreiche Todesfälle und Erkrankungen von Zeitgenossen an und warf zudem den Historikern vor, diese Tatsache entweder ignoriert oder nicht erkannt zu haben[498]. Wie er allerdings selbst einräumen musste, fehlten ihm hierzu stichhaltige Belege[499].

Die sich bei Masson auf bloßen Mutmaßungen gründende negative und anrüchige Stigmatisierung Marias als Giftmischerin und Mörderin ist kein Sonderfall in der Wahrnehmung französischer Herrscherinnen des Ancien Régime. Sie reiht sich vielmehr in eine lange Liste diffamierender fremden- und frauenfeindlicher Gerüchte ein, die durch Zeitgenossen in der Historiografie regelmäßig auch über die blutrünstige, machiavellistische Katharina von Medici[500], die ehebrecherische Anna von Österreich[501] oder die frivole und verschwenderische Marie-Antoinette[502] vorgebracht wurden. Im Hinblick auf Maria von Medici hatte Batiffol zumindest in der »Vie intime« vier Jahre vor Masson solche Unterstellungen als »[l]égende« und »accusation mélodramatique« dezidiert von der Hand gewiesen[503]. Von einem allgemeinen Konsens über diesen Punkt in der Rezeption Marias zu Beginn des 20. Jahrhunderts kann also durchaus nicht die Rede sein, obgleich die Schilderung Massons eindrücklich vom Überdauern und der unreflektierten Übernahme traditionsreicher, angstbesetz-

stellt, Franz I. und dessen zweite Ehefrau, Bianca Cappello, vergiftet zu haben. Dubost maß den Gerüchten 2009 noch Bedeutung bei, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 61, 67. Eine DNA-Analyse des Skeletts ergab 2010 allerdings, dass beide an Malaria starben, wie es bereits die Obduktion aus dem Jahr 1587 ergeben hatte, vgl. Gino Fornaciari, Malaria was »the killer« of Francesco I de' Medici (1531–1587), http://www.paleopatologia.it/articoli/aticolo.php?recordID=159 (14.1.2019).

497 Lacassagne, Préface, S. 2: »Le poison a toujours été l'arme des lâches, instrument facilement manié par la femme«.

498 Masson, La sorcellerie, S. 213.

499 Ibid., S. 219: »En faisant ce travail de recherches on entrevoit dès le début, on devine, quelque chose de louche et de suspect, malgré l'absence de preuves apportant l'évidence«.

500 Siehe hierzu z. B. Dufau, Solar, Précis historique, S. 42.

501 Man denke hier etwa an die Unterstellung, Anna von Österreich habe eine Affäre mit dem Herzog von Buckingham gehabt. Dies war nicht nur ein Strang in Dumas' Roman »Les Trois Mousquetaires« (1844), sondern auch eine Kernbehauptung von Raspail, siehe Raspail, Revue complémentaire, Bd. 3, S. 370–379, insb. S. 377.

502 Siehe hierzu z. B. o. V., Les crimes des reines, S. 438.

503 Beide Zitate in Batiffol, La vie intime, Bd. 1, S. 54.

ter Topoi aus dem Ancien Régime im Rahmen einer sich als sachlich gerierenden Geschichtsschreibung zeugt.

4.5.2 Die medizinhistorische Entsakralisierung der Monarchie

Die Ausführungen von Augustin Cabanès wurden indes nicht ohne ideologischen Hintergedanken verfasst. Auch der medizinhistorische Ansatz hatte während der Dritten Republik eine immanent politische Dimension und diente der Entmythisierung der Monarchie und ihrer Vertreter. An einer ganz ähnlich anmutenden Einbindung medizinischer Elemente in die historische Beweisführung hatten sich Mitte des 19. Jahrhunderts bereits namhafte republikanische Autoren wie der Historiker Michelet oder der Arzt Raspail versucht, die mittels physiologischer und humoralpathologischer Ansätze den degenerativen Entwicklungsprozess der Bourbonen darlegen wollten.

Dieser republikanisch motivierten medizinhistorischen Argumentation zufolge könnten demnach der politische und der physische Körper nach den gleichen Kriterien diagnostiziert werden. Der Absolutismus galt dabei als politischer Ausdruck einer physischen Dekadenz, die die Herrscher der Bourbonendynastie befallen habe und weitervererbt worden sei[504]. Cabanès strebte daher anhand der von ihm vorgenommenen physiologischen Untersuchung der Herrscher und der detaillierten Beschreibung ihres körperlichen Verfalls eine endgültige Entsakralisiereung des monarchischen Verständnisses des heiligen Körpers des Königs an[505]. Über die Darstellung des Sterbens einzelner gekrönter Häupter hinaus wollte Cabanès allerdings auch den allmählichen Verfall ganzer Dynastien verdeutlichen[506]. So deuteten etwa Lacassagne und Cabanès beide die Ausübung absolutistischer Macht als Ausdruck einer physischen Degeneration der Bourbonen, die mitunter Größenwahn hervorrief[507] und der Lacassagne den Kunstnamen »césarite«[508] gab. In diesem Lichte ist auch die detailreiche Schilderung der Agonie der Stammesmutter der Bourbonen zu verstehen, deren von Wassersucht befallener Körper sich langsam von innen

504 Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 14.

505 Ibid., S. 10. Die politische Theologie, die im Mittelalter zur Konstruktion der sakralen Dimension des Körpers des Königs führte, wurde 1957 von dem Historiker Ernst Kantorowicz (1895–1963) in seinem Referenzwerk »The King's Two Bodies – A Study in Mediaeval Political Theology« erforscht.

506 Vgl. Lacassagne, Préface, S. 3; Cabanès, Les morts mystérieuses, S. 13f.

507 Lacassagne, Préface, S. 3.

508 Ibid.

her zersetzte. So steht ihr körperlicher Verfall symbolisch für die Vergänglichkeit und Dekadenz ihrer Nachfahren.

Ärzte wie Cabanès und Masson versuchten sich im frühen 20. Jahrhundert an historischen Themen, weil sie überzeugt waren, dank ihrer medizinischen Expertise die stümperhaften Ausführungen der Historiker berichtigen zu können. Das naturwissenschaftliche Beweisverfahren sollte hierbei absolute Sachlichkeit garantieren. Das Beispiel ihrer Ausführungen über Maria von Medici zeigt jedoch, dass sie ebenso traditionsreiche misogyne und xenophobe Topoi wiedergaben und bestärkten. Im Falle von Masson muss sogar festgestellt werden, dass er viele Historiker an Voreingenommenheit und Unsachlichkeit weit übertraf. Und auch die von Cabanès am Beispiel des verwesenden Körpers der Mediceerin angestrebte Entsakralisierung der Monarchie bezeugt eindrücklich, dass sich Maria im historisch-politischen Diskurs der Dritten Republik in vielfältiger Weise dazu eignete, Grundzüge der republikanischen, antiroyalistischen Ideologie zu vermitteln.

4.6 Zusammenfassung

Ab 1876 verlor die Rezeption der Herrscherin Maria von Medici wieder deutlich an Vehemenz. Dies lässt sich zunächst historiografiegeschichtlich erklären, weil sich in der französischen Geschichtswissenschaft ab den 1870er Jahren die aus Deutschland kommende quellenzentrierte und -kritische Methode immer stärker durchsetzte, die den historischen Untersuchungsgegenstand dank eines den Naturwissenschaften entlehnten Vorgehens zu objektivieren suchte. Dieser neue Ansatz ermöglichte zwar die stärkere Hinzunahme neuer Quellenbestände über die Medici-Königin, doch rüttelte dies meist nur wenig an ihrer sich zu großen Teilen aus frauen- und fremdenfeindlichen Motiven zusammensetzenden negativen Rezeption. Studien, die eine Hinterfragung traditionsreicher Facetten des Bilds Marias von Medici anstrebten, mündeten daher häufig in eine ambivalente und teils inkonsistente Argumentation, die eindrücklich belegt, wie verfestigt damals bereits die Rolle dieser Herrscherin im identitätsstiftenden Narrativ nationaler Meistererzählungen war.

Über die Frage der Rezeption der mediceischen Regentin hinaus offenbaren die Quellen aus der Dritten Republik ebenfalls ein inhärentes Problem der *école méthodique*: Deren Postulat ideologischer Unabhängigkeit verflüchtigte sich nämlich alsbald im starken politischen Engagement vieler Historiker. Der ursprüngliche Optimismus einer Geschichtswissenschaft, die der historischen Wahrheit unmittelbar nachspüren zu können glaubte, war somit schnell einer Ernüchterung angesichts der tiefgreifenden politischen Veränderungen und

Krisen gewichen, die die Dritte Republik zu bewältigen hatte und ihre Historiker ebenso forderte[509]. So spielte sich die Ausarbeitung des Bilds der Herrscherin Maria von Medici zwischen 1876 und 1914 im Kontext eines sich zuspitzenden ideologischen Kampfes ab, der auch auf dem Feld der Geschichtsschreibung zwischen republikanischen, häufig antiklerikalen Kräften und den Vertretern katholisch-konservativer Positionen erbittert ausgefochten wurde. Historische Studien, die sich nach der traumatischen Niederlage und den daraus resultierenden Gebietsverlusten von 1871 mit Marias politischem, religiösem und kulturhistorischem Wirken befassten, dienten daher vorrangig der Rückversicherung der eigenen nationalen Größe und der Suche nach Ausdrucksformen und Glanzzeiten des französischen Geistes in der Geschichte. Dieses *génie français* sahen die Historiker beispielsweise in dem als goldenes Zeitalter verklärten *âge classique* zum Ausdruck gebracht, in dem nicht nur eine angeblich dem Wesen nach französische, rationale, logische und ausgewogene Kunst auf ganz Europa ausstrahlte, sondern sich der Gallikanismus als nationalkirchliche Selbstbehauptung gegenüber Rom durchsetzen konnte. Maria wurde dabei jedweder Beitrag, selbst jedes Gespür für das Wesen und die Interessen des französischen Nationalgeistes abgesprochen.

Mit der Dritten Republik setzte sich außerdem der Siegeszug bürgerlicher Normen fort. Den Frauen wurde dabei weiterhin jedwede Teilhabe am politischen Leben verwehrt – ein gesellschaftlicher Anspruch, der sich auch in der Ausarbeitung des Bilds Marias von Medici als schwaches, wankelmütiges Wesen niederschlug. So wurde die politische Rolle dieser Herrscherin zunehmend ausgeblendet und sie zur mittelmäßigen Randfigur der Geschichte degradiert. Symptomatischer Höhepunkt dieser Entwicklung waren die Studien von Louis Batiffol, der die Regentin regelrecht aus der ›großen‹ Geschichte verbannte und sie anachronistisch sowie ahistorisch ausschließlich als Gestalterin des nach bürgerlichem Wertekanon den Frauen zugewiesenen privaten Aktionsraums untersuchte und auf ihre Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter reduzierte. Als solche schnitt sie in den Augen der Historiker allerdings als lieblose Mutter, unüberlegte Wirtschafterin und apathische, schwerfällige Persönlichkeit ebenso schlecht ab. Demzufolge führte also auch diese von bürgerlichen Werten bestimmte Perspektive eher zur Verfestigung traditioneller Topoi als zu deren Hinterfragung, obgleich sie nicht mehr die Heftigkeit der Darstellungen eines Michelet oder Dumas aufwies. Dass der Höhepunkt der bis ins Ancien Régime zurückreichenden negativen, bürgerlich konnotierten Rezeption Marias von Medici in der Dritten Republik, der bürgerlichen Republik schlechthin, erreicht wurde, liegt nicht zuletzt daran, dass es misogyne Argumente des aufstrebenden Bürgertums waren, auf die Richelieu die Rechtferti-

509 Vgl. Carbonell, L'histoire dite »positiviste«, S. 183f.

gung der Verdrängung seiner Konkurrentin sowie die Legitimierung des Ausbaus seiner Macht gestützt hatte.

Die umstrittene Figur Marias von Medici war also bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Frau, Fremde, romtreue Katholikin und Vetreterin der Monarchie zunehmend an den Rand des nun vom republikanischen Diskurs dominierten französischen Geschichtsnarrativs gedrängt worden. Sie diente als negatives Gegenbeispiel, um die angeblich für Frankreich typischen nationalen Werte positiv hervorzuheben. Hierzu wurde für die kommenden Generationen des 20. Jahrhunderts ein Bild dieser Herrscherin institutionalisiert, das sie als blasse, unscheinbare und plumpe Verliererin der Geschichte erscheinen ließ. Blass erschien sie aufgrund des sich zunehmend durchsetzenden Mediokritätstopos, der die vehemente Verteufelung ihrer Person in den nationalromantischen Darstellungen der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich ablöste. Zum Scheitern sah man sie verurteilt, weil sie landfremd gewesen war, die Bestimmung Frankreichs indes als unabwendbar betrachtet wurde. So betonte Michel Carmona noch 1981 in der von ihm verfassten Biografie, dass »Marie de Médicis ne pouvait pas réussir. […] Parce qu'une nation est en train de naître«[510].

In der siegreichen republikanisch, bürgerlich, laizistisch und männlich geprägten Deutung der Nationalgeschichte, die den französischen Staatsbürgern nach der Niederlage von 1871 am Beispiel des Grand Siècle neuen Stolz und Selbstvertrauen einflößen sollte, war kein Platz mehr für Maria von Medici. Sie wurde als passive, unverständige und fremde Zeugin tiefgreifender Entwicklungen dargestellt, die zu erfassen sie unfähig gewesen sei. Die Historiografie zwischen 1876 und 1914 schilderte Maria daher betont als rückständige Protagonistin, die mit dem fortschrittsorientierten, progressiven Verständnis der Nationalgeschichte kontrastierte, für das sich die Republikaner einsetzten. Hierfür stand nicht zuletzt der neuentdeckte strahlende Nationalheld Richelieu. Das seit der Julimonarchie stetig weiterentwickelte nationale Geschichtsnarrativ, das auch in der Dritten Republik vor allem der Selbstvergewisserung der Überlebensfähigkeit und des unaufhaltsamen Ruhms Frankreichs diente, schlug sich damit auch idealtypisch im postulierten Duell Richelieus gegen die Königinmutter Maria von Medici nieder, aus dem der Prinzipalminister, der Priester der Nation, als Sieger hervorgegangen sei und die antifranzösischen Geister wegbeschworen habe.

510 Carmona, Marie de Médicis, S. 563. Vgl. außerdem S. 563–565.

II. Das Geschichtsbild der Königin Maria von Medici im europäischen Vergleich (1774–1914)

1. Die französische Herrscherin Maria von Medici als Protagonistin der belgischen Nationalgeschichte?

E pur si… c'est de l'HISTOIRE NATIONALE![1]

1.1 Historischer Kontext

Am Abend des 19. Juli 1631 überschritt Maria von Medici die Grenze zu den Spanischen Niederlanden. Sie entfloh damit dem von Ludwig XIII. und Richelieu auferlegten Hausarrest in Compiègne, der auf ihren politischen Sturz im November 1630 gefolgt war. In den Spanischen Niederlanden wurde sie von der Statthalterin Isabella Clara Eugenia (1566–1633) empfangen, Infantin und Witwe des Regenten Albrecht VII. (1559–1621), und in Brüssel auf Kosten ihres Schwiegersohns, des spanischen Königs Philipp IV. (1605–1665) untergebracht. Von dort aus versuchte sie unermüdlich, ihre Rückkehr nach Frankreich zu erwirken und zusammen mit ihrem jüngsten Sohn Gaston von Orléans (1608–1660), der seit März 1631 bei Herzog Karl IV. von Lothringen (1604–1675) in Nancy und ab 1632 ebenfalls in Brüssel Zuflucht gefunden hatte, militärisch gegen den mächtigen Kardinalminister Richelieu vorzugehen.

Mit dem Tod Isabellas am 1. Dezember 1633, die Maria eine Freundin und unermüdliche Fürsprecherin bei den französischen und spanischen Königen gewesen war, sah sich die exilierte Königinmutter in den Spanischen Niederlanden zunehmend isoliert, zumal der neue Statthalter, Kardinalinfant Ferdinand (1609–1641), wenig Verständnis für ihre Lage hatte. Der spanische König zeigte sich außerdem immer weniger gewillt, für den Unterhalt des sich in die Länge

1 Alphonse Le Roy (1822–1896), zit. n. Ernest Discailles, Notice sur la vie et les travaux de Paul Henrard, in: Annuaire de l'Académie royale de Belgique, Brüssel 1900, S. 200–379, hier S. 256 (Hervorh. i. Orig.). Der belgische Professor Le Roy verwendete die Galileo zugeschriebene Formel (»E pur si muove!«/»Und sie bewegt sich doch!«), um seinen Protest gegen das Gutachten der Königlichen Akademie zu äußern, das Henrards »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« (1876) nicht als belgische, sondern als französische Geschichte bewertet hatte.

ziehenden Exils seiner Schwiegermutter aufzukommen. Hinzu kam, dass ihr politisches Kapital für Spanien im schwelenden Konflikt gegen Frankreich zunehmend nachließ. Am 19. Mai 1635 erklärte Ludwig XIII. schließlich Spanien offiziell den Krieg. Anfang August 1638 zog es Maria daher vor, über die Generalstaaten nach England überzusiedeln, um die Chancen einer Rückkehr nach Frankreich nicht zu verwirken, indem sie ihren Sohn durch den Aufenthalt in Feindesland unnötig provozierte[2].

Im 19. Jahrhundert befassten sich vorwiegend belgische Historiker ausführlich mit dem siebenjährigen Exil Marias in Brüssel. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution war in der Brabanter Revolution von 1789 die jahrhundertealte habsburgische Herrschaft abgeschüttelt und 1790 die Republik der Vereinten Belgischen Staaten ausgerufen worden. Nach militärischen Auseinandersetzungen wurde die noch junge belgische Republik 1795 an Frankreich angeschlossen, um dann im Zuge der europäischen Neuordnung während des Wiener Kongresses (1815) dem Königreich der Niederlande einverleibt zu werden. Im August 1830 erschütterte erneut eine Revolution diese Gebiete. Die belgische Unabhängigkeit wurde schließlich in der Londoner Konferenz (Dezember 1830) von den europäischen Großmächten anerkannt und Leopold von Sachsen-Coburg und Gotha (1790–1865) zum König der Belgier in einer sich auf eine bürgerlich-liberale Verfassung stützenden konstitutionellen Monarchie ernannt[3]. Der neugegründete belgische Staat gerierte sich als Nachfolgestaat der Spanischen (ab 1714 Österreichischen) Niederlande und somit als Erbe der Ereignisse, die sich in der Vergangenheit auf dessen nunmehrigem Staatsgebiet abgespielt hatte.

Ähnlich wie in den anderen europäischen Staaten des 19. Jahrhunderts versuchte auch die noch junge belgische Monarchie ein nationales Zugehörigkeits- und Einheitsgefühl im Volk zu fördern. Der Geschichtsschreibung kam hierbei eine zentrale Rolle zu. So galt es auch im belgischen Staat, der im 19. Jahrhundert noch zwei Mal um seine Unabhängigkeit bangen musste (1848 und 1860) und von den strukturellen Unterschieden zwischen niederländischsprachigen Flamen und französischsprachigen Wallonen zerrissen war[4], die Vergangenheit legitimierend heranzuziehen, um eine gemeinsame belgische

2 Vgl. für mehr Details Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 789–820.

3 Für einen detaillierten Überblick zur belgischen Geschichte zwischen 1828 und 1914 siehe Michel Dumoulin u. a., Nouvelle histoire de Belgique, Bd. 2: 1905–1950, Brüssel 2006, S. 7–94; Els Witte u. a., Nouvelle histoire de Belgique, Bd. 1: 1830–1905, Brüssel 2005.

4 Die flämisch-wallonische Sprachfrage war von Anfang an ein umstrittenes Thema im belgischen Staat. Erst zwischen 1873 und 1898 ging die Dominanz der französischen Sprache in Verwaltung und Politik zugunsten einer offiziell akzeptierten und gelebten

Identität auszuformen. Zwischen 1875 und 1900 wurde aus diesem Grund die Zahl der Geschichtsprofessoren an belgischen Universitäten verdoppelt. Viele unter ihnen waren in Deutschland oder Frankreich ausgebildet worden[5].

Zwei Grundthemen bewegten im 19. Jahrhundert die belgische Nation: die Wahrung ihrer Eigenstaatlichkeit und die Frage nach der eigenen Lebensfähigkeit[6]. Der Stabilisierung der belgischen Nation verpflichtete sich auch die Historiografie, die zu diesem Zweck einerseits die Einheit zwischen Wallonen und Flamen historisch zu begründen und sich andererseits vom mächtigen südlichen, französischen Nachbarn dezidiert abzugrenzen suchte[7]. Das belgische Nationalgefühl unterschied sich dabei deutlich von dessen französischem Pendant. Letzteres war im 19. Jahrhundert vom stolzen Bewusstsein einer hervorgehobenen Stellung unter den Staaten geprägt, wohingegen sich die Belgier ihrer Angewiesenheit auf den Schutz der Nachbarstaaten nur zu bewusst waren. Erst im frühen 20. Jahrhundert erwachte in Belgien das Gefühl nationaler Größe und Ehre, nicht zuletzt als Kolonialmacht[8].

Um die Wende zum 20. Jahrhundert hin wurde das belgische Nationalempfinden überdies stärker theoretisch untermauert[9]. Zwei Schriften beziehungsweise Personen waren für diesen belgischen Identitätsdiskurs richtungsweisend. Der Rechtsanwalt Edmond Picard (1836–1924) vertrat im Artikel »L'âme belge« (Juli 1897) den hegelschen und zugleich nationalromantischen Gedanken, dass die Verschmelzung der Wallonen und Flamen zu einer geeinten belgischen Seele anlässlich der Staatsgründung von 1830 eine originelle Synthese zwischen der romanischen und germanischen »Rasse« bilde[10]. Zwei Jahre später entwickelte der Historiker Henri Pirenne (1862–1935) im sechzehnseitigen Vortrag »La nation belge« vom 1. Oktober 1899 erstmals seinen Leitgedanken

Zweisprachigkeit zurück, vgl. Jean Stengers, Éliane Gubin, Histoire du sentiment national en Belgique des origines à 1918, Bd. 2: Le grand siècle de la nationalité belge de 1830 à 1918, Brüssel 2002, S. 89–101.

5 Berger, Conrad, The Past as History, S. 150.

6 Vgl. Hervé Hasquin, Historiographie et politique en Belgique, Brüssel, Charleroi [3]1996, S. 27–35.

7 Vgl. ibid., S. 36–40.

8 Vgl. Stengers, Gubin, Histoire du sentiment national, S. 7–19.

9 Ibid., S. 121f. Auch hier sei auf die Parallele zu französischen Entwicklungen hingewiesen, wo ab 1870 unter dem Eindruck des Verlustes des Elsass und von Teilen Lothringens verstärkt über das Konzept der Nation nachgedacht wurde, u. a. bei Ernest Renan.

10 Vgl. Hasquin, Historiographie et politique, S. 53–56.

der belgischen Zivilisation[11]. Pirenne versuchte, einer gemeinsamen belgischen Kultur nachzuspüren, die seit dem Mittelalter trotz der noch nicht vollbrachten politischen Einheit in den verschiedenen Territorien bestanden habe, die im 19. Jahrhundert dann das Königreich Belgien bildeten. Auch er betonte, dass gerade die Verschmelzung germanischer und romanischer Einflüsse die Stärke und Originalität der Belgier ausmache. Den Gedanken entwickelte er später in seiner siebenbändigen »Histoire de Belgique« (1900–1932) weiter. Darin führte er nicht nur seine finalistische Sicht der belgischen Geschichte aus, wonach die Gründung des belgischen Staats aus der Notwendigkeit der Geschichte und gemeinsamen Kultur trotz zahlreicher Fremdherrschaften erwachsen sei. Er betonte außerdem die enge Verwobenheit dieser Territorien mit den anderen europäischen Mächten.

Diese Grundthemen der belgischen Nationalgeschichtsschreibung, also das Postulat der Eigenständigkeit des belgischen Nationalcharakters, die Ausarbeitung spezifischer nationaler Wesenszüge sowie die Betonung der zentralen Rolle der späteren belgischen Gebiete in der europäischen Geschichte sind allesamt Aspekte, die sich am Beispiel der Rezeption Marias von Medici in der belgischen Historiografie sehr gut nachzeichnen lassen. Sie war hierbei auch deshalb eine so interessante historische Figur, weil sich ihre Flucht in einem angespannten europäischen Kontext ereignete, als die Rolle der Spanischen Niederlande noch weitestgehend undefiniert war und sich diese Gebiete seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wirtschaftlich, politisch, gesellschaftlich und religiös im Umbruch befanden.

1.2 Maria von Medici in der historischen Meistererzählung der belgischen Nation

Als Maria 1631 die Grenze zu den Spanischen Niederlanden für ein siebenjähriges Exil in Brüssel überschritt, konnte sie nicht ahnen, dass sie, die italienische Prinzessin und französische Herrscherin, mit dieser Entscheidung zwei Jahrhunderte später den belgischen Historikern ein Dilemma auferlegen würde: Oblag die Zuständigkeit für die Schilderung ihres Brüsseler Exils nun vorrangig ihnen, oder handelte es sich noch um französische Nationalgeschichte? Konnte diese Begebenheit fruchtbringend als historiografischer Beitrag zur Ausformung der belgischen Nationalidentität aufbereitet werden?

11 Vgl. für die folgenden Ausführungen Henri Pirenne, La nation belge, Brüssel ^{3}1900; Hasquin, Historiographie et politique, S. 61–68; François Louis Ganshof, Art. »Henri Pirenne«, in: Biographie nationale, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Bd. 30, Brüssel 1959, Sp. 671–723, hier Sp. 688.

1.2.1 Paul Henrards umstrittener Beitrag zur belgischen Nationalgeschichte

Das wohl aussagekräftigste Beispiel dafür, dass auch in belgischen akademischen Kreisen kein Konsens darüber herrschte, ob Marias Aufenthalt in den Spanischen Niederlanden nun als konstitutiver Bestandteil der französischen oder belgischen Nationalgeschichte betrachtet werden solle, bietet die substanzielle Monografie »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« (1876) von Paul Henrard (1830–1896)[12]. Aufgrund der fundierten, durch eine breite Quellengrundlage gewonnenen Ergebnisse gilt sie bis heute als Referenzwerk zu diesem Thema[13]. Die Recherchen für »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« hatten den in Lüttich geborenen Artilleriemajor und Historiker Henrard zwischen 1870 und 1873 in zahlreiche europäische Archive geführt[14]. Das Werk wurde in Belgien lobend aufgenommen. So sprach der Historiker Ernest Discailles (1837–1914) anerkennend von einem »superbe travail sur Marie de Médicis«[15]. Auch im Ausland, vornehmlich Frankreich, wo die Rezeption aufgrund derselben Sprache leichter möglich war, wurde Henrards Werk positiv wahrgenommen[16].

Die Studie sorgte seinerzeit allerdings nicht nur aufgrund ihrer Qualität für viel Aufsehen in den belgischen Historikerkreisen. Ausgelöst wurde die Debatte, als Paul Henrard für den Zeitraum 1871 bis 1875 die Auszeichnung verwehrt wurde, die fünfjährlich ein Werk zur belgischen Nationalgeschichte belohnte – und dies obwohl die positive Resonanz zu seiner Studie so groß war,

12 Für detaillierte Angaben zum Leben und Werk von Henrard vgl. Discailles, Notice, S. 200–379; Louis Leconte, Art. »Paul-Jean-Joseph Henrard«, in: Biographie nationale, Bd. 29, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Brüssel 1957, Sp. 661–672.

13 Zum Exil Marias in den Spanischen Niederlanden wird erst wieder seit etwa fünfzehn Jahren die Forschung in Anknüpfung an Henrard vorangetrieben, dessen Monografie nach wie vor als maßgeblich zu diesem Thema gilt, vgl. hierzu Toby Osborne, A Queen Mother in Exile. Marie de Médicis in the Spanish Netherlands and England, 1631–41, in: Philip Mansel, Torsten Riotte (Hg.), Monarchy and Exile. The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II, Basingstoke u. a. 2011, S. 17–43, hier S. 17f.

14 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 8f. Neben den diplomatischen Quellen aus dem 17. Jahrhundert stützte sich Henrard außerdem auf zeitgenössische Memoiren und Literatur des 19. Jahrhunderts.

15 Discailles, Notice, S. 272. Für seine ausführliche Rezension des Werks vgl. S. 245–276.

16 Siehe z. B. ibid., S. 254 u. René Kerviler, Bulletin bibliographique. Marie de Médicis dans les Pays-Bas par Paul Henrard, in: Revue des questions historiques 22 (1877), S. 357f.

dass er von vielen Kollegen bereits als sicherer Gewinner gehandelt wurde[17]. Ebensowenig hatte Henrards Profil eine solche Entscheidung voraussagen lassen, da er ein engagiertes Mitglied der Académie d'archéologie de Belgique und der Académie royale de Belgique war, die sich beide der Förderung der nationalen Geschichtsschreibung verpflichtet hatten. Außerdem machte der Untertitel seiner Monografie über das Exil Marias – »Sept ans de l'histoire de Belgique (1631–1638)« – unmissverständlich klar, dass er hiermit einen Beitrag zur belgischen, nicht zur französischen Geschichte bezweckt hatte. Die Jury selbst soll sich bei der Entscheidung ebenfalls uneins gewesen sein, stipulierte in ihrem Gutachten aber schließlich: »Tout bien considéré, M. Henrard A-T-IL RACONTÉ UN ÉPISODE DE NOTRE HISTOIRE, ou écrit UN CHAPITRE DE L'HISTOIRE DE FRANCE? Après mûr examen, c'est cette dernière opinion qui a prévalu«[18].

Die Kritik an dieser Entscheidung war groß, und Henrard erhielt von belgischen Kollegen zahlreiche Unterstützungsbriefe[19]. Discailles etwa betonte vehement, dass Henrard mit der Untersuchung des Brüsseler Exils Marias von Medici eben kein nebensächliches Kapitel der französischen Geschichte, sondern einen durchaus gewichtigen Beitrag zur Geschichte Belgiens im Dreißigjährigen Krieg verfasst habe[20]. Darüber hinaus verteidigte er den belgischen Charakter der Darstellung, denn: »Toute l'œuvre […] abonde en détail de mœurs, fruit d'une immense lecture et qui attestent l'intention qu'avait Henrard de faire, à propos de ces événements curieux, un tableau de la Belgique à cette époque«[21].

In diese in Belgien geführte Debatte klinkten sich alsbald französische Historiker ein. Viele von ihnen stellten ebenfalls die Entscheidung der Gutachter in Frage. So fiel die Rezension von René Kerviler in der konservativen »Revue des questions historiques«, einem der wichtigsten Organe der französischen Geschichtswissenschaft, eindeutig aus: Er lobte Henrards Studie unmissverständlich als wertvollen Beitrag zur belgischen Geschichte, deren Wert auf-

17 Discailles, Notice, S. 255. Für Henrard selbst war dieser Misserfolg ein herber Schlag, siehe S. 256.

18 Zitat aus dem Gutachten zu Henrards »Marie de Médicis dans les Pays-Bas«, ibid. (Hervorh. i. Orig.).

19 Vgl. den Brief von Le Roy an Henrard vom 20. Januar 1876, zit. n. ibid., S. 246: »Ce travail ne vous fera pas moins honneur que ceux qui l'ont précédé… Vous avez trouvé une heureuse veine: c'est par de semblables études, quand on les entreprend avec autant de conscience que vous et avec une si grande netteté d'esprit, qu'on édifiera graduellement l'édifice définitif de l'*histoire nationale*« (Hervorh. i. Orig.).

20 Ibid., S. 245f.

21 Ibid., S. 250.

grund der zahlreichen in Frankreich ebenfalls bislang noch nicht erschlossenen zitierten Quellen jedoch auch für die französische Forschung nicht zu unterschätzen sei. Er sprach seinem belgischen Kollegen überdies zu, eine unumgängliche Untersuchung für all die Historiker verfasst zu haben, die sich künftig mit diesem Zeitraum befassen wollen[22].

1.2.2 Abgrenzung von französischen historiografischen Deutungen

Um den Eigencharakter ihrer Darstellung des Exils Marias zu betonen, grenzten sich viele belgische Historiker teils sehr bewusst von den in der französischen Historiografie geläufigen Deutungen der Ereignisse zwischen 1631 und 1638 ab. Damit wollten sie trotz der gleichen hierzu verwendeten Sprache einer Vermengung beider Geschichtsschreibungen vorbeugen[23].

Ein belgischer Gegenentwurf

Der französische Historiker Georges de Nouvion hatte in der »Revue littéraire et historique« ebenfalls die belgische Eigenprägung der Studie von Henrard über das Exil Marias von Medici betont. Er sah darin die »contre-partie de l'étude si souvent faite et refaite par les historiens français«[24]. Dies belegen zunächst Umdeutungen, durch die sich Henrard fast leitmotivisch von den in der französischen Historiografie kursierenden Interpretationen abzugrenzen suchte, um eine eigene, belgische Perspektive auf das Exil Marias in den Spanischen Niederlanden geltend zu machen. Dafür setzte er bereits bei den Umständen ihrer Flucht an.

Für Henrard war die politische Gefahr, die von Maria für Richelieu nach der *journée des Dupes* noch ausging, ungebrochen. Ihr Hausarrest in Compiègne und somit fern von Paris ab Februar 1631 erfolgte für ihn jedoch, entgegen der mehrheitlichen Meinung in der französischen Historiografie, nicht aufgrund einer scheinbaren Unversöhnlichkeit Marias, sondern eines von Richelieu kühl

22 Vgl. Kerviler, Bulletin bibliographique, S. 357f.

23 Dies soll nicht die Tatsache ausblenden, dass der historische Diskurs in Belgien zweisprachig geführt wurde, wenngleich Französisch lange Zeit die dominante Sprache in der belgischen Historiografie war. Von der Rezeption Marias in niederländischsprachigen Texten, wenn überhaupt vorhanden, soll jedoch aus sprachlichen Gründen in dieser Studie abgesehen werden.

24 Nouvion, zit. n. Discailles, Notice, S. 247.

ausgearbeiteten Plans, um sich seiner Opponentin endgültig zu entledigen[25]. Der belgische Historiker distanzierte sich des Weiteren von der geläufigen französischen Interpretation der Flucht Marias aus Compiègne am 18. Juli 1631. Die Hintergründe dieser Flucht bleiben ein Rätsel. Sicher ist, dass sich Maria monatelang weigerte, Compiègne gen Angers, Moulins oder gar Florenz zu verlassen und hierfür zahlreiche Ausreden erfand. Mitte Juli 1631 entkam sie dann inkognito aus dem Schloss und floh in Richtung der Spanischen Niederlande. Ihr Ziel war die Grenzzitadelle von La Capelle, die von ihrem Parteigänger, dem Marquis von Vardes gehalten wurde. Dort wollte sie vermutlich Anschluss an die Truppen ihres Sohnes Gaston suchen, der im Herzogtum Lothringen gegen seinen älteren Bruder agitierte. Kurz vor ihrem Ziel erfuhr Maria jedoch, dass der Vater des jungen Vardes, ein Anhänger Richelieus, wieder seinen Posten als Kommandant von La Capelle bezogen hatte und ihr keinen Zutritt gewähren würde. Maria entschloss sich daher zur Flucht nach vorn und überschritt am 19. Juli 1631 die Grenze des Königreichs. Einmal in Bergen angekommen, bat sie die Infantin Isabella um Aufnahme in Brüssel. Durch diesen kapitalen Fehler der Flucht in Feindesland konnte ihr Richelieu Landesverrat anlasten[26].

Zahlreiche französische Autoren des 19. Jahrhunderts hat die Frage beschäftigt, ob Richelieu die Flucht Marias begünstigt hatte, um sie in eine Falle zu locken. Die Mehrheit schloss sich der Grundtendenz aus den Memoiren des 17. Jahrhunderts an, wonach Maria vom Prinzipalminister bewusst getäuscht worden war[27]. Für Sismondi war diese Hypothese umso wahrscheinlicher, als Richelieu damit dauerhaft jedwede Unterredung zwischen Maria und dem König unterband, die seiner Machtposition als leitendem Berater hätte schaden können[28]. Der belgische Historiker Henrard behauptete hingegen, dass Richelieu vermutlich von der Flucht Marias eher geistesgegenwärtig zu profitieren wusste, als dass er sie in einem regelrecht machiavellistischen Plan begünstigt hätte. Dies belegte er anhand verschiedener Briefe des Kardinals vom 18. und

25 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 19–31, insb. S. 30: »On a souvent dit que jusqu'à ce moment [17 février 1631] rien n'avait encore été décidé sur son sort [de Marie de Médicis]. […] Mais ce dernier [Richelieu], à n'en pas douter, s'était tracé tout son plan à l'avance, et il l'exécuta avec la froide impassibilité qui le caractérisait«.

26 Vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 789–791; Hildesheimer, Richelieu, S. 242f. Dubost schließt eine Falle Richelieus nicht aus, Hildesheimer äußert sich nicht darüber.

27 Vgl. z. B. Capefigue, Marie de Médicis, S. 201; Desprez, La politique féminine, S. 50; Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 354f.; Michelet, Histoire de France, Bd. 12, S. 80; Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 336–350.

28 Vgl. Sismondi, Histoire des Français, Bd. 23, S. 165–167, 226.

19. Juli 1631[29]. Mit dieser Deutung widersetzte sich Henrard nicht nur dem Versuch französischer Historiker, Richelieu als überlegenen, typisch französischen Geist zu stilisieren, sondern wusch zugleich die Statthalterin Isabella von dem Vorwurf rein, sie habe Marias Flucht unterstützt, wie es ihr Richelieu publizistisch angelastet hatte[30]. Seiner Interpretation schloss sich im frühen 20. Jahrhundert der französische Historiker Mariéjol an[31].

Wohin mit dem lästigen Gast?

Henrard unterschied sich in der Grundthese seiner Monografie »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« ebenso deutlich von der einschlägigen französischen Historiografie. Dies zeugt erneut eindrücklich von seinem bewussten Versuch, ein belgisches Gegenstück zur französischen Darstellung des Exils Marias zu verfassen. Discailles formulierte die von Henrard vertretene belgische Perspektive treffend wie folgt: »Aux embarras suscités par Marie de Médicis et Gaston d'Orléans à la monarchie française, il [Henrard] oppose les embarras non moins grands que leur présence dans les Pays-Bas cause à la couronne d'Espagne«[32].

Die politische Lage, in der sich die Flucht Marias abspielte, war äußerst angespannt. Die sieben nördlichen Provinzen der Spanischen Niederlande hatten sich seit 1568 abgespalten und kämpften seitdem als Generalstaaten gegen die spanische Krone für die Anerkennung ihrer vollen Unabhängigkeit[33]. Zusätzlich wütete im Heiligen Römischen Reich seit 1618 ein Krieg europäischen Ausmaßes, in dem sich Frankreich und Spanien bislang noch bedeckt hielten und mittels anderer Mächte – Schweden für Frankreich und der österreichische Cousin für Spanien – indirekt bekriegten. Ein offener Kampf war indes unausweichlich, obgleich sich beide Großmächte 1631 noch nicht genügend gewappnet fühlten und gleich wenig die Rolle des Angreifers übernehmen wollten. Die Grenzüberschreitung der französischen Königinmutter Maria im Juli 1631, ihre Bitte um Asyl beim spanischen König sowie um Unterstützung für ihren jüngeren, gegen seinen ältesten Bruder Ludwig XIII. rebellierenden Sohn Gaston, war damit für Madrid eine äußerst delikate Angelegenheit und

29 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 62–65.

30 Ibid., S. 65.

31 Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 285.

32 Discailles, Notice, S. 247.

33 Im Achtzigjährigen Krieg (oder Spanisch-Niederländischen Krieg) erkämpften sich die Generalstaaten – mit Unterbrechungen – zwischen 1568 und 1648 ihre Unabhängigkeit. Diese wurde schließlich im Westfälischen Frieden (1648) von Spanien anerkannt.

konnte jederzeit die Spanischen Niederlande zum Schauplatz eines ausbrechenden offenen Konflikts mit Frankreich werden lassen. Die zentrale These des belgischen Historikers Henrard lautete daher wie folgt:

> Si ces deux puissances continentales, rivales depuis plus d'un siècle et qui, pendant tant d'années, avaient en quelque sorte choisi l'Italie pour y vider en champ-clos leurs différends, finirent par prendre pour théâtre de leurs luttes la terre hospitalière asile de l'ennemie irréconciliable du cardinal de Richelieu, c'est que cette terre était devenue le foyer où se concentraient toutes les haines soulevées par cet illustre homme d'État, et d'où partaient toutes les entreprises hostiles à son autorité et tous les attentats contre sa personne[34].

Er gab also unmissverständlich dem Exil Marias von Medici, ihres Sohnes Gaston und ihrer beider Umtriebigkeit die Schuld dafür, den Fokus der französischen Außenpolitik von der italienischen Halbinsel weggelenkt zu haben, wo im 16. Jahrhundert viele Nebenkriege zwischen Spanien und Frankreich ausgefochten worden waren, und diesen wieder wie im Mittelalter auf die Gebiete der Spanischen Niederlande gerichtet zu haben. Die späteren Belgier wurden, so Henrard, ab 1631 also für »une cause qui leur était absolument étrangère« in Mitleidenschaft gezogen[35]. Verfolgt man den Gedanken des belgischen Historikers noch einen Schritt weiter, dann macht Henrard Maria von Medici mit seiner These im Grunde indirekt für die späteren Gebietsverluste verantwortlich, die die Spanischen Niederlande im Pyrenäenfrieden (1659) hinnehmen mussten, um den 1635 entbrannten Französisch-Spanischen Krieg zu beenden. Damit ging überdies ein wirtschaftlicher Niedergang einher. Die territorialen Ansprüche Frankreichs gegen die Spanischen Niederlande setzten sich nicht zuletzt in der Reunionspolitik Ludwigs XIV. fort, beginnend mit dem Devolutionskrieg (1667–1668). Henrard wollte demnach in seiner Monografie weniger das Exil Marias allein, als die weitreichenden innen- und außenpolitischen Konsequenzen ihrer Grenzüberschreitung im Juli 1631 darlegen, die ihm zufolge zur Bewährungsprobe für die belgische Nation wurde[36].

Hauptargument, um seine These zu belegen, war, dass Spanien die Flucht Marias weder gewünscht noch begünstigt habe und die Flucht somit geschickt vom Taktiker Richelieu zur Umsetzung seiner ambitionierten außenpolitischen Ziele instrumentalisiert worden sei[37]. Henrard zufolge soll Spanien nämlich den offenen Bruch mit Frankreich in den frühen 1630er Jahren noch nicht gesucht

34 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 6. Dieser These schloss sich in Frankreich u. a. Laugel an, siehe Laugel, Le duel, S. 350.

35 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 82.

36 Ibid., S. 8.

37 Vgl. Discailles, Notice, S. 247–250.

haben können, weil es geschwächt und mit wirtschaftlichen Problemen konfrontiert war[38]. Anhand eines Briefwechsels zwischen Philipp IV. und seiner Tante Isabella, der Statthalterin in den Spanischen Niederlanden, konnte Henrard etwa nachweisen, dass Gaston und Karl IV. von Lothringen den spanischen König seit dem Frühjahr 1631 um Hilfe ersucht hatten, dieser jedoch Isabella anwies, die beiden zwar indirekt zu fördern, doch hierbei jedwede offene Provokation Frankreichs zu vermeiden. Zudem soll Philipp IV. befürchtet haben, dass sich die beiden anderen Schwiegersöhne Marias, nämlich Viktor Amadeus I. von Savoyen und vor allem der englische König Karl I., aus der politischen und finanziellen Verantwortung ziehen würden, wenn er die Mediceerin aufnehmen und unterstützen würde[39].

In diesem Sinne betonte Henrard, dass weder der spanische König noch seine Tante auf die überraschende Ankunft Marias vorbereitet waren und diese vielmehr für ihren Schwiegersohn zum »hôte […] compromettant« wurde[40]. Die Überrumpelung Spaniens belegte Henrard auf der Grundlage des Briefverkehrs zwischen der Statthalterin und ihrem Neffen im Sommer 1631, den er im königlichen Staatsarchiv von Simancas vorfand. Isabella soll sich vorerst für einen respektvollen, doch zurückhaltenden Empfang des Überraschungsgasts entschieden haben, bis sie klare Anweisungen aus Madrid erhielt. In diesen Briefen äußerte Philipp IV. zugleich seinen Unmut darüber, dass seine Tante eigenmächtig gehandelt hatte. Ebenso fand Henrard dort Isabellas Rechtfertigung: Eine Zurückweisung der französischen Königinmutter hätte nämlich als Schwächeeingeständnis Spaniens gewertet werden können[41].

Rubens, der Freund und Helfer

Der flämische Maler und Diplomat Peter Paul Rubens war eine zentrale Figur in den belgischen Darstellungen des Exils der französischen Königinmutter in den Spanischen Niederlanden. Der Meister, der in Antwerpen gelebt hatte, wurde von den Historikern des noch jungen belgischen Staats vereinnahmt und zur nationalen Identifikationsfigur ausgebaut. Zu diesem Zweck ließ zum Beispiel Émile Gachet 1840 in enger Zusammenarbeit mit Louis-Prosper Gachard, dem Generalarchivar Belgiens, bislang unveröffentlichte Briefe dessen edieren, den

38 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 97f.

39 Vgl. ibid., S. 57–60.

40 Ibid., S. 102. Henrard fasste Marias Aufenthalt in den Spanischen Niederlanden wie folgt zusammen: »[E]lle n'avait été qu'un embarras pour l'Espagne« (S. 602).

41 Vgl. ibid., S. 66–117. Neben dem Briefwechsel zwischen Isabella und Philipp IV. stützte sich der Autor auf Depeschen Peter Paul Rubens' und des Marquis von Aytona.

er als »le grand peintre qui fera éternellement honneur à la Belgique« bezeichnete[42]. Diese Zeugnisse sollten Rubens nicht als Maler, sondern anachronistisch als belgischen Gesandten beleuchten, der die Interessen dieser Nation im bewegten europäischen Kontext der Mitte des 17. Jahrhunderts vertreten hatte[43].

So war es häufig die Auseinandersetzung mit Rubens als nationaler Identifikationsfigur, die belgische Historiker thematisch zu Maria von Medici führte. Beider Schicksale waren nicht nur kunsthistorisch, sondern durch die Flucht der Königin in die Spanischen Niederlande für eine kurze Zeit auch politisch eng verwoben. Paul Henrard war der erste, der in der Mitte der 1870er Jahre den diplomatischen Einsatz Rubens' als Gesandten zugunsten der exilierten Königin zwischen 1631 und 1632 beleuchtete. Mit seinen Ergebnissen, die er vor der Académie d'archéologie de Belgique präsentierte, weckte er das Interesse an einer umfangreichen Untersuchung ihres Aufenthalts in den Spanischen Niederlanden[44]. Knapp ein Jahr nach Henrards »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« veröffentlichte daher Louis-Prosper Gachard (1800–1885)[45] die »Histoire politique et diplomatique de Pierre-Paul Rubens« (1877). Der seit 1831 als Generalarchivar der Staatsarchive Belgiens und Mitglied der belgischen Académie royale tätige Autor hatte wesentlich zum Ausbau und der Systematisierung des belgischen Archivwesens beigetragen, die in Europa richtungsweisend wurden. Darüber hinaus war er für seine umfangreichen Publikationen von Quelleneditionen zum 16. und 17. Jahrhundert bekannt. In seiner »Histoire politique et diplomatique de Pierre-Paul Rubens« legte Gachard den Fokus auf die diplomatische Tätigkeit des Künstlers in spanischen Diensten anhand einschlägiger Quellen, die er europaweit in Archiven hatte einsehen können[46]. Er postulierte hierbei dezidiert die Zugehörigkeit des flämischen Meisters zur belgischen Nationalgeschichte und kritisierte den Titel

42 Émile Gachet, Lettres inédites de Pierre-Paul Rubens, publiées d'après ses autographes, et précédées d'une introduction sur la vie de ce grand peintre, et sur la politique de son temps, Brüssel 1840, S. VIII.

43 Vgl. ibid., S. VIII–XI.

44 Vgl. Discailles, Notice, S. 242f.

45 Zu biografischen Angaben über Gachard siehe Joseph Cuvelier, Art. »Louis-Prosper Gachard«, in: Biographie nationale, Bd. 29, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Brüssel 1957, Sp. 585–608; Charles Piot, Notice sur Louis-Prosper Gachard, membre de l'Académie, in: Annuaire de l'Académie royale de Belgique, Brüssel 1888, S. 193–236.

46 Gachard führte eine umfangreiche Quellenrecherche durch, die ihn u. a. nach Madrid, London, Den Haag, Paris, Brüssel, Amsterdam und Venedig führte. So konnte er z. B. im Brüsseler Staatsarchiv die gesamte Korrespondenz von Rubens mit Philipp IV. und Isabella einsehen, vgl. Louis-Prosper Gachard, Histoire politique et diplomatique de

»Rubens, diplomático español« (1874) der Monografie seines spanischen Kollegen Gregorio Cruzada Villaamil (1832–1884)[47].

Gachard wollte das diplomatische Geschick des Künstlers anhand verschiedener Aufträge belegen, die er stellvertretend für den spanischen König oder die Statthalter der Spanischen Niederlande, Isabella und Albrecht, übernommen hatte[48]. Seine Mittlerfunktion von Juli 1631 bis April 1632 zwischen Philipp IV. und dessen Schwiegermutter Maria von Medici war eines der von ihm angeführten Beispiele[49]. Maria hatte nach ihrer Grenzüberschreitung sofort Verhandlungen mit Madrid aufgenommen. Sie erhoffte sich finanzielle Unterstützung für ihren Aufenthalt und erbat außerdem Subsidien für ihren nach Lothringen geflohenen Sohn Gaston[50]. Der spanische Botschafter in Brüssel, der Marquis von Aytona (1586–1635), schlug Rubens als Mittler vor, weil er im Dienste Spaniens stand und zugleich von seiner ehemaligen Gönnerin geschätzt wurde. So betonte Gachard, dass »cette princesse [Marie] faisait un cas particulier du grand artiste«[51]. Er betonte sogar, dass Rubens sich angeblich bei der Nachricht des Schicksals Marias betroffen gezeigt und daher freiwillig seine Dienste angeboten habe[52].

Henrard und Gachard unterschieden sich allerdings grundlegend in ihrer Bewertung des diplomatischen Einsatzes des Malers zugunsten Marias. Gachard wertete Rubens' Eingreifen als Beleg seines »génie politique«[53]. Hierfür zitierte der Generalarchivar einen Brief des Künstlers an den führenden spanischen Minister Olivares (1587–1645), in dem der flämische Meister dazu riet, die Umstände des Exils Marias zu nutzen, um militärisch gegen Frankreich vorzugehen und einen Aufstand Gastons gegen Richelieu zu unterstützen[54].

Pierre-Paul Rubens, Brüssel 1877, S. VII–XVI. Er bezog sich darüber hinaus auf die von Noël Sainsbury 1859 in London publizierte Quellenedition »Original Unpublished Papers Illustrative of the Life of Sir Peter Paul Rubens as an Artist and a Diplomatist«.

47 Ibid., S. VII.

48 Vgl. ibid., S. XVIIIf.

49 Vgl. ibid., S. 202–238.

50 Zu Gaston von Orléans siehe Christian Bouyer, Gaston d'Orléans. Le frère rebelle de Louis XIII, Paris 2007.

51 Gachard, Histoire politique et diplomatique, S. 212. Siehe hierzu auch Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 78f.: »Marie de Médicis le connaissait depuis longtemps; elle l'avait souvent entretenu avec intimité dans les heureux jours de sa splendeur passée, quand il […] faisait revivre sur la toile, à côté de son image, celle du grand roi dont pendant dix ans elle avait partagé le trône«.

52 Gachard, Histoire politique et diplomatique, S. 203–205.

53 Ibid., S. 213.

54 Für den vollständigen Brief vgl. ibid., S. 213–223.

Philipp IV., der, wie bereits erwähnt, zu diesem Zeitpunkt noch nicht bereit war, offen gegen Frankreich vorzugehen, lehnte den Vorschlag ab. Vermutlich wird dies den Rücktritt von Rubens erklären, wenngleich Gachard kein Wort darüber verliert und die Rückkehr des Malers nach Antwerpen als die Sehnsucht des Meisters nach seiner künstlerischen Tätigkeit verklärte[55]. Henrard kritisierte hingegen die Parteinahme des flämischen Meisters für Maria scharf als Verblendung, die von Rubens' diplomatischer Unfähigkeit zeuge[56]. Dafür legte Henrard umso mehr Wert auf dessen Verherrlichung als Künstler und verteidigte den nationalen Meister gegen die despektierlichen Beschreibungen seines Werks, die französische Historiker, allen voran Michelet und Dumas, verbreitet hatten[57].

Der Literaturkritiker Désiré Nisard (1806–1888), Mitglied der Académie française und Senator während des Second Empire, rezensierte für das französische Publikum Gachards Werk 1878 ausführlich in der »Revue de France«[58]. Ohne vermutlich repräsentativ für die allgemeine französische Wahrnehmung der »Histoire politique et diplomatique de Rubens« zu sein, macht sein Artikel doch deutlich, dass Gachards belgische Interpretation des diplomatischen Wirkens Rubens' von seinen französischen Historikerkollegen nicht immer goutiert worden war. Zwar lobte Nisard die europaweit recherchierte, präzise und sachlich aufgearbeitete Quellengrundlage der Studie[59], doch bemängelte er deren belgisch-patriotischen Impetus[60]. Besonders kritisch zeigte sich Nisard gegenüber Gachards Wertung des Einsatzes von Rubens für die Interessen der exilierten Königinmutter. Wie bereits erwähnt, hatte der flämische Meister 1631 Philipp IV. dazu gedrängt, diese Gelegenheit zu nutzen, um gegen Frankreich vorzugehen. Dieser Rat, den Gachard als Ausdruck belgischen Patriotismus rühmte, schmälere jedoch, so wiederum der Franzose Nisard, den Ruhm des Meisters. Ein Künstler gehöre nämlich keiner Nation an und sei mit einer uni-

55 Ibid., S. 233.

56 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 79: »Comme tous les exilés, la reine-mère [...] et tous les Français qui avaient embrassé sa cause se faisaient de singulières illusions sur la force de leur parti. Homme d'imagination plutôt qu'homme d'État, Rubens n'avait pas la froide clairvoyance qu'il eût dû posséder pour discerner le vrai du faux dans la peinture qu'on lui fit de la lassitude que la France ressentait du gouvernement du cardinal [...]. Embrassant avec enthousiasme la cause de ceux en qui il voyait des opprimés, il eut l'art de faire partager ses illusions au marquis d'Aytona et à l'infante, et ce fut par leurs ordres que le 1er août il écrivit au cabinet de Madrid«.

57 Siehe ibid., S. 94.

58 Vgl. Désiré Nisard, Rubens diplomate et négociateur, in: Revue de France 27 (1878), S. 510–533.

59 Ibid., S. 510f.

60 Ibid., S. 511f.

versellen Aura versehen. Bedenkt man allerdings, dass zur selben Zeit auch französische Autoren Künstler als Vertreter des eigenen Nationalgeistes vereinnahmten und überhöhten, so erweist sich die von Nisard angeprangerte politische Vereinnahmung der Kunst als ein länderübergreifendes und gängiges Motiv nationaler Meistererzählungen. Fernerhin zog der französische Rezensent eine anachronistische, doch für ihn noch lebendige Parallele zwischen der Haltung Rubens' und den bellizistischen Aussagen preußischer Professoren vor 1870[61]. Am Beispiel der Rezension von Nisard wird deutlich, welche politische Aktualität die auseinanderklaffenden belgischen und französischen Interpretationen zum Exil Marias und dem Einsatz Rubens' haben konnten. Hier stießen zwei Nationalismen aufeinander, die sich beide in Abgrenzung zum anderen ideologisch und politisch zu legitimieren und behaupten suchten.

1.2.3 Hervorhebung positiver Eigenschaften der belgischen Nation

Die Schilderung des Exils Marias in den Spanischen Niederlanden diente den belgischen Historikern zudem der nationalen Selbstbehauptung, indem vermeintlich typische Wesenszüge ihrer Nation herausgearbeitet und verklärt wurden. Marias Exil wurde in der belgischen Historiografie gemeinhin als Bewährungsprobe für die Nation interpretiert, die einen Balanceakt zwischen den manipulativen Einflüsterungen Richelieus und der umtriebigen Maria habe vollziehen müssen, um nicht in den schwelenden spanisch-französischen Konflikt hineinzugeraten[62].

61 Vgl. ibid., S. 523f., insb. S. 523: »De pareilles espérances [à propos de l'affaiblissement de la France] n'étonneraient pas d'un politique, puisqu'il est passé dans les mœurs que le patriotisme excuse chez un politique les derniers excès de l'égoïsme national. Mais un grand artiste appartient à toutes les nations où ses œuvres sont connues, et s'il se fait honneur en restant patriote, je ne puis pas prendre mon parti qu'il le soit jusqu'à travailler à la destruction d'un pays où son pinceau lui a fait le plus d'admirateurs. Peut-être suis-je à cet égard sous l'empire d'un souvenir douloureux. Peut-être les paroles de Rubens ont-elles le tort de me rappeler les propos sauvages de ces professeurs allemands, la plupart redevables à nos louanges imprévoyantes de leur renom dans l'Europe savante, qui, en 1870, du haut de leurs chaires, prêchaient doctement l'extermination de la France«.

62 Vgl. z. B. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 142f., 149.

Der lauernde Kardinalminister: eine von Frankreich ausgehende Gefahr

Die belgische Geschichtsschreibung unterschied sich von der des französischen Nachbarn dahingehend, dass sie dieselben politischen Begebenheiten spiegelverkehrt betrachtete und somit auch interpretierte. Besonders deutlich wird dies beim wohl bekanntesten belgischen Nationalhistoriker, Henri Pirenne (1862–1935)[63]. Sein Einfluss auf die europäische Geschichtswissenschaft war enorm, doch soll hier nur seine »Histoire de Belgique« (1900–1932) untersucht werden. Das Projekt einer belgischen Monumentalgeschichte ist auf den Historiker Karl Lamprecht (1856–1915) zurückzuführen, der Pirenne zu diesem Vorhaben auf dem Deutschen Historikertag in Leipzig 1894 anregte, um sie in der von ihm herausgegebenen Reihe »Geschichte der europäischen Staaten« zu veröffentlichen. Dies erklärt auch, warum die ersten vier Bände – und damit auch der Band zur zweiten Hälfte des 16. und ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts – fast zeitgleich zu ihrer französischen Originalfassung in einer deutschen Übersetzung von Fritz Arnheim (1866–1922) erschienen[64]. Mit diesem Werk, das Pirenne sowohl dem belgischen als auch dem ausländischen Publikum bekannt machte, strebte er »l'étude et l'explication de la vie nationale« an[65]. Dem 16. und 17. Jahrhundert sprach er dabei eine zentrale Bedeutung in der belgischen Nationalgeschichte zu, bezeichnete es allerdings zugleich als »la partie la plus travaillée et la partie la plus négligée de notre histoire«[66]. Damit postulierte er, dass diese wichtige Epoche noch einer grundlegenden Untersuchung bedürfe – nicht aus ereignisgeschichtlicher Sicht, sondern im Hinblick auf die Analyse der damals im Umbruch begriffenen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Strukturen[67].

Pirenne hatte entsprechend seiner Auffassung einer sich historisch seit dem Mittelalter ausbildenden belgischen Kultur stets betont, dass diese in ihrer Verwobenheit und ihren Wechselwirkungen mit der Geschichte der Nachbarstaaten, insbesondere Frankreich und Deutschland, untersucht werden müsse[68].

63 Für weiterführende biografische Angaben vgl. GANSHOF, Henri Pirenne, Sp. 671–723; Sarah KEYMEULEN, Jo TOLLEBEEK, Henri Pirenne Historian. A Life in Pictures, Löwen 2011.

64 GANSHOF, Henri Pirenne, Sp. 686. Siehe auch Henri PIRENNE, Geschichte Belgiens, Bd. 4: Von der Ankunft des Herzogs von Alba (1567) bis zum Frieden von Münster (1648), hg. u. übers. von Fritz ARNHEIM, Gotha 1913. Die deutsche Version unterscheidet sich inhaltlich nicht von der französischen Fassung.

65 Henri PIRENNE, Histoire de Belgique, Brüssel 1911, S. V.

66 Ibid.

67 Ibid.

68 Vgl. HASQUIN, Historiographie et politique, S. 63f.

Die von Pirenne vorgelegte belgische Geschichte des frühen 17. Jahrhunderts liest sich allerdings wie eine umgekehrte Perspektive auf die französische Geschichte. Im hier bereits mehrfach ausgeführten nationalhistorischen Narrativ der französischen Meistererzählungen galt die Herrschaft Heinrichs IV. etwa als glorreiche Zeit, der die Regentschaft Marias ein jähes Ende setzte. Ihre Regentschaft wurde wiederum meist mit innenpolitischem Chaos, bei manchen sogar mit einem einsetzenden Niedergang Frankreichs verbunden. Dem setzte der Kardinalminister Richelieu angeblich ein Ende, als er an die habsburgfeindliche Außenpolitik des ersten Bourbonenkönigs anknüpfte. Henri Pirenne bewertete aus belgischer Sicht hingegen die in Frankreich innenpolitisch sehr umstrittene Regentschaft Marias zwischen 1610 und 1617 als Erholungsphase für die Spanischen Niederlande. Die Adelsunruhen in Frankreich verhinderten nämlich die Durchführung des von Heinrich IV. geplanten Feldzugs nach Jülich, Kleve und Berg – ein Krieg, der, so Pirenne weiter, unweigerlich die »belgischen« Territorien zum Kriegsschauplatz des Konflikts zwischen Frankreich und den Habsburgern gemacht hätte. Richelieus politischer Sieg über Maria konnte in diesem Sinne für die nördlichen Gebiete der spanischen Monarchie nichts Gutes verheißen[69].

Ganz in diesem Sinne hatte Henrard bereits 1876 in »Marie de Médicis dans les Pays-Bas« Richelieu als lauernde Gefahr für die »belgischen« Territorien gewertet, weil er es dem Autor zufolge, in der Tradition der französischen Könige des Mittelalters, auf die nördlich gelegenen Grenzgebiete abgesehen hatte[70]. Viele belgische Historiker deuteten daher Marias Grenzüberschreitung in die Spanischen Niederlande im Juli 1631 als den legitimierenden Vorwand, den Richelieu für einen solchen Eingriff benötigte. Henrard versuchte daher anhand von Briefen Ludwigs XIII. an seine Mutter zu belegen, dass Frankreich diese Flucht mehr als gelegen gekommen sei und überhaupt nicht daran gedacht habe, Spanien aus seinem diplomatischen Dilemma zu erlösen. Ihm zufolge waren diese Briefe zweifellos von Richelieu diktiert worden[71].

Darüber hinaus soll sich angeblich der Kardinalminister in vielfacher Weise bemüht haben, das Exil Marias in Brüssel auszunutzen. So versuchte er, den lokalen Adel, den Henrard bewusst anachronistisch als »belgisch« bezeichnete[72], gegen die spanische Fremdherrschaft aufzuhetzen. Dieser war in der Tat über den steigenden Einfluss spanischer Beamter und Adliger in der lokalen Verwaltung verärgert gewesen, der mit dem Tod Albrechts VII. 1621 eingesetzt

69 Vgl. Pirenne, Histoire de Belgique, S. 245–251.

70 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 6–8.

71 Ibid., S. 67–76.

72 Siehe z. B. ibid., S. 196: »noblesse belge«.

hatte[73]. Eine weitere Provokation Richelieus sahen die belgischen Historiker in seiner wiederholten Forderung, bestimmte Anhänger Marias auszuliefern, die er 1632 sowohl an die Statthalterin Isabella als auch an die Generalstände des Landes richtete, in der Hoffnung, diese zu entzweien[74]. Der Verherrlichung Richelieus als großer Staatsmann, die in Frankreich besonders während der Dritten Republik ab 1871 betrieben wurde, setzte somit die belgische Nationalgeschichte am Beispiel des Exils Marias von Medici das Bild eines machiavellistischen, kalt berechnenden und gefährlichen Ministers entgegen, dessen Ehrgeiz die Stabilität und den Frieden der Spanischen Niederlande bedroht hatte.

Eine friedliche, freiheitsliebende und loyale Nation

Das letztendliche Scheitern all der Versuche Richelieus, die »belgische Nation« gegen die spanische Fremdherrschaft aufzuwiegeln, erklärte Henrard damit, dass der Kardinal mit seinen Einflüsterungen und Provokationen gegen Grundwerte des belgischen Nationalgeistes wie Freiheitsliebe, Friedfertigkeit, Autonomie und Gastfreundschaft verstoßen habe[75]. Demzufolge berichtete er stolz, dass sich die große Mehrheit des »belgischen« Adels nicht von Richelieus Lockungen und finanziellen Angeboten habe täuschen lassen. Vielmehr habe der Adel mit dem spanischen Besatzer einen Modus vivendi gefunden, den gegen eine neue, diesmal französische Fremdherrschaft einzutauschen, er nicht bereit war[76]. Demzufolge hätten auch die Generalstände einstimmig Spanien ihre Treue bekundet und sich nicht von den Boten Richelieus gegen die Statthalterin Isabella ausspielen lassen[77]. Hinzu sei gekommen, dass das »belgische« Volk genauso wenig empfänglich für die Aufforderung zum Aufstand gegen Spanien gewesen sei, die das Gefolge Marias und Gastons verbreitete[78]. Diese geschlossene Haltung begründete Henrard damit, dass Madrid, entgegen der geläufigen historiografischen Meinung, durchaus die lokalen Freiheiten und Strukturen seiner nördlichen Besitzungen größtenteils zu wahren gewusst habe

73 Vgl. ibid., S. 195–197.

74 Ibid., S. 271–279.

75 Vgl. Discailles, Notice, S. 250–253. So spricht Discailles, der an dieser Stelle Henrards Argumentation zusammenfasst, etwa von dem »caractère des Belges« (S. 251).

76 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 202–258.

77 Ibid., S. 275–279.

78 Ibid., S. 369.

und das »belgische« Nationalwesen trotz der Fremdherrschaft, zumindest noch in den frühen 1630er Jahren, weiterhin lebendig geblieben sei[79].

Das mehrmalige Scheitern des Kardinalministers erklärte Paul Henrard jedoch auch stolz in Abgrenzung zum vermeintlich typisch französischen Charakter, denn Richelieu »avait cru le peuple belge trop semblable au peuple français, et connaissant la facilité avec laquelle celui-ci se laisse émouvoir et se porte sur le champ aux extrémités, il n'avait pas cru que la frontière toute idéale qui les sépare pût produire une bien grande différence dans leur tempérament«[80]. So sei gerade Standfestigkeit ein typischer nationaler Wesenszug der Belgier, die er als »peuple loyal«[81] verklärte. Dem stellte Henrard stereotypisch die »proverbiale légèreté«[82], also den Wankelmut der Franzosen entgegen. Darüber hinaus führte er die Friedfertigkeit und Ruhebedürftigkeit der belgischen Nation kontrastierend zum aufrührerischen Treiben der exilierten Franzosen an. So soll das Gefolge Marias und Gastons eine aggressive Atmosphäre in Brüssel erzeugt haben[83]. Der französische Charme der Exilierten soll zudem so manche belgische Dame in inneren Aufruhr versetzt haben[84]… Gossart berichtete ebenso von dieser Unruhe, die das Gefolge Marias ins beschauliche Brüssel gebracht habe, denn: »Tous ces personnages s'agitent bruyamment, vont, viennent, se querellent« und »indisposent quelquefois les bourgeois par leur légèreté et leur sans-gêne«[85].

Die politische Linie, bei der die belgische Nation trotz spanischer Fremdherrschaft zu großen Teilen ihre Autonomie wahren konnte, sah Henrard positiv in der Person der Statthalterin Isabella verkörpert. Er stellte sie als intelligente, allseits beliebte Herrscherin dar, deren Tod am 1. Dezember 1633 den Niedergang der letzten verbliebenen Eigenständigkeit eingeläutet habe[86]. Als Personifizierung schlechthin der friedliebenden belgischen Nation soll Isabella

79 Ibid., S. 279f.

80 Ibid., S. 279.

81 Ibid., S. 490.

82 Ibid., S. 483.

83 Vgl. ibid., S. 395–398. In der Tat hatte das Exil Marias und ihres Sohnes Gaston viele kampflustige Abenteurer angezogen, siehe Osborne, A Queen Mother in Exile, S. 25f.

84 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 318f.: »Ajoutons à cela […] le charme tout particulier du caractère français, et l'on comprendra sans peine que, dans les cercles intimes où ils étaient reçus, ils avaient souvent relégué au second plan des amis plus anciens, doués peut-être de qualités moins brillantes quoique plus solides, mais qui avaient perdu pour ces dames la piquante saveur du fruit nouveau«.

85 Beide Zitate in Ernest Gossart, L'auberge des princes en exil. Anecdotes de la cour de Bruxelles au xviie siècle, Brüssel 1905, S. 9. Vgl. auch S. 49–51.

86 Siehe z. B. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 87, 366.

demnach ganz natürlich eine Mittlerrolle zwischen den Parteien eingenommen haben, um das Unglück, das über ihre Territorien hereinzubrechen drohte, abzuweisen[87].

Auch Pirenne setzte seine Schilderung des Exils Marias vor den Hintergrund des angeblich steigenden Unmuts der belgischen Nation angesichts des sich ausweitenden Einflusses der Spanier in der lokalen Verwaltung. Für die Darstellung des siebenjährigen Aufenthalts Marias stützte sich der Nationalhistoriker vornehmlich auf das Werk seines Kollegen Henrard. Er kam allerdings zu einem anderen Schluss als Henrard, der in diesem Zusammenhang die Standhaftigkeit und Friedfertigkeit des belgischen Volkes überhöht hatte. Marias Exil bewertete Pirenne vielmehr als verpasste Gelegenheit des »belgischen« Adels, um mit der Unterstützung Frankreichs die spanische Fremdherrschaft abzuschütteln. Dieses Vorhaben sei gescheitert, weil die Fürsten durch persönliche Interessenskonflikte gespalten gewesen seien und Frankreich noch nicht bereit, den offenen Bruch mit Spanien zu provozieren. Mit der Niederschlagung des letzten großen »belgischen« Adelsaufstands 1634 habe sich dann, so Pirenne weiter, im späteren belgischen Staatsgebiet vorerst ein spanisches, zentralistisch-absolutistisches Regiment durchgesetzt[88].

Die Verklärung belgischer Gastfreundschaft

Die Schilderung von Marias Aufenthalt in den Spanischen Niederlanden diente nicht zuletzt der Hervorhebung belgischer Gastfreundschaft. Dieser Topos zieht sich leitlinienartig durch die Werke aller hier untersuchten Autoren. So stellte Henrard fest, dass hinsichtlich des Gefolges Marias und Gastons »leur qualité d'étrangers« eine »puissante recommandation dans les Flandres hospitalières« gewesen sei[89]. Er führte zudem den Kontrast zwischen den diffamatorischen Pamphleten, die in Frankreich über Maria im Umlauf waren, und dem respektvollen Empfang, der ihr zu selben Zeit dessenungeachtet in Brüssel bereitet wurde, an[90]. Gachard schilderte wiederum detailliert den freundlichen Empfang durch den Gouverneur der Stadt Avesnes, der die von der Reise erschöpfte Maria aufnahm[91].

87 Ibid., S. 115, 365.

88 Vgl. Pirenne, Histoire de Belgique, S. 254–265.

89 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 318.

90 Ibid., S. 141.

91 Gachard, Histoire politique et diplomatique, S. 208f.

Prägend für die Ausarbeitung dieses Gastfreundschaftstopos war vor allem das Werk »L'auberge des princes en exil. Anecdotes de la cour de Bruxelles au XVII[e] siècle« (1905) des belgischen Historikers und Bibliothekars der Bibliothèque royale Ernest Gossart (1837–1919)[92]. Dieser war ebenfalls ein ausgewiesener Kenner des 16. und 17. Jahrhunderts. Die im Titel aufgegriffene Metapher für Belgien als eine Herberge für exilierte Fürsten entnahm Gossart zeitgenössischen Quellen. So wurde Philipp IV. in Briefen und Pamphleten während des Exils Marias, ihres Sohnes Gaston und des Herzogs von Lothringen in seinen nördlichen Territorien despektierlich als »aubergiste des princes détrônés« und Flandern als »une auberge de seigneurs français« bezeichnet[93]. Gossart kehrte die ursprünglich spöttische Konnotation dieser Zuschreibung ins Positive um und verklärte die Spanischen Niederlande zu einem Refugium französischer politischer Dissidenten ab 1631.

Aus diesem Grund betonte er ausdrücklich, dass Maria von Anfang an zuvorkommend und respektvoll behandelt worden sei, es ihr an nichts gefehlt habe und Isabella ihr als Freundin begegnet sei. Um dies zu belegen, widmete er ein ganzes Kapitel dem Empfang, der Maria in den Spanischen Niederlanden auf ihrem Weg nach Brüssel in verschiedenen Städten, insbesondere Antwerpen und Brüssel, bereitet worden war[94]. Hierzu stützte sich Gossart hauptsächlich auf den 1632 in Antwerpen veröffentlichten Bericht »Histoire curieuse de tout ce qui s'est passé à l'entrée de la Reyne mère du Roy très chrestien dans les villes des Paysbas« des französischen Historiografen Jean Puget de La Serre (1594–1665). Dieser hatte sich im Gefolge Marias befunden und zeigte sich sehr beeindruckt vom freundlichen Empfang der Bevölkerung.

Doch nicht nur Maria kam in den Genuss der Gastfreundschaft des belgischen Volks und des davon ausgehenden rechtlichen Schutzes gegen das Ausgreifen Richelieus. Laut Henrard hatte auch sie lernen müssen, dass dieser dort ein allgemeingültiges und unumstößliches Gesetz war. So wusste er von einem Zwischenfall um einen der Gefolgsmänner Marias, Baron von Guesprez, zu berichten. Maria hatte diesen verhaften lassen, weil er selbständig seine Rückkehr nach Frankreich mit Richelieu ausgehandelt hatte. Abgeordnete der Ständeversammlung signalisierten der exilierten französischen Königinmutter daraufhin allerdings scharf, dass

92 Für weitere biografische Angaben siehe Victor Tourneur, Art. »Ernest Gossart«, in: Biographie nationale, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Bd. 30, Brüssel 1959, Sp. 418–423.

93 Gossart, L'auberge des princes en exil, S. 9f.

94 Vgl. ibid., S. 61–90.

> en Belgique les garanties de liberté individuelle, d'inviolabilité de domicile, de décret judiciaire d'arrestation étaient formellement inscrites dans les édits généraux, et que »le roy mesme estant par deçà ne pourrait procéder de la sorte, eu égard à son serment«; toutes ces choses parurent si étranges à Marie de Médicis qu'elle finit par croire que les trois députés voulaient se moquer d'elle, et elle se plaignit à l'infante de ce qu'ils ne lui avaient pas montré tout le respect convenable[95].

Henrard nutzte diese Anekdote offenkundig, um Werte wie Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung individueller Freiheiten, wie sie im belgischen Nationsverständnis bei der Gründung des Königreichs Belgien 1830 auf der Grundlage einer bürgerlich-liberalen Verfassung festgelegt worden waren, als zeitlich überdauernde »belgische« Ideale zu stilisieren. Die exilierte Herrscherin wirkt in diesem Zusammenhang regelrecht archaisch aufgrund ihres Unverständnisses und verkörpert damit den sich in Frankreich seit Heinrich IV. immer stärker durchsetzenden Absolutismus, durch den die Macht zunehmend beim König konzentriert wurde.

1.2.4 Maria von Medici als ambivalente Figur der belgischen Geschichte

Marias Rolle für die Geschicke der belgischen Nation wird bei den Historikern darüber hinaus sehr ambivalent bewertet. So wird sie weder durchweg positiv noch negativ dargestellt. Der Schwerpunkt der folgenden Ausführungen liegt unvermeidlich auf Henrards Studie »Marie de Médicis dans les Pays-Bas«, da sie wesentlich die Wertung und das Bild der anderen belgischen Historiker über das Exil Marias in Brüssel beeinflusst hat.

Zwischen Rachsucht und Verzicht

Paul Henrard warf Maria unmissverständlich vor, aufgrund persönlicher Befindlichkeiten die Gefahr für die unter spanischer Herrschaft stehenden »belgischen« Gebiete erhöht zu haben, in einen europäischen Krieg verwickelt beziehungsweise sogar Kriegsschauplatz zu werden. Französischen Rezeptionstopoi folgend, führte er ihr Exil und den offenen Bruch mit ihrem Sohn sowie Richelieu auf ihre Machtgier und Sturheit zurück. Beides war in seinen Augen

95 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 288. Siehe auch Henrards spitze Bemerkung, dass »le Brabant n'était pas la France, et ce n'était pas à Bruxelles que, sans jugement, on pouvait mettre sous les verrous et enfermer dans une bastille un homme même étranger au pays« (S. 286).

nämlich weder notwendig noch unvermeidbar gewesen[96]. Er führte nicht zuletzt Hass gegen Richelieu und verletzten Stolz als Handlungsmotive der Königinmutter an[97].

Der belgische Historiker machte allerdings mehrere Phasen im Auftreten Marias während ihres Exils aus, die eng an das Verhalten ihres wankelmütigen Sohnes Gaston geknüpft waren. Anfänglich soll sie selbstsicher und entschieden gegen Richelieu vorgegangen sein, weil sie noch ihre Forderungen mit denen ihres nach Lothringen geflohenen jüngsten Sohns habe verbinden können. In Anbetracht der Kinderlosigkeit Ludwigs XIII. war dieser der direkte Nachfolger auf dem Thron, was Maria politisches Gewicht verlieh[98]. Dies sah sie vor allem in dem Empfang bestätigt, den Spanien Gaston Anfang des Jahres 1632 bereitete, als er aus dem von Frankreich im Vertrag von Vic (6. Januar 1632) zur Neutralität gezwungenen Herzogtum Lothringen floh. Gastons Schwager Philipp IV. versprach ihm in diesem Zuge sogar Subsidien für seinen geplanten militärischen Vorstoß nach Frankreich[99].

Mit dem Tod der Statthalterin Isabella im Dezember 1633 änderte sich die Lage Marias deutlich. Sie verlor zunehmend an Rückhalt im Regentschaftsrat der Spanischen Niederlande, was sich sowohl politisch als auch finanziell auswirkte[100]. Ihre politische Isolation nahm außerdem aufgrund steigender Spannungen zwischen ihr und Gaston zu. Aus diesem Grund sah Maria ab 1633 ein, dass sie als politisches Pfand für Spanien an Wert verloren hatte – eine Selbsterkenntnis, die sie Henrard zufolge mit Würde und Fassung trug[101]. Der neuen Kompromissbereitschaft Marias stellte der Historiker die Unerbittlichkeit

96 Ibid., S. 12: »[E]lle dut quitter le Louvre et s'exiler de Paris. Bientôt après, prisonnière, puis fugitive, révoltée et vaincue, elle dut accepter la paix […]. Toute autre que la Florentine s'en serait contentée: veuve d'un grand roi, mère ou belle-mère de ceux qui possédaient les plus belles couronnes d'Europe et dont le prestige rejaillissait sur elle; assez riche pour se livrer à son goût pour le luxe et la magnificence; sachant apprécier le beau et aimant à s'entourer de tout ce que les arts ont produit de plus remarquable, elle pouvait vivre heureuse à côté du trône: elle n'eut d'autre ambition que de le partager«.

97 Vgl. ibid., S. 14–16. Die allgemeine Akzeptanz und weite Verbreitung misogyner und fremdenfeinlicher Topoi über die Grenzen der französischen Rezeption hinaus in der Stilisierung Marias von Medici wird hier bei Henrard deutlich, der ihr heimliches Taktieren gegen Richelieu vor der *journée des Dupes* einer »science profonde qu'elle devait à sa double nature de femme et d'Italienne« (S. 16) zuschrieb.

98 Gaston war bis zur Geburt des lang ersehnten Dauphins, des späteren Ludwig XIV., am 5. September 1638, der rechtmäßige Thronfolger.

99 Vgl. Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 168–189.

100 Ibid., S. 377, 399.

101 Die positive Darstellung der würdevollen Kompromissbereitschaft Marias bei Henrard kontrastiert so deutlich zu der ihr meist in der Historiografie unterstellten Ver-

Richelieus entgegen. Der Minister soll alles versucht haben, um die von Maria eingeleiteten Friedensverhandlungen zum Scheitern zu bringen, sei es durch hohe Forderungen oder die Diffamierung der Königinmutter bei Ludwig XIII. und vor der Öffentlichkeit[102]. Diese Härte kritisierte Henrard als »un cynisme où la joie du triomphateur se fait jour, et qu'un peu de générosité ou qu'un reste de respect pour cette grande infortune aurait dû lui faire éviter«[103].

In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 1634 verließ Gaston schließlich heimlich Brüssel und hinterließ dort seine Mutter, um ohne sie mit Richelieu und Ludwig XIII. seine Rückkehr und Begnadigung zu verhandeln[104]. Mit dieser erneuten Demütigung versank Maria endgültig in der politischen Bedeutungslosigkeit. In diesem Zusammenhang zeigte sich Henrard regelrecht fasziniert von der Ambivalenz der Königinmutter, deren unermüdliche Versuche einer Rückkehr nach Frankreich er einerseits bewunderte und deren Verbissenheit und Egoismus er andererseits ablehnte. Aufgrund ihrer Verblendung habe sie nämlich, so Henrard, einen europäischen Krieg riskiert. So stilisierte er sie als tragische Heldin, die maßlos und rastlos für die Erfüllung eines unerreichbaren Ziels gekämpft habe und dabei alles zu opfern bereit gewesen sei[105].

bohrtheit, dass das Zitat ausführlich wiedergegeben werden soll: »Brouillée avec ses deux fils, elle sentait qu'elle ne devait plus rien attendre de leur affection et serait toujours sacrifiée par l'un à la raison d'État, par l'autre à son égoïsme. Désespérant enfin de jamais rentrer en France en en forçant les portes, elle résolut de fléchir son indomptable orgueil, de faire amende honorable et de négocier avec le cardinal. Ce qu'il dût lui en coûter pour s'y décider, les déchirements qu'elle dût souffrir, Dieu seul le sait! Mais ayant pris la résolution de traiter, ce ne fut pas par des voies obscures, par des chemins tortueux qu'elle s'engagea; ce fut au grand jour, en confessant tout aussi nettement sa défaite qu'elle avait hautement affiché sa haine. Elle avait promis à l'Espagne de ne jamais traiter sans lui en faire part, sans lui demander son assentiment, jugeant qu'elle lui devait bien ce témoignage de confiance pour prix de l'hospitalité qu'elle en recevait: elle n'y manqua pas. Elle avait deux gendres, le roi d'Angleterre et le duc de Savoie […]; elle leur fit part de sa résolution en leur avouant franchement les motifs: l'impuissance des Espagnols à lui venir en aide, le peu d'union qui existait entre elle et Monsieur [Gaston], et les démarches de ce dernier pour traiter à son insu et à son exclusion«, ibid., S. 399f.

102 Vgl. ibid., S. 382–410.

103 Ibid., S. 405.

104 Vgl. ibid., S. 483–489.

105 Ibid., S. 502f.: »Quelque jugement qu'on porte sur Marie de Médicis, on ne peut toutefois se défendre d'une secrète admiration pour l'activité déployée par elle pour mettre fin à son exil. La résignation et le découragement lui sont inconnus. Sans cesse elle imagine de nouveaux plans pour rentrer en France et rien ne lui coûte pour atteindre ce but: après avoir fait litière de son orgueil et s'être humiliée inutilement, tout à coup elle se relève plus haineuse et plus fière que jamais, et pour écraser son puissant ennemi elle ne rêve rien moins que de précipiter l'Europe entière dans une guerre terri-

Bedenkt man den angespannten gesamteuropäischen Kontext zu dieser Zeit, wo jeder Funke genügte, um das Pulverfass zu entzünden, erscheint sein Urteil über das Verhalten Marias allerdings überzogen. Maria zu unterstellen, sie habe nichts anderes herbeigesehnt als einen europäischen Krieg, von dem sie allein profitierte, zeigt deutlich, dass Henrard hier vorrangig Maria zum Sündenbock für den Niedergang der Spanischen Niederlande ab der Mitte der 1630er Jahre machte. Maria wurde demnach, ähnlich wie in der französischen Geschichtsschreibung, auch in den belgischen Metanarrativen als Antagonistin der nationalen Geschicke stilisiert.

Mit dem Ausbruch des offenen Kriegs zwischen Spanien und Frankreich im Sommer 1635 stieg dann die Feindseligkeit der Brüsseler Bevölkerung gegen Maria[106]. Zunächst hatte sie sich noch als Vermittlerin versucht und sich dabei in die Tradition Heinrichs IV. gestellt, doch betonte Henrard, dass »il fallait tout l'aveuglement de la reine pour prétendre que sa politique à elle avait été la continuation de celle de son illustre époux«[107]. Mitte August 1638 entschied sich dann Maria auf dem Weg ins Kurbad Spa, in die Generalstaaten einzureisen. Über die Gründe wurde in der Historiografie viel spekuliert. Als besonders unglaubwürdig erachtete Henrard die Erklärung, wonach Maria angesichts der Schwangerschaft Annas von Österreich auf den frühen Tod ihres Sohnes Ludwig XIII. und die Regentschaft für ihren noch ungeborenen Enkel spekuliert hatte – was umso unwahrscheinlicher war, so der Historiker, als dass das Geschlecht des Kindes noch unbekannt war[108]. Henrard vermutete hingegen auf der Grundlage eines Rechtfertigungsmanifests, das Maria selbst kurz nach ihrer Abreise hatte veröffentlichen lassen, dass sie vielmehr ein neutrales Land gesucht habe, um ihre Chancen auf eine Rückkehr zu verbessern[109]. Nicht zuletzt führte er Marias Unberechenbarkeit an, denn:

> La reine-mère était femme aux résolutions promptes; […] et le soulagement marqué dont la nouvelle de son départ de Bruxelles avait été le signal ne lui avait pas échappé. […] La route de la frontière hollandaise était ouverte à Marie, comme sept ans auparavant celle de la frontière belge: elle s'y engagea résolument […] et quitta les Pays-Bas à l'improviste, comme elle y était rentrée[110].

ble dont elle seule profitera. Elle ne voit rien en dehors de sa propre personnalité, et dans les événements qui absorbent l'attention autour d'elle, elle ne cherche que le côté qui pourra lui être utile«.

106 Ibid., S. 600–602.

107 Ibid., S. 542.

108 Vgl. ibid., S. 616f.

109 Vgl. ibid., S. 618–620.

110 Ibid., S. 620.

Henrard legte in seiner Monografie also ein eher menschliches, differenziertes Bild Marias vor, das stark mit den teils monolithischen Schilderungen der französischen Historiografie kontrastiert, wo sie im Exil als auf Rache sinnende und intrigierende Herrscherin stilisiert wurde. Demgegenüber arbeitete der belgische Historiker mehrere Phasen heraus. Er zeichnete zwar ebenso das Bild einer maßlos egoistischen Herrscherin, die ihren eigenen Zielen alles unterordnete, doch zeigte er sie auch als zweifelnde, gebrochene und durchaus kompromissbereite Frau, die von Richelieu benutzt und manipuliert worden war.

Marias kulturhistorischer Einfluss

Der kultur- und kunsthistorische Einfluss Marias von Medici auf die Spanischen Niederlande wird in der belgischen Rezeption nur äußerst marginal behandelt. Dies tat vornehmlich Gossart in »L'auberge des princes en exil«. Er befasste sich in dieser Hinsicht spezifisch mit dem Brüsseler Hofleben. Entgegen den geläufigen Vorstellungen postulierte Gossart, dass der Brüsseler Hof im 17. Jahrhundert keineswegs als der strengste Hof Europas betrachtet werden könne – und dies besonders nicht zwischen 1631 und 1638, als Maria mit ihrem Gefolge dort residierte[111]. In der Tat hatte die finanzielle Unterstützung des spanischen Königs Maria ermöglicht, gewisse höfische Strukturen im Exil aufrechtzuerhalten[112]. Wesentliche Konsequenz der Ankunft der Königinmutter für die höfischen Umgangsformen am Brüsseler Hof war für Gossart das Auflehnen gegen das strenge spanische Hofzeremoniell und das asketische Hofleben, das die frommen Statthalter Albrecht und Isabella bei ihrer Ankunft in Brüssel 1598 eingeführt hatten. So wurden etwa den Exilierten zahlreiche Unterhaltungen wie Jagden und Bälle geboten[113].

Mit dem Tod der Infantin Isabella im Dezember 1633 und der Ankunft des Kardinalinfanten und seines spanischen Gefolges im November 1634 setzte dann, so Gossart, eine Reaktion gegen den seit drei Jahren dominanten französischen Einfluss im Brüsseler Hofleben ein – eine Entwicklung, die mit der Kriegserklärung Frankreichs an Spanien im Jahr 1635 und der Abreise Marias

111 Vgl. Gossart, L'auberge des princes en exil, S. 7–9. Diese These griff jüngst die Kunsthistorikerin Van Wyhe wieder auf, siehe Cordula Van Wyhe, Between Chastity and Passion. The Impact of the French Exiles on the Cult of Courtly Love at the Brussels Court in the 1630s, in: Johann Anselm Steiger (Hg.), Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit, Bd. 2, Wiesbaden 2005, S. 951–980.

112 Osborne, A Queen Mother in Exile, S. 24f.

113 Vgl. Gossart, L'auberge des princes en exil, S. 38–49.

1638 noch beschleunigt worden sei[114]. So wertete er das Exil Marias als kurzes, glanzvolles Intermezzo am Brüsseler Hof, in dem französische Sitten und Raffinesse das starre Zeremoniell durchbrochen hätten.

1.3 Zusammenfassung

Anders als Frankreich, das in seinen Metanarrativen der sich über die Jahrhunderte ausformenden Nation auf eine lange territoriale und politische Einheit und Unabhängigkeit zurückblicken konnte, war das Königreich Belgien eine politische Neugründung des 19. Jahrhunderts, die sich aus sprachlich und kulturell sehr unterschiedlich geprägten Gebieten zusammensetzte. Belgische historische Meistererzählungen dienten daher vornehmlich der Legitimierung ex post dieses politischen Zusammenschlusses, indem in der Vergangenheit nach Gemeinsamkeiten gesucht wurde. Die Schilderung des Brüsseler Exils der glücklosen französischen Königinmutter Maria von Medici diente diesem Versuch, den Wesenszügen und Ausdrucksweisen einer gemeinsamen »belgischen« Identität historisch nachzuspüren.

Der Beitrag zur Ausformung der belgischen Identität anhand der Darstellung des Exils Marias von Medici äußerte sich zunächst mittels der Behauptung der Eigenständigkeit der eigenen Nationalgeschichtsschreibung. Dies drückte sich mitunter in einer prononcierten Abgrenzung der belgischen Historiker von den Interpretationen ihrer französischen Kollegen aus. Besonders deutlich wird dies bei der Kernthese von Henrards »Marie de Médicis dans les Pays-Bas«, der zufolge Marias Flucht in die Spanischen Niederlande von spanischer Seite weder gefördert worden noch erwünscht gewesen war. Der Brüsseler Aufenthalt der Kontrahentin Richelieus rückte jedoch die nördlichsten spanischen Territorien schließlich erneut in den Fokus der immer aggressiver werdenden, expansionistischen französischen Außenpolitik, die von eben diesem Minister verkörpert wurde. Aus diesem Grund hob Henrard auch besonders die Tatsache hervor, dass der Herold, der in mittelalterlicher Manier Spanien im Namen Frankreichs am 19. Mai 1635 Spanien offiziell den Krieg erklärt hatte, die Nachricht bezeichnenderweise nicht nach Madrid, sondern nach Brüssel übermittelt hatte[115]. Der Symbolcharakter und die indirekte Warnung an die Mutter Ludwigs XIII. waren dem Historiker dabei nicht entgangen.

Obgleich auf der Ebene der Bewertung des Exils der Königinmutter eine Abgrenzung zu den zur selben Zeit in Frankreich verbreiteten Interpretationen vollzogen wurde, ist ansonsten die Erzählmotivik beider nationaler Metanarra-

114 Ibid., S. 50–59.

115 Henrard, Marie de Médicis dans les Pays-Bas, S. 518.

tive durchaus vergleichbar. So befassten sich viele prominente belgische Historiker des 19. Jahrhunderts mit Maria, weil diese in den Spanischen Niederlanden zu einer Zeit verweilt war, die rückblickend als zentrale Phase der belgischen Geschichte gedeutet wurde, auf die ein struktureller und politischer Niedergang folgte. In den 1630er Jahren hatten die Spanischen Niederlande nämlich zunehmend ihre lokale Autonomie verloren, um zentralistisch von Madrid aus regiert zu werden. Marias Flucht, die diese Gebiete stärker den französischen Expansionsbestrebungen ausgesetzt und sie in der Folge zum Kriegsschauplatz hatte werden lassen, wurde daher mitverantwortlich für diese Wende gemacht. Sie kann demzufolge durchaus auch in der belgischen nationalen Meistererzählung des 19. Jahrhunderts als konstitutive Figur gelten, weil die Schilderung ihres Exils der Selbstvergewisserung der eigenen Werte sowie der gemeinsamen Vergangenheit und Identität diente. Darüber hinaus ist auch die Rolle, die Maria von Medici in den historischen Meistererzählungen Frankreichs und Belgiens einnahm, sehr vergleichbar: Sie galt in beiden Fällen als hinderliche Antiheldin, als Mitinitiatorin eines einsetzenden nationalen Verfalls – für Belgien des Verlusts der Selbstbestimmung unter einer Fremdherrschaft, dem das Volk zwei Jahrhunderte später Einhalt gebieten musste. In der belgischen Deutung war damit die zur Unabhängigkeit führende bürgerlich-liberale Revolution von 1830 gemeint. In diesem Sinne war das belgische nationalhistorische Narrativ im 19. Jahrhundert ähnlich progressistisch geprägt wie sein französisches Pendant. Das emanzipatorische Moment des Volkes in Form einer Revolution spielte darüber hinaus in diesem analog zielgerichteten Narrativ eine ebenso wichtige Rolle.

Nicht zuletzt leistete der Bericht über Marias Aufenthalt in Brüssel einen Beitrag zur Ausdefinierung der belgischen Identität, weil darüber nationale Merkmale benannt und verklärt werden konnten. Dass die Spanischen Niederlande nicht gleich nach der Ankunft Marias im Sommer 1631 zum Kriegsschauplatz des alten, stets schwelenden habsburgisch-französischen Konfliktes und somit für fremde Zwecke vereinnahmt und instrumentalisiert worden waren, war für viele belgische Historiker nicht zuletzt dem friedliebenden und loyalen Wesen des belgischen Volks zu verdanken. So habe es diese Bewährungsprobe dank seines nationalen Charakters zu bewältigen gewusst. Darstellungen des Exils Marias vermitteln zudem alle teils latent, teils offen den frankreichkritischen Grundton, der charakteristisch für die sich ausformende belgische Nationalgeschichte ist, die sich damit abzugrenzen und gegen den südlichen Nachbarn zu behaupten suchte. Der Rückgriff auf nationale Stereotype über die Franzosen in der Schilderung des bewegten Zusammenlebens zwischen den Exilierten und Einheimischen diente der Hervorhebung angeblich spezifisch dem belgischen Volk eigener Wesenszüge, die im positiven Kontrast zu den angeblichen Charaktereigenschaften *der* Franzosen gestellt wurden. So stießen

Loyalität, Gastfreundschaft und Friedfertigkeit auf Frivolität, Wankelmut und intrigante Machenschaften. Diese Friedfertigkeit, die im nationalen Metanarrativ zu einem zentralen Wesenszug der Belgier verklärt wurde, ist indes als politisch motivierter Topos des 19. Jahrhunderts zu werten, der auf die Erklärung der belgischen Neutralität zurückgeht, die unmittelbar nach der Gründung des Königreichs abgegeben wurde. Über die Darstellung des Exils Marias von Medici versuchten die belgischen Nationalhistoriker also auch diese von geostrategischen Erwägungen geprägte und im Januar 1831 von den europäischen Mächten getroffene Entscheidung letztendlich als Ausdruck der belgischen Identität zu überhöhen und historisch zu verankern.

2. Maria von Medici in der britischen Historiografie des viktorianischen Zeitalters

All the existing records of European royalty do not, probably, comprise the annals of a life of greater vicissitude than that which has been chosen as the subject of the present work[1].

2.1 Historischer Kontext

Nach ihrem siebenjährigen Brüsseler Exil trat die in den Spanischen Niederlanden nicht mehr willkommene Königin Maria von Medici am 19. November 1638 die Überfahrt nach England an[2]. Dort wurde sie von ihrem Schwiegersohn Karl I. (1600–1649), König von England, Schottland und Irland, und ihrer jüngsten Tochter Henrietta Maria (1609–1669) im Saint-James-Palast untergebracht und mit einer Pension versorgt. Die Versuche Marias und des englischen Königspaares, von dort aus ihre Rückkehr nach Frankreich mit ihrem Sohn Ludwig XIII. und dessen Prinzipalminister Richelieu auszuhandeln, scheiterten alle. Der in London ansässige französische Botschafter, Pomponne II de Bellièvre (1606–1657), hatte sogar aus Paris die strikte Anweisung erhalten, jedwede Unterredung mit der Königinmutter zu vermeiden.

Maria von Medici wurde während ihres fast dreijährigen Aufenthalts in London Zeugin der steigenden Spannungen zwischen dem Stuart-König und dem englischen Parlament. Grund war der zunehmend absolutistische Regierungsstil des Herrschers sowie wachsende konfessionelle Differenzen. Insbesondere die Puritaner und Anglikaner beäugten vor diesem Hintergund die Anwesenheit der katholischen Schwiegermutter des englischen Königs mit Argwohn. Im Sommer 1641 bat der in Bedrängnis geratene Karl I. Maria schließlich, sein Land zu verlassen und sich eine andere Bleibe zu suchen.

1 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. VII.

2 Für die Ausführungen über Marias Exil in London vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 823f.

Wenige Monate nach ihrer Abreise brach der englische Bürgerkrieg aus, der mit der Enthauptung Karls I. am 30. Januar 1649 den vorläufigen Sturz der englischen Monarchie und die Errichtung einer Republik unter Lordprotektor Oliver Cromwell (1599–1658) einleitete.

Um die Rezeption Marias von Medici, der Schwiegermutter und Großmutter mehrerer Stuart-Könige, im England des 19. Jahrhunderts richtig einzuordnen, ist es wichtig, die Besonderheiten seiner Geschichtsschreibung zu berücksichtigen, die sich strukturell und inhaltlich von der Kontinentaleuropas unterschied[3]. Anders als diejenige anderer europäischer Länder wie etwa Frankreich oder Belgien weist die englische Geschichte nämlich im untersuchten Zeitraum zwischen 1774 und 1914 keine einschneidende revolutionäre Zäsur auf, was auch in der Historiografie eine gewisse inhaltliche Kontinuität von der Aufklärung bis in die 1850er Jahre garantierte. Das Hauptaugenmerk war auch hier auf die eigene Geschichte gerichtet. Nationale Errungenschaften wie die vom Parlament und der Verfassung vertretenen liberalen, freiheitlichen Werte wurden in stolzer Abgrenzung zum europäischen Kontinent gefeiert[4].

Bis in die 1830er Jahre hinein verfügte England allerdings nur über vereinzelte Gesamtdarstellungen seiner Nationalgeschichte. Referenzwerke waren in diesem Bereich die sechsbändige »History of England« (1754–1762) des schottischen Philosophen David Hume (1711–1776) und die achtbändige »History of England« (1819–1830) des katholischen Priesters John Lingard (1771–1851). Hinzu kommt, dass die englische Historiografie bis in die 1860er Jahre hinein noch sehr durchlässig und heterogen war[5]. Das Schreiben der Geschichte, wie auch deren Deutung, war in dieser Zeit an keine akademische Laufbahn oder Institution gebunden. Anders als in Deutschland oder Frankreich, wo der Zusammenschluss von Nationsbildung einerseits sowie Institutionalisierung und Akademisierung der Historiografie andererseits bereits im frühen 19. Jahrhundert angegangen wurde, vollzog sich dieser Prozess in England erst ab den 1870er Jahren ausgehend von den traditionsreichen Universitäten Cambridge, Oxford und London. Zwar waren 1868 die Royal Historical Society und 1886 die »English Historical Review« nach dem deutschen Vorbild der »Historischen Zeitschrift« gegründet worden, doch erlangten diese Organe erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine wirkliche Relevanz als Plattform für universitär ausgebildete Historiker.

3 Für einen Überblick über die Grundthemen und Debatten der englischen Historiografie im 19. Jahrhundert vgl. Simon, Historiographie, S. 158–168.

4 Ibid., S. 158, 167.

5 Vgl. für die folgenden Ausführungen in diesem Abschnitt Berger, Conrad, The Past as History, S. 54, 83, 148f., 164; Simon, Historiographie, S. 167f.

Anders als die Mehrheit der für diese Studie untersuchten französischen, belgischen oder deutschen Historiker hatten demnach die meisten der hier für die Rezeption Marias von Medici hinzugezogenen englischen Autoren keine akademische Laufbahn absolviert, noch bekleideten sie Schlüsselposten in geschichtswissenschaftlichen Institutionen. So war bezeichnenderweise der einzige ausgewiesene Akademiker, der sich in der englischsprachigen Ausarbeitung des Bilds der Medici-Herrscherin hervortat auch kein Engländer, sondern ein Amerikaner[6]. Die Mehrzahl der hier untersuchten Autoren waren vielmehr Amateurhistoriker, sogenannte »Gentleman- und Schriftsteller-Historiker«[7], was der Akzeptanz und dem Erfolg ihrer Werke bei der englischen Leserschaft jedoch keinen Abbruch tat – ganz im Gegenteil. Eine solche Durchlässigkeit der englischen Historiografie ermöglichte außerdem zahlreichen Frauen, sich mit Geschichte zu befassen und ihre Werke prominent zu veröffentlichen. Trotz der eben beschriebenen großen Heterogenität der englischen Geschichtsschreibung lassen sich dennoch im 19. Jahrhundert Konstanten und spezifische Merkmale einer englischsprachigen Rezeption Marias von Medici herausarbeiten.

2.2 Eine englische Rezeption Marias von Medici in der Kontinuität zum Ancien Régime

2.2.1 Traditionsreiche negative Diskurse über Maria

Die englischsprachigen Autoren, die sich im 19. Jahrhundert mit Maria befassten, bezogen ihre Informationen primär aus edierten Quellen des 17. Jahrhunderts und nur selten aus später verfasster einschlägiger französischer Literatur. Diese Schwerpunktsetzung führte zwangsläufig zu einer Wiedergabe geläufiger Motive über den scheinbar schlechten Charakter Marias oder ihre politische Inkompetenz als Regentin. Da dies lediglich quellenbedingte Übernahmen traditionsreicher französischer Diskurse des Ancien Régime sind, die keine neuen Erkenntnisse liefern, sollen sie hier nur der Vollständigkeit halber kurz dargelegt werden.

6 Lord soll in diesem Kapitel ebenfalls untersucht werden, da sein einschlägiger Text zu Maria auf Englisch verfasst wurde und somit ganz selbstverständlich einem englischsprachigen (Fach-)Publikum zugedacht war.

7 Simon, Historiographie, S. 167.

Schlechte charakterliche Grundvoraussetzungen

Alle hier untersuchten englischen Autoren zeichneten ein negatives Bild des Charakters der zweiten mediceischen Herrscherin als sture, unverständige und nachtragende Person[8]. So hob ihre englische Biografin Julia Pardoe 1852 zwei wesentliche Eigenschaften hervor, die sie leitmotivisch entwickelte, nämlich Ehrgeiz und Stolz[9]. Verbunden mit einer ungezügelten Leidenschaftlichkeit und maßlosen Trägheit, hätten diese Charakterschwächen sie, so weiter die englischsprachige Historiografie, zu einem leichten Opfer ehrgeiziger Günstlinge werden lassen[10]. Martha W. Freer beklagte daher Marias »ill-judging independence, and want of prudence«[11]. Sie alle rezipierten hierbei die von Richelieu nach seinem Sieg über Maria publizistisch verbreiteten Inhalte über eine kompromisslose und sture Königin, die ihren Sturz selbst herbeigeführt und damit auch zu verantworten habe.

Henry Edward Napier (1789–1853)[12], der während der napoleonischen Kriege in der Royal Navy diente, ließ zwischen 1846 und 1847 eine sechsbändige »Florentine History« veröffentlichen[13]. Neben zeitgenössischen Depe-

8 Siehe z. B. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 96f.: »Her intellect was quick and cultivated, but she was deficient alike in depth of judgment and in strength of character. Amiable, and even submissive in her intercourse with her favourites, she was vindictive and tyrannical towards those who fell under the ban of her displeasure: and with all the unscrupulous love of intrigue common to her race, she was nevertheless unguarded in her confidences, unstable in her purposes, and short-sighted in her policy. In temper, she was hot, impatient and exacting; while her vanity and love of power, perpetually made her the tool of those who sought to profit by her defects«. Der Duktus dieser Aussage erinnert an das bereits von Dreux du Radier gezeichnete Bild, vgl. Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 324. Wenngleich ihn Pardoe an dieser Stelle nicht explizit als Gewährsmann angab, so war er eine ihrer wichtigsten Quellen, was diese Parallele durchaus erklärt. Zu den schlechten Charaktereigenschaften Marias bei Pardoe siehe außerdem Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 136f.

9 Siehe u. a. ibid., Bd. 1, S. 77: »the haughty Florentine princess«, 104: »ambitious«, 113: »the haughty spirit« u. »her woman-pride«, 129: »the proud Florentine«; ibid., Bd. 2, S. 281: »her great ambition«.

10 Pardoe bezeichnete Maria als »favourite-ridden woman«, ibid., S. 292. Siehe hierzu auch S. 224 u. ibid., Bd. 3, S. 143f., 167, 390 u. Arthur Power Lord, The Regency of Marie de Médicis. A Study of French History from 1610 to 1616, New York 1903, S. 3f.

11 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 182, 215.

12 Vgl. für weitere biografische Angaben G. C. Boase, Andrew Lambert, Art. »Henry Edward Napier«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 40, Oxford 2004, S. 170.

13 Ibid.: Dieses Werk wurde von der Kritik rezensiert als »a work showing independent judgement and a vivacious style, though it was marred with prolixity«.

schen florentinischer Botschafter und päpstlicher Nuntien stützte er sich vorwiegend auf italienische Literatur, wie die »Istoria del granducato di Toscana« (1781) von Jacopo Galluzzi und die »Storia d'Italia« (1832) des franco-italienischen Historikers Carlo Botta (1766–1837). Interessanterweise stammte Napier selbst über seine Mutter, Tochter von Charles Lennox, des zweiten Duke of Richmond (1701–1750), in siebter Generation von Maria von Medici ab. Er ging indes nur geringfügig auf seine Vorfahrin ein und bewertete ihren Charakter auf der Grundlage der italienischsprachigen Vorlagen als engstirnig, ehrgeizig, eitel, schwach und impulsiv[14]. Dies bestätigt die Hypothese einer europaweiten Akzeptanz der prädominant negativen Grundzüge in der Rezeption der zweiten Medici-Regentin.

Der altbewährte Topos der inkompetenten und machtgierigen Herrscherin

Viele englische Autoren griffen außerdem auf den Topos der machtgierigen Herrscherin zurück. Henry Napier rezipierte etwa die seit 1610 kursierende Unterstellung, Marias Trauer sei aufgrund der Aussicht auf die baldige Machtausübung schnell gelindert gewesen[15]. Gerüchte um eine mögliche Beteiligung Marias an einem Mordkomplott gegen Heinrich IV. erwähnte Napier zwar, nahm aber keine Stellung dazu[16]. Sir Nathaniel William Wraxall (1751–1831)[17], ein zu seiner Zeit beliebter Autor von Reiseberichten und Memoiren, teilte hingegen in seiner sechsbändigen »History of France from the Accession of

14 Siehe z. B. Henry Edward Napier, Florentine History, from the Earliest Authentic Records to the Accession of Ferdinand the Third, Grand Duke of Tuscany, Bd. 5, London 1847, S. 378, 383. Es sei aber darauf hingewiesen, dass gerade im Hinblick auf Maria die Angaben von Napier nicht immer fehlerfrei sind, siehe etwa S. 378: Hinsichtlich der Verhandlungen über die Eheschließung verwechselt er z. B. die Mätresse des Königs, Gabrielle d'Estrées, mit dessen ersten Frau Marguerite de Valois und behauptet, dass der Tod Marguerites den Weg für die zweite Eheschließung des Herrschers geebnet habe. Tatsächlich war es jedoch der Tod der französischen Mätresse, die die Scheidungserlaubnis des Papstes beschleunigte, um eine Verbindung mit dem Hause Medici zu ermöglichen.

15 Ibid., S. 409. Die herzlose Eitelkeit der Mediceerin macht er anhand einer Anekdote deutlich: Die neue Regentin soll die Beileidsbekundungen des Botschafters des toskanischen Großherzogs unterbrochen haben, um ihm von ihrer Krönung in Saint-Denis zu berichten (S. 410). Napier gibt allerdings nicht an, woher er diese Anekdote bezieht.

16 Ibid., S. 409f.

17 Vgl. für weitere biografische Angaben Thomas Seccombe, Art. »Sir Nathaniel William Wraxall«, in: Sidney Lee (Hg.), Dictionary of National Biography, Bd. 63, London 1900, S. 71–74 u. Katherine Turner, Art. »Sir Nathaniel William Wraxall«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 60, Oxford 2004, S. 396–398.

Henry III in 1574 to the Death of Henry IV in 1610« (1814)[18] offen die Zweifel mancher französischer Zeitgenossen der Königin an deren Unschuld. Demzufolge bewertete er den nahtlosen und schnellen Übergang zur Regentschaft als äußerst suspekt, denn »they [such measures for her own safety and the attainment of the regency] could never have been better concerted or executed, even if the event of the King's assassination had been foreseen«[19]. Es herrschte allerdings, wie in der französischen, so auch in der englischen Geschichtsschreibung kein Konsens bei der Frage einer eventuellen Beteiligung Marias an der Ermordung ihres Mannes. Die Historikerinnen Julia Pardoe und Martha Freer wiesen etwa solche diffamierenden Gerüchte von der Hand und stilisierten die Königin im Gegenzug als mitleiderregende Witwe[20].

Auch über die mangelnde Regierungsfähigkeit der neuen Regentin, die seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich zum Kanon ihrer Rezeption gehörte, äußerte sich Henry Napier abfällig. Er betonte sogar, dass ihr zehnjähriger Sohn »as fit to rule as she« gewesen sei[21]. Napier und der US-amerikanische Autor Arthur P. Lord betonten zudem beide, dass Maria keineswegs die politischen Fähigkeiten ihrer Vorgängerin Katharina besessen habe[22]. Auch dies war eine gängige Behauptung, die im 19. Jahrhundert so mancher französischer Historiker

18 Diese Ausgabe ist die zweite, geänderte Auflage eines weit größeren Projekts, das Wraxall in den 1790er Jahren begann. 1795 veröffentlichte er in drei Bänden den Anfang seiner »History of France from the Accession of Henry III to the Death of Louis XIV«. Das Vorhaben brachte er nie zu Ende, weshalb die hier verwendete Auflage von 1814 in »History of France from the Accession of Henry III in 1574 to the Death of Henry IV in 1610« umbenannt wurde.

19 Nathaniel William Wraxall, History of France from the Accession of Henry the Third in 1574 to the Death of Henry the Fourth in 1610, London [2]1814, S. 435.

20 Vgl. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 2, S. 97f., insb. S. 98: »Her position demanded mercy at the hands of her historians, and should not have been sought in vain«. Der Rezensent der »Edinburgh Review« zeigte sich 1852 angesichts der Stilisierung Marias als trauernde Witwe bei Pardoe verwundert, vgl. o. V., Rez. zu Julia Pardoe, Life and Memoirs of Marie de Medici, Queen and Regent of France, in: The Edinburgh Review 96 (1852), S. 442f. Siehe außerdem Martha Walker Freer, The History of the Reign of Henry IV., King of France and Navarre, from Numerous Unpublished Sources, Including MS. Documents in the Bibliothèque Impériale, and the Archives du Royaume de France, etc., Bd. 3/1–2: The Last Decade of a Glorious Reign, London 1863, hier Bd. 3/2, S. 224, 239, 248f. Hier beschreibt Freer Vorahnungen Marias. Berichte von Omen und prophetischen Träumen zum Tod Heinrichs IV. waren seit 1610 im Umlauf und sind fester Bestandteil der mythischen Verklärung des Ereignisses, vgl. Petitfils, L'assassinat d'Henri IV, S. 126–130.

21 Napier, Florentine History, S. 409.

22 Ibid. u. Lord, The Regency, S. 128.

geäußert hatte[23]. Neben Topoi zur angeblichen Unfähigkeit Marias rezipierten die englischen Autoren, den Memoiren aus dem 17. Jahrhundert und der darauffolgenden historiografischen Tradition folgend, ebenso Marias angebliches intrigantes Lavieren[24] und betonten die Irrationalität ihres politischen Vorgehens[25]. Nicht zuletzt ähnelt auch die von manchen englischen Autoren gezogene Bilanz ihrer Regentschaft sehr den in der französischen Historiografie verbreiteten Narrativen. Julia Pardoe übernahm sogar deren Duktus und sprach in dieser Hinsicht von Chaos, Anarchie und Gewalt[26].

Die Stilisierung von Marias Charakter und politischem Wirken folgte in der englischsprachigen Historiografie also vielen traditionsreichen Motiven und Narrativen der französischen Geschichtsschreibung, die, wie bereits mehrfach ausgeführt, in zeitgenössischen Pamphleten und Memoiren sowie nicht zuletzt in den selbstlegitimatorischen Traktaten Richelieus wurzelten. Bezeichnenderweise wiesen sowohl Napier 1847 als auch Lord 1903 auf die in Frankreich tief verankerte frauen- und fremdenfeindliche Abneigung gegen ausländische Herrscherinnen hin[27]. Diese treffende Analyse schlug sich allerdings bei beiden nicht substanziell in Form einer Hinterfragung des von ihnen übernommenen geläufigen Geschichtsbilds Marias von Medici nieder.

2.2.2 Die katholische Herrscherin

In der englischen Rezeption Marias spielte die Hervorhebung ihres Einsatzes für die Interessen der katholischen Kirche und ihre Nähe zum Papst eine wichtige Rolle. Sowohl ihre private Frömmigkeit als auch politische Entscheidungen wurden in diesem Zuge stark aus einer konfessionalisierenden Perspektive

23 Siehe z. B. Balzac, Sur Catherine de Médicis, S. 25; Desprez, La politique féminine, S. 40.

24 Lord sprach in dieser Hinsicht von »the Queen's cleverness«, siehe Lord, The Regency, S. 85.

25 Siehe z. B. Lords Bewertung der Ernennung des Favoriten Marias, Concino Concini, zum Marschall und Gouverneur der Normandie (1613) als »act of the purest folly«, ibid., S. 67.

26 Siehe z. B. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 2, S. 291; Agnes Strickland, Henrietta Maria. Queen-Consort of Charles I, in: dies., Lives of the Queens of England, from the Norman Conquest, Bd. 5, London [4]1854, S. 188.

27 Siehe Napier, Florentine History, S. 409: »[T]he French, averse to all female government, detested that of an Italian and a Medici!«; Lord, The Regency, S. 112: »Hatred of the foreigner has ever been a French trait, and the Prince seized it as their best weapon against the Queen and Concini«.

heraus gewertet, die andere Faktoren und Beweggründe im Handeln der Regentin teils völlig überblendete.

Stilisierung Marias als katholische Herrscherin

Die Mehrheit der englischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, meist protestantischer und anglikanischer Prägung, wertete die Frömmigkeit der Katholikin Maria häufig negativ und unterstellte ihr religiösen Eifer. Die protestantischen Strickland-Schwestern Agnes und Elizabeth sprachen etwa von der »bigotted mother« Ludwigs XIII.[28], Nathaniel Wraxall von ihrer »bigotted adherence to the Catholic religion«[29] und Julia Pardoe erwähnte abfällig deren »zeal for the Romish communion«[30]. Elizabeth Strickland ließ darüber hinaus in ihren biografischen Ausführungen zur englischen Königin Henrietta Maria einen Brief abdrucken, den Maria von Medici der jungen Braut vor ihrer Überfahrt überreicht hatte. Darin hatte sie – sehr zu Stricklands Missfallen – ihre Tochter angewiesen, als zukünftige Königin von England im Sinne des katholischen Glaubens in ihrer neuen Heimat missionarisch zu wirken[31].

Die stark konfessionalisierende Perspektive in der englischsprachigen Rezeption Marias von Medici beeinflusste nicht zuletzt die Deutung des Übergangs von der Herrschaft Heinrichs IV. zu ihrer Regentschaft. Zu diesem Zeitpunkt nämlich sei auf einen toleranten und protestantenfreundlichen König eine romtreue Herrscherin gefolgt. Derjenige, der in der englischsprachigen Rezeption dieses Narrativ einer völligen Abkehr Marias von den politischen Prinzipien Heinrichs IV. am deutlichsten postulierte, war der US-amerikanische Autor Arthur Power Lord. Über ihn ist nur wenig bekannt[32]. Dem Deckblatt seines Werks über Marias Regentschaft kann allerdings entnommen werden,

28 Strickland, Henrietta Maria, S. 250.

29 Wraxall, History of France, S. 427. Siehe auch ibid., S. 378.

30 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 2, S. 272.

31 Vgl. Strickland, Henrietta Maria, S. 207–209. Den Brief entnahm sie den Beständen der Archives nationales.

32 Es befindet sich kein Eintrag über ihn in der »American National Biography«. Ein 1868 in New York geborener und 1960 in Vichy gestorbener wohlhabender Geschäftsmann und Golfspieler trägt allerdings den Namen Arthur Power Lord. Ab 1895 verbrachte dieser viel Zeit in Frankreich. Er war der Enkel des Engländers Samuel Lord Senior, Gründer des New Yorker Kaufhauses Lord & Taylor. Name, Lebensdaten sowie der Bezug zu Frankreich würden zumindest zutreffen. Vgl. hierzu o. V., Arthur Lord, https://www.sports-reference.com/olympics/athletes/lo/arthur-lord-1.html (25.1.2019) u. o. V., Baltimore Sun (28. Januar 1903), https://newspaperarchive.com/baltimore-sun-jan-28-1903-p-7/ (25.1.2019). Aus dem Vorwort seiner Monografie zur Regentschaft Marias

dass er promoviert war und für die Dauer seiner Studien über Maria Kontakte zu Professoren der Universität Yale wie auch zum französischen Historiker Berthold Zeller, einem ausgewiesenen Spezialisten, pflegte[33]. Dies zeugt von einem internationalen Austausch zu diesem Thema zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Seine Monografie »The Regency of Marie de Médicis« erschien 1903 in den Vereinigten Staaten.

Wenngleich der Titel Maria von Medici eindeutig in den Vordergrund rückt, so machte Lord in seinem Vorwort deutlich, dass ihn vor allem der Rücktritt von Sully am 26. Januar 1611 vordergründig interessierte. Besonders die Umstände dieser Entscheidung des ehemaligen Finanzministers Heinrichs IV. seien nämlich seiner Meinung nach in der französischen Forschung unzureichend erforscht[34]. Tatsächlich warf Sullys Rücktritt in der Nachwelt viele Frage auf: War er wirklich aus freien Stücken geschehen, wie es der Minister in seinen Memoiren rückblickend dargelegt hat[35]? Lord wollte mit seinen Ausführungen belegen, dass es vorrangig das Verhalten und der politische Kurswechel der Regentin gewesen seien, die Sullys weitere Beteiligung an den Regierungsangelegenheiten unhaltbar gemacht hätten, so dass er sich schließlich gezwungen gesehen habe, zurückzutreten[36].

Diese Frage war für Arthur P. Lord deshalb so wichtig, weil er daraus Marias Verantwortung für die Missstände ihrer Regentschaft ableitete. Er bewertete nämlich den Rücktritt des Ministers symbolhaft als endgültige Abkehr von den politischen Prinzipien Heinrichs IV. Hierbei interpretierte er, ähnlich wie die einschlägigen französischen Narrative, die Beziehung zwischen diesem und Heinrich IV. als ein tiefes Vertrauensverhältnis[37]. Der Finanzminister und Freund Sully sei in diesem Sinne sogar nicht weniger als »Henry's

von Medici ist außerdem zu entnehmen, dass Lord bei Berthold Zeller in Paris studierte und gute Kontakte zu George Burton Adams, Oliver H. Richardson und William Lyon Phelps, alle drei Professoren an der Universität Yale, pflegte, siehe Lord, The Regency, S. IV.

33 Ibid., S. IIIf.

34 Ibid., S. III.

35 Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 15. Der französische Historiker Zeller hatte ebenfalls die Umstände des Rücktritts von Sully als mysteriös erachtet, denn: »Comment, en effet, un homme de cinquante ans, principal ministre d'un grand roi, encore en pleine possession de facultés puissantes, connaissant à fond toutes les parties de l'administration de l'État, supérieur à tous les hommes politiques de son temps, se jugeant lui-même et jugé par tous nécessaire à la bonne conduite des affaires dans un moment critique, a-t-il dû, au bout de huit mois, se résigner à une retraite qui devait durer les trente dernières années de sa vie?«, siehe Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. 62.

36 Lord, The Regency, S. III.

37 Ibid., S. 2. Vgl. hierzu auch Avezou, Sully à travers l'histoire, passim.

other self« gewesen[38]. Doch nicht nur persönlich, auch aus politischer Sicht soll Sully ein wichtiger Gewährsmann für das konfessionelle Gleichgewicht und somit den inneren Frieden gewesen sein. So erklärte ihn Lord zum »chief of the Huguenots«[39]. Zwar war Sully, der Seite an Seite mit Heinrich IV. während der Religionskriege für die reformierte Sache gekämpft hatte, zweifellos eine Symbolfigur des französischen Protestantismus, doch war er 1610 faktisch nicht der Anführer dieser Interessenspartei. Diese Position nahm damals sein Schwiegersohn Heinrich II. von Rohan (1579–1638) ein. Lord bediente sich aber bewusst dieser Bezeichnung, um den konfessionellen Gegensatz in Frankreich auf den Konflikt zwischen zwei Personen herunterzubrechen und somit dem von ihm untersuchten Ereignis – dem Rücktritt Sullys – mehr historische Relevanz zu verleihen, als es faktisch besaß. Maria erklärte Lord daher im Kontrast zum Protestanten Sully zur Leitfigur der katholischen Interessenpartei am französischen Hof und als zu einer dem Papst hörigen Herrscherin[40].

Mit der Ermordung des Königs am 14. Mai 1610[41] flammte Lord zufolge also der konfessionelle Konflikt wieder auf, den Heinrich IV. mit dem Edikt von Nantes 1598 mühevoll befriedet hatte. Diesen sah er von der Witwe und dem engsten Freund des ersten Bourbonenkönigs verkörpert[42]. Sully bewertete er aus dieser Perspektive positiv als letztes Bollwerk und Schutzmacht zwischen den katholischen Kräften und dem Vermächtnis der toleranten Politik Heinrichs IV. Ähnlich wie im französischen linksrepublikanischen Narrativ wandte Lord also ein dichotomes Wertesystem an, in dem die Protestanten positiv für Toleranz, die Katholiken hingegen negativ für Rückständigkeit und Obskurantismus standen. Diesem antagonistischen Prinzip gemäß bestand für den amerikanischen Historiker kein Zweifel daran, dass die Katholikin Maria den Hugenotten Sully auf hinterhältige Art und Weise beseitigt hatte, um sich politischen Handlungsspielraum zu verschaffen[43]. Damit rezipierte der Historiker jedoch

38 Lord, The Regency, S. 4.

39 Ibid., S. 14f.

40 Ibid., S. 98. Lord zufolge soll Maria dem Papst noch einen Gefallen schuldig gewesen sein. Der Papst war nämlich dem Ansinnen des ersten Prinzen von Geblüt, des Fürsten von Condé, nicht nachgekommen, die Ehe Marias mit Heinrich IV. für ungültig und somit ihre Kinder für illegitim zu erklären. In diesem Fall wäre ihr Condé auf den Thron gefolgt.

41 Ibid., S. 6: Er bezeichnete das Ereignis als Ende eines historischen Abschnitts, denn der Tod des Königs »marks the end of a period as distinctly as if the stroke of the knife had been a point of punctuation which closed a chapter in France's history, and its consequences reached farther than the keenest mind could foresee«.

42 Ibid., S. 6, 8.

43 Ibid., S. 6, 8, 32.

nichts anderes als die selbstlegitimierende Eigendarstellung aus Sullys »Œconomies royales« und orientierte sich hierfür zudem an der von Berthold Zeller in »Marie de Médicis et Sully« (1892) entwickelten, Sully gegenüber wohlwollenden Sicht auf dessen Rücktritt[44]. Dass die beiden Historiker in Kontakt standen, wurde weiter oben bereits erwähnt. Die heutige Forschung stellt allerdings das Rechtfertigungsnarrativ Sullys zunehmend in Frage. So ist etwa umstritten, ob das Verhältnis zwischen Maria und Sully zu diesem Zeitpunkt so schlecht war, wie es der Minister in seinen Memoiren darlegte, die er zu einem Zeitpunkt verfasste, als Maria bereits in Ungnade gefallen war[45].

So zeichnete auch die englische Rezeption grundsätzlich ein negatives Bild der Königin Maria von Medici und übernahm hierzu traditionsreiche französische Narrative. Neben dem Rückgriff auf edierte zeitgenössische Quellen diente punktuell durchaus auch ein transnationaler fachlicher Austausch der Ausarbeitung dieses Bildes. Neben den üblicherweise auch in Frankreich angeführten schlechten Charaktereigenschaften der Regentin wurde dieser von den englischsprachigen, meist protestantischen Autoren gern auch vorgehalten, sie sei eine papsttreue Herrscherin gewesen, die sich von der Politik des ehemaligen Protestanten Heinrich IV. abgewandt habe.

2.3 Eine von Frauen dominierte Rezeption im viktorianischen England

Die Rezeption der Mediceerin vollzog sich im England des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der Herrschaft Königin Victorias (reg. 1837–1901), die namensgebend für ihre Zeit und Gesellschaft wurde. Das viktorianische Zeitalter war nicht nur außenpolitisch vom englischen Imperialismus und innenpolitisch vom sozialen Wandel und wirtschaftlichen Wachstum im Zuge der Industrialisierung beeinflusst, sondern prägte der Gesellschaft eigene Werte und Umgangsformen auf. Mit der viktorianischen Lebensform wird gemeinhin eine bürgerliche, private Moral verbunden, deren Kernpfeiler Sittenstrenge und Anstand waren. Ehe und Familie spielten dabei, ganz nach dem von Victoria

44 Vgl. Zeller, Marie de Médicis et Sully, S. 181–228.

45 Dubost deckte auf, dass die angeblich schlechte Beziehung zwischen Sully und Maria eine Legende ist, und betonte, dass deren gutes Einvernehmen bis zum Exil Marias im Jahr 1631 Bestand hatte. Sullys Sturz sei vorwiegend auf den Minister Villeroy zurückzuführen und habe die angespannte Lage zwischen der Königsmacht und dem Adel lösen sollen. Der Rücktritt sei demnach Ausdruck der kompromissbereiten Politik Marias gegenüber dem Adel und der lokalen Körperschaften gewesen, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 323–327.

und ihrem deutschen Prinzgemahl Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861) gelebten Vorbild, eine wesentliche Rolle[46].

2.3.1 Eine französische Herrscherin aus Sicht englischer Bürgerstöchter

Es ist zunächst auffällig, dass der Anteil der weiblichen Historiker, die sich mit Maria von Medici auseinandersetzten, in Großbritannien deutlich höher war als in allen anderen europäischen Ländern: Sie machen die Hälfte der hier untersuchten nachweisbaren englischsprachigen Darstellungen aus. Doch was bewog diese Engländerinnen, sich gerade mit dieser Herrscherin zu befassen? War es die Tatsache, dass Maria von Medici als einzige französische Königin des Ancien Régime die Schwiegermutter eines englischen Herrschers gewesen war und zudem fast drei Jahre in London verbracht hatte?

Die Herrscherinnenbiografie – eine beliebte Gattung von Frauen für Frauen

Der Vorrangstellung weiblicher Autoren in der englischsprachigen Ausgestaltung des Bilds der Medici-Regentin liegt zunächst eine rein strukturelle Erklärung zugrunde. Da die englische Geschichtswissenschaft bis zu ihrer ab den 1860er Jahren zunehmenden Akademisierung und Professionalisierung sehr durchlässig war und lange noch als Mischform von Literatur und Wissenschaft begriffen wurde, boten sich Frauen größere propädeutische Spielräume. Die von ihnen behandelten und gesellschaftlich akzeptierten Themenbereiche waren, wie auch in den anderen europäischen Ländern, trotz allem klar abgesteckt. Schließlich hatten die politischen Umwälzungen der 1790er Jahre in Frankreich auch in England nicht nur zur Entwicklung eines neuen politischen und historischen Bewusstseins in der Gesellschaft, sondern auch zu einem Neudenken von sozialer Klasse und Geschlechterrollen geführt, was sich auch

46 Siehe zur viktorianischen Kultur und Moral u. a. Herbert F. Tucker (Hg.), A Companion to Victorian Literature and Culture, Malden, Oxford 1999; Andrew Norman Wilson, The Victorians, London 2002; Ben Wilson, The Making of Victorian Values. Decency and Dissent in Britain (1789–1837), London, New York 2007.

weibliche Autoren zunutze machten[47]. Die erste große Welle weiblicher Historiker in Großbritannien ist zwischen 1820 und 1880 zu verorten[48].

Die im Folgenden behandelten Historikerinnen entsprachen alle dem typischen Profil der englischen Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts: Sie waren »bookish daughters of the English gentry, of clergymen and the middle classes generally«[49]. Sie entstammten somit einem finanziellen und sozialen Hintergrund, der ihnen eine solide Grundausbildung ermöglicht und in dem das Umfeld die intellektuellen und kulturellen Ansprüche der jeweiligen Autorin gefördert hatte[50]. Über den Familienrahmen hinaus waren diese Autorinnen auf ein breites Netzwerk in gelehrten Kreisen angewiesen, sowie auf Kontakte zu bereits etablierten Schriftstellerinnen. Schließlich erwies sich die Unterstützung männlicher Gelehrter als äußerst wertvoll, um einschlägiges Material in universitären Einrichtungen und Archiven einzusehen und Türen von Verlagen zu öffnen[51].

Die historische Biografie war, ganz ähnlich wie im Rest Europas, auch in Großbritannien ein anerkannter und beliebter Nischenbereich für Frauen, die sich in das männlich dominierte Feld der Geschichtsschreibung wagten[52]. Meist gelangten sie über Umwege an diese Gattung, nachdem sie Romane und Gedichte verfasst hatten. In ihrem Selbstverständnis als Historikerin betrachteten sie ihre eigene historiografische Produktion als popularisierende Ergänzung der Werke ihrer männlichen Kollegen. Viele englische Autorinnen erzielten daher große Erfolge mit ihren Publikationen bei einer breiten, obgleich mehrheitlich weiblichen Leserschaft. Sie profitierten hierbei von der im 19. Jahrhundert steigenden Begeisterung für Geschichte, die in der englischen Gesellschaft von den historischen Romanen von Walter Scott (1771–1832) angefacht worden

47 Vgl. hierzu Lynette FELBER, Introduction, in: DIES. (Hg.), Clio's Daughters. British Women Making History (1790–1899), Newark 2007, S. 11–26, hier S. 11–13. Das Standardwerk zu (vorwiegend englischsprachigen) Geschichtsschreiberinnen ist CAINE, CURTHOYS, SPONGBERG (Hg.), Companion.

48 MITCHELL, The Busy Daughters, S. 108.

49 BERGER, CONRAD, The Past as History, S. 209. Für weiterführende Informationen zur weiblichen Geschichtsschreibung im viktorianischen England siehe außerdem Rohan Amanda MAITZEN, Gender, Genre, and Victorian Historical Writing, New York, London 1998; Rosemary MITCHELL, A Stitch in Time? Women, Needlework, and the Making of History in Victorian Britain, in: Journal of Victorian Culture 1/2 (1996), S. 185–202; DIES., The Busy Daughters.

50 Vgl. ibid., S. 109–112.

51 Vgl. ibid., S. 113–118.

52 Vgl. für die Ausführungen in den folgenden beiden Absätzen BERGER, CONRAD, The Past as History, S. 209; MITCHELL, The Busy Daughters, S. 120f.; Timothy PELTASON, Life Writing, in: TUCKER (Hg.), A Companion, S. 356f.

war. Des Weiteren kam ihnen zugute, dass veröffentlichte Lebensbeschreibungen, seien es Autobiografien, Memoiren oder Biografien, in der viktorianischen Ära hoch im Kurs standen, nicht zuletzt aufgrund eines allgemeinen Bedürfnisses nach Vorbildern und Orientierung im Kontext des sich schnell wandelnden industriellen Zeitalters.

Herrscher- und insbesondere Herrscherinnenbiografien standen im Fokus des Interesses der weiblichen Historiker im viktorianischen England. Sie dominierten diese Gattung sogar mit einschlägigen monumentalen Standardwerken wie etwa den »Lives of the Queens of England« (1840–1848) und den »Lives of the Queens of Scotland and English Princesses« (1851–1859) der Schwestern Agnes und Elizabeth Strickland oder den »Lives of the Princesses of England« (1849–1855) von Mary Anne Everett Green. Dieses in der englischsprachigen Forschung als *royal lives* bezeichnete Genre trug im 19. Jahrhundert in Großbritannien wesentlich zum Bild des idealen Monarchen bei, doch nicht im Sinne eines politischen, sondern eines häuslichen Ratgebers[53]. Tatsächlich hatte sich das Bild der britischen Krone seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gewandelt: Der Herrscher, die königliche Familie sowie der Hof wurden nun zunehmend nach bürgerlichen Prinzipien wie private Moral und Sparsamkeit gemessen. Höhepunkt dieser Entwicklung war Königin Victoria. Ähnlich wie frühere Herrscherbiografien erfüllen die im 19. Jahrhundert verfassten *royal lives* einen erzieherischen Zweck. Anders als in früheren Jahrhunderten sollte der geschilderte Protagonist aber nicht nur dem Herrscher oder künftigen Staatsmann allein ein moralisches Vorbild sein[54]. Um es mit den Worten von Miriam E. Burstein zu formulieren: »[P]erhaps the strongest testament of the virtue of any queen was that her life was no different from anyone else's«[55]. Dementsprechend richteten gerade Frauen, die solche Herrscherinnenbiografien im 19. Jahrhundert verfassten, den Fokus weg von deren politischer Funktion hin zu einer intimen und introspektiven Sicht auf die behandelte Königin und grenzten sich damit von der faktischen, von Männern betriebenen ›großen‹ Geschichtsschreibung ab[56].

Das Interesse britischer Autorinnen für historische Biografien beschränkte sich jedoch nicht auf Protagonisten der englischen Geschichte. Besonders die französische Geschichte erfreute sich bei der englischen Leserschaft ebenfalls

53 Vgl. für die folgenden Ausführungen Miriam Elizabeth Burstein, Art. »Royal Lives«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 495–505, hier S. 496.

54 Burstein sieht diese Behauptung etwa darin belegt, dass all die von den Strickland-Schwestern Agnes und Elizabeth verfassten Herrscherinnenbiografien sowohl in einer edlen als auch in einer preiswerten Ausgabe erschienen sind, siehe ibid.

55 Ibid.

56 Felber, Introduction, S. 12.

großer Beliebtheit. So taten sich beispielsweise Julia Pardoe und Martha W. Freer, die sich beide im Laufe ihrer schriftstellerischen Karriere mit Maria von Medici befassten, als Biografinnen prominenter, meist weiblicher Figuren der französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhundert hervor[57]. Die Faszination für die Kultur und Geschichte Frankreichs rührte nicht zuletzt daher, dass es die erste unumgängliche Etappe des Grand Tour war, der Bildungsreise des Adels und gehobenen Bürgertums durch Europa, die literarisch seit dem 18. Jahrhundert vielfach verarbeitet wurde und großen Absatz fand.

2.3.2 Vier viktorianische Historikerinnen, drei verschiedene Perspektiven auf Maria von Medici

Es haben sich vorwiegend vier englische Autorinnen mit Maria von Medici befasst. Wenngleich sie alle dem soeben dargelegten Profil von Autorinnen der Mittelschicht im viktorianischen Zeitalter entsprachen, verfolgten sie mit ihren einschlägigen Darstellungen teils unterschiedliche Ziele und legten je eigene Schwerpunkte in ihren Ausführungen über die Herrscherin.

Eine englische Biografin für Maria

Die 1852 veröffentlichte dreibändige Monografie »The Life of Marie de Medicis« von Julia Pardoe zählt zu den umfassendsten Biografien der Medici-Königin überhaupt. Mit ihren insgesamt 1487 Seiten steht sie den 1740 Seiten der »Vie de Marie de Médicis« (1774) der Französin Thiroux d'Arconville in nichts nach. Pardoe nahm in ihren Ausführungen nie offen Bezug auf ihre Vorläuferin Thiroux, was zur Annahme führt, dass ihr das Werk der französischen Moralistin vielleicht nicht bekannt war. Umso interessanter ist es, dass die beiden Autorinnen ähnliche Ansätze verfolgten und zu vergleichbaren Schlüssen kamen.

57 Neben ihren Werken über Marguerite d'Angoulême und Jeanne d'Albret war Freer bei der englischen Leserschaft als Autorin von historischen Biografien, etwa der Tochter Katharinas von Medici und dritten Ehefrau Philipps II. von Spanien, Elisabeth von Valois (1857), oder auch Heinrichs III. (1858) sowie einer Darstellung der Regentschaft Annas von Österreich (1866) bekannt geworden. Pardoe verfasste außerdem einschlägige Biografien Ludwigs XIV. und Franz' I. Anders als Freer, die sich deutlich auf Biografien spezialisierte, machen diese bei Pardoe nur etwa ein Drittel ihres Gesamtwerks aus, das ansonsten aus Reiseberichten und Romanen besteht.

Als Tochter eines englischen Offiziers aus Yorkshire hatte Julia Pardoe (1804–1862)[58] eine gute Ausbildung genossen. Bereits in jungen Jahren ließ sie anonym zwei Romane veröffentlichen. Aus gesundheitlichen Gründen begann sie dann, ihren Vater auf dessen Reisen zu begleiten, die sie zunächst nach Portugal und ab 1835 mehrmals in die heutige Türkei führten. Über diese Aufenthalte verfasste sie Reiseberichte, die sich bei der englischen Leserschaft großer Beliebtheit erfreuten. Besonders ihr Werk »The Beauties of the Bosphorus« (1839) wurde mehrfach neu aufgelegt und ließ sie zu einer Kennerin des Orients in Großbritannien aufsteigen. Pardoe blieb zeitlebens unverheiratet und lebte bei ihren Eltern, wo sie ihre Mutter pflegte und zahlreiche Romane, Kurzgeschichten und Biografien verfasste. Von bleibendem Erfolg waren vor allem ihre biografischen Werke zur französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, die allesamt noch im 20. Jahrhundert neu aufgelegt wurden.

Warum eine englische Biografie Marias von Medici?

Was bewegte jedoch Pardoe dazu, sich so ausführlich mit der Medici-Regentin Maria zu befassen? Eine Antwort bietet zunächst der Titel, der sich deutlich vom Duktus ihrer anderen Biografien französischer Herrscherfiguren unterscheidet. So weisen die Titel ihrer beiden anderen Werke, »Louis the Fourteenth, and the Court of France in the Seventeenth Century« (1847) und »The Court and Reign of Francis the First« (1849), deutlich darauf hin, dass der Fokus der Autorin dabei auf das Hofleben gerichtet war. Für Maria wählte sie allerdings den Titel »The Life of Marie de Medicis«, was bereits impliziert, dass vorrangig das Leben der Herrscherin im Vordergrund steht.

Das Vorwort zu dem dreibändigen Werk bestätigt dies. Pardoe bringt darin ihre Faszination für das ihrer Meinung nach in der europäischen Geschichte beispiellose Schicksal der Mediceerin zum Ausdruck[59]. Es zeichne sich vor allem durch die von Maria durchlebten Extreme aus, denn »her entire career is so freighted with alternate grandeur and privation that it is difficult to reconcile

58 Für detaillierte biografische Angaben vgl. Elizabeth Lee, Joanne Wilkes, Art. »Julia Pardoe«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 42, Oxford 2004, S. 609f.

59 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. VII: »We find numerous examples in History of queens who have suffered exile, imprisonment, and death; but we believe that the unfortunate Marie de Medicis is the only authenticated instance of a total abandonment on the part alike of her family and friends, which terminated almost in starvation«.

the possibility of their having fallen to the share of the same individual«[60]. Die damit einhergehende Übertreibung und moralisierende Überfrachtung des von Pardoe angesetzten leitmotivischen Kontrasts zwischen Glanz und Elend im Leben der mediceischen Herrscherin wurde allerdings bereits in zeitgenössischen Rezensionen scharf kritisiert[61].

Vier Facetten einer Herrscherin

Wie jedes Narrativ setzen sich auch Biografien aus einer konstruierten und sinnstiftenden Anordnung von Etappen zusammen. Pardoe untergliederte daher die Lebensbeschreibung Marias in drei Bücher mit folgenden Titeln: »Marie de Médicis as a Queen«, »Marie de Médicis as a Regent« und »Marie de Médicis as Exile«[62]. Wie allerdings schon 1852 ein Rezensent der »Edinburgh Review« durchaus treffend anmerkte, mangelt es dieser Dreigliederung an innerer Kohärenz[63]. Zum einen sind diese drei Bücher nämlich nicht deckungsgleich mit den drei Bänden. Zum anderen erscheint die Gliederung auch deshalb sehr künstlich, weil sie historische Begebenheiten nicht immer akkurat wiedergibt[64]. Ganz im Sinne der Interpretation des Kritikers sind diese Titel demnach als poetische und nicht als historische Behelfskategorien zu verstehen[65]. Dieses von Pardoe gewählte literarische Konstrukt sollte der Erzählung mehr Dramatik verleihen, denn die Schlagwörter »Queen«, »Regent« und »Exile« führen dem Leser vorweg eindrücklich den Dekadenztopos vor Augen, den die Autorin als Leitmotiv des Lebens Marias betrachtete und literarisch verarbeitete.

Die Titel der drei Bücher sind indes weit weniger relevant für Pardoes Stilisierung Marias als die vier Facetten, die sie bändeübergreifend entwickelte.

60 Ibid., S. VIIf.

61 O. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 452.

62 Das erste Buch umfasst den gesamten ersten Band sowie den Anfang des zweiten und endet in Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 2, S. 85. Es handelt von den Jahren 1600 bis 1610. Das zweite Buch, das Maria als Regentin untersucht, erstreckt sich von ibid., S. 87–466 bis ibid., Bd. 3, S. 90. Es hat die Jahre 1610 bis 1618 zum Gegenstand. Das dritte Buch über die Exiljahre Marias umfasst ibid., S. 91–578. Es behandelt die Zeit von 1618 bis zum Tod Marias in Köln 1642.

63 Vgl. hierzu o. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 441.

64 So ignorierte Pardoe für die Zwecke dieser Überkategorien etwa, dass Maria zwischen 1618 und 1642 nicht nur Exilierte war, sondern zeitweilen an der Seite ihres Sohnes herrschte und sogar zweimal als Abwesenheitsregentin eingesetzt wurde, bevor sie endgültig in Ungnade fiel.

65 O. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 441.

Pardoe nahm die Medici-Herrscherin stets als Frau (*woman*), Ehefrau (*wife*), Mutter (*mother*) sowie Königin und Herrscherin (*queen* beziehungsweise *regent*) in den Blick. Die Abgrenzung zwischen diesen Aspekten ist nicht immer eindeutig auszumachen. Die Interaktionen und Widersprüche zwischen diesen verschiedenen Facetten sollten allerdings die tragische Dimension des für die Autorin außergewöhnlichen Schicksals ihrer Heldin unterschiedlich beleuchten und hervorheben[66]. Die prominent behandelten Facetten Marias als *woman*, *wife* und *mother* zeugen davon, dass es Pardoe in ihrer Darstellung – gemäß dem soeben beschriebenen häufig von Geschichtsschreiberinnen gewählten Fokus – weit weniger um politische, als vorrangig um häusliche Komponenten sowie die Gefühlswelt der Mediceerin ging.

Eine Biografie im Feuer der Kritik

Eigenen Angaben zufolge arbeitete Julia Pardoe drei Jahre lang an der »Life of Marie de Medicis«[67]. Ganz im Sinne des Bescheidenheitstopos, der zum Selbstverständnis vieler weiblicher Autoren gehörte, griff sie der Kritik vor, führte ihr wissenschaftliches Vorgehen aus und fügte der Biografie zahlreiche Fußnoten hinzu[68]. Für mehr Transparenz ließ sie außerdem im Fließtext gelegentlich Faksimiles von Briefen abdrucken, die ursprünglich im Besitz des Marschalls von Bassompierre (1579–1646), einem Höfling und Vertrauten Marias, gewesen

66 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 577: »Surely history presents but few such catastrophes as this. The soul sickens as it traces to its close the career of this unhappy and persecuted Princess. Whatever were her faults, they were indeed bitterly expiated. As a wife she was outraged and neglected; as a Queen she was subjected to the insults of the arrogant favourites of a dissolute court; as a Regent she was trammeled and betrayed; the whole of her public life was one long chain of disappointment, heartburning, and unrest; while as a women, she was fated to endure such misery as can fall to the lot of few in this world«.

67 Ibid., Bd. 1, S. XII.

68 Ibid.: »I carefully, even perhaps somewhat elaborately, multiplied the footnotes, in order to give with precision the several authorities whence I deduced my facts; and I must be excused should this caution appear uselessly tedious or pedantic to the general reader, as I am anxious on this occasion to escape the accusation which was once brought against me when it was equally undeserved, of having ›quoted at secondhand‹«. Bei den Fußnoten handelt es sich meist um biografische Angaben über Zeitgenossen der Mediceerin, weniger um eigentliche bibliografische Verweise. Siehe außerdem Mitchell, The Busy Daughters, S. 119 für den Bescheidenheitstopos bei Autorinnen des 19. Jahrhunderts.

waren[69]. Dieses formale, sich absichernde Vorgehen erinnert stark an Thiroux d'Arconville, wenngleich es bei Pardoe durchaus nicht den gleichen Grad an Präzision und wissenschaftlichem Eigenwert erreicht. Bei der englischen Autorin sind die Fußnoten und die ausführlichen Quellenzitate vielmehr als Ausschmückungen und Stilelement zu betrachten. Ihr Quellenkorpus bleibt darüber hinaus recht klassisch und umfasst zeitgenössische Memoiren – vornehmlich die von Sully, Richelieu, Vittorio Siri und des besagten Bassompierre – und Darstellungen bekannter Historiografen des Ancien Régime wie François de Mézeray oder Scipion Dupleix. Pardoe fügte außerdem fiktive Dialoge zwischen den verschiedenen historischen Protagonisten ein, um ihre Ausführungen zu beleben.

Pardoe erntete für ihre dreibändige Biografie Marias von ihren Zeitgenossen dennoch viel Kritik[70]. Im Wesentlichen wurde der Autorin vorgeworfen, den historischen Eigenwert einer eher zweitrangigen Figur zwanghaft hochgespielt zu haben[71]. Der Rezensent der »Edinburgh Review« etwa hielt wegen »Marie's historical nothingness«[72] eine dreibändige Biografie dieser Herrscherin für völlig übertrieben[73]. Diesem Urteil schloss sich der Rezensent des »Blackwood's Edinburgh Magazine« an, der Pardoes Biografie Marias von Medici als »a historical chapter very uninstructive, and far from agreeable, lengthy, ponderous, and drawn out« abqualifizierte[74]. Man kann diese Bean-

69 Vgl. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. XII–XV: Die Briefe wurden anscheinend nach der Revolution von einem gewissen M. de la Plane des Institut royal de France erworben, der sie dann Pardoe vorlegte. De la Plane stellte ihr wohl außerdem die Memoiren eines Leibgardisten der ersten drei Bourbonenkönige zur Verfügung. Ob diese Angaben stimmen, ist nicht nachweisbar.

70 Vgl. hierfür u. a. o. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 435–452; o. V., Modern Light Literature-History, in: Blackwood's Edinburgh Magazine 78 (1855), S. 449.

71 Vgl. o. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 437–440, insb. S. 440: »In short, it seems, Miss Pardoe has plenty to tell about any one or any thing except Marie de Medici and her immediate interests«.

72 Ibid., S. 437.

73 Vgl. ibid., S. 450–452, insb. S. 451f.: »[W]e regret that she [Miss Pardoe] has expended so much time and pains as she tells us in her preface, for we cannot congratulate her on having, on the strength of these volumes, earned a lasting position in the library of posterity […]. The subject, we have shown, treated as a history, is petty and barren of interest; as a personal memoir, it is absolutely null. By a natural consequence the main part of the work is weary, stale and unprofitable«. Dieser Meinung schloss sich der Rezensent von »Blackwood's Magazine« an, der in Bezug auf Maria von Medici betonte, dass »it is very possible, as experience proves, to occupy a historical position, yet have little more influence on history as a milkmaid or a ploughboy«, siehe o. V., Modern Light Literature-History, S. 449.

74 Ibid.

standungen so deuten, dass Maria in der allgemeinen englischen Wahrnehmung des 19. Jahrhunderts als Randfigur der französischen Geschichte galt. Pardoes Versuch einer historischen Aufwertung dieser Herrscherin ist demnach als Eigeninitiative zu werten, die in Fachkreisen auf wenig Zustimmung und Gegeninteresse stieß. Die Kritik der Rezensenten entbehrt aber möglicherweise auch nicht der damals geläufigen Herablassung männlicher Rezensenten über von Frauen verfasste historische Werke[75]. Einer biografischen Notiz über Julia Pardoe aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert zufolge wurden ihre historiografischen Werke zwar auch in den USA verlegt, erzielten aber dort nicht den selben Publikumserfolg wie in Großbritannien[76].

Martha W. Freers kulturhistorische Perspektive

Eine weitere Autorin maß Maria von Medici ebenfalls eine größere historische Bedeutung bei, als allgemeinhin in der englischen Geschichtsschreibung üblich. Über Martha W. Freer (1822–1888) ist verhältnismäßig wenig bekannt[77]. Als Arzttochter entstammte sie ebenfalls der Mittelschicht und heiratete 1861 den Pfarrer John Robinson. Auch sie nutzte ihre freie Zeit, um historische Recherchen zu betreiben und Monografien zu verfassen. Freer galt ihrerzeit als direkte Konkurrentin Julia Pardoes, da sich beide auf demselben Themenfeld – der französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts – bewegten. Der direkte Vergleich war zudem umso leichter gegeben, als beide Autorinnen dieselben Londoner Verleger, Colburn & Co. beziehungsweise später Hurst & Blackett, hatten und alle ihre Werke in der Reihe »History and Biography« erschienen. Freers wohl größte Erfolge waren ihre zweibändige Biografie der Gelehrten, Förderin der Künste und Großmutter des späteren Heinrichs IV., »Life of Marguerite d'Angoulême, Queen of Navarre« (1854), und die Biografie der Mutter desselben, »Jeanne d'Albret« (1855). Beide Werke wurden zu Lebzeiten zweimal aufgelegt[78]. Von den zeitgenössischen Kritiken erntete sie für diese Publikationen viel Lob aufgrund ihrer Quellennähe und ihres Stils[79]. Der Rezensent des »Chronicle«, würdigte Freer wie folgt: »In her particular line she is the best

75 Mitchell, The Busy Daughters, S. 122f.

76 Elizabeth Lee, Art. »Julia Pardoe«, in: Sidney Lee (Hg.), Dictionary of National Biography, Bd. 43, New York, London 1895, S. 201.

77 Vgl. für detaillierte biografische Angaben Rosemary Mitchell, Art. »Martha Walker Freer«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 20, Oxford 2004, S. 941f.

78 Ibid., S. 941.

79 Vgl. Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 2 des Anhangs.

historian of her day«[80]. Damit wies er sie zwar als Meisterin ihres Fachgebiets aus, suggerierte aber zugleich eine klare thematische Abgrenzung, die mitunter auch geschlechtsbedingt ist: So wurden die Fähigkeiten der Autorin lediglich im Rahmen der historischen Biografik anerkannt – einer Gattung, die Frauen innerhalb des Tätigkeitsfeldes der Geschichtsschreibung zugestanden wurde und als gesellschaftlich akzeptabel galt.

Die Historikerin Freer befasste sich mit Maria von Medici im Rahmen ihres sechsbändigen Großprojekts, der »History of the Reign of Henry IV.« (1860–1863). Dieses Werk untergliedert sich in drei jeweils zweibändige Teile, von denen der zweite Teil den Titel »Henry IV. and Marie de Medici« (1861) trägt[81]. Obgleich Maria im Titel mit inbegriffen ist, kommt sie allerdings erst in Band 2/2 vor, der 1598, also kurz vor ihrer Heirat mit dem König beginnt. Es ist daher umso interessanter, dass sich Freer trotz allem dazu entschied, Maria im Titel ihres gesamten zweiten Teils aufzuführen. Mehr als eine Aufwertung der historischen Rolle Marias während der Herrschaft Heinrichs IV. werden allerdings rein pragmatische, verlagsökonomische Gründe hinter dieser Titelwahl gestanden haben: Mit der prominenten Nennung einer Herrscherin im Titel wurde vermutlich auf die weibliche Leserschaft abgezielt.

Die Quellenauswahl von Freer erweist sich als genauso klassisch wie die von Pardoe und besteht zu großen Teilen aus zeitgenössischen Memoiren. Folgt man ihren Hinweisen in den Fußnoten, so entnahm sie viele Quellen aus dem Bestand der Bibliothèque impériale, der heutigen Bibliothèque nationale. Sie ist somit entweder selbst nach Frankreich gereist oder verfügte in Paris über gute Kontakte. Wie Rosemary Mitchell 2004 betonte, nutzte Freer allerdings häufiger edierte Quellen, als sie selbst offen zugab, wenngleich die Historikerin durchaus auch Partner im Ausland hatte, die sie mit Archivmaterial versorgt hatten[82]. Erwartungsgemäß stützte sich Freer daher für den Briefverkehr Heinrichs IV. auf die siebenbändige kritische Quellenedition, die der Bibliothekar und Historiker Jules Berger de Xivrey (1801–1863) zwischen 1843 und 1858 hatte veröffentlichen lassen.

Weitaus ungewöhnlicher ist allerdings Freers gelegentliche Bezugnahme auf die Manuskriptensammlung der Cinq-Cents Colbert, insbesondere was

80 Ibid.

81 Der erste Teil trägt die Überschrift »Henry IV. and the League« (1860) und der dritte und letzte Teil heißt »The Last Decade of a Glorious Reign« (1863). In der folgenden Untersuchung sollen nur die Bände hinzugezogen werden, in denen Maria von Medici vorkommt, nämlich die Bde. 2/2, 3/1 u. 3/2.

82 Mitchell, Art. »Martha Walker Freer«, S. 942.

Briefe Marias anbelangt[83]. Dieses seit den 1840er Jahren erschlossene Konvolut wird in der Bibliothèque nationale aufbewahrt, doch setzte es sich in der französischen Historiografie als Referenzquelle für die Rezeption Marias erst im späten 19. Jahrhundert, nicht zuletzt dank der Studien Louis Batiffols, durch[84]. Wie Freer von diesen Dokumenten Kenntnis haben konnte, lässt sich nicht ergründen. Erwähnenswert ist außerdem die ebenfalls für die französische Rezeption Marias von Medici zu Freers Zeit noch ungewöhnliche Verwendung italienischsprachiger Quellen und Literatur[85]. Dank der Hinzunahme dieser Texte konnte Freer inneritalienische politische Zusammenhänge präziser beleuchten[86]. Eine weitere von ihr – wie übrigens auch von Pardoe – häufig genutzte Quelle, waren die »Mémoires historiques« von Dreux du Radier aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert, die sich auch bei den französischen Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten.

Die Gattung der Biografie hatte den schriftstellerisch tätigen Frauen der viktorianischen Ära ermöglicht, sich im Nischengebiet der Sozial- und Kulturgeschichte zu etablieren, das von den männlichen Historikern meist vernachlässigt und als anekdotisch abgetan wurde[87]. Bei Herrscherbiografien äußerte sich dies, wie es bereits die Titel einiger Werke von Pardoe und Freer verdeutlichen, in der detaillierten Schilderung des höfischen Lebens und Zeremoniells[88]. Dieser thematische Schwerpunkt war nicht zuletzt bedingt durch die bevorzugt verwendeten Quellengattungen, nämlich adlige Memoiren, Briefe und diplomatische Depeschen, die alle von höfischen Akteuren verfasst worden waren. Martha W. Freer ist unter all den hier untersuchten englischen Autorinnen wohl diejenige, die sich am intensivsten mit der kulturpolitischen Dimension von Marias Wirken auseinandersetzte. Das Hofleben interpretierte sie als einen

83 Siehe z. B. einen von Freer wiedergegebenen Brief Marias an ihren Onkel Ferdinand in Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 3/1, S. 138.

84 Siehe hierzu die Ausführungen in Teil I, Kap. 4.3.1, Anm. 243.

85 Freer stützte sich z. B. auf die Bde. 4 u. 5 von Galluzzis »Istoria del granducato di Toscana« (1781) sowie auf edierte Briefe Heinrichs IV. aus den florentinischen Archiven, siehe hierzu Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 227, 230.

86 Siehe z. B. ibid., S. 183. Gestützt auf Galluzzis Schilderung wies sie etwa auf die geopolitischen und diplomatischen Konsequenzen einer solchen Verbindung zwischen der Toskana und Frankreich für die anderen italienischen Kleinstaaten hin.

87 Vgl. Davis, »Women's History«, S. 83; Mitchell, The Busy Daughters, S. 121f.

88 Es sei auf folgende Titel von Pardoe verwiesen: »Louis the Fourteenth, and the Court of France in the Seventeenth Century« (1847) u. »The Court and Reign of Francis the First, King of France« (1849). Für Freer: »Elizabeth de Valois, Queen of Spain and the Court of Philip II« (1857) u. »Henry III, King of France and Poland: his Court and Times« (1858).

primär von Frauen gestalteten Handlungsraum[89]. So habe Maria von Medici durch ihre steten, teils öffentlich ausgetragenen Konflikte mit ihrem untreuen Gatten einerseits einen negativen Einfluss auf den Hofalltag ausgeübt[90]. Andererseits sprach Martha W. Freer anerkennend davon, dass »her court was brilliant«[91]. In der Tat war es vor allem Maria von Medici gewesen, die in Frankreich nach den Bürger- und Religionskriegen des ausgehenden 16. Jahrhunderts die Hofkultur wieder belebte. Nicht ohne Grund hatte daher bereits Pardoe den französischen Hof um 1600 bei der Ankunft Marias als »one of the least splendid in Europe«[92] bezeichnet und den Schock der am florentinischen Medici-Hof aufgewachsenen Maria angesichts der rauen, soldatischen Sitten geschildert, die am französischen Hof herrschten[93]. Freer stilisierte Maria in diesem Sinne als Vorbild für den Ausbau der höfischen Raffinesse im Frankreich des 17. Jahrhunderts, denn sie habe über eine »considerable ability as a linguist«[94] verfügt und »loved poetry«[95]. Darüber hinaus betonte Freer, dass »her vivacity of speech, yet courteous manners, imposed respect upon the ladies of the court«[96].

Dieser kulturhistorische Schwerpunkt auf dem höfischen Leben führte bei Freer allerdings dazu, dass ein Ungleichgewicht in der Schilderung zeremonieller Handlungen und innen- wie außenpolitischer Ereignisse entstand[97]. So durchziehen Vorrangstreitigen und Konflikte am Hof häufig ihre intendierte Darstellung der Herrschaft Heinrichs IV. und lassen diesen teilweise in den Hintergrund treten[98]. Sie neigte dementsprechend dazu, höfischen Begebenhei-

89 Das französische Hofleben unter der Herrschaft Heinrichs IV. wurde für Freer im Wesentlichen geprägt von Maria von Medici, ihrer Vertrauten Leonora Galigaï, der Geliebten des Königs Henriette d'Entragues und der ersten, geschiedenen Frau Heinrichs IV., Marguerite von Valois.

90 Vgl. z. B. Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 271f.; dies., The Last Decade, Bd. 3/1, S. 112–114; S. 134–138; ibid., Bd. 3/2, S. 72–84.

91 Ibid., Bd. 3/1, S. 207.

92 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 120.

93 Ibid., S. 104.

94 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 157.

95 Ibid., S. 158. Siehe außerdem Strickland, Henrietta Maria, S. 198: »The musical and vocal powers of the queen-mother, Marie de Medicis, were likewise of the first order, and her daughter inherited from her gifts so lavishly bestowed on the children of Italy«.

96 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 270f.

97 Freer schilderte z. B. detailliert die Hochzeitsfeierlichkeiten in Florenz und die prunkvolle Flotte, die Maria nach Marseille brachte, siehe ibid., S. 218–225.

98 Vgl. z. B. ibid., S. 268–281.

ten eine stark überhöhte Bedeutung in der Geschichte beizumessen[99], was ihr bereits die zeitgenössische Kritik vorgeworfen hatte[100]. Solche Defizite der Darstellung, die durch die Überzahl adliger Quellen bedingt ist, sind in Frankreich ebenso in Thiroux' Biografie Marias von Medici auszumachen.

Die Strickland-Schwestern

Die Schwestern Agnes und Elizabeth Strickland (1796–1874, 1794–1875)[101] zählten ebenso zu den erfolgreichsten englischen Historikerinnen ihrer Zeit und verkörpern gleichsam das Genre der *royal lives* in der britischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Zusammen mit ihren vier Geschwistern erhielten sie geschlechterübergreifend eine gleichwertige Erziehung[102]. Bereits in jungen Jahren verfassten die beiden Kurzgeschichten und Gedichte, um sich dann nach dem Tod des verschuldeten Vaters 1818 vor allem mit Kinderliteratur ihren Unterhalt zu verdienen. In den 1820er Jahren zogen sie dann gemeinsam nach London, um Kontakte zu literarischen Kreisen, Verlegern und anderen Autorinnen zu knüpfen[103]. Eine Übereinkunft zwischen den Schwestern sah vor, dass die schüchterne, geschäftsorientierte Elizabeth im Hintergrund blieb und die aufgeschlossene, geistreiche Agnes die öffentlichen Anlässe wahrnahm und das Netzwerk der beiden pflegte. Demgemäß wurden auch alle gemeinsam erarbeiteten Werke allein unter dem Namen von Agnes Strickland veröffentlicht[104].

Ab den 1830er Jahren widmeten sich die beiden Schwestern zunehmend der Populärgeschichte. Sie verfassten in diesem Zuge eine biografische Reihe über die englischen Herrscherinnen und deren Einfluss auf die britische Geschichte – ein Projekt, das aus ihrer Sicht besonders relevant war, weil seit

99 Deutlich wird dies etwa am Beispiel des Streits zwischen Maria und Heinrich IV. anlässlich der Zusammenstellung des Hofstaats der neuen Königin. Freer verortete dort den Beginn von Richelieus Ressentiment gegenüber Maria, weil diese seiner verarmten und verwitweten Mutter Suzanne de La Porte die Stellung der ersten Hofdame zugunsten ihrer Jugendfreundin Leonora verwehrt hatte, vgl. ibid., S. 251–254.

100 Mitchell, Art. »Martha Walker Freer«, S. 942. Freer behandelte etwa ausführlich die zeremoniellen Aspekte der Eheschließung zwischen Heinrich IV. und Maria, siehe Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 159–182.

101 Für detaillierte biografische Angaben zu den Strickland-Schwestern vgl. Rosemary Mitchell, Art. »Agnes Strickland«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 53, Oxford 2004, S. 68–74.

102 Ibid., S. 68.

103 Ibid., S. 69.

104 Ibid., S. 69f. u. Mitchell, The Busy Daughters, S. 120.

1837 mit Königin Victoria, der das Werk gewidmet ist, erneut eine Frau die Geschicke des Landes lenkte[105]. Devoney Looser zufolge stechen die beiden Schwestern unter den englischen Historikerinnen des 19. Jahrhunderts durch ihre intensiven Recherchen hervor, im Zuge derer sie in den Archiven der British Library und des British Museum forschten[106]. Der ausdrücklichen Weigerung des Politikers Lord John Russell zum Trotz, den Schwestern Zugang zu dem damals gerade gegründeten und noch unsortierten Staatsarchiv (Public Record Office)[107] zu gewähren, konnten sie sich diesen letztendlich durch eine erfolgreiche Lobbykampagne erkämpfen[108]. Die Archivrecherche bildete die zentrale Voraussetzung für die Arbeit der Schwestern, die ihre Darstellungen auf »[f]acts, not opinions«[109] zu gründen strebten. So stützten sie sich für ihre introspektive Sicht auf die von ihnen untersuchten Herrscherinnen größtenteils auf private, teils unveröffentlichte Dokumente und Briefe[110]. Sie betrachteten dabei ihren historiografischen Beitrag als Ergänzung zur männlichen Geschichtsschreibung, weil sie aufgrund ihres Geschlechts und der damit einhergehenden weiblichen Sensibilität geeigneter als Männer seien, um private Unterlagen von Königinnen auszuwerten[111]. Mit dieser klar akzeptierten geschlechtlichen Trennung, sowohl auf der Ebene der Autorenschaft als auch der untersuchten Themen, können die von den Strickland-Schwestern verfassten *royal lives* als repräsentativ für die britische Gesellschaft des 19. Jahrhundert gelten, denn: »Victorian domestic ideology infused their work, as they presented a thoroughly domesticated version of British history«[112].

Mit Maria von Medici befassten sich die beiden Historikerinnen im Rahmen ihrer Ausführungen über deren jüngste Tochter Henrietta Maria, die 1625 den englischen König Karl I. geehelicht hatte[113]. Zwecks Recherchen für das

105 Mary Spongberg, Art. »Strickland Sisters«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 546–548, hier S. 547; Antonia Fraser, Introduction, in: Agnes Strickland's Lives of the Queens of England, hg. von ders., London, New York 2011, S. 1–9, hier S. 4.

106 Devoney Looser, Art. »Archives«, ibid., S. 21–29, hier S. 24 u. Spongberg, Art. »Strickland Sisters«, S. 548.

107 Das Public Record Office wurde 1838 gegründet und umfasste Archive verschiedener britischer Institutionen. Es war bis 2003 das Nationalarchiv Großbritanniens.

108 Fraser, Introduction, S. 6.

109 Agnes Strickland zit. n. Looser, Art. »Archives«, S. 24.

110 Elizabeth Lee, Art. »Agnes Strickland«, in: Sidney Lee (Hg.), Dictionary of National Biography, Bd. 55, New York, London 1898, S. 48–50, hier S. 49.

111 Agnes Strickland zit. n. Spongberg, Art. »Strickland Sisters«, S. 548.

112 Ibid., S. 547.

113 Vgl. Strickland, Henrietta Maria, S. 184–477.

Kapitel über Henrietta Maria reisten die beiden Schwestern im April 1844 sogar nach Frankreich[114]. Dort trafen sie sich mit François Guizot, Historiker und damaliger Minister, den sie aus dessen Zeit als französischen Botschafter in London kannten und mit dem sie brieflichen Kontakt gepflegt hatten. Dieser versorgte sie mit Empfehlungsschreiben für die Pariser Archive. Des Weiteren lernten sie den Historiker und damaligen Leiter der historischen Abteilung der Archives nationales, Jules Michelet, kennen. Er beschaffte Elizabeth Strickland, die von den beiden Schwestern federführend für das Kapitel über Marias Tochter zuständig war, einschlägige französischsprachige Unterlagen und Quellen[115]. Obgleich diese Frankreichreise eindrücklich die Reichweite und Prominenz ihres Netzwerks belegt, so stützten sich die beiden Autorinnen darüber hinaus für ihre Ausführungen über Maria auf eine eher klassische Quellenauswahl, zu der vor allem die unumgänglichen Memoiren Sullys zählten. Der Erfolg der zwölfbändigen »Lives of the Queens of England« (1840–1848), die zu den »most popular of all Victorian historical publications« zählten[116], macht die Untersuchung des von Maria in diesem Werk vermittelten Bilds unumgänglich, obgleich sie darin lediglich eine Nebenrolle einnimmt. Dieses Bild soll im Folgenden genauer ausgeführt werden.

2.3.3 Empathie für eine tragische Figur der europäischen Geschichte

Englischen Historikerinnen des 19. Jahrhunderts wurde häufig vorgeworfen, historische Gestalten für ihre – vorwiegend weibliche – Leserschaft anachronistisch als viktorianische Idealtypen herauszuarbeiten, in denen sich bürgerliche Wertevorstellungen mit der öffentlichen Funktion der Herrscherin vermengten[117]. Wenngleich Maria keine positive Vorbildfunktion für die anvisierte Leserschaft einnahm, so ist tatsächlich feststellbar, dass die hier untersuchten Autorinnen sie meist weniger als Herrscherin denn als Privatfrau darstellten.

114 Der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, dass diese Forschungsreise nach Frankreich nicht nur Recherchen über Henrietta Maria zum Ziel hatte, sondern auch Vorrecherchen zu Maria von Modena (1658–1718), der Frau des Stuart-Königs Jakob II., die mit ihrem Gatten ab 1688 in Frankreich im Exil gelebt hat.

115 Vgl. Mitchell, Art. »Agnes Strickland«, S. 70.

116 Ibid., S. 73. Siehe zum Erfolg der »Lives of the Queens of England« auch Fraser, Introduction, S. 4 u. Lee, Art. »Agnes Strickland«, S. 49. Das mehrbändige Werk wurde zwischen 1849 und 1893 in Großbritannien und den USA fast jährlich neu aufgelegt, siehe Burstein, Art. »Royal Lives«, S. 501.

117 Vgl. Mitchell, Art. »Agnes Strickland«, S. 70 u. dies., Art. »Martha Walker Freer«, S. 942.

Damit sollte die tragische Dimension dieser historischen Figur entfaltet werden, deren Schicksal als beispiellos in der Geschichte galt[118].

Eine schwere Kindheit

Die 1852 erschienene Biografie »The Life of Marie de Medicis« beginnt im Jahr 1600. Die Tatsache, dass Julia Pardoe damit 25 Lebensjahre der Mediceerin quasi ausblendete, bemängelten bereits manche zeitgenössische englische Rezensenten[119]. Dies bestätigt indes die Hypothese, dass Pardoe vorwiegend aus der französischen Rezeptionsperspektive heraus ihr Bild dieser Herrscherin entwickelt hat, da die bedeutende Mehrheit der zeitgenössischen französischen Quellen sowie der späteren Historiografie ebenfalls 1600 ansetzten, als Maria als junge Braut des ersten Bourbonenkönigs ihre florentinische Heimat verließ. Bedenkt man zudem, dass es Pardoes vorrangiges Anliegen war, den tiefen und für sie beispiellosen Fall der Mediceerin nachzuzeichnen, so erscheint es aus einem narrativen Aspekt heraus nur folgerichtig, 1600 anzusetzen, als die Prinzessin aus Florenz als junge, hoffnungsvolle und reiche Braut des französischen Königs auf dem Höhepunkt ihres Ansehens stand.

Martha W. Freer, die sich zusätzlich mit italienischsprachigen Quellen und Literatur auseinandersetzte, ging 1861 hingegen ganz anders vor und führte die florentinische Kindheit und Jugend Marias aus[120]. Damit korrigierte sie nicht nur das Versäumnis ihrer Landsmännin Pardoe, sondern kann europaweit als die Erste gelten, die, gestützt auf die Ausführungen von Jacopo Galluzzi aus dem Jahr 1781, überhaupt darauf einging. In Frankreich brachten wiederum erst die Historiker Laugel und Batiffol, 1877 respektive 1905, Aspekte über die Kindheit Marias in den französischen Rezeptionskanon der Herrscherin ein[121]. Marias Jugend bezeichnete Freer als »cheerless and solitary«[122]. Sie berichtete darüber hinaus vom frühen Verlust der Mutter, der Vernachlässigung durch den

118 Siehe Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. VII. Freer griff in ihrer eigenen Darstellung dieses Leitmotiv von Pardoe auf, siehe Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 225.

119 Vgl. o. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 440f.

120 Vgl. Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 157–159. Hierfür stützte sie sich im Wesentlichen auf Galluzzi, vgl. Galluzzi, Istoria del granducato di Toscana, S. 53f.

121 Sie stützten sich hierbei ebenfalls meist auf Galluzzi und rezipierten damit die selben Inhalte wie Freer vor ihnen, siehe hierzu Teil I, Kap. 4.3.1.

122 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 2/2, S. 157.

Vater und von der Tyrannei der Stiefmutter Bianca Cappello[123]. Zwar ist dies nachgewiesen und somit nicht erdichtet, doch warum entschied sich Freer dazu, diese von Galluzzi nur knapp angeschnittenen Punkte vertiefend zu erwähnen? Es ist durchaus möglich, dass Freer auf die vernachlässigte Kindheit Marias deshalb einging, weil dies ein beliebtes Motiv der viktorianischen Literatur war und durchaus dem zeitgenössischen Geschmack der Leserschaft entsprach – man denke hierbei etwa an die Erfolgsromane von Charles Dickens (1812–1870), dessen Helden meist eine düstere Kindheit durchlebt und unter der Tyrannei eines Erwachsenen gelitten hatten. Es ist also denkbar, dass Freer auf die vernachlässigte Kindheit Marias einging und sie überzeichnete, um Empathie für diese historische Figur zu erzeugen.

Weibliche Empathie für die gedemütigte Ehefrau

Für Pardoe war es aber nicht Marias Kindheit, sondern ihre Rolle als Ehefrau und Mutter, die sie am eindrücklichsten als leidgeplagte und mitleiderregende Figur auszeichnete, denn: »Poor Marie! whatever were her faults as a woman, they were bitterly expiated both as a wife and as a mother!«[124] Die Biografin distanzierte sich zunächst unmissverständlich von der historiografischen Tendenz, die zahlreichen Liebeseskapaden Heinrichs IV. zu beschönigen und zum festen Bestandteil seines posthumen Ruhms als lebensfroher König zu machen. Derlei Verharmlosungen entnahm sie zeitgenössischen Quellen, doch wurde in den Kapiteln zur französischen Rezeption Marias bereits ausgeführt, dass dieser Aspekt durchaus in der Historiografie überdauerte. Die englische Autorin führte hingegen an: »Several writers, and among them even female ones, yielding to the prestige attached to the name of Henry IV., have sought the solution of all his domestic discomfort in the ›Italian jealousy‹ of Marie de Medicis; but surely it is not difficult to excuse it under circumstances of such extraordinary trial«[125]. Die Tatsache, dass Pardoe explizit hervorhob, dass auch weibliche Autoren diese Interpretation teilten, zeigt, dass sie intuitiv mehr Mitgefühl von Seiten der Frauen für Marias Situation als betrogene Ehefrau voraussetzte.

Es ist in der Tat in der englischen Rezeption der Ehe Heinrichs IV. und Marias besonders auffällig, wie deutlich gerade Frauen Partei für Maria ergriffen und das Handeln des Königs verurteilten. Sie übertrugen dabei bürgerliche viktorianische Moralvorstellungen auf das 17. Jahrhundert. Pardoe bezeichnete davon ausgehend sowohl die zahlreichen Liebschaften Heinrichs IV., wie auch

123 Ibid.

124 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 130.

125 Ibid., S. 150f.

dessen Forderung, Maria solle diese öffentlich billigen, als »singular and insulting«[126]. Martha W. Freer sprach von »follies and aberrations of the king«[127] und auch die Strickland-Schwestern wiesen auf die Unhaltbarkeit der Situation Marias hin[128]. Daraus resultierte eine verständnisvolle Haltung gegenüber der öffentlich artikulierten Wut der Herrscherin, denn »the annoyance of the proud Florentine princess [could not] be subject of astonishment to any rightly-constituted mind. The position was a monstrous and an unnatural one«[129]. Freer führte zwar die von Sully übermittelte Anekdote an, dass Maria vor Zorn ihren Mann einmal fast geschlagen hätte[130], entschuldigte diesen Wutausbruch aber auf der Grundlage einer psychologisierenden Erklärung. Denn die Kindheitserfahrung des Ehebruchs ihres Vaters »imbibed her hate and frantic jealousy of illicit relations«[131].

In der englischen Historiografie tendierten die weiblichen Autoren also eindeutig zu mehr Verständnis für die Lage Marias als betrogener Ehefrau als es in der französischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts der Fall war. Nathaniel Wraxall äußerte sich allerdings ebenso kritisch zum Verhalten Heinrichs IV. und bewertete die Liebeseskapaden des Bourbonenkönigs als Kehrseite seiner politischen Größe[132]. Genauso wenig wie in Frankreich kann also in der englischsprachigen Rezeption der Ehe Marias und Heinrichs IV. von einer einheitlichen geschlechterspezifischen Parteinahme für den einen oder anderen ausgegangen werden. Wenngleich sich die Mehrheit der französischen Historiker im 19. Jahrhundert zugunsten Heinrichs IV. aussprach, war in England das Mitleid für die prekäre Lage Marias vorherrschend – sicherlich auch deshalb, weil das Bedürfnis einer nationalhistorisch begründeten Überhöhung des ersten Bourbonenkönigs dort nicht bestand.

Hinsichtlich der Bewertung der schweren Ehejahre kam Julia Pardoe zu einem ganz ähnlichen Schluss wie die französische Moralistin Thiroux d'Arconville im Jahr 1774. So liege die Tragik des Lebens Marias darin, dass die demüti-

126 Ibid., S. 114. Siehe auch S. 151: »Marie was a wife, a mother, and a Queen; and in each of these characters she was insulted and outraged. As a wife, she saw her rights invaded – as a mother, the legitimacy of her son questioned – and as a Queen her dignity compromised«, sowie S. 218.

127 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 3/1, S. 169.

128 Strickland, Henrietta Maria, S. 185.

129 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 129. Siehe auch ibid., S. 163, 166.

130 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 3/2, S. 73. Siehe auch S. 79.

131 Dies., Henry IV. and Marie de Medici, Bd. 2/2, S. 157.

132 Wraxall, History of France, S. 294, 355: »History vainly attempts to draw a veil over these excesses, which involuntarily diminish our veneration for Henry the Fourth«. Siehe auch S. 412, 438–445.

genden Erfahrungen dieser Zeit die schlechten Eigenschaften ihres Charakters verhärtet hätten, während günstigere Umstände diese hätten eindämmen können[133]. Sie betonte daher:

> Again we fearlessly repeat that the historians of the time have not done Marie de Medicis justice. They expatiate upon her faults, they enlarge upon her weaknesses, they descant upon her errors; but they touch lightly and carelessly upon the primary influences which governed her after-life. She arrived in her new kingdom young, hopeful, and happy – young, and her youth was blighted by neglect; hopeful, and her hopes were crushed by unkindness; happy, and her happiness was marred by inconstancy and insult. Her woman-nature, plastic as it might have been under more fortunate circumstances, became indurated to harshness; and it is not they who strive to work upon the most solid marble, who should complain if the chisel with which they pursue their purpose, become blunted in the process[134].

Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Autorinnen war allerdings, dass Thiroux Maria von Medici aufgrund ihrer Unversöhnlichkeit und Streitsucht eine Teilschuld an der desolaten Ehesituation einräumte[135]. Pardoe stellte Maria hingegen durchweg als unschuldiges Opfer dar.

Die Stilisierung Marias als betrogene und öffentlich gedemütigte Ehefrau sollte das Mitleid der Leser beziehungsweise vor allem der Leserinnen erregen. So postulierte Freer, dass die Situation Marias »the strongest compassion« für die Herrscherin wecke[136]. Gemäß der strengen viktorianischen Sittenmoral verklärte Pardoe sie als Opfer der ungezügelten und erniedrigenden Gelüste des Königs[137]. Die Empathie für Maria untermalte sie außerdem mittels narrativer psychologisierender Einschübe, die dem Leser Marias Schmerz begreiflicher machen sollten und ganz der von den Verfasserinnen von *royal lives* eingenommenen introspektiven Sicht entsprechen[138]. Um ihrer englischen Leserschaft das Ausmaß des Leids Marias nahezubringen, griff Pardoe überdies auf den überzogenen Vergleich mit den unglückseligen Ehefrauen des Tudor-Königs Heinrich VIII. (1491–1547) zurück, denn »her [Maria's] period of probation was a bitter one; and it may be doubted whether the axe of our own eighth Henry were not after all more merciful in reality, than the wire-drawn and daily-

133 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 269f. Siehe auch Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. XVIII, 41.

134 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 418f.

135 Vgl. Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 1, S. 56f.

136 Freer, The History of the Reign of Henry IV., Bd. 3/1, S. 169.

137 Vgl. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 1, S. 278f., 281.

138 Vgl. z. B. ibid., S. 226–228.

recurring torture to which his namesake of France subjected the haughty and high-spirited woman who was fated to find herself the victim of his vices«[139].

Die in der englischen stärker als in der französischen Historiografie zum Ausdruck gebrachte Sympathiebekundung für die leidgeprüfte Maria als Ehefrau entsprach allerdings ebenfalls keinem allgemeinen Konsens. Der Kritiker des »Blackwood's Magazine« bemängelte etwa, dass Pardoe Heinrich IV. in einem viel zu schlechten Licht dargestellt habe[140]. Der Rezensent für die »Edinburgh Review« äußerte ebenfalls sein Befremden angesichts der von ihr vorgelegten empathischen Stilisierung Marias. Seiner Meinung nach hatte es Maria schlichtweg an Geschick und Versöhnlichkeit gemangelt, um sich die Zuneigung des Königs zu sichern[141]. Beide Rezensionen offenbaren, dass Heinrich IV. auch in England ein hohes Ansehen genoss. Der Ansatz, das Bild des ehemals protestantischen Fürsten und eines der wichtigsten Verbündeten der englischen Königin Elisabeth I. (1533–1603) zugunsten einer Aufwertung seiner Ehefrau zu trüben, war daher auf der britischen Insel ebenso umstritten.

Marias Exil in England

Das Londoner Exil der französischen Königinmutter zwischen 1638 und 1641 wurde in der englischsprachigen Historiografie vorwiegend von Julia Pardoe und Elizabeth Strickland behandelt. Sie stützten sich für die Schilderung der innenpolitischen Wirren der Mitte des 17. Jahrhunderts auf die einschlägigen Bände der Geschichte Englands von David Hume und John Lingard, wenngleich beide Autoren in ihren Darstellungen nur äußerst knapp auf den Aufenthalt der exilierten französischen Königin bei ihrer Tochter Henrietta Maria und deren Mann Karl I. eingingen[142]. Pardoe und Strickland kommt daher der Ver-

139 Ibid., S. 270.

140 O. V., Modern Light Literature-History, S. 449.

141 Vgl. o. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 441f.

142 Vgl. David Hume, The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688 in Eight Volumes, Bd. 6, London ²1773; John Lingard, A History of England from the First Invasions by the Romans to the Commonwealth, Bd. 6, London 1825. Lingard erwähnte Maria nur einmal kurz, indem er anführte, dass »the unpopularity of the daughter [Henrietta Maria] extended itself to the fugitive [Maria de Medici]«, siehe ibid., S. 408. Hume ging zwar ebenfalls nur knapp auf Maria ein, doch in viel empathischerer Weise. Er sprach von ihr als der »unfortunate queen« und betonte, dass »though she behaved in the most inoffensive manner, she was insulted by the populace on account of her religion; and was even threatened with worse treatment«, siehe Hume, The History of England, S. 432.

dienst zu, sich als Erste ausführlich damit befasst zu haben, wenngleich ihre Darstellungen sehr unterschiedlich ausfallen.

Pardoe legte 1852 in »The Life of Marie de Medicis« einen detaillierten Bericht über die Vorverhandlungen zu einem möglichen Aufenthalt Marias in London sowie über deren englisches Exil vor[143]. Sie berichtete vom Misstrauen der englischen Bevölkerung gegenüber der Exilierten, sowie von den Spannungen, die ihre Anwesenheit und die ihres katholischen Gefolges zwischen ihrem Schwiegersohn, dem Parlament und dem Volk geschürt hatten[144]. Gemäß dem erklärten Ziel ihrer Biografie diente die Darstellung des Londoner Aufenthalts Marias der Unterstreichung ihres tragischen Schicksals, zu dem ab 1638 eine steigende Perspektiv- und Mutlosigkeit kam[145].

Dies kontrastiert stark mit der Version, die die Strickland-Schwestern beziehungsweise Elizabeth Strickland[146] der englischen Leserschaft in der Mitte der 1840er Jahre vorgelegt hatten. Der Schwerpunkt ihrer Erzählung lag, entsprechend ihres Themas der Biografien englischer Herrscherinnen, auf Königin Henrietta Maria und den innerenglischen Verhältnissen. Während des Aufenthalts Marias von Medici in London waren mehrere ineinander verknüpfte Konflikte in England eskaliert, darunter die Differenzen zwischen dem Parlament und Karl I., der seine eigenen Prärogativen zunehmend in einem absolutistischen Sinne auszubauen suchte, und nicht zuletzt die konfessionellen, politisch aufgeladenen Spannungen zwischen den puritanischen und katholischen Kräften des Landes. Anders als Pardoe, die betonte, dass Maria allein durch ihre Anwesenheit ungewollt zur Verschärfung der Situation beigetragen habe, unterstellte ihr Elizabeth Strickland, aktiv an der Eskalation und somit an diesem Abschnitt der englischen Geschichte mitgewirkt zu haben. Eine wichtige Quelle der Historikerin waren hierfür die Memoiren von Françoise de Motteville (1615–1689), einer Vertrauten der englischen Königin Henrietta Maria.

Strickland setzte die Bewertung der Rolle Marias in der englischen Geschichte bewusst ein, um das englische Königspaar Karl und Henrietta positiv darzustellen. Sie, die 1644 ins Exil musste, und er, der 1649 hingerichtet wurde, sollten hierbei zu Märtyrern verklärt werden. So berichtet Strickland von der selbstlosen Güte und Großzügigkeit des Herrscherpaares, das 1638 trotz aller innenpolitischer Bedrängnis und aller Sorgen die heimatlose Medi-

143 Vgl. Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 447f., 504, 513–539.

144 Vgl. ibid., S. 525–537.

145 Ibid., S. 525.

146 Elizabeths Stil galt gemeinhin als sachlicher und kritischer im Umgang mit den von ihr behandelten Herrscherinnen als der ihrer Schwester. So bezeichnete ihn eine Rezensentin des ausgehenden 19. Jahrhunderts als »more masculine than that of Agnes«, siehe Lee, Art. »Agnes Strickland«, S. 49. Siehe hierzu auch Fraser, Introduction, S. 7.

ceerin herzlich und mit allem ihr gebührenden Respekt willkommen geheißen habe[147]. Das Verhältnis zwischen Maria und der englischen Königin beschrieb Strickland als besonders innig. Der Leser erfährt außerdem, dass Henrietta die »favourite daughter«[148] der Königinmutter gewesen und ihr bereits 1617 treu ins erste Exil nach Blois gefolgt sei[149]. Dem selbstlosen Verhalten des englischen Königspaares stellte Strickland Marias Undankbarkeit entgegen, denn: »The restless spirit of Marie de Medicis […] made but an ill return to Charles and Henrietta for their disinterested and loving kindness to her in her distress«[150]. Die Rücksichtslosigkeit Marias äußerte sich ihrer Meinung nach in einem verschwenderischen Lebensstil – auch hier ein geläufiger Topos ihrer Rezeption seit dem 17. Jahrhundert, der allerdings aus viktorianischer Perspektive sicherlich als Verweis auf die vom Hof und dem Herrscher erwartete bürgerliche Sparsamkeit zu deuten ist.

Die Darstellung Henrietta Marias als fürsorgliche Tochter und einmütig mit ihrem Gatten handelnde Ehefrau entsprach dem Ziel der Strickland-Schwestern, die Herrscherinnen ganz privat, im Kreise ihrer Familie abzubilden und damit als »emblematic of the bourgeois values of the [Victorian] age«[151] zu stilisieren. Gemessen an solchen häuslichen Kriterien unternahmen die Schwestern auch eine positive Neubewertung der Stuart-Könige und -Königinnen[152]. Rosemary Mitchell interpretierte derlei Ansätze als

> typical examples of the Victorian revisionist tradition, generally Tory, Catholic and Romantic in its emphases, which involved the championing of »lost causes« and controversial figures who had fallen foul of the dominant Whig

147 Vgl. Strickland, Henrietta Maria, S. 267f.

148 Ibid., S. 192

149 Ibid. Siehe auch S. 291: Hier berichtet Strickland erneut von der Fürsorglichkeit Henriettas gegenüber ihrer Mutter. So soll die 1642 in den Generalstaaten weilende englische Königin ihren Mann gebeten haben, sich um ihre sterbende Mutter in Köln kümmern zu dürfen, habe dann allerdings davon abgesehen, um die politischen Interessen ihres Mannes nicht zu gefährden. Strickland datierte in diesem Zuge den Tod Marias falsch auf den Winter 1642. Pardoe sprach ebenfalls positiv von »the gentle wife of Charles I.«, die sich liebevoll um ihre »helpless mother« gekümmert habe, in Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 530.

150 Strickland, Henrietta Maria, S. 268.

151 Spongberg, Art. »Strickland Sisters«, S. 547.

152 Rosemary Mitchell, Art. »Great Britain«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 221–230, hier S. 224: »Sympathies were enlisted on the side of the Stuarts – not because divine right was justified, but because they were good wives and husbands, mothers and fathers«.

> narrative of Protestantism, progress and prosperity. Women were keen contributors to this revisionism[153].

Tatsächlich hatte bereits eine zeitgenössische Rezensentin Agnes Stricklands »extraordinary devotion to Mary [Stuart] Queen of Scots and her strong tory prejudices« angeprangert[154]. Obgleich die Stricklands nicht katholisch waren, verkehrten sie aufgrund ihrer Recherchen mit der alteingesessenen katholischen Aristokratie. Dieser Umstand, so Antonia Fraser, »enabled them to write of Catholic sovereigns such as Henrietta Maria […] with an understanding rare in early Victorian England«[155]. Diese dem dominanten, protestantisch geprägten Geschichtsdiskurs gegenläufige positive Rezeption der Stuarts schloss bei Elizabeth Strickland allerdings nicht die exilierte Mutter der Königin Henrietta Maria mit ein. So kritisierte sie etwa die Tatsache, dass der von Maria von Medici und ihrem französischen Gefolge offen zur Schau getragene Katholizismus die Spannungen zwischen König und Parlament geschürt habe[156]. Die Mediceerin diente demnach – ähnlich des in der französischen Historiografie geläufigen Mechanismus – als Negativfolie, um das Stuart-Paar Henrietta Maria und Karl I. umso deutlicher zu rehabilitieren. Dies wird auch an einem weiteren Beispiel deutlich.

So führte Elizabeth Strickland Marias große Angst angesichts der eskalierenden Lage an, die kurz nach ihrer Abreise in einen Bürgerkrieg ausarten sollte. Auch Pardoe beschrieb bildhaft ihre Panik vor der aufgewiegelten Menge[157]. John Lingard hatte im frühen 19. Jahrhundert diese Furcht der Mediceerin vor den Aufständen der wütenden Bevölkerung bereits als Hauptmotiv für ihre Abreise angeführt[158]. Dieser Interpretation schloss sich Strickland an: »The queen's mother, Marie de Medicis, was so infinitely terrified at the violence of the insurgent mobs at this crisis, that she insisted on departing forthwith to Holland. This queen was a marked person by the insurgents; they excit-

153 Ibid.

154 Lee, Art. »Agnes Strickland«, S. 50.

155 Fraser, Introduction, S. 6f.

156 Vgl. Strickland, Henrietta Maria, S. 268f. u. die Ausführungen im selben Kapitel unter Teil II, Kap. 2.2.2.

157 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 535f.: »[T]he wife and the mother of kings, before whose frown the high-born and the powerful had once shrunk, sat shivering in the vast saloons of a foreign place, crouching beneath the hoarse cries of a hostile multitude, and quailing in terror at their coarse threatenings«.

158 Lingard, A History of England, S. 408.

ed the popular wrath against her by every invention within the range of possibility«[159].

Die Furcht Marias vor den Aufständischen bewirkte nach Meinung Stricklands allerdings nicht nur ihre Abreise. Die Autorin unterstellte ihr überdies, aus besagter Angst heraus Druck auf den König ausgeübt zu haben, um dessen unbeliebten Berater Thomas Wentworth, den ersten Earl of Strafford (1593–1641), auszuliefern. Dieser hatte mit seinem Bestreben, den absoluten Herrschaftsanspruch des Königs zu fördern, den Unmut des Volkes auf sich gezogen und war vom Unterhaus 1641 in einem *bill of attainder* zu Tode verurteilt worden. Das Oberhaus hatte Strafford zwar freigesprochen, doch wurde er am 12. Mai 1641 hingerichtet, weil Karl I. das Todesurteil dennoch unterzeichnet hatte. Strickland wehrte sich an dieser Stelle gegen die in der englischen Historiografie kursierende Deutung, Henrietta Maria sei diejenige gewesen, die aus Furcht vor einem Aufstand ihren Mann zur Vollstreckung des Urteils gedrängt habe. Sie begründete dies damit, dass es sich hierbei um eine begriffliche Verwechslung handle und in Wirklichkeit Maria, nicht Henrietta die »Königin« sei, von der die Quellen berichteten, dass sie Angst vor den Aufständischen gezeigt habe[160]. Damit entlastete Strickland die englische Königin, indem sie deren Mutter die Verantwortung für die Hinrichtung des königlichen Beraters zuwies. Diese Behauptung ist nur bei ihr zu finden und somit nicht verifizierbar[161].

Superlative eines Schicksals

Pardoe war die einzige der hier untersuchten Autoren, die sich mit dem gesamten Exil Marias befasste. Ihr Schicksal sollte gemäß einem geläufigen Vanitas- und Fortunatopos als beispiellos in der europäischen Geschichte gelten, denn Maria habe, so Pardoe, als einziges gekröntes Haupt den tiefen Fall von der prunkvollen Königin zur verarmten und unwillkommenen Exilierten durchlebt[162]. Um das Ausmaß dieses Sturzes deutlich zu machen, setzte die Autorin

159 Strickland, Henrietta Maria, S. 275.

160 Ibid., S. 274: »The assertion of the queen's pusillanimity being entirely founded on palace-gossip, there is reason to suppose that Henrietta has been confounded with the queen of France, her mother, Marie de Medicis, who was domesticated with her at that period, and was exceedingly frightened at the violence of the revolutionary mob«.

161 Von einer Mitschuld Marias am Tod Straffords steht bei Hume nichts, vgl. Hume, The History of England, S. 458f.

162 Der Interpretation Pardoes schloss sich Freer 1863 an, wenngleich ihre eigenen Ausführungen mit dem Tod Heinrichs IV. 1610 endeten. Siehe Freer, The History of the

im dritten Band zunehmend mitleiderregende Bezeichnungen ein, wie »the unhappy Mary«, »the unfortunate Princess«, »the slighted mother and the humbled Queen«, »the unfortunate Queen-mother«, »the heart-broken Queen«, »[the] helpless mother« oder auch »the ill-fated Marie de Medicis«[163]. Dies gipfelte in folgendem Nachruf: »Thus perished [...] childless, or worse than childless; homeless, hopeless, and heart-wrung, the haughty daughter of the Medici – the brilliant Regent of France; the patroness of art; the dispenser of honours; and the mother of a long line of princes«[164].

Wesentlicher Akteur des Sturzes Marias war Kardinalminister Richelieu, den Pardoe leitmotivisch als verschlagenen, heimtückischen und kriegstreibenden Tyrannen stilisierte[165]. Maria warf sie allerdings zugleich vor, verblendet in den Konflikt mit Richelieu eingetreten zu sein und ihren Kontrahenten unterschätzt zu haben[166]. Dieses negative Bild Richelieus entsprach durchaus dem, das sich auch in Belgien bei der Schilderung des Exils Marias widerspiegelte sowie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich noch verbreitet worden war, bevor der Prinzipalminister in der Dritten Republik zum glorreichen Verfechter nationaler Werte aufstieg. Obgleich sich die Kritik an Richelieu in Frankreich meist auf seinen Beitrag zur absolutistischen Nivellierung bezog, werden die englischen Leser mit dem Minister eher die schlechte Erinnerung an die demütigende Niederlage der englischen Flotte 1628 vor der von Richelieu belagerten protestantischen Hafenstadt von La Rochelle vor Augen gehabt haben.

Um die Einzigartigkeit des tragischen Schicksals Marias hervorzuheben, übertrieb Pardoe das vermeintlich grausame Verhalten des Kardinalministers. Sie sprach ihm Willkür und Skrupellosigkeit im Umgang mit seiner ohnehin geschwächten Gegnerin zu und berichtet von Richelieus »pitiful and puerile hypocrisy«. So betonte sie, dass »the reader [of his memoirs] is startled by the mass of petty manœuvres upon which he dilates«[167]. Dies führte die englische

Reign of Henry IV., Bd. 3/2, S. 257: »The after-fate of Marie de Medici and the neglect with which she was treated seem peculiarly cruel«.

163 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 46, 61, 68, 441, 475, 530, 577.

164 Ibid., S. 576f.

165 Siehe z. B. ibid., S. 31, 167, 178, 222, 223, 255, 338.

166 Siehe u. a. ibid., S. 240: »But Marie de Medicis, subtle politician as she esteemed herself, was utterly incapable of appreciating the character of Richelieu. She had now reached her fifty-third year; she was no longer necessary to the fortunes of the man whose greatness had been her own work; and she had ceased to interest him either as a woman or as a Queen«. Damit schloss Pardoe implizit nicht aus, dass die beiden irgendwann eine Affäre gehabt haben könnten.

167 Beide Zitate ibid., S. 455.

Autorin zu folgendem Schluss: »Of all the victims of the Cardinal the Queen-mother was however the most wretched and the most hopeless«[168].

Dem kaltherzigen Kardinal legte Pardoe ihrem Leser mittels ihres introspektiven Ansatzes kontrastierend ein menschliches Bild der verfolgten Mediceerin vor. Hierfür griff sie erneut häufig auf psychologisierende Elemente zurück, um Mitgefühl zu erzeugen. Sie zeichnete etwa detailliert die angeblichen Gedanken Marias nach, deren Hoffnung auf eine Rückkehr nach Frankreich zunehmend verblasst sei und die sich allmählich der Realität ihres Exils habe stellen müssen[169]. Besonders auf die Einsamkeit der exilierten Herrscherin ging die Autorin genauer ein[170]. Allein Rubens soll Maria aus früheren Zeiten geblieben sein, dessen Freundschaft zur Königinmutter die englische Schriftstellerin im Rahmen eines fiktiven Dialogs inszenierte. In diesem Gespräch bietet Rubens seiner ehemaligen Gönnerin an, sich in seinem Kölner Haus niederzulassen[171]. Eine solche Unterredung, wie sie Pardoe zum Zeitpunkt der Überfahrt Marias im Sommer 1641 schildert, hätte allerdings historisch nie stattfinden können, da Rubens damals bereits seit einem Jahr verstorben war (30. Mai 1640).

Marias Exil in Köln bildet bei Pardoe den Tiefpunkt des tragischen Lebens der Königin. Dabei verliert sich die Autorin in Superlativen, die das Ausmaß ihrer Armut und ihres sozialen Abstiegs verdeutlichen und Pardoes narratives Leitmotiv des beispiellosen Schicksals Marias abrunden sollen. Der Leser erfährt demnach, dass Maria »found herself reduced to the greatest extremity«[172] und in einem Zustand der »extreme wretchedness« habe leben müssen[173]. Das Haus, in dem sie untergebracht war, habe sich darüber hinaus »in one of the most ancient and gloomy streets in the immediate vicinity of the Cloth-market« befunden[174]. Wenn Pardoe diese Bleibe zudem als »Gothic house«[175] bezeichnet, so bezog sich dies primär zwar auf dessen mittelalterliche Architektur, doch wird sie damit unweigerlich bei ihren englischen Zeitgenossen gruselige Assoziationen mit den damals beliebten Schauerromanen der

168 Ibid., S. 375. Siehe auch S. 538.

169 Siehe ibid., S. 395f., 441 oder auch 463.

170 Ibid., S. 538: »Abandoned by her children, and by the ancient allies of the King her husband; forsaken by her friends, and almost forgotten by her enemies, the wretched Marie de Medicis found herself literally bereft of all support«.

171 Vgl. ibid., S. 540–545. Die Kölner Bleibe Marias wird häufig fehlerhaft als Geburtshaus von Rubens bezeichnet. Siehe zur Widerlegung dieser Annahme Teil II, Kap. 3.2.2.

172 Pardoe, The Life of Marie de Medicis, Bd. 3, S. 575.

173 Ibid.

174 Ibid., S. 545f.

175 Ibid., S. 546.

romantischen Bewegung ausgelöst haben, den sogenannten *gothic novels*. Den extremen Armutszustand Marias verdeutlichte Pardoe außerdem anhand der Anekdote, dass die Mediceerin angeblich im Winter 1641/42 ihre Möbel hatte verheizen müssen[176], dass sie »between four bare walls« gelebt habe und »on a wretched bed« gestorben sei[177]. Aus einer Fußnote ist zu entnehmen, dass sie sich hierbei auf Dreux du Radier bezog[178]. Wie schon im einschlägigen Kapitel zur französischen Rezeption Marias von Medici ausgeführt, war die Darstellung von Dreux du Radier in der Mitte des 19. Jahrhunderts von französischen Autoren als Übertreibung aufgedeckt worden[179].

Auch Pardoes Versuch, mithilfe von Superlativen, empathischen Ausrufen und der Verteufelung von Marias Kontrahenten Richelieu Mitleid für die Tragik des Schicksals der Königin zu erzeugen, schlug bei vielen Zeitgenossen fehl. Der Rezensent der »Edinburgh Review« wehrte sich vehement dagegen und entgegnete: »We must refuse extraordinary sympathy to a Queen who […] by her willful folly persisted in provoking her malignant destiny«[180]. Damit rezipierte er den seit dem Ancien Régime im französischen Bild Marias geläufigen, von Richelieu ins Leben gerufenen und verbreiteten Topos der Selbstverschuldung und Eigenverantwortung, den Thiroux d'Arconville in der Spätaufklärung moralistisch untermalt hatte[181].

Die Rezeption Marias von Medici wurde im viktorianischen England ganz wesentlich von weiblichen Historikern geprägt, die sich als Verfasserinnen populärer Herrscherinnenbiografien bei einer vorwiegend weiblichen Leserschaft großer Beliebtheit erfreuten. Sie stützten sich zur Ausarbeitung ihrer Werke auf ein Netzwerk an gelehrten Kontakten, das teils bis nach Frankreich reichte und ihnen Zugang zu den einschlägigen Institutionen verschaffte. Die drei hier untersuchten Autorinnen stützten sich indes alle in ihren Darstellungen vorzugsweise auf bereits edierte Quellen des Ancien Régime wie etwa Memoiren und diplomatische Berichte, nicht aber auf Werke ihrer französi-

176 Ibid., S. 575.

177 Beide Zitate ibid., S. 576.

178 Siehe ibid., S. 575. Vgl. mit Dreux du Radier, Mémoires historiques, S. 372–374.

179 Siehe hierzu Teil I, Kap. 4.2.4.

180 O. V., Life and Memoirs of Marie de Medici, S. 438. Siehe auch S. 448: »We have said we do not appreciate in the light Miss Pardoe does those appalling ›contrasts‹ in her heroine's life upon which she so frequently and so feelingly dwells. We are not cold-blooded, nor have we yet supped so full of horrors as to be insensible to undeserved suffering. But we read in Marie's history nothing save that of an unruly woman, whom no experience could teach moderation«.

181 Siehe Thiroux d'Arconville, Vie de Marie de Médicis, Bd. 3, S. 506.

schen Zeitgenossen. Auf dieser gemeinsamen Ausgangsbasis entwickelten sie jedoch sehr unterschiedliche eigene Perspektiven auf die französische Königin. Neben Julia Pardoes umfassender dreibändiger Biografie, die Empathie für das tragische Schicksal ihrer Figur wecken sollte, nahm Martha W. Freer die Mediceerin vorwiegend als wichtige kulturhistorische Wegbereiterin des französischen Hoflebens im 17. Jahrhundert wahr. Ihrer beider bürgerlich-viktorianischer Fokus auf das private Schicksal der Bourbonenkönigin als gedemütigter Ehefrau sollte ein relativierendes Gegenlicht auf ihre politischen Verfehlungen werfen, verhinderte jedoch auch zu großen Teilen eine Auseinandersetzung mit Maria von Medici als politischer Akteurin. Der Fokus auf die privaten Facetten der Herrscherin als Ehefrau und Mutter ist hierbei als typisches Merkmal der von viktorianischen Autorinnen verfassten *royal lives* zu werten. Die Strickland-Schwestern untersuchten Maria von Medici hingegen nur am Rande als Schwiegermutter Karls I., doch bot ihre Darstellung zweifelsohne bislang unbekannte Einblicke in Marias englisches Exil. Die Ausführungen der Stricklands zur Mediceerin dienten allerdings vorrangig der Rehabilitierung und Verklärung der Stuart-Königin Henrietta Maria.

2.4 Zusammenfassung

Die Rezeption der französischen Königin Maria von Medici zeichnete sich im englischsprachigen Raum im 19. Jahrhundert vor allem durch ihren Eklektizismus aus, sei es hinsichtlich der Autoren oder behandelten Themen. Einzigartig ist zudem die Tatsache, dass sie mehrheitlich von Frauen geprägt wurde. Wie in den anderen europäischen Ländern galt die weibliche Geschichtsschreibung auch in England als komplementär zu der von Männern dominierten Historiografie. Anders aber als in Kontinentaleuropa verfügte sie dort aufgrund der lang anhaltenden Durchlässigkeit der Geschichtswissenschaft über eine ganz andere gesellschaftliche Akzeptanz. In Ergänzung zu den eher klassisch anmutenden Studien von Napier, Wraxall und Lord über die politischen Zustände des frühen 17. Jahrhunderts warfen die hier untersuchten Autorinnen einen intimeren Blick auf die Regentin – nicht zuletzt im Hinblick auf ihre vorwiegend weibliche Leserschaft. So versuchte Pardoe anhand des Fortuna- und Vanitas-Motivs, das sie leitmotivisch in ihrer dreibändigen Biografie der Mediceerin entwickelte, Mitleid für die Protagonistin zu erregen. Freer befasste sich überdies mit dem kulturhistorischen Wirken der Königin, insbesondere im Hinblick auf das Hofleben. Das dreijährige Exil Marias von Medici in London spielte, wie es das Beispiel der Strickland-Schwestern zeigt, in der englischen Geschichtsschreibung so gut wie keine Rolle und galt höchstens als Randnotiz des englischen Bürgerkriegs. Ihrem Exil wurde demnach historiografisch keine Relevanz

in der eigenen Nationalgeschichte zugeschrieben, anders als etwa vergleichsweise zur selben Zeit in Belgien.

Auffällig ist des Weiteren, dass die Inhalte und Motive der englischsprachigen Rezeption Marias trotz der strukturellen Unterschiede in der Historiografie ansonsten nur minimal von ihrem französischen Pendant abweichen. Auch auf der britischen Insel spielte die Herrscherin in den einschlägigen Textproduktionen eine eher untergeordnete Rolle. Sie diente vornehmlich der Aufwertung anderer historischer Protagonisten wie den als Vertreter des französischen Protestantismus betrachteten Heinrich IV. und Sully oder, was im Falle ihrer englischen Rezeption neuartig war, der punktuellen Valorisierung ihrer Tochter Henrietta Maria, Königin von England. Letztere ist bei den Strickland-Schwestern als Tory-freundlicher Gegenentwurf zur dominanten, protestantischen und Whig-geprägten englischen Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu deuten. Demgemäß weichen die negativen charakterlichen Zuschreibungen Marias nur geringfügig von dem ab, was seit dem 17. Jahrhundert in Frankreich über sie verbreitet wurde. Dies war teils dem Quellenkorpus geschuldet, da die englischen Autoren nur selten auf Monografien zurückgriffen, die nach 1800 verfasst worden waren. In diesem Zuge wurden die misogynen und xenophoben Konnotationen im Bild der Herrscherin, die auf strukturelle und institutionelle Besonderheiten des Ancien Régime zurückgehen, von den englischen Autoren kaum hinterfragt.

Einen großen Unterschied weist die englische Geschichtsschreibung über Maria von Medici im Allgemeinen allerdings hinsichtlich der Schilderung ihrer Ehe mit Heinrich IV. auf. In einer in den französischen Quellen ungekannten Deutlichkeit werden die Eskapaden des Königs einstimmig verurteilt und Empathie für die betrogene Ehefrau eingefordert. Dieser Aspekt wurde insbesondere von den Autorinnen Julia Pardoe und Martha W. Freer vertreten, die anhand introspektiver, psychologisierender Elemente einen mitfühlenden Zugang zu der Herrscherin wählten. Die Verurteilung des Ehebruchs kann auf die viktorianischen Moralvorstellungen zurückgeführt werden. Demzufolge wurden die Eigenschaften Heinrichs IV., die in Frankreich als Ausdruck landestypischer Lebensfreude gefeiert wurden, in England – zumindest mit Blick auf die untersuchten Quellen – deutlicher kritisiert. Nicht zuletzt macht das englische Beispiel deutlich, wie sehr das Bild Marias von Medici in den französischen Metanarrativen eingesetzt wurde, um nationale Helden wie den ersten Bourbonenkönig in einem guten Licht erscheinen zu lassen, und hierzu Verfehlungen des Herrschers auch bewusst minimiert wurden.

Abschließend muss festgehalten werden, dass sich das Bild Marias von Medici in der englischen Geschichtsschreibung über das 19. Jahrhundert hinweg kaum gewandelt hat. Es erscheint statisch und rief zudem wenige Debatten um die Wertung ihrer Person und historischen Rolle hervor. Dies wird nicht

zuletzt einem allgemeinen, in den Rezensionen der hier untersuchten Werke deutlich zum Ausdruck gebrachten Desinteresse für diese historische Figur geschuldet gewesen sein. Eine augenfällige Konstante in der bürgerlich-viktorianischen Wahrnehmung Marias ist allerdings die klare Dichotomie zwischen ihrer privaten und öffentlichen Facette. So wird auf der Grundlage der französischen Quellen und Literatur zwar der kritische Blick auf ihr politisches Wirken als Regentin übernommen, doch dominiert der Versuch, sie zugleich als leidgeprüfte und bemitleidenswerte Ehefrau und Mutter zu stilisieren. Diese Interpretation wurde zwar wesentlich von weiblichen Autoren geprägt, aber auch von männlichen Historikern vertreten. Man wird daher eher auf gesellschaftliche als auf geschlechterspezifische Vorzeichen für eine solche apologetische Deutung dieser historischen Figur im englischsprachigen Kontext schließen müssen.

3. Das Bild Marias von Medici in der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts

Ich wage es, ein Deutscher, das Wort
über die französische Geschichte zu ergreifen[1].

3.1 Historischer Kontext

Nach der Überfahrt aus England und einem kurzen Aufenthalt in den Generalstaaten traf Maria von Medici im Oktober 1641 in der Reichsstadt Köln ein, wo sie die letzten neun Monate ihres Lebens verbrachte. Die Beweggründe der verstoßenen Königinmutter, sich gerade dort niederzulassen, bleiben unklar. Ihr Biograf Jean-François Dubost vermutet, dass sie sich mit dieser Entscheidung erhoffte, als Friedensvermittlerin in Köln neuen politischen Einfluss zu gewinnen[2]. Dort residierten nämlich seit dem Beginn der Verhandlungen zur Beendigung der später als Dreißigjähriger Krieg bekannten Auseinandersetzung die päpstlichen Legaten und zahlreiche katholische Diplomaten. Mit der Festlegung der Städte Münster und Osnabrück als Schauplätze der Friedensdiskussionen Anfang 1642 verlor Köln allerdings an diplomatischer Bedeutung in dieser Angelegenheit. Darüber hinaus war Köln aufgrund seiner Nähe zu Frankreich für die verstoßene Mediceerin sehr attraktiv. So soll Maria bis zuletzt auf eine baldige Rückkehr nach Paris gehofft und hierbei auf die sich anbahnende Verschwörung gegen ihren politischen Gegner, Kardinalminister Richelieu, gesetzt haben, die sich um einen Günstling Ludwigs XIII., den Marquis von Cinq-Mars, entsponnen hatte. Die Nachricht vom Scheitern des Komplotts und der Hinrichtung von Cinq-Mars im Juni 1642 läutete das Ende der politischen Ambitionen

1 Leopold von Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 1–2, Stuttgart, Tübingen 1852–1854, hier Bd. 1, S. III.

2 Hierzu stützt sich Dubost auf die Ausführungen Reumonts in Reumont, La morte di Maria de' Medici, S. 223f. Für das Exil der Königinmutter in Köln vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 851–856; Hübner, Regtmeier, Maria de' Medici, eine Fremde, S. 175–236.

der ohnehin bereits geschwächten Exilierten ein. Maria verstarb wenige Wochen später, am 3. Juli 1642.

Marias Exil in Köln wurde von den deutschen[3] Historikern des 19. Jahrhunderts nur am Rande behandelt. Interesse für diese historische Akteurin bekundeten sie meist nur im Rahmen ihrer Studien zum europäischen Konflikt des Dreißigjährigen Kriegs. Die deutsche Geschichtswissenschaft nahm im Europa des 19. Jahrhunderts eine Vorreiterrolle ein, was die Ausformung des Fachs und seine Abgrenzung zu anderen Disziplinen anging. Christian Simon sprach in dieser Hinsicht sogar von einem »deutsche[n] Vorsprung […] etwa eine[r] Generation«[4], der mit den preußischen Hochschulreformen des frühen 19. Jahrhunderts eingeleitet worden sei und von den anderen Ländern erst gegen 1914 habe eingeholt werden können[5]. Dieses »deutsche Modell«[6] umfasste die Professionalisierung des Fachs und damit die Ausarbeitung eines neuen methodischen Profils. Die neue Historikergeneration postulierte außerdem Sachlichkeit, was ebenfalls durch eine ausführliche wissenschaftspropädeutische Ausbildung garantiert werden sollte. Diese Historiker bildeten damit die intellektuelle Speerspitze des Staates, von der erwartet wurde, dass sie sich in aktuelle gesellschaftliche und politische Debatten einklinkte[7]. Nicht zuletzt wurde die neu definierte Geschichtswissenschaft in den Dienst des Staates gestellt und institutionalisiert, um dem Volk die eigene Nation, deren Geschichte und Werte zu vermitteln und dadurch Einheit zu stiften[8].

Die deutsche Historiografie sollte also den politischen Nationalisierungsprozess begleiten, der im 19. Jahrhundert eingesetzt hatte. In der Tat hatten die napoleonischen Feldzüge 1806 zur Auflösung des Alten Reichs geführt. Das Königreich Preußen reagierte auf diesen Umbruch mit einer umfassenden Staats- und Verwaltungsreformwelle, die unter Anleitung von Wilhelm von Humboldt (1767–1835) auch das Bildungswesen erfasste. Nach den Befreiungskriegen sahen sich die 1815 im Deutschen Bund zusammengeführten Staaten zahlreichen Herausforderungen gegenüber. Zum einen äußerte sich in der Märzrevolution von 1848 der Widerstand gegen den im Wiener Kongress von 1814/15 etablierten Konservatismus. Zum anderen bestimmte der Wunsch nach nationaler Einheit, sei es im Rahmen einer groß- oder kleindeutschen Lösung,

3 Unter der in diesem Kapitel angeführten Bezeichnung »deutsche Historiker« werden germanophone Historiker aus den Gebieten des späteren »kleindeutschen« Kaiserreichs verstanden.

4 Simon, Historiographie, S. 127.

5 Ibid., S. 127f.

6 Ibid., S. 127.

7 Siehe ibid., S. 100 u. Berger, Conrad, The Past as History, S. 84.

8 Vgl. Simon, Historiographie, S. 129.

zunehmend die Debatten der intellektuellen und politischen Eliten. Der Sieg der Allianz aus Norddeutschem Bund, Baden, Bayern und Württemberg gegen Frankreich 1871 führte schließlich im Januar desselben Jahres zur Ausrufung des Deutschen Kaiserreichs unter Ausschluss Österreichs und Leitung Preußens, das dann um die charismatische Persönlichkeit des Reichskanzlers Otto von Bismarck (1815–1898) einen zusehends konservativen Kurs einschlug. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs leitete schließlich den Untergang des noch jungen Deutschen Kaiserreichs ein.

Im Vergleich zur französischen Geschichtsschreibung weist die deutsche Historiografie des 19. Jahrhunderts einige grundlegende Unterschiede auf. Die in Deutschland sehr früh vollzogene Institutionalisierung des Fachs bewirkte, dass sich die Historiker häufig mehr mit dem Staat als mit dessen Akteuren befassten, wie es in Frankreich wiederum vornehmlich die liberalen und republikanischen Historiker vorangetrieben hatten. Dies wirkte sich zwangsläufig auch auf die anvisierte und angesprochene Leserschaft aus. Die englischen und französischen Historiker verfügten demnach tendenziell über ein weiter gefasstes Publikum, als die stark akademisch ausgerichteten deutschen Autoren[9]. Es ist daher kaum verwunderlich, dass alle hier im Hinblick auf die deutschsprachige Rezeption Marias von Medici untersuchten Autoren Akademiker waren und sogar alle eine Professorenlaufbahn eingeschlagen hatten beziehungsweise Staatsbeamte waren. Hinzu kommt, dass die deutsche Historikerlandschaft im 19. Jahrhundert von einem tiefen konfessionellen Graben gespalten sowie von Spannungen zwischen konservativen und gemäßigt-liberalen Kräften geprägt war[10]. Beide Konflikte entzündeten sich insbesondere an der Frage nach dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Anders als in Frankreich, wo sich in diesem Streitpunkt die liberale und dann schließlich linksrepublikanische, antiklerikale Deutung der Vergangenheit durchsetzte, dominierte in der deutschen Geschichtsschreibung der monarchische, rechtskonservative, vornehmlich von Preußen geprägte historische Diskurs. Dies wird auch bei der Untersuchung der deutschen Geschichtsbilds Marias von Medici im 19. Jahrhundert zu beachten sein.

Darüber hinaus muss bei der Untersuchung der Rezeption eines Themas der französischen Geschichte aus deutscher Sicht der ambivalente politische Kontext zwischen den beiden Ländern berücksichtigt werden. Die deutsch-französischen Beziehungen waren im 19. Jahrhundert geprägt von einem Spannungsfeld, das von gegenseitiger Faszination für die jeweilige Kultur und Geschichte bis hin zum offen ausgetragenen militärischen Konflikt reichte. Dies hatte zwangsläufig Auswirkungen auf die Kontakte zwischen deutschen und

9 Vgl. Berger, Donovan, Passmore, Apologias for the Nation-State, S. 7.

10 Vgl. Simon, Historiographie, S. 108–111.

französischen Historikern, die sich je nach politischer Lage zwischen Anpassung und Distanzierung bewegten[11]. Heinz-Otto Sieburg zufolge, der das deutsche Frankreichbild im 19. Jahrhundert eingehend untersucht hat, galt Frankreich lange Zeit als Erzfeind, bis mit dem Sieg von 1871 nicht nur die Angst vor dem linksrheinischen Nachbarstaat, sondern auch das historiografische Interesse für dessen Geschichte nachließ[12]. Zudem war das Frankreich-Bild der deutschen Historiker von einem starken politischen und teilweise auch – unter Protestanten – konfessionellen Gegensatzbewusstsein durchzogen. Die preußischen Historiker zeichneten sich oft durch eine konservative und protestantische Haltung aus, was mit den liberalen, linksrepublikanischen oder katholischen Positionen ihrer französischen Kollegen kontrastierte[13]. Trotz dieser Unterschiede betonte Sieburg allerdings auch, dass die Deutschen die Franzosen häufig für ihre historisch gewachsene Einheit bewunderten. Figuren wie Heinrich IV. und Richelieu ernteten in diesem Zusammenhang große Anerkennung[14]. Was bedeutete dies aber für die deutsche Rezeption Marias von Medici, Ehefrau Heinrichs IV. und zunächst Gönnerin, dann politische Opponentin Richelieus?

3.2 Gibt es eine spezifisch deutsche Rezeption Marias von Medici?

3.2.1 Zwischen Abgrenzung und Übernahme französischer Narrative

Deutschsprachige Quellen, die im 19. Jahrhundert von Maria von Medici handeln, sind spärlich und zudem sehr disparat. Die folgenden Beispiele sind daher lediglich als Streiflichter zu bewerten, aus denen aufgrund von zu wenig vorhandenem Vergleichsmaterial keine allgemeinen Tendenzen abgeleitet werden können. Sie führen jedoch eindrücklich vor Augen, dass sich die Spannweite der deutschen Wahrnehmung dieser französischen Königin zwischen den zwei Extremen der Übernahme und der Abgrenzung von Motiven der französichen Meistererzählungen erstreckt.

11 François, Siegrist, Vogel, Die Nation, S. 21.

12 Heinz-Otto Sieburg, Aspekte deutscher Historiografie über Frankreich zwischen 1871 und 1914. Strömungen, Modellfälle und Tendenzen, in: Heiner Timmermann (Hg.), Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Deutschland – Frankreich – Polen im 19. und 20. Jahrhundert, Saarbrücken 1987, S. 231f.

13 Ibid., S. 236–238. Siehe auch Simon, Historiographie, S. 115.

14 Sieburg, Aspekte deutscher Historiographie über Frankreich, S. 238.

Moriz Ritter und das heilsgechichtliche Narrativ

Die Übernahme nationalhistorischer Motive der Metanarrative des Nachbarstaats im Hinblick auf Maria von Medici wird am besten bei dem katholischen Historiker Moriz Ritter (1840–1923) deutlich.[15] Der Bonner Professor gehörte der streng quellenkritischen Schule an. Sein Hauptwerk ist die dreibändige »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Kriegs« (1889–1908), die als erste politisch und konfessionell neutrale deutschsprachige Darstellung dieses Konflikts gilt.

Hinsichtlich der Regentschaft Marias griff Ritter das bereits hier ausgeführte sakrale Narrativ des Sündenfalls auf[16]. Er bewertete das Wiedererrichtungswerk Heinrichs IV. nach den verheerenden Bürger- und Religionskriegen des ausgehenden 16. Jahrhunderts positiv als Erneuerung Frankreichs[17]. Ähnlich wie die französische Historiografie, die den ersten Bourbonenkönig in diesem Zusammenhang als wundersam begabten Fürsten regelrecht vergöttlichte, bezeichnete auch der deutsche Professor Heinrich IV. als »Schöpfer […] neuen Lebens«[18]. Ritter relativierte dieses Bild allerdings, indem er ebenso auf die Verdienste der Minister Sully und Villeroy verwies[19]. Die in der französischen Historiografie so gefeierte Außenpolitik Heinrichs IV. bewertete er zudem kritisch als Ausdruck »lärmender Prahlerei«[20]. So lehnte sich Ritter zwar inhaltlich an die Charakterisierung der Herrschaft des Bourbonenkönigs bei seinen französischen Kollegen an, doch distanzierte er sich auch teilweise mittels eines frankreichkritischen Untertons davon.

Moriz Ritters Urteil über die Regentschaft fiel überdies genauso aus wie in der dominanten Interpretation der französischen und darüber hinaus europäischen Geschichtsschreibung. So zeichnete er das Bild einer schwachen und inkompetenten Herrscherin[21]. Ritter beschrieb Maria von Medici als »eine Frau

15 Vgl. für detaillierte biografische Angaben Thomas Brechenmacher, Art. »Moriz Ritter«, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 21, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2003, S. 668.

16 Siehe hierzu Teil I, Kap. 3.5.

17 Vgl. Moriz Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648), 3 Bde., Stuttgart, Berlin 1889–1908, hier Bd. 2, S. 205 oder auch 298f.

18 Ibid., S. 299. Siehe hierzu den ähnlichen Diskurs bei Martin, Histoire de France, Bd. 11, S. 24: an dieser Stelle ist von den »patriotiques créations« Heinrichs IV. die Rede.

19 Vgl. Ritter, Deutsche Geschichte, Bd. 2, S. 299.

20 Ibid., S. 306.

21 Ibid., S. 337: »Von vornherein war es klar, daß Festigkeit und Kraft diese neue Regierung nicht bezeichnen werde«.

voll von Hochmut und Eigensinn, aber auch furchtsam und beschränkt«[22]. Seine religiöse, den französischen Meistererzählungen entlehnte Metapher Heinrichs IV. als nationalen Schöpfers führte Ritter weiter aus, indem er der Regentin eine »Verleugnung des Werkes des dahingegangenen Königs« unterstellte[23], was sprachlich an die Verleugnung des Petrus vor der Kreuzigung Jesu erinnert. Die Entscheidung zur politischen Abkehr von dem als gutes Werk dargestellten Handeln ihres Mannes kam somit einem Sündenfall gleich – eine Loslösung, die Ritter wie alle anderen Historiker ebenfalls im angestrebten Bündnis mit Spanien verortete[24].

In der dreigegliederten religiösen Metapher der Schöpfung, des Sündenfalls und der Erlösung nahm Richelieu bei Ritter – ähnlich wie bei zahlreichen französischen Vorläufern – die Rolle des Retters ein. Die Aufnahme des Geistlichen in den Königlichen Rat am 29. April 1624 betrachtete er daher als Wende nicht nur der französischen, sondern der europäischen Geschicke[25]. Den Minister stilisierte er als willensstarken Visionär, der dem Chaos, das Maria angerichtet hatte, Struktur verliehen und eine Zielrichtung gegeben habe[26]. Ritter schilderte ihn als Erlöser, dessen Aufgabe es gewesen sei, »das Ansehen Frankreichs aus einem Zustand der Erniedrigung wieder zu erheben«[27]. Darüber hinaus schrieb er Richelieu die Rolle des Vollenders des Werks Heinrichs IV. zu, weil er Frankreich eine Schiedsrichterrolle in Europa habe zuweisen wollen[28].

Die Hinterfragung französischer Rezeptionsmechanismen

Der Historiker Martin Philippson (1846–1916)[29] ist hingegen wohl derjenige, der in der deutschen Geschichtsschreibung am deutlichsten das in Frankreich entworfene Bild der Herrscherin Maria von Medici nicht nur hinterfragte, sondern dessen Motive und Mechanismen zu ergründen suchte. Dies tat er auf der Grundlage des in der deutschen Geschichtswissenschaft postulierten Objektivi-

22 Ibid.

23 Ibid.

24 Vgl. ibid., S. 337f.

25 Ders., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648), Bd. 3, S. 268.

26 Ibid., S. 268, s. auch S. 517: »den gewaltigen Geist des Kardinals«.

27 Ibid., S. 270.

28 Ibid., S. 268.

29 Vgl. für detaillierte biografische Angaben Astrid Mehmel, Art. »Martin Emanuel Philippson«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 20, Berlin 2001, S. 398f.

tätsanspruchs, der nicht ganz ohne eine gewisse Überheblichkeit auf die Historiografie der Nachbarländer herabblickte.

Der einer traditionsreichen jüdischen Gelehrtenfamilie[30] entstammende Martin Philippson studierte von 1863 bis 1866 in Bonn und Berlin Geschichte bei namhaften Professoren wie Leopold von Ranke, Gustav Droysen und Heinrich von Sybel, um dann ein Jahr lang in Paris Archivforschungen zum 17. Jahrhundert zu betreiben und als Korrespondent deutscher Zeitungen tätig zu sein. Nach seiner Habilitation 1871 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte allerdings 1879 einem Ruf nach Brüssel, weil er in Deutschland aufgrund seiner jüdischen Glaubenszugehörigkeit an keinen Lehrstuhl für deutsche Geschichte berufen wurde. Neben seinen Studien zur jüdischen und deutschen Geschichte machte sich Philippson einen Namen als Kenner der französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts. Zu nennen sind sein dreibändiges Werk »Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichts in Europa 1598–1610« (1870–1876)[31] und »Das Zeitalter Ludwigs XIV.« (1879).

Philippson befasste sich mit Maria von Medici im 1873 erschienenen zweiten Band von »Heinrich IV. und Philipp III.« Der Titel, der den Fokus auf die ihr zeitgenössischen spanischen und französischen Herrscher legt, macht bereits deutlich, dass Maria allemal eine Nebenfigur der Ausführungen sein kann. Doch wies ihr Philippson nicht grundsätzlich eine Randbedeutung zu und betonte, dass sie einen »entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Frankreich's« hatte[32]. Er widmete ihr daher ein paar Seiten und kam dabei zu sehr treffenden Schlüssen hinsichtlich ihres rezeptionsgeschichtlichen Schicksals[33]. Seinen Ausführungen stellte er nämlich die Feststellung voran, dass »[d]iese Königin […] von den französischen Geschichtsschreibern meist übel genug behandelt« wurde[34]. Das Extrem ihrer negativen Darstellung verortete er treffend bei dem republikanischen Nationalhistoriker Jules Michelet, dessen Port-

30 Vgl. zu dieser Gelehrtenfamilie Andreas Brämer, Ilse Fischer, Astrid Mehmel, Art. »Philippson«, ibid., S. 395–401.

31 Philippsons »Heinrich IV. und Philipp III.« fand auch in Frankreich Beachtung, was von einer Verdichtung der europäischen Vernetzung des historischen Diskurses im ausgehenden 19. Jahrhundert zeugt. Siehe hierzu die Erwähnung in der »Revue des questions historiques«, wo sein methodischer Ansatz mit dem von Zeller für dessen Studien zur Regentschaft Marias verglichen wurde, in L.P., Henri IV et Marie de Médicis par Berthold Zeller, S. 632. Zudem führte Mariéjol Philippson als weiterführende Literatur für seine eigenen Ausführungen zur Herrschaft Heinrichs IV. an, siehe Mariéjol, Histoire de France, Bd. 6/2, S. 47, 102.

32 Philippson, Heinrich IV. und Philipp III., S. 278.

33 Vgl. ibid., S. 278–284.

34 Ibid., S. 278.

rätierung Marias als »schwere Fleischmasse«, die »trägen und niedrigen Geistes« gewesen sei, er als Karikatur wertete[35]. So zog der deutsche Historiker folgenden Schluss:

> Wenn nun auch die übrigen französischen Geschichtsschreiber etwas maßvoller und nüchterner in ihrer Schilderung Mariens sind, so kommt sie doch auch immer schlimm genug bei ihnen fort. Es ist das auch natürlich. Mußte doch die zurückgesetzte, tausendmal gekränkte Gemahlin in recht ungünstigem Lichte erscheinen, damit Heinrich's IV., des nationalen Liebling's, Fehltritte leicht Verzeihung fänden; mußte doch diese »Italienerin mit deutschem Blute und spanischen Sitten« [Zitat aus Michelet] die dunkle Folie abgeben, auf der sich die glänzenden Gestalten des Bearners und Richelieu's um so strahlender abhüben[36].

Mit dieser Aussage formulierte er in einer Deutlichkeit wie kein anderer vor ihm ein über Jahrhunderte bewährtes, grundlegendes Prinzip der französischen Rezeption Marias von Medici. Mit seiner Schlussfolgerung, wonach das von ihr entworfene negative Bild angeblich typische Vorzüge von Franzosen umso deutlicher hervorheben sollte, benannte er bereits 1873 einen Mechanismus, der in der vorliegenden Studie als zentrale Konstante der Darstellung dieser Herrscherin im nationalhistorischen Metanarrativ Frankreichs herausgearbeitet werden konnte.

Der Topos der verlorenen Unschuld

Ausgehend von dieser grundlegenden rezeptionsgeschichtlichen Feststellung machte sich Philippson daran, seinen Lesern ein neues Bild Marias vorzulegen, das frei von den ideologischen Vorzeichen ihrer Rezeption in Frankreich sein sollte. Hierzu stützte er sich allerdings auf ein eher klassisches Quellenkorpus, bestehend aus zeitgenössischen Gesandtenbriefen und Memoiren (u. a. die von Bassompierre und Richelieu), und auf die in Frankreich erst im ausgehenden 19. Jahrhundert stärker hinzugezogenen Ausführungen zur toskanischen Geschichte von Jacopo Galluzzi aus dem Jahr 1781.

Der deutsche Historiker distanzierte sich zunächst von der in Frankreich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorherrschenden Meinung über das vermeintlich unansehnliche Äußere Marias. Anhand der ihm in Paris und Dresden bekannten Porträts bekräftigte er, dass »der erste Eindruck, den sie hervor-

35 Ibid. Siehe hierzu die Parallelstelle in Michelet, Histoire de France, Bd. 11, S. 76: »Elle [Leonora] avait beaucoup d'esprit, [...] remuait à droite ou à gauche cette pesante masse de chair«.

36 Philippson, Heinrich IV. und Philipp III., S. 278f.

brachte, […] ein gewinnender, günstiger [war]«[37]. Ähnlich wie die Engländerin Martha W. Freer berief er sich auf Galluzzi, um darüber hinaus die florentinische Kindheit der Königin genauer zu beleuchten. Regelrecht psychologisierend begründete er die angeblich zurückhaltende, ja sogar schüchterne Wesensart Marias mit ihrer unglücklichen Kindheit[38]. Damit zeichnete der deutsche Historiker ein von vornherein eher positives Bild der Mediceerin.

Besonders dezidiert nahm Philippson Abstand von dem in der französischen Historiografie geläufigen Narrativ bezüglich der Ehe des ersten Bourbonenpaares, wonach Heinrich IV. unter der Eifersucht und den Wutausbrüchen seiner Gattin habe leiden müssen. Wie die englischen Autoren Pardoe, Freer und Wraxall, von denen aber nicht nachweisbar ist, dass Philippson sie gelesen hat, vertrat der deutsch-jüdische Historiker eine sehr nachsichtige Position gegenüber Maria als betrogener Ehefrau. In seiner Version der Hochzeitsnacht wird die Abgrenzung zur französischen Historiografie besonders deutlich. Die Anekdote des Königs, der unvermittelt ins Zimmer seiner Braut tritt, sie ungestüm küsst und dann um eine Hälfte ihres Bettes bittet, wurde, wie bereits erläutert, im 19. Jahrhundert in der französischen Historiografie gern angeführt, um die verwegene, »französische« Lebensart Heinrichs IV. gegen die vermeintliche bigotte Prüderie Marias auszuspielen[39]. Philippson rückte diese Anekdote hingegen in ein für den Bourbonenkönig alles andere als vorteilhaftes Licht, in dem er die Hochzeitsnacht mit einer Vergewaltigung gleichsetzt:

> [N]un stelle man sich diese junge blühende Prinzessin vor, die vom Leben noch alle seine Freuden zu fordern hatte, verheiratet an einen bejahrten grauhaarigen Gemahl, der sie zuerst zwei Monate hindurch in Frankreich allein ließ, um dann mit dem Staub und Schweiß der Reise bedeckt bei ihr einzutreten und sofort mit der Brutalität, an die er bei seinen Mätressen sich gewöhnt hatte, die Gattenrechte bei ihr geltend zu machen[40].

Für die Schilderung der Ehe Heinrichs IV. und Marias berief sich Philippson vornehmlich auf die Memoiren und Briefe Richelieus. Gestützt auf die Berichte des Kardinals wehrte er den in der Historiografie geläufigen Vorwurf ab, Maria sei eine unverständige Ehefrau gewesen, und wies Heinrich IV. eindeutig die Schuld an den Missständen in der Beziehung zu[41].

37 Ibid., S. 279.

38 Vgl. ibid., S. 279f.

39 Siehe auch Teil I, Kap. 2.4.1.

40 Philippson, Heinrich IV. und Philipp III., S. 281.

41 Vgl. ibid., Bd. 2, S. 281–283. In Anm. 2 (S. 282) beteuerte Philippson, dass die Heftigkeit dieser Streitereien in der Historiografie seiner Meinung nach häufig übertrieben worden sei. Ritter wies ebenfalls der Zügellosigkeit Heinrichs IV. die Schuld für die

Die Schilderung Marias als gewinnende und unschuldige Persönlichkeit setzte Philippson des Weiteren bewusst zur Kontrastierung mit dem angeblichen Sittenverfall des französischen Hofs ein. Damit erhielt seine Darstellung einen latent antifranzösischen Grundton, bei dem die Franzosen des 17. Jahrhunderts mit negativen Vorurteilen behaftet wurden. So kehrte er etwa den von Michelet zugunsten der Franzosen aufgebauten Gegensatz zwischen der geistreichen französischen Mätresse des Königs, Henriette d'Entragues, und der als biedere Deutsche herabgewürdigten Maria um und erwiderte: »Mariens Charakter ist jedenfalls bei weitem fester, zuverlässiger und reiner, als der jener intriganten, gewissenlosen und untreuen Frau, die ein Jahrzehnt hindurch den König in schmachvollen Fesseln hielt«[42]. Auch dieses Beispiel zeugt erneut von Philippsons Willen, ein Bild Marias von Medici zu zeichnen, das in bewusstem Widerspruch zu dem steht, das in den französischen Meistererzählungen verbreitet wurde. Hierzu widersprach er nicht zuletzt regelmäßig Michelet, der als führender republikanischer Nationalhistoriker das Geschichtsbild der Franzosen tiefgreifend und nachhaltig geprägt hatte. Seine Behauptung, dass die junge Königin vom »Getümmel und Intrigenspiel«[43] und dem »rauschenden, frivolen [...] französischen Hof«[44] schockiert gewesen sein soll, kehrt ebenso das in der französischen Historiografie vom Antiitalianismus des 17. Jahrhunderts geprägte Bild Marias von Medici und ihres florentinischen Gefolges um und weist nun den Franzosen die Eigenschaften zu, welche diese den Italienern zugeschrieben hatten.

Dass Philippson solche negativen Stereotype über die Franzosen jedoch durchaus nicht nur historisch verstand, belegt sein Fazit des zweiten Bands von »Heinrich IV. und Philipp III.«. Dort fügte er ein längeres Zitat eines venetianischen Diplomaten aus dem 17. Jahrhundert ein. Letzterer beschrieb die Franzosen als prahlerisch, maßlos, selbstgefällig und fremdenfeindlich[45]. Philippson fügte dem den bedeutungsschweren Kommentar hinzu, »der Leser möge selbst beurtheilen, in wie fern sie [die Schilderung] heute noch gilt«[46]. Bedenkt man, dass Philippsons Werk kurz nach dem Deutsch-Französischen Krieg von

Ehestreitigkeiten zu, denn »[j]ene Leidenschaft für Frauen, die seine Jugend verwüstet hatte, brannte in dem jetzt 55-jährigen Manne mit widerwärtiger Glut ungezügelt weiter«. Der Bourbonenkönig galt Ritter zudem als »wollüstige[r] Fürst«, beide Zitate in Ritter, Deutsche Geschichte, Bd. 2, S. 305.

42 Philippson, Heinrich IV. und Philipp III., S. 283.

43 Ibid., S. 280.

44 Ibid., S. 281.

45 Ibid., S. 436: »Sie rühmen ihre Nation und verachten die andern, was von der großen Meinung herkommt, die sie von sich selbst haben«.

46 Ibid., S. 435. Für den vollständigen Zusammenhang siehe S. 435f.

1870/71 veröffentlicht wurde, dann zeugt sie von der angespannten Beziehung zwischen den beiden Nachbarstaaten. Philippson warf den Franzosen unter anderem ihren ausgeprägten Nationalstolz vor, dem seiner Meinung nach auch Maria rezeptionsgeschichtlich zum Opfer gefallen war, weshalb es sie selbst – in bewusster Opposition zur französischen Historiografie – in ein positives Licht rückte.

3.2.2 Kölner Exil der ehemaligen französischen Herrscherin

Anders als bei den belgischen Kollegen, die sich sehr ausführlich mit Marias Exil in den vormaligen Spanischen Niederlanden befassten, fand der Aufenthalt der französischen Königinmutter in der Reichsstadt Köln bei den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts nur wenig Beachtung und wurde maßgeblich von aus dem Rheinland stammenden Historikern behandelt, die dies als Beitrag zur Regionalgeschichte verstanden.

Historiografische Abhandlungen zum deutschen Exil Marias

Es gibt nur zwei Studien deutscher Historiker zum Kölner Exil der französischen Königin aus dem 19. Jahrhundert. Die eine stammt aus der Feder des in Aachen geborenen Alfred von Reumont (1808–1887)[47]. Er war ein hervorragender Kenner Italiens und insbesondere von Florenz, wo er ab 1830 für mehrere Jahre als preußischer Diplomat tätig gewesen war, bis die Wirren der italienischen Unabhängigkeitsbewegung ihn in den späten 1850er Jahren zwangen, die toskanische Stadt zu verlassen. Seinen langjährigen Aufenthalt in der Medici-Stadt hatte Reumont genutzt, um die lokalen Archive einzusehen. Viele seiner Publikationen zeugen von einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Geschichte der prestigeträchtigsten Familie von Florenz, so etwa die europaweit rezipierte zweibändige Biografie über Lorenzo den Prächtigen (1874) und seine »Jugend Katharinas de Medici« (1854)[48]. Im Jahr 1833 hatte er dort außerdem Leopold von Ranke kennengelernt. Dies beeinflusste sein weiteres Schaf-

47 Vgl. für weitere biografische Angaben Herbert Lepper, Art. »Alfred von Reumont«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 454f.

48 Beide Werke wurden europaweit rezipiert. Die Biografie des großen mediceischen Renaissance-Fürsten wurde nicht nur 1883 neu aufgelegt, sondern erschien überdies 1876 auf Englisch. Die Schilderung der Jugend Katharinas, der ersten französischen Medici-Regentin, erschien 1858 in einer italienischen und 1864 in einer französischen Fassung.

fen tiefgreifend, weil er sich von da an zunehmend der Quellenforschung zuwandte. So war er 1844 Mitgründer der Zeitschrift »Archivio Storico Italiano«, die Quellen zur italienischen Geschichte erschließen sollte. Darin ließ er 1885 seinen Aufsatz »La morte di Maria de' Medici« veröffentlichen[49].

Eigenen Angaben zufolge stützte sich Reumont für seinen italienischsprachigen Aufsatz zum Exil und Tod Marias von Medici in Köln wesentlich auf die einschlägigen Untersuchungen des rheinischen Lokalgelehrten Leonhard Ennen (1820–1880)[50]. Der Historiker und katholische Priester Leonhard Ennen[51] hatte in seiner Funktion als erster Kölner Stadtarchivar eine fünfbändige »Geschichte der Stadt Köln« (1863–1880) verfasst, die bis ins 17. Jahrhundert reicht[52]. Das vierzigste Kapitel des letzten Bands trägt die Überschrift »Der Tod der Königin Maria von Medicis«[53]. Dank seines Amts als Stadtarchivar und seiner geistlichen Funktion konnte sich Ennen sowohl auf die Ratsprotokolle und weitere Akten der Stadt als auch das Pfarrarchiv der Jesuitenkirche Sankt Peter in Köln stützen. Bereits Zeitgenossen warfen Ennen jedoch vor, mit den Quellen methodisch nicht sorgfältig genug umgegangen zu sein[54]. Nichtsdestotrotz bietet er für das Bild der verstoßenen französischen Königinmutter ganz neue Einblicke in ihre letzten Lebensmonate.

Eine patriotische und zugleich katholische Perspektive

Die Ausführungen des Stadtarchivars zum Kölner Exil Marias sind zunächst einmal lokalpatriotisch untermalt. Ennen verklärte seine Stadt als »sichere Zufluchtsstätte, an welcher sie [Maria] die so lang entbehrte Ruhe genießen, ein stilles, beschauliches Leben führen und in Frieden ihre vielbewegten Tage beschließen konnte«[55]. Um Kölns Verdienst als sicheren Ruhehafen zu bekräfti-

49 Vgl. Reumont, La morte di Maria de' Medici, S. 221–229. Die Quellen und Literatur, die er hierzu nutzte, führt Reumont auf S. 228f. auf. Der Aufsatz gilt bis heute als maßgeblich für Marias Kölner Exil, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 852.

50 Reumont, La morte di Maria de' Medici, S. 228.

51 Für mehr biografische Hinweise vgl. Hermann Keussen, Art. »Leonhard E. Ennen«, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 48, Leipzig, München 1904, S. 380–382.

52 Ibid., S. 381: Im Jahr 1880 wurde eine preiswerte einbändige Fassung herausgegeben, die bis 1815 reicht, als Köln preußisch wurde.

53 Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 697–708.

54 Keussen, Art. »Leonhard E. Ennen«, S. 382.

55 Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 697.

gen, betonte er einerseits die mitleiderregende Rastlosigkeit Marias[56] und andererseits die Bereitwilligkeit des Kölner Stadtrats, sie aufzunehmen[57]. Dass Köln dies freiwillig und sowohl herzlich als auch respektvoll getan hatte, entnahm der Stadtarchivar den Ratsprotokollen vom 26. Oktober 1641, die vom königlichen Empfang beziehungsweise Eintritt Marias in die Stadt handeln[58].

Darüber hinaus soll der Stadtrat sehr um das Wohlergehen der »schwer geprüfte[n] Fürstin«[59] bemüht gewesen sein. Dabei war die lokalpatriotische Dimension von Ennens Ausführungen zugleich von einem gesamtdeutschen Nationalstolz geprägt, der sich hier in einer Abgrenzung zu Frankreich äußerte. So kritisierte er:

> Einzelne von Frankreich gedungene Verräther an der deutschen Ehre und dem deutschen Reiche, die sich durch demonstrative Insolenzen gegen die Königin den besonderen Dank des Cardinals Richelieu zu verdienen hofften, ließen es sich mit besonderem Eifer angelegen sein, den Kölnischen Pöbel aufzustacheln und zu bestimmen, daß derselbe vor der Wohnung der Königin Ungezogenheiten der mannigfaltigsten Art verübte[60].

Ähnlich wie in den belgischen Quellen wird am Beispiel des Exils Marias von Medici der Stolz auf eine angeblich typisch deutsche Gastfreundschaft und Unbestechlichkeit gepflegt. Diese Grundhaltung deutscher Gastlichkeit Kölner Prägung glaubte Ennen anhand verschiedener Ratsprotokolle aus dem Jahr 1642 belegen zu können, denen er entnahm, dass der Stadtrat zusätzliche Wachen vor Marias Haus in der Sternengasse hatte postieren lassen, um Krawalle zu verhindern, und sogar einen Metzger beauftragt hatte, sie mit allem Nötigen zu versorgen[61]. Diese scheinbar nebensächlichen Details sollten beweisen, dass sich die Reichsstadt sowohl um das seelische als auch um das leibliche Wohl Marias gekümmert und dabei nichts dem Zufall überlassen habe.

56 Siehe ibid., S. 696: »[D]ie […] aus Frankreich vertriebene und von Land zu Land gehetzte frühere Regentin des französischen Königreiches« oder S. 696f.: »[Maria,] die seit ihrer Flucht aus Frankreich ruh- und friedlos von Land zu Land gewandert und überall mit Mißtrauen und Furcht empfangen worden war«.

57 Vgl. ibid., S. 697.

58 Ibid., S. 699f. Vorbild für den Empfang Marias war der Einzug, den die Stadt Köln 1613 Friedrich V. von der Pfalz (1596–1632), dem späteren »Winterkönig«, bereitet hatte, als er mit seiner englischen Braut Elisabeth Stuart (1596–1662) aus England kommend auf der Rückreise nach Heidelberg war.

59 Ibid., S. 701.

60 Ibid.

61 Ibid., S. 701f.

Neben dieser (lokal)patriotischen Dimension weist Ennens Darstellung von Marias Exil auch eine starke private und religiöse Komponente auf. Diese Perspektive ist sicherlich nicht unwesentlich dem Hintergrund des Autors als katholischer Geistlicher geschuldet. So stellte er sie nicht primär als politische Akteurin, sondern als fromme, gottesfürchtige Gläubige dar. Das Bild, das er von der im Gebet zurückgezogenen Herrscherin entwarf, kontrastiert dadurch stark mit dem der bis zuletzt intrigierenden und auf eine Rückkehr nach Frankreich sinnenden Maria, das viele Historiker, vor allem in Frankreich, verbreitet hatten[62].

Ennen ging detaillierter auf Marias Frömmigkeitspraxis als auf politische Ereignisse ein. Der Kölner Kurfürst und Erzbischof Ferdinand von Bayern (1577–1650) habe ihr erlaubt, eine Hauskapelle einzurichten, um sich nicht immer beim Kirchgang der Öffentlichkeit zeigen zu müssen – für den Autor ein weiterer untrüglicher Beleg für das Entgegenkommen und die Fürsorge der Kölner Obrigkeit[63]. Die Glaubensprägung der Mediceerin bezeichnete der Autor als im wahrsten Sinne des Wortes ultramontan, da Maria »als echte Italienerin ein ganz besonderes Zutrauen zu der Wunderkraft von Bildern hatte und gerne vor wunderthätigen Marienbildern ihre Andacht verrichtete«[64]. Doch wird hier möglicherweise weniger der Stereotyp des abergläubischen Italieners die Aussage des katholischen Geistlichen Ennen geleitet haben, als der Verweis auf die posttridentinische Theologie, die – in Opposition zu den protestantischen Lehren – die Heiligen- und Bilderverehrung sowie den Marienkult neu bekräftigt hatte[65]. Aus politischen Gründen waren die Beschlüsse des Konzils von Trient (1545–1563) besonders in Florenz umgesetzt worden, da der Großherzog der Toskana eine Anbindung an den Papst brauchte. Vor diesem politisch-religiösen Hintergrund ist Maria von Medici aufgewachsen und erzogen worden[66].

Leonhard Ennen stilisierte Maria auch in ihrer Sterbestunde als würdevolle Katholikin. Er hob ihre Gefasstheit angesichts des Todes hervor, sowie die Tatsache, dass hochrangige geistliche Würdenträger ihr an ihrem Totenbett ihre Aufwartung gemacht hatten, seien es die päpstlichen Nuntien und Legaten oder der Erzbischof von Köln gewesen. All diese Details entnahm er Unterlagen aus dem Pfarrarchiv von Sankt Peter, genauer gesagt Berichten des damaligen Pfarrers, des Theologen Arnold Meshov (1591–1667), der Maria am 2. Juli 1642

62 Ibid., S. 702.

63 Ibid.

64 Ibid.

65 Vgl. hierzu Hubert Jedin, Entstehung und Tragweite des Trienter Dekrets über die Bilderverehrung, in: Theologische Quartalschrift 116 (1935), S. 143–188 u. S. 404–429.

66 Vgl. hierzu Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 77–80.

die letzte Ölung erteilt hatte[67]. Ennen weiß zudem zu berichten, dass Maria als gute Katholikin über den Tod hinaus für die Förderung ihres Seelenheils testamentarisch vorgesorgt hatte und deshalb in Köln in den folgenden Wochen auf ihren Wunsch sowie auf Anordnung des Kölner Erzbischofs hin 6000 Messen gelesen wurden[68]. Ihr einbalsamierter Leichnam wurde zunächst in ihrer Hauskapelle aufgebahrt; ihr Herz und ihre Eingeweide wurden im Dom in unmittelbarer Nähe zum Dreikönigsschrein aufbewahrt[69]. Nach der Überführung nach Frankreich wurde im Dom eine Messingplatte als Erinnerung an Maria angebracht. Wie Leonhard Ennen allerdings zu berichten wusste, wurde diese Platte von den Revolutionären 1794 bei der Einnahme der Stadt durch französische Truppen entfernt[70]. Dieses vom Kölner Stadtarchivar angeführte Ereignis zeugt zweifelsohne von dem Hass der Revolutionäre auf die Monarchie, der sich 1794 in Köln, ähnlich wie bei der Schändung der Gräber der Königsgruft von Saint-Denis im Oktober 1793, gegen alle historischen Vertreter der Monarchie entlud. Diese Tat kann indes auch als Zeichen des außerordentlich schlechten Rufs Marias von Medici in der Erinnerung der Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gedeutet werden.

Überprüfung althergebrachter Topoi zum Exil Marias

Neben diesen neuen biografischen Aspekten in der Rezeption Marias nahm Ennen ebenfalls Stellung zu zwei Themen, die in der Historiografie im Zusammenhang mit dem Exil Marias in Köln stets erwähnt werden. Zuallererst ging er auf die Bleibe Marias ein, die in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts häufig fälschlicherweise für das Geburtshaus des flämischen Meisters Rubens gehalten wurde. Leonhard Ennen selbst hatte 1861 in »Über den Geburtsort des Peter Paul Rubens« angeführt, dass es seinen eigenen Archivforschungen zufolge durchaus möglich sei, dass dieser in Köln, und nicht in Siegen, geboren sei[71]. In seiner Stadtgeschichte Kölns betonte er allerdings, dass es sich bei besagtem Haus in der Sternengasse streng genommen nicht um das Geburtshaus des Malers gehandelt habe. Rubens habe dort lediglich seine Kind-

67 Vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 702–704.

68 Vgl. ibid., S. 703.

69 Ibid., S. 704. Die Eingeweide und das Herz wurden auf Wunsch Marias hin später in das von Heinrich IV. gegründete Jesuitenkolleg von La Flèche gebracht. Dort wurde bereits das Herz des Königs aufbewahrt, vgl. Dubost, Marie de Médicis [2009], S. 863.

70 Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 704.

71 Vgl. ders., Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens, mit Beilagen, Köln 1861, S. 1–28, insb. 28.

heit verbracht[72]. Trotz dieser Richtigstellung rekurrierte aber auch Ennen auf den in der einschlägigen Historiografie sehr beliebten Fortunatopos, wonach Maria an genau dem Ort armselig starb, an dem Rubens, der sie in den Tagen ihrer Macht künstlerisch verherrlicht hatte, seine Kindheit verbracht hatte[73].

Leonhard Ennen ging zweitens auf die Armut der Exilierten ein, die in der europäischen Historiografie des 19. Jahrhunderts für zahlreiche Spekulationen und Übertreibungen gesorgt hatte. Der Kölner Stadtarchivar schrieb, dass »[i]hre Subsistenzmittel« gering und sie verschuldet gewesen sei[74]. Anders als manche seiner Zeitgenossen vermied er allerdings die Übertreibung, die infolge von Saint-Simons »Parallèle des trois premiers rois Bourbons« seit der Mitte des 17. Jahrhunderts teils unreflektiert weitertradiert worden war und sich in der französischen und englischen Historiografie des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreute[75].

Ähnlich wie in der belgischen und englischen Historiografie sowie bei manchen bürgerlich-liberalen Autoren in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nährte Ennen mit seiner Darstellung des Exils Marias nicht zuletzt das negative Richelieu-Bild. So führte er ebenfalls die Anekdote an, wonach dieser »[n]icht einmal den verweslichen Resten derselben [seiner Kontrahentin Maria] […] die Ruhe auf französischem Boden [gönnte]«[76]. In der Tat fand die Überführung der Überreste Marias erst Anfang 1643 statt und damit erst nach dem Tod Richelieus (4. Dezember 1642). Die Unterstellung, Ludwig XIII. habe sich zu Lebzeiten des Kardinals nicht getraut, die Leiche seiner Mutter in Saint-Denis bestatten zu lassen, konnte allerdings von der Forschung als diffamierendes Gerücht entlarvt werden, das seine Gegner hatten publizistisch verbreiten lassen und das später zum festen Bestandteil seiner dunklen Legende wurde. Tatsächlich hatte Richelieu bereits 1642 die Rückführung Marias geplant, welche sich jedoch durch seine Erkrankung und dann seinen

72 Vgl. Ders., Geschichte der Stadt Köln, S. 698f., Anm. 1.

73 Ibid., S. 699, Anm.: »Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß die so stolze und früher so mächtige Königin gerade in dem Hause die letzten Tage ihrer Demüthigung, ihrer Erniedrigung und ihres Elendes verleben sollte, in welchem der Meister, der die Zeit ihrer Größe durch so hervorragende Kunstwerke verherrlicht hatte, die Jahre seiner Kindheit zugebracht. […] Gerade an der Wiege der Kindheit des Malers Peter Paul Rubens mußte es die Königin doppelt schmerzhaft berühren, daß die Dämonen, deren Besiegung dieser Meister vor etwa vierzig Jahren mit seiner geübten Künstlerhand symbolisch dargestellt hatte, seitdem einer nach dem anderen sich gegen sie und ihr Glück gewendet hatte«.

74 Ibid., S. 701, 706.

75 Vgl. hierzu auch die einschlägigen Ausführungen von Barthélemy in Teil I, Kap. 4.2.4.

76 Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 705

Tod verzögerte[77]. Der Leichenzug setzte sich schließlich am 8. Februar 1643 Richtung Paris in Bewegung, was Leonhard Ennen detailliert anhand des von Meshov verfassten Berichts aus dem Pfarrarchiv Sankt Peter wiedergab[78].

Die Rezeption der französischen Herrscherin Maria von Medici bewegte sich also bei den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts zwischen der Übernahme etablierter Narrative bis hin zu deren Hinterfragung und Abgrenzung von denselben. Moriz Ritter und Martin Philippson stehen für diese beiden Extreme. Gerade die Untersuchung des deutsch-jüdischen Historikers Philippson bietet hierbei sehr treffende Einblicke in die Mechanismen der französischen Rezeption Marias. Er erkannte, dass sie in der Nachwelt bewusst zugunsten anderer historischer Protagonisten in Verruf gebracht worden war. Im Kontext der konfliktreichen Beziehung zum Nachbarstaat Frankreich nutzte Philippson diese Erkenntnis jedoch auch, um als deutscher Historiker die vermeintliche Objektivität der eigenen Geschichtswissenschaft selbstbewusst über die seiner Meinung nach unsachliche und von ausgeprägtem Nationalstolz gefärbte französische Historiografie zu stellen. Der Emotionalität der französischen Historiker in der Ausarbeitung des Bilds Maria von Medici stellte er daher seine angeblich rationalen Ausführungen zu dieser Königin entgegen. Neue Erkenntnisse zur Biografie Marias von Medici lieferte schließlich Leonhard Ennen. Er relativierte das sagenumwobene, meist romantisierte und häufig übertrieben als prekär dargestellte letzte Exil der Mediceerin und schilderte es anhand der Quellen des Kölner Stadtarchivs konkreter und detaillierter.

3.3 Maria von Medici als Protagonistin der gesamteuropäischen Geschichte bei Ranke

3.3.1 Die französische Geschichte als Universalgeschichte

Die Auseinandersetzung mit der historischen Figur Marias von Medici fand in der deutschsprachigen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts meist im Rahmen von Untersuchungen zu den europäischen Beziehungen im 17. Jahrhundert und zum Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) statt. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass dieser Konflikt, der im Wesentlichen auf den Territorien des Alten Reichs ausgetragen wurde, aus der Verkettung verschiedener konkurrierender Staatsinteressen resultierte. Die Analyse gesamteuropäischer Zusammenhänge bot damit zwangsläufig auch ein besseres Verständnis der

77 Siehe die einschlägigen Ausführungen in Teil I, Kap. 2.2.1, Anm. 89.

78 Vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln, S. 707f.

eigenen, deutschen Vergangenheit. Prägend für das Bild Marias aus gesamteuropäischer Sicht waren zweifelsohne die einschlägigen Studien des Historikers Leopold von Ranke.

Frankreich als zentraler Akteur der europäischen Geschichte

Leopold von Ranke (1795–1886)[79] gilt als eine der führenden Persönlichkeiten der Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Seinem 1824 erschienenen ersten Werk »Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535« hatte der spätere Berliner Geschichtsprofessor eine Beilage mit dem Titel »Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber« hinzugefügt. Darin legte er sein Grundkonzept der absoluten historischen Objektivität auf der Grundlage einer der Wahrheit unterstellten Quellenkritik dar[80]. Ranke forderte von einem Historiker, mittels quellenorientierter Grundlagenforschung keine Kompilationen vorheriger Werke, sondern eigens erarbeitete, neue Darstellungen historischer Zusammenhänge zu veröffentlichen. Die literarische Ausarbeitung der historischen Ereigniszusammenhänge sollte dabei die Geschichte als übersinnliche, richtungs- und handlungsweisende Größe erscheinen lassen[81]. Wenngleich zu Leben und Werk Rankes viel zu sagen wäre, soll hier im Rahmen des deutschsprachigen Geschichtsbilds Marias der Blick vor allem auf seine Deutung der europäischen Geschichte gerichtet werden.

Als typischer Vertreter des Historismus postulierte Ranke die Bewertung von Staaten und Institutionen als historisch gewachsene Größen, deren Erforschung dem Einzelnen und der Gesellschaft zum besseren Verständnis der Gegenwart und als Leitlinie für die Zukunft dienen solle. Ein Leitthema seines Werks war daher die Studie der Geschichte der europäischen Staaten der Neuzeit, denn, so Ulrich Muhlack: »Angesichts der ideologischen Polarisierung Europas in die Lager von Revolution und Restauration, von Monarchie und Volkssouveränität hielt R[anke] es für geboten, die gewachsene Vielfalt der europ[äischen] Staatenverhältnisse aufzuweisen und damit die Gegenwart über

79 Vgl. für weitere biografische Angaben Ulrich Muhlack, Art. »Franz Leopold von Ranke«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 140–142; ders., Leopold von Ranke (1795–1886), in: Lutz Raphael (Hg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 30–63.

80 Vgl. ibid., S. 56; ders., Art. »Franz Leopold von Ranke«, S. 141.

81 Vgl. ibid., S. 141f.; ders., Leopold von Ranke (1795–1886), S. 51; Simon, Historiographie, S. 136.

ihre geschichtlichen Grundlagen aufzuklären«[82]. Aus diesem Grund verfasste Ranke neben einer mehrbändigen Untersuchung zur deutschen und preußischen Geschichte auch Darstellungen zu anderen Akteuren der europäischen Neuzeit. Zu nennen sind seine kontroverse dreibändige Geschichte der Päpste (1834–1836), die ihm den Durchbruch in der Geschichtswissenschaft ermöglichte, eine siebenbändige englische Geschichte (1859–1868) und eine fünfbändige Geschichte Frankreichs (1852–1861). In all diesen Werken ging es Ranke weniger um die Darstellung der jeweiligen Nationalgeschichte als um das Zusammenwirken der europäischen Staaten[83].

Leopold von Ranke sah die Tatsache, dass er als Deutscher über andere Länder berichtete, nicht als Hindernis, sondern vielmehr als Gewinn für die von ihm postulierte vollkommene Objektivität. In seinem Vorwort der »Römischen Päpste« behauptete er etwa, als Protestant einen ausgewogeneren Blick auf innerkirchliche katholische Belange zu besitzen und somit scharfsinniger die eigentlichen, rein historischen Implikationen durchdringen zu können[84]. Ähnlich argumentierte er für die französische Geschichte, bei der er mittels seines quellennahen Ansatzes anstrebte, die für ihn noch zu sehr an historiografischen Traditionen haftenden französischen Ausführungen grundlegend zu hinterfragen und somit »der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten«[85]. Nicht zuletzt beanspruchte er für sich, als Deutscher und damit als Außenstehender einen unbefangeneren Blick auf die französische Geschichte werfen zu können. Neue, bislang in den einschlägigen französischen Darstellungen zu wenig oder gar nicht genutzte und erschlossene Dokumente sollten dies seiner Meinung nach gewährleisten[86]. Hinzu kam, dass Ranke sein Quellenkorpus für die jeweiligen Ausführungen auszuweiten und damit die daraus gezogenen Schlüsse zu differenzieren suchte, indem er europaweit in Archiven recherchierte, »[d]enn an dem was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil«[87]. Diese dezidiert europäische Perspektive, sei es durch die Quellen oder die behandelten Inhalte, sollte eine vollkommene Sachlichkeit und die Erneuerung der einschlägigen

82 Muhlack, Art. »Franz Leopold von Ranke«, S. 141. Siehe auch ders., Leopold von Ranke (1795–1886), S. 46f.

83 Ibid., S. 49f.: »Die monographische Darstellung schloß freilich ein, daß der jeweilige Gegenstand immer auf den europäischen Horizont projiziert wurde. Ranke schrieb römische, deutsche, preußische, französische, englische Geschichte als jeweils exemplarische Geschichte des europäischen Staatensystems«.

84 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 1, S. XV.

85 Ibid., S. VI.

86 Ibid., S. VIf.

87 Ibid., S. VII. Siehe zu den von Ranke für seine »Französische Geschichte« genutzten Quellen dessen Ausführungen ibid., S. VIf.

Geschichtsschreibung garantieren. Das eingangs in diesem Kapitel angeführte Zitat Rankes, wonach er als Deutscher es »wage […], das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen«[88] ist damit als rhetorisch bewusst eingesetzter Bescheidenheitstopos zu werten, der vielmehr einen qualitativen Anspruch vermittelt.

Rankes historisches Denken war geprägt von einer Faszination für das Konzept des Staates. Er bewertete den Werdegang einer Nation als dynamischen Prozess, bei dem ein Staat im Zusammenspiel oder Konflikt mit den Nachbarstaaten individuelle Züge entwickle. Das Frankreich des Ancien Régime galt ihm als Verkörperung des monarchischen, katholischen und romanischen Prinzips[89]. Gewisse Staaten zählte der deutsche Historiker darüber hinaus zu den großen europäischen Kulturnationen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Geschichte nicht nur einer nationalen, sondern auch universalgeschichtlichen Bestimmung gefolgt seien[90]. Aus diesem Grund befasste er sich mit den jeweiligen Nationen vorzugsweise dann, wenn sie Hauptakteure des europäischen Zusammenspiels waren, sei es Deutschland während der Reformation oder Rom im Kontext der Katholischen Reform[91].

Die Geschichte Frankreichs von der Herrschaft Franz' I. bis zu der Ludwigs XIV. (1515–1715) betrachtete Ranke als eine solche Phase, in der Frankreich »einen universalhistorischen Charakter« angenommen habe[92]. Er führte erklärend an: »Gestalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, […] der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici selbst, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören so gut der allgemeinen Geschichte an, wie der französischen«[93]. Fragt man nach dem Bild Marias von Medici bei Ranke, ist diese Aussage besonders aufschlussreich. Erstens, weil er hier explizit der zweiten mediceischen Herrscherin zusammen mit all den anderen oben genannten Protagonisten nicht nur eine nationale, sondern auch universelle Relevanz zuschrieb. Zweitens fällt auf, dass Ludwig XIII. in dieser Aufzählung ausgeblendet wird. Dies lässt vermuten, dass Ranke der Mutter mehr historische Bedeutung zuschrieb als dem Sohn. Drittens, und dies ist sehr wichtig, ist Maria die einzige, deren Namen Ranke nicht kommentarlos beziehungsweise wertfrei anführte, sondern ihm die einschränkende Partikel »selbst« im Sinne von

88 Ibid., S. III.

89 Vgl. Simon, Historiographie, S. 136; Muhlack, Leopold von Ranke (1795–1886), S. 46f.

90 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 1, S. III: »Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen«.

91 Muhlack, Leopold von Ranke (1795–1886), S. 49.

92 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 1, S. V.

93 Ibid.

»sogar« hinzufügte. Dies kann so interpretiert werden, dass Ranke – entgegen der in Frankreich vorherrschenden negativen Meinung über Maria – die Königin bewusst aufwerten wollte, indem er sie in seine Aufzählung aufnahm. Es kann aber auch als Ausdruck eines Widerwillens von Seiten des Historikers verstanden werden, Maria in der Aufzählung anzuführen, obgleich er es der angestrebten Vollständigkeit und Unparteilichkeit schuldete.

Seine Kriterien für die Nennung der oben aufgeführten Protagonisten der französischen Geschichte begründete Ranke wie folgt: »All diese Persönlichkeiten, durch große und gute, aber auch durch entgegengesetzte Eigenschaften ausgezeichnet, empfinden doch ihr unterscheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politischen Kampfe, der das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte«[94]. In dieser Aussage kommt ein weiterer wichtiger Aspekt von Rankes historischem Denken zum Vorschein, nämlich der des Zusammenspiels zwischen Staat und Kirche. Beide sah Ranke als von Gott geschaffene Entitäten, um die Energie der Völker zu kanalisieren. Den zivilisatorischen Fortschritt einer Nation und ganz Europas betrachtete der deutsche Professor als verlangsamt, wenn eine Kirche oder ein Staat einen universellen Anspruch erhob[95]. Es soll im Folgenden also auch darum gehen, welche Rolle Ranke Maria von Medici im bewegten Zusammenspiel von Staat und Kirche zuschrieb. Zählte er sie zu den das europäische Gleichgewicht der Kräfte garantierenden oder gefährdenden Protagonisten?

Maria von Medici aus gesamteuropäischer Perspektive

Wie bereits erwähnt, untersuchte Ranke die europäischen Staaten stets zu einem Zeitpunkt, an dem sie seiner Ansicht nach zu Hauptakteuren im europäischen Staatengebilde aufgestiegen waren. Für Frankreich war dies Ranke zufolge eindeutig das 17. Jahrhundert, aufgrund der europäischen Ausstrahlung des Absolutismus. Den Aufstieg der Bourbonendynastie zum französischen Thron mit Heinrich IV. wertete er überschwänglich, quasi mystisch als Beginn des »Zeitraum[s], der ihr bestimmt war zu ihrer Ausbildung in sich selbst so wie zur Erwerbung eines Einflusses ohne Gleichen auf die Geschicke Europa's und der Menschheit [...], – ihr Welttag brach an«[96]. Entgegen der in der französischen Historiografie geläufigen Interpretation bewertete Ranke den Regentschaftsantritt Marias allerdings nicht als drastischen Einschnitt in dem von Heinrich IV. eingeschlagenen Weg zur universalgeschichtlichen Vormachtstel-

94 Ibid.

95 Vgl. hierzu White, Metahistory, S. 169f.

96 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 3.

lung[97]. Dies schrieb er zum einen der Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit eines im herderschen Sinne französischen Nationalgeistes zu[98], hob zum anderen aber auch Marias Beitrag zur Wahrung der Kontinuität positiv hervor. Der Witwe des Bourbonen sprach er anerkennend etwas »großartig Vornehmes und einschmeichelnd Gewinnendes« zu, das die Kräfte des Landes gebündelt habe[99]. Er lobte zudem den inneren Wandel, den Maria im Mai 1610 laut Zeitgenossen vollzogen habe – von einer apathischen Königin hin zu einer engagierten Herrscherin. Französische Historiker schrieben diesen neuen Eifer meist einer vermeintlichen Machtgier zu. Ranke erklärte Maria hingegen zur vorbildlichen Staatsfrau, denn: »Mit Sonnenaufgang sah man sie schon bereit, ihren geheimen Rath zu empfangen, den ganzen Morgen widmete sie politischen Berathschlagungen; nach dem Mittagessen gab sie Jedermann Audienz; in den Abendstunden besprach sie die Geschäfte mit ihrer vertrauten Gesellschaft. Anfangs zeigte sie sich furchtsam, allmählig faßte sie Muth«[100]. Ranke räumte sogar anerkennend ein, dass in Marias Person »die höchste Gewalt nicht unwürdig im Sinne des Ermordeten vertreten« gewesen sei[101].

Doch nicht nur ihre Fähigkeiten als Herrscherin hob Ranke hervor, sondern er lobte auch die von Maria eingeschlagene politische Linie. Der Fleiß und die konservierenden Maßnahmen der Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes hätten nämlich den Bourbonen – und demnach gerade der Dynastie, der Ranke für das 17. Jahrhundert eine welthistorisch prägende Funktion zusprach – den Thron bewahrt. Für den dem konservativen und monarchischen Prinzip gewogenen Ranke[102] hatte Maria also Frankreich das Königtum erhalten und damit das Fortdauern des von Heinrich IV. begonnenen universalhistorischen Werkes garantiert. Dies sei eine umso anerkennenswertere Leistung, da zu Marias Zeiten das Prinzip der starken Königsmacht beziehungsweise Staatlichkeit, das Richelieu dann weiter ausbaute, noch nicht fest etabliert war. Er betonte daher: »Indem man sich gewöhnt hat, in dem Emporkommen des französischen Königthums eine stätige [sic] Entwicklung des nationalen Gedankens

97 Zwar behauptete Ranke, Heinrich IV. habe große umwälzende Pläne für Frankreich und Europa gehabt, doch betonte er auch, dass es sich seiner Meinung nach dabei nicht um das *grand dessein* gehandelt habe, das Sully dem König nachträglich zugeschrieben hatte, vgl. ibid., S. 134–136.

98 Vgl. ibid., S. 145f.

99 Ibid., S. 146.

100 Ibid., S. 147.

101 Ibid.

102 Simon, Historiographie, S. 136.

zu erblicken, hat man keine Ahnung davon, was im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch Alles möglich schien«[103].

Wenngleich Rankes Wertung des innenpolitischen Wirkens Marias als Regentin durchaus positiv ausfiel, unterschied der Historiker jedoch deutlich zwischen ihren Intentionen und deren Ergebnis. Einerseits wertete er Marias große Kompromissbereitschaft gegenüber dem nach dem Tod Heinrichs IV. wieder erstarkten Adel nicht, wie manch ein französischer Kollege, als Missachtung der von ihrem Mann aufgebauten politischen Grundlinie, sondern vielmehr positiv als Wille, dessen Errungenschaften pragmatisch bis zur Volljährigkeit des gemeinsamen Sohns und Erben zu bewahren[104]. Die zahlreichen Kompromisse, die dieser guten Absicht entsprangen, hätten andererseits aber de facto die von Heinrich IV. aufgestellten Prinzipien und seine gesamteuropäische Vision letztendlich ausgehöhlt[105]. Leopold von Ranke war also weit davon entfernt, Maria als völlig inkompetente Herrscherin zu stigmatisieren, verklärte sie jedoch auch nicht zu einer herausragenden Regentin, wie es etwa ihr royalistischer und katholischer Apologet Capefigue in Frankreich unternommen hatte. Ranke bezeichnete sie vielmehr als »geschäftserfahren [...] und geistreich«[106] und betonte, dass es vornehmlich strukturelle Schwierigkeiten während ihrer Regentschaft waren, die sie schließlich von der von Heinrich IV. vorgegebenen politischen Linie abweichen ließen.

Als zentrale Etappe nicht nur der französischen, sondern der europäischen Geschichte betrachtete Ranke daher die *journée des Dupes*[107], bei der die gescheiterte Maria von Medici einem weitaus bedeutenderen Protagonisten der europäischen Geschichte letztendlich habe weichen müssen. So schrieb er 1860

103 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 150.

104 Ibid., S. 153: »[U]nter Maria Medici trat die königliche Gewalt vor ihnen [den Adligen] einen Schritt zurück. Nicht als ob diese Fürstin kein Bewußtsein von ihrer Stellung gehabt hätte; die Forderungen Condé's trieben ihr Thränen des beleidigten Stolzes in die Augen; sie war nicht gewillt, eine Prärogative der Krone bei Zeiten ihrer Regentschaft verloren gehen zu lassen, aber das System Heinrichs IV. aufrecht zu halten, vermochte sie doch nicht. Dieß hatte vor Allem auf Sparsamkeit und energischer Zurückweisung unberechtigter Forderungen beruht; die Königin hielt für nothwendig, die drohenden Feindseligkeiten der mächtigen Herrn durch Vergabungen aus dem öffentlichen Schatz zu beschwichtigen«.

105 Ibid., S. 155: »So wurden die mit so viel Anstrengung erneuerten festen Ordnungen des Staates doch wieder von Eigenmacht und Gewaltsamkeit durchbrochen; die Königin glaubte genug zu thun, und es ist ihr unzählige Mal als das größte Lob nachgerühmt worden, daß sie die öffentliche Ruhe aufrechterhielt. Aber die Monarchie Heinrichs IV. war es bereits nicht mehr«.

106 Ibid., S. 275.

107 Für genauere Ausführungen zu diesem Ereignis vgl. Teil I, Kap. 4.2.5.

im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte«: »Jener Tag der Täuschungen, der wie ein Stück Komödie erschien, war doch ein großes Ereignis, wie für Frankreich selbst, so für alle seine Beziehungen zu den übrigen Staaten«[108]. Diesem Tag, an dem Maria politisch diskreditiert wurde und ihr Sohn sich zugunsten seines Prinzipalministers Richelieu und dessen selbstbewusster und offensiver Außenpolitik entschied, sprach Ranke also eine europäische Tragweite zu. Er verband nämlich das Ereignis mit dem Wiederaufflammen des alten habsburgisch-französischen Konflikts in Europa[109]. Richelieu war für Ranke derjenige, der Frankreichs Aufstieg zum Hauptakteur des europäischen Geschehens schließlich den Weg ebnete, was Maria trotz aller Bemühungen sowohl innen- wie außenpolitisch nicht zu vollbringen vermocht hatte[110]. Moriz Ritter ging hingegen in seinem dreibändigen Werk zum Dreißigjährigen Krieg nicht genauer auf dieses Ereignis ein. Dies bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass er dem politischen Eklat zwischen Maria und Richelieu keine europäische Relevanz zusprach. Vielmehr ist diese Ausklammerung vermutlich den editorischen Einschränkungen seitens seines Verlegers geschuldet, die Ritter 1895 eingangs im dritten Band anführte[111].

3.3.2 Maria als Störfaktor des Staatengleichgewichts

Obgleich deutsche Historiker wie Ranke dem Wirken Marias von Medici also durchaus eine europäische Dimension und Relevanz zuschrieben, so galt sie doch weithin vornehmlich als störendes Element zwischenstaatlicher Beziehun-

108 Leopold von Ranke, Englische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin 1860, S. 329. Siehe zudem dieselbe Aussage in leicht abgewandelter Form in ders., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 387: »Jener 11. November ist in der französischen Geschichte als der Tag der Betrogenen bekannt, denn denen die der Sache von außen zusahen, erschien die Wendung, welche die Dinge nahmen, wie die unerwartete Lösung einer Komödie. Doch mischte sich nach dortiger Gewohnheit mit dem Scherze der Schrecken, mit dem Schrecken der Scherz«.

109 Ibid., S. 456f.

110 Ibid., S. 546: »Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Schreck und Verehrung getheilt, – es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt«.

111 Vgl. Ritter, Deutsche Geschichte, Bd. 3, S. Vf.: Ritter entschuldigt sich, im letzten Band die Verflechtung zwischen innerdeutschen und europäischen Ereignissen nur knapp auszuführen, doch hatte ihn sein Verleger, der Historiker Hans von Zwiedineck-Südenhorst (1845–1906), angewiesen, sich auf die vorgeschriebenen drei Bände zu beschränken.

gen vor dem Hintergrund eines sich anbahnenden Krieges europäischen Ausmaßes. Diese Beeinträchtigung wirkte sich sowohl konfessionell als auch dynastisch aus – zwei Dimensionen also, die das Miteinander der europäischen Mächte im 17. Jahrhundert wesentlich bestimmten.

Konfessionelle Perspektive

Mit der konfessionellen, europäischen Perspektive auf das Wirken Marias befasste sich wieder vor allem Ranke, der auch das religiöse Gleichgewicht der Mächte als Grundlage für harmonische zwischenstaatliche Beziehungen betrachtete[112]. Dem protestantischen Historiker zufolge hatte Rom im 17. Jahrhundert ein Ungleichgewicht erzeugt, als es im Zuge der Katholischen Reform seinen Einfluss auf die anderen Staaten zu erweitern gesucht hatte. Wie sich mitunter auch Maria angesichts dieser Ansprüche des Papstes verhielt, untersuchte Ranke im zweiten Band seines vielfach neu aufgelegten und in zahlreiche Sprachen übersetzten Werks »Die römischen Päpste«, das 1841 von Gregor XVI. auf den Index gestellt wurde[113].

Ranke stilisierte darin zunächst Heinrich IV. als Verfechter eines konfessionellen Gleichgewichts innerhalb Frankreichs nach den Religionskriegen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dieser habe es sich zur Aufgabe gemacht, eine Balance zwischen der katholischen und reformierten Konfession in Frankreich herzustellen und sie vor dem Ausgreifen des Papstes zu schützen, der die innenpolitische Waage zugunsten der Katholiken verändern wollte[114]. Mit der Regentschaft seiner Witwe soll dieser Balanceakt dann aufgegeben worden sein, denn: »Unter Maria Medici aber verließ man die bisherige Politik: […] [E]ine entschieden katholische Gesinnung bekam in allen innern und äußern Geschäften die Oberhand«[115]. Im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte« präzisierte Ranke diesen Gedanken, wonach »Frankreich unter Maria Medici […] bei weitem katholischer geworden war, als unter Heinrich IV.«[116] Außenpolitisch hatte sich der von Ranke Heinrich IV. zugeschriebene Leitgedanke des konfessionellen Gleichgewichts darin geäußert, dass der Herrscher sich Spanien, der katholischen Großmacht schlechthin, entgegengestellt hatte. Dass

112 Vgl. Muhlack, Leopold von Ranke (1795–1886), S. 47.

113 Siehe hierzu Dominik Burkard, Ulrich Muhlack, Hubert Wolf, Rankes »Päpste« auf dem Index. Dogma und Historie im Widerstreit, Paderborn u. a. 2003.

114 Leopold von Ranke, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin ^{3}1845, S. 416f., 425.

115 Ibid., S. 425.

116 Ders., Englische Geschichte, S. 109.

Maria im Gegenzug gerade die Anlehnung an Spanien suchte, deutete der Historiker als Beleg für ihr Bestreben, die katholischen Interessen voranzutreiben[117]. Auch innenpolitisch kritisierte Ranke Marias Entscheidung, die staatlichen Belange den Interessen Roms untergeordnet zu haben. Dies habe ein inneres Ungleichgewicht geschaffen und für Unmut gesorgt[118].

Die angeblich dezidiert katholische Linie Marias habe außerdem zu diplomatischen Spannungen geführt, wie es Ranke im zweiten Band seiner »Englischen Geschichte« hinsichtlich der Heirat von Marias Tochter Henrietta Maria mit dem englischen König Karl I. ausführte. So soll sich Maria sehr verstimmt gegenüber ihrem Schwiegersohn gezeigt haben, als dieser einen Großteil des durch katholischen Glaubenseifer negativ aufgefallenen Gefolges seiner Frau nach Frankreich zurückschickte[119]. Maria wird in dieser Perspektive als Verfechterin der Gegenreformation wahrgenommen, die um den Preis konfessioneller Erwägungen sogar kurzzeitig diplomatische Verstimmungen zwischen Frankreich und England in Kauf nahm.

Ranke wertete also die Regentschaft als Phase des Erstarkens der katholischen Kräfte romtreuer und gegenreformatorischer Prägung. Dies habe das Gleichgewicht des ursprünglich von Heinrich IV. entwickelten Systems gestört. Zwar begründete der Historiker Marias Entscheidung einer engen Anbindung an die katholische Großmacht Spanien auch als pragmatische und innenpolitisch notwendige Wahl, um sich angesichts ihrer umstrittenen Regentschaft außenpolitischen Rückhalt zu sichern, doch führte er ebenso an, dass Maria vom Papst und dessen Nuntien regelrecht indoktriniert worden sei. So soll sie beispielsweise der Überzeugung gewesen sein, dass von dem Bündnis zwischen Frankreich und Spanien »das Heil der Christenheit und mithin der Welt« abgehängt habe[120].

Ganz französischen Metanarrativen – insbesondere liberaler und republikanischer Prägung – folgend, bewertete auch Ranke in diesem Zuge den Prinzi-

117 Vgl. Ders., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 158–161. Siehe auch ibid., S. 258, 395.

118 Vgl. ibid., S. 162–185, insb. S. 162f.: »Wie sich das alte Königthum den römischen Prätentionen prinzipiell entgegensetzte und bei aller Gläubigkeit den Clerus doch zugleich zu beherrschen suchte […]; so hatte sich Heinrich IV. der Religion der Majorität und dem Papstthum nicht ohne Vorbehalt wieder angeschlossen. Der Gedanke seines Staates war mit nichten der papistische, nicht einmal der ausschließend katholische. Jetzt aber trat die höchste Gewalt mit der clericalen Idee in innige Beziehung. Wir dürfen wohl bemerken, daß es nicht das volle freie Königthum war, das diesen Bund einging. Eine Fürstin that es, deren Rechte, zweifelhaft und angefochten, einer fremden Stütze bedurften. Die Königin sah in der Förderung der ausgesprochenen geistlichen Interessen die Förderung ihrer eigenen«.

119 Vgl. Ders., Englische Geschichte, S. 115–118.

120 Ders., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 160. Siehe auch S. 191f., 237.

palminister Richelieu als die Person, die schließlich mit Marias Politik brach, um an die habsburgfeindliche Politik Franz’ I. und Heinrichs IV. wieder anzuknüpfen und im Namen der Staatsräson den von der Regentin angerichteten Schaden einzudämmen[121]. Ranke verklärte Richelieu als Wegbereiter einer neuen europäischen Ära, in der die Machtverhältnisse nach über einem Jahrhundert habsburgischer Hegemonie neu verteilt wurden[122]. Er stilisierte ihn überdies als katholischen Staatsmann, der zwischen den Interessen seiner Kirche und seines Staats hin- und hergerissen gewesen sei – in ihm vereinten sich somit die beiden leitmotivischen Kategorien des Geschichtsdenkens Rankes[123]. Zugleich warnte der deutsche Historiker allerdings davor, wie es in der französischen Historiografie geläufig war, Marias Handeln so zu interpretieren, als habe sie den Ruhm Frankreichs einem Bündnis mit Rom und den Habsburgern geopfert. Ranke zufolge soll Maria vielmehr in dieser Allianz den Schlüssel für eine europaübergreifende starke katholische Politik gesehen haben, in der sie Frankreich einen Platz sichern wollte[124]. Richelieu und Maria verkörpern folglich bei Ranke zwei unterschiedliche Auffassungen der Machtverteilung in Europa – und somit auch des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche[125]. Maria steht für die Garantie europäischen Friedens unter katholischen Vorzeichen, Richelieu für den politischen Kampf gegen die Übermacht Habsburg und das Ausgreifen Roms als Voraussetzung europäischer Harmonie. Anders als Maria, die Ranke als Verfechterin einer Dominanz konfessioneller Belange über staatliche darstellte, habe sich Richelieu als Verteidiger der »unbedingten Autorität des Königthums«[126] und somit des Staats über kirchliche Erwägungen erwiesen.

Dynastische Perspektive

Der preußische Diplomat Alfred von Reumont befasste sich wiederum mit Marias Wirken aus einer europäischen, dynastischen Perspektive heraus. In der

121 Ibid., S. 280 u. DERS., Englische Geschichte, S. 115f.

122 Vgl. DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 282f.

123 DERS., Die römischen Päpste, S. 497.

124 DERS., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 374: »Man darf der Königin und ihren Freunden nicht eine schlechthin spanische Gesinnung zuschreiben; eine Unterordnung Frankreichs unter die Politik von Spanien hätten sie nicht gebilligt; aber um keinen Preis wollten sie einen Bruch mit dieser Macht dulden; in der Allianz mit ihr sahen sie die Grundlage der wahrhaft katholischen Politik«.

125 Vgl. ibid., S. 282–310.

126 Ibid., S. 310. Siehe auch DERS., Englische Geschichte, S. 115f.

zweibändigen »Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates« (1876–1877) führte er die diplomatischen Erwägungen und Beziehungen des Hauses Medici mit den anderen europäischen Staaten aus, auch für das 17. Jahrhundert. Die Aushandlung der Eheschließung zwischen der mediceischen Prinzessin Maria und dem französischen Herrscher Heinrich IV. wertete er als außenpolitisches Kalkül des Großherzogs, um sich einen mächtigen Verbündeten gegen das Ausgreifen Spaniens auf der italienischen Halbinsel zu sichern[127]. Reumont führte allerdings an, dass nicht zuletzt Marias Verhalten am Pariser Hof die außenpolitische Rechnung ihres Onkels Ferdinand von der Toskana nicht aufgehen ließ, weshalb die Mediceerin alsbald dessen Missfallen auf sich zog[128].

Die Ermordung Heinrichs IV. bewertete Reumont als »großen Wechsel« nicht nur für Frankreich, sondern auch für die Toskana[129]. Marias umstrittene Herrschaft machte Frankreich nämlich zu einer unzuverlässigen Schutzmacht für Florenz in der Konfrontation mit Spanien. Die Position des Großherzogs[130] war zudem deshalb geschwächt, weil er stets als Mittler in den Konflikten zwischen Maria, ihrem Sohn und dem mächtigen Kardinalminister Richelieu auftreten musste[131]. Durch ihr Verhalten und ihre politischen Entscheidungen habe Maria also, so Reumont, ihre florentinische Familie in eine prekäre diplomatische Situation gebracht. Das erhoffte starke Bündnis der Toskana mit Frankreich gegen Spanien blieb somit aus und die Beziehungen zwischen beiden Staaten wurden sogar aufgrund der dynastischen Nähe belastet[132]. Reumont bewertete Maria also als ursprünglich wertvolles diplomatisches Kapital für ihre Heimatstadt Florenz. Ihre Weigerung, die Affären ihres Ehemannes stillschweigend hinzunehmen, ihre umstrittene Regentschaft und ihr steter Konflikt mit ihrem Sohn und dessen Prinzipalminister ließen sie aber zuneh-

127 Vgl. Alfred von Reumont, Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates, Bd. 1: Die Medici. 1530–1737, Gotha 1876, S. 343–345.

128 Vgl. ibid., S. 344, 349.

129 Ibid., S. 388.

130 Auf Marias Onkel Ferdinand I. folgte 1609 ihr Cousin Cosimo II. (1590–1621), der dann 1621 von Ferdinand II. (1610–1670) beerbt wurde.

131 Vgl. Reumont, Geschichte Toscana's, S. 394–415.

132 Ibid., S. 415: »Neben politischen, trugen auch persönliche und Familien-Angelegenheiten an den Störungen [zwischen Paris und Florenz] Schuld. Der Kampf in welchen Maria de' Medici und ihr jüngerer Sohn sich gegen Richelieu einließen, die Gefangenschaft der Königin in Compiègne, ihre Flucht nach Brüssel, die Bemühungen des allmächtigen Ministers sie zur Rückkehr in ihre Heimat zu vermögen und so auf immer von Frankreich und von Einmischung in französische Angelegenheiten fernezuhalten, nahm nothwendig den Herzog [Ferdinand II. von Medici] in Anspruch«.

mend zur Last für ihre mediceischen Verwandten und damit für die französisch-toskanischen Beziehungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden.

Auch Ranke beschrieb Maria von Medici als störendes Element der europäischen Außenpolitik aufgrund des ihr eigenen dynastischen Handlungsprinzips. Wie bereits angeführt, hat die jüngste Forschung nachgewiesen, dass Maria ein ausgeprägt familiäres Verständnis der Außenpolitik und der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten vertrat. Katherine Crawford hat diese Auffassung 2004 unter dem Begriff der »familiality« zusammengefasst[133]. Dies hatte Ranke bereits 1854 in seiner »Französischen Geschichte« treffend erkannt[134]. So begründete Ranke Marias Bestreben, ihre drei Töchter Elisabeth, Christina und Henrietta Maria nach Spanien, Savoyen und England zu verheiraten, damit, dass »sie meinte[,] dadurch einen persönlichen Einfluß auf alle großen europäischen Verhältnisse zu erwerben. Aber damals [in den 1630er Jahren] traten die Zeiten ein, in welchen das dynastische Interesse vor dem des Staates an sich zurückzuweichen begann«[135].

Ranke deutete Marias dynastisches Verständnis von Politik also als ein bereits im frühen 17. Jahrhundert allmählich veraltendes Konzept, das im Begriff war, dem der Staatlichkeit und Staatsräson zu weichen. Dies könne nicht zuletzt das Zerwürfnis zwischen ihr und Richelieu erklären, den er wiederum als Visionär des monarchischen Staats verklärte[136]. Dieser soll familiäre Erwägungen in der Politik für irrelevant erachtet haben[137]. Richelieu wird bei Ranke folglich nicht nur hinsichtlich der konfessionellen, sondern auch der dynastischen Abwägungen als Verkörperung der Staatsräson und damit als rationaler Gegensatz zu Maria stilisiert. Sein Sieg über die Königinmutter verkörpert für den Historiker den beginnenden Siegeszug der vormodernen Staatlichkeit gegen veraltete Formen der Monarchie. Crawford sprach in diesem Zusammenhang vom Aufeinanderprallen der »pious familiality« Marias und des »impious statism« Richelieus[138]. Die Politik der Regentin wirkt in dieser Gegenüberstellung selbstbezogen und emotional. So beschrieb auch Ranke sie

133 Crawford, Perilous Performances, S. 10, 60.

134 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 375: »[S]ie [die Königin] wollte Frieden und Freundschaft mit den ihr durch die Bande des Blutes verbundenen Fürsten«.

135 Ders., Englische Geschichte, S. 328f.

136 Vgl. ibid., S. 329.

137 Ders., Französische Geschichte, Bd. 2, S. 376: »Spanien zu schonen, weil eine französische Prinzessin [Elisabeth (Isabel) von Frankreich, Tochter Marias von Medici und Heinrichs IV.] auf dem spanischen Thron saß, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; und hätte er daran gedacht, so wäre er verloren gewesen«.

138 Crawford, Perilous Performances, S. 90. Crawford arbeitete in der Publizistik zugunsten der exilierten Maria die Topoi der Treue und der Familie als iterative Motive

als leidenschaftliche und impulsive Frau, die Politik als persönliche Angelegenheit betrachtet habe, denn:

> Sie liebte in den großen politischen Angelegenheiten ihre Hand zu haben, nicht unabhängig von wechselnden Einflüssen, noch immer dasselbe Ziel verfolgend: sie warf ihre Leidenschaft und Laune in die Geschäfte, ihre letzte Regel für dieselbe war zuletzt die persönliche Genugthuung. Nie vergaß sie eine angethane Beleidigung; es machte ihr Freude, vom Staube zu erheben oder vom Gipfel des Glückes herabzustürzen, zu keinem anderen Zweck, als weil es ihr so gefiel[139].

Maria verkörperte damit bei Ranke die Nachteile einer angeblich impulsiven, affektgeleiteten und von dynastischen Erwägungen geprägten Politik. So soll sich auch das von ihr europaweit entsponnene dynastische Netz entsprechend negativ auf das Zusammenleben der europäischen Staaten in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgewirkt haben. Dies belegte er exemplarisch am Fall des Exils der französischen Herrscherin: »Die Töchter nahmen, – wer könnte sich darüber wundern? – Partei für die Mutter«[140]. So habe das von Maria durch die Verheiratung ihrer Töchter an europäische Herrscherhäuser gesponnene Geflecht einen regelrechten Familienstreit in Europa ausgelöst. Ranke betonte zudem, dass Maria selbst sich durchaus dieser persönlichen, von ihr geknüpften Beziehungen zu bedienen gewusst habe, um ihre Rückkehr nach Frankreich auszuhandeln[141].

Außerdem soll sich Maria in ihrem politischen Selbstverständnis stark als Mutter und Schwiegermutter der gekrönten Häupter Europas gesehen haben, und damit als den Herrschern übergeordneten Dreh- und Angelpunkt dieses dynastischen Netzes. Aufgrund dieser mütterlichen Stellung habe sie sich als Exilierte sehr selbstbewusst gezeigt, weshalb »Königin Henriette Marie [...] eine Beschränkung ihrer Freiheit durch die mütterliche Autorität« gefürchtet habe[142], und »den König [Karl I.,] von dessen Gnade sie lebte, [...] sah man nur unbedeckten Hauptes mit ihr [Maria] sprechen«[143]. Der Historiker Toby Osborne bestärkte 2011 in seinem Aufsatz »A Queen Mother in Exile« dieses

ihres politischen Anspruchs heraus. Zwar konnte sich Maria von Medici damit nicht durchsetzen, doch zwang es ihren Gegner Richelieu zur stärkeren Behauptung einer starken Königsmacht im alleinigen Dienste des Staats, vgl. S. 92–96.

139 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 370.

140 Ders., Englische Geschichte, S. 329. Ranke verdeutlichte dies am Beispiel des Exils Marias in London, das diplomatische Spannungen zwischen Frankreich und England erzeugte, vgl. hierzu S. 335–344.

141 Ibid., S. 336.

142 Ibid., S. 338.

143 Ibid., S. 338f.

Selbstverständnis Marias als regelrechte ›Mutter‹ Europas. Damit habe sie ihre drei Töchter und Schwiegersöhne – die Könige von Spanien und England sowie den Herzog von Savoyen – für ihre Sache mobilisieren und sich zugleich als Friedenskönigin stilisieren wollen, die zwischen ihren europäischen Verwandten im Dreißigjährigen Krieg eine Mittlerposition einnahm[144].

Die deutschen Historiker befassten sich also meist ›nebenbei‹ mit Maria – aus Interesse für die europäische Geschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere im Hinblick auf den Dreißigjährigen Krieg –, nicht aber, weil sie dieser Figur eine herausragende historische Rolle zuschrieben. Ranke entwarf ein eher nuanciertes Bild Marias, vor allem im Hinblick auf ihr innenpolitisches Streben nach dem für die Monarchie so notwendigen Machterhalt, den der Historiker als »eine Aufgabe, die an sich unendlich schwer zu erfüllen war«[145], bezeichnete. Die hier maßgeblich untersuchten deutschen Historiker Ranke und Reumont werteten Marias außenpolitisches Wirken als Regentin sehr ambivalent, sei es aufgrund ihrer angeblichen Hispanophilie und Parteinahme für die Interessen der katholischen Kirche oder aufgrund ihres Beharrens auf persönlichen und damit emotional aufgeladenen Netzwerken in der Gestaltung der europäischen Staatenbeziehungen. Damit weicht das Bild dieser Herrscherin in seinen Grundzügen nur geringfügig von dem ab, das zur selben Zeit in Frankreich vermittelt wurde, wenngleich es in der deutschen Historiografie nicht der Ausdefinierung der eigenen nationalen Identität diente. Ähnlich wie in den einschlägigen französischen Metanarrativen verkörperte Maria von Medici somit auch in der von der deutschen Historiografie eingenommenen gesamteuropäischen Sicht auf ihr politisches Wirken meist das Überkommene, dem die rational begründete Staatsräson Richelieus positiv entgegengestellt wurde.

3.4 Zusammenfassung

Wie bei der englischen Rezeption Marias von Medici im langen 19. Jahrhundert ist es auch im Falle der deutschsprachigen Historiografie äußerst schwer, aus den disparaten und sehr heterogenen vorhandenen Quellen allgemeine Aussagen über die Rezeption dieser Herrscherin zu treffen. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass die französische Königin aus dem Hause Medici die deutschen Professoren nur marginal interessierte und sie daher meist beiläufig im Rahmen gesamteuropäischer Studien oder Abhandlungen zur Geschichte Frankreichs behandelt wurde. Deutschland ist damit das einzige der hier untersuchten Län-

144 Osborne, A Queen Mother in Exile, S. 29.

145 Ranke, Französische Geschichte, Bd. 2, S. 148.

der, in dem Maria von Medici im 19. Jahrhundert keine einzige eigenständige Monografie gewidmet wurde. Hinzu kommt, dass dort, wie auch in Belgien, das Bild dieser Herrscherin ausschließlich von Männern ausgeformt wurde, was auf die frühe Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung zurückzuführen ist, die Frauen somit nicht zugänglich war. Es lassen sich nichtsdestotrotz einige wesentliche Aspekte der deutschen Rezeption dieser französischen Herrscherin hervorheben.

Maria von Medici wird nie losgelöst vom europäischen Gesamtkontext behandelt. So wird das Leben und Wirken dieser Königin vorwiegend vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges untersucht, der besonders auf den Territorien des Alten Reichs ausgetragen wurde und daher von den deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts als Teil ihrer Geschichte ausgiebig behandelt wurde. Anders als in der belgischen und damit ganz ähnlich wie in der englischen Rezeption dieser Herrscherin galt den Deutschen der Aufenthalt Marias auf dem eigenen nationalen Territorium – in diesem Falle Köln – nur als Randaspekt. Lediglich Regionalhistoriker wie Leonhard Ennen und Alfred von Reumont befassten sich aus einem landesgeschichtlichen Interesse heraus mit diesem Thema. Marias kulturhistorischer Einfluss wird in den deutschen Quellen zudem kaum erwähnt. Nur Ranke ging positiv, wenn auch knapp darauf ein und folgerte, ähnlich wie die neue kunst- und kulturhistorische Forschung über Maria, dass ihr in Frankreich eine gelungene Verschmelzung französischer und italienischer Stile gelungen sei[146].

In seinen Grundzügen ähnelt die Darstellung Marias von Medici in Deutschland dem Bild, das die französische Historiografie zur selben Zeit von ihr entwickelte. Besonders bei Moriz Ritter wird die Übernahme gewisser Erzählmuster aus den nationalen Meistererzählungen deutlich, so etwa das dreigegliederte sakrale Motiv des Paradieses, des Sündenfalls und der Erlösung, das durch Heinrich IV., dessen Gattin Maria und Kardinalminister Richelieu verkörpert wird. Besonders zwei Historiker versuchten hingegen, sich bewusst von der französischen Historiografie abzugrenzen. Der jüdische Historiker Martin Philippson tat dies, indem er die Mechanismen hinterfragte, die in Frankreich hintergründig gewirkt und zu einem negativen Bild der Mediceerin geführt hatten. Er erkannte dabei völlig treffend, dass Maria deshalb so vehement als Antagonistin der nationalen Geschicke stilisiert worden war, um andere historische Figuren umso besser hervorheben zu können. Leopold von Ranke postulierte wiederum absolute Unparteilichkeit in der Ausarbeitung seiner Darstellung der französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts – und damit auch Marias von Medici – dank der Hinzunahme teils neuer und vor allem europaweit recherchierter Quellen. Beide Ansätze entbehren allerdings nicht

146 Vgl. hierzu ibid., S. 368–370.

einer gewissen frankreichkritischen Haltung und sind Ausdruck einer Überzeugung deutscher Überlegenheit im Bereich der Historiografie. So könne der deutsche Geschichtswissenschaftler historische Zusammenhänge und Figuren rationaler erfassen, weil er nicht vom überbordenden französischen Nationalismus geblendet sei und sich zudem auf der Grundlage naturwissenschaftsähnlicher Methoden und somit angeblich objektiv jedwedem Untersuchungsgegenstand unbefangen nähern könne.

Nicht zuletzt verblasste Maria von Medici auch in der deutschen Rezeption des 17. Jahrhunderts vor ihrem Kontrahenten Richelieu. Ähnlich wie die meisten französischen Historiker des 19. Jahrhunderts prägten Moriz Ritter und Leopold von Ranke für die deutsche Leserschaft das Bild eines fortschrittlichen Staatsmannes und Visionärs – allerdings unter weitaus konservativeren und monarchistischeren Vorzeichen als in dessen republikanischer Verklärung in Frankreich. Auffallend ist, dass die ehemalige Regentin in der deutschen Historiografie in einem deutlich geringeren Kontrast zu ihrem Opponenten gestanden zu haben scheint. Dies wird etwa daran deutlich, dass die Verklärung Richelieus als Verfechter vormoderner rationaler Staatlichkeit nicht zwangsläufig mit einer Stigmatisierung Marias und die Ausarbeitung ihrer Figur als sein in allen Punkten negatives Gegenüber einherging. Vielmehr werden beide als Vertreter unterschiedlicher außenpolitischer Konzepte stilisiert, wobei das von Maria vertretene dynastische und konfessionelle Primat dem vormodernen rationalen Staatshandeln und damit einer neuen europäischen Ordnung hatte weichen müssen.

Fazit

[J]e veux porter dignement de nom de Médicis! […]
[N]e songes-tu pas qu'il faut frapper l'imagination
de ce peuple à la puissante pensée?[1]

Die erste Bourbonenkönigin Maria von Medici, die zu Lebzeiten derart auf ihren posthumen Ruhm bedacht war, beflügelte noch zweihundert Jahre nach ihrem Tod zweifelsohne die Fantasie der Nachwelt – allerdings überwiegend als »femme impopulaire et détestée«[2] und »reine qui fait une si piètre figure dans l'histoire de France«[3]. Meist zur Marionette degradiert, die keinerlei politischen und kulturellen Einfluss auf ihre Zeit genommen habe, andernorts wiederum als machiavellistische Herrscherin verschrien, die buchstäblich über Leichen gegangen sei und den Niedergang einer ganzen Nation ausgelöst habe, vereinzelt aber auch als fähige und liebevolle, doch tragische Landesmutter bemitleidet: Die einschlägigen europäischen Quellen zwischen 1774 und 1914 bieten ein facettenreiches und widersprüchliches Bild, das sehr anpassungsfähig scheint. Was lässt sich nun abschließend zur Rezeption dieser französischen Herrscherin im 19. Jahrhundert festhalten?

Das Bild Marias von Medici zwischen 1774 und 1914

Der vorliegenden Studie lag die These zugrunde, dass das bis heute noch überwiegend negative Zerrbild der zweiten Ehefrau des ersten Bourbonenkönigs Heinrich IV. ganz wesentlich in den historischen Meistererzählungen des 19. Jahrhunderts konstruiert und durch sie überdies für die nachfolgenden

1 Maria von Medici zu ihrer Vertrauten Leonora in Lottin de Laval, Marie de Médicis, Bd. 1, S. 84f.

2 Masson, La sorcellerie, S. 212.

3 Desprez, La politique féminine, S. 48.

Generationen kanonisiert wurde. Zur Überprüfung dieser Annahme wurden zunächst die Elemente und Erzählmuster zusammengetragen, aus denen sich zu dieser Zeit die Rezeption Marias von Medici zusammensetzte, um diese dann auf Deutungsverschiebungen, Anpassungen und Veränderungen über den politischen und mentalitätsgeschichtlichen Einschnitt der Revolution von 1789 hinaus hin zu untersuchen. Handelte es sich um ein homogenes, einvernehmliches Bild oder sind in den Interpretationen des Lebens und Wirkens der mediceischen Regentin vielmehr deutliche inner- und transnationale Unterschiede auszumachen? Verliefen diese entlang ideologischer Trennlinien? Welchen Zweck erfüllten diese Motive in den identitäts- und sinnstiftenden Diskursen nationaler Metanarrative?

Rezeptionshistorisch betrachtet kann die Ausarbeitung und Aufbereitung des Bilds der Königin Maria von Medici zwischen 1774 und 1914 zumindest nicht als reiner Elitendiskurs gedeutet werden, der im wissenschaftlichen Elfenbeinturm ausgeformt wurde. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die in dieser Arbeit untersuchten verschiedenartigen Quellen von einer breiten und heterogenen Leserschaft wahrgenommen wurden und sie damit ihren Beitrag zur Ausformung der aus der Geschichte heraus begründeten nationalen Identität leisteten. Die gesellschaftsleitende Stellung des historiografischen Diskurses im 19. Jahrhundert lässt sich hierbei an drei Punkten festmachen: Erstens war die Auseinandersetzung mit der nationalen Vergangenheit ein europaweites Phänomen, das sich nicht nur in akademischen Geschichtswerken, sondern auch in der Belletristik und den bildenden Künsten niederschlug. Geschichte war damals schlichtweg in Mode und so ist es auch kein Zufall, dass Geburtsstunde und Höhepunkt der Beliebtheit des historischen Romans beide im 19. Jahrhundert zu verorten sind. Mittels dieser Gattung konnten historiografische Inhalte einer breiten, jüngst alphabetisierten Leserschaft spielerisch zugänglich gemacht werden. Zweitens waren damals viele Historiker selbst bemüht, neben ihren akademischen Publikationen kompakte, für die Allgemeinheit leicht verständliche Zusammenfassungen zu erstellen[4]. Drittens kann schließlich für das 19. Jahrhundert durchaus von einer breiten Rezeption nationalhistorischer Inhalte ausgegangen werden, weil deren Verbreitung einem grundlegenden politischen Willen entsprach. Dieser Anspruch gipfelte in den Schulbüchern der Dritten Republik, die sowohl auf Text- und Bildebene die in den nationalen Metanarrativen entwickelten Diskurse aufgriffen. Im Falle Englands, wo sich im

4 Diese trugen in Frankreich meist den Titel »Histoire populaire«; sie handelten als solche von der Geschichte des Volkes und waren diesem zugleich zugedacht. Diesem Anliegen widmeten sich das gesamte 19. Jahrhundert hindurch Erfolgsautoren wie etwa die hier untersuchten Historiker J. C. L. Simonde de Sismondi, Henri Martin oder Ernest Lavisse.

19. Jahrhundert vergleichsweise spät eine universitär geregelte Geschichtsschreibung herausbildete, war die breite Wahrnehmung historiografischer Schriften sogar noch stärker gegeben.

Zur verwendeten Methode

Die Arbeit hat sich der Frage nach der europäischen Rezeption Marias von Medici bewusst nicht nach rein thematischen Gesichtspunkten genähert. Es ging weniger darum, eine seit Jahrhunderten vermeintlich missverstandene historische Gestalt systematisch zu rehabilitieren, als die Quellen, die sie im 19. Jahrhundert behandelten, erstmals grundlegend zu erschließen. Weil Geschichte darüber hinaus nie voraussetzungslos geschrieben wird, sollte außerdem stets begleitend der politische und geistesgeschichtliche Entstehungskontext beleuchtet, sowie auf die Biografien der Autoren eingegangen werden. Dank eines solchen chronothematischen Ansatzes konnte über die Rezeption Marias von Medici hinaus einer ganzen Epoche Rechnung getragen und die ihr innewohnende Zerrissenheit nachgezeichnet werden. Denn die historischen Abhandlungen über diese französische Königin sind durchdrungen von den Fragen und Debatten der Zeit ihrer Entstehung, die – teils sehr bewusst, teils unwillkürlich – von dem jeweiligen Autor auf die Vergangenheit und ihre Protagonisten projiziert wurden.

Bei der Auswahl der zu untersuchenden Quellen erwies sich der in der Einleitung beschriebene Ansatz von Angelika Epple zur Gattungsbestimmung der historischen Erzählung als nützlich. Ihr Konzept des historiografischen Pakts schärft nämlich den Blick für die Strategien historischer Erzählungen, behelfs derer die vermittelten Inhalte als wahr ausgewiesen werden sollten. Die Berücksichtigung einer solchen vom Autor beziehungsweise Erzähler eingegangenen Bürgschaft erschien für eine historiografie- und rezeptionsgeschichtliche Analyse von Texten, die einen Beitrag zur nationalen Identitätsbildung leisteten, deshalb sehr konstruktiv, weil davon ausgegangen werden muss, dass die Nachweis- und Überprüfbarkeit einer Aussage gerade für eine postaufklärerisch-kritische Leserschaft relevant war, um diese überhaupt anzunehmen. Dank Epples breit gefasster Definition der historischen Erzählung konnten außerdem solche historiografische Werke berücksichtigt werden, die nicht zur »offiziellen«, männlich dominierten Geschichtsschreibung zählten, etwa von Frauen verfasste Abhandlungen oder Arbeiten solcher Autoren, deren Ausführungen von ihren Kollegen verworfen worden waren, von denen sie selbst aber vehement die Richtigkeit ihrer Angaben beteuerten. Die Anwendung des Kriteriums des historiografischen Pakts in der Quellenauswahl ermöglichte daher mitunter die Erweiterung der Bandbreite des von der zweiten Medici-Regentin

entwickelten Bilds um zwei Facetten, die ansonsten in der Historiografie des 19. Jahrhunderts wenig berücksichtigt wurden: das Entwerfen eines mitfühlenden Porträts der Regentin sowie deren positive Stilisierung als mütterliches Gegenstück zur Vaterfigur Heinrichs IV.

Das Quellenkorpus wurde jedoch zusätzlich noch um Werke aus der Belletristik ergänzt, die Epples Definition zufolge nicht mehr der Gattung der »historischen Erzählung« zuzuordnen sind. Damit sollte zum einem dem Rezeptionskontext des 19. Jahrhunderts Rechnung getragen werden, in dem die Belletristik einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Ausformung des nationalen Geschichtsbilds leistete. Zudem sind gerade im 19. Jahrhundert zahlreiche wechselwirkende inhaltliche Übernahmen zwischen Belletristik und Historiografie nachweisbar.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Bei genauerer Betrachtung erweisen sich die mit Maria von Medici verknüpften Grundthemen trotz verschiedenster ideologischer Vereinnahmungen und Umdeutungen über das lange 19. Jahrhundert hinweg als relativ konstant. Diese Beständigkeit ist damit auch der erste grundlegende Schluss, der aus der vorliegenden Studie gezogen werden kann. Zwar findet die Rezeption Marias von Medici augenscheinlich in einer großen Spannbreite zwischen völligem Ausblenden bis hin zur Verteufelung ihrer Figur statt, doch bleibt der dominante Grundton eigentlich kritisch bis hin zur Feindseligkeit. So ist es auch dieses negative Bild Marias von Medici, das die von offizieller Seite geförderte Historiografie in Frankreich, aber auch in den anderen hier untersuchten Nationen überwiegend prägte. Sein Höhepunkt wurde in Frankreich mit den republikanischen Autoren der 1850er und 1860er Jahre in Form einer antiklerikal und xenophob bedingten Überzeichnung der Person und des Wirkens dieser Herrscherin erreicht. Die wenigen im 19. Jahrhundert zu verzeichnenden positiven Ausführungen wurden meist in bewusstem und meist politisch motiviertem Widerspruch zum dominierenden historischen Diskurs verfasst. Darüber hinaus bewegten sich die wenigen dezidiert positiven Abhandlungen über Maria von Medici europaweit bezeichnenderweise überwiegend am Rande der erfolgreichen nationalhistorischen Werke in einer Grauzone zwischen Fakt und Fiktion und damit in eher literarischen Ausdrucksformen. Diese milderen, teils sogar freundlich gesinnten Darstellungen sind zudem häufig auf weibliche Schrifsteller zurückzuführen. Es kann jedoch kaum – wie es manche Rezensenten im 19. Jahrhundert diesen Autorinnen gern herablassend unterstellten – von einer vermeintlichen Form rührseliger weiblicher Solidarisierung mit einer zu Unrecht behandelten Königin ausgegangen werden. Vielmehr waren diese

Historikerinnen entschlossen, sich vom dominierenden männlichen Diskurs hermeneutisch abzugrenzen.

Zweitens hat die Untersuchung bestätigt, dass die Elemente, die im 19. Jahrhundert wesentlich diese weitgehend negative oder zumindest kritische Rezeption Marias von Medici ausmachten, im Ancien Régime wurzeln. Sie gehen zu großen Teilen auf die selbstlegitimierende Darstellung von Zeitgenossen zurück, die das Leben und Wirken der Regentin rückblickend von ihrem politischen Scheitern im November 1630 aus werteten. Zu nennen wäre Sully, der Waffenbruder und Finanzminister Heinrichs IV., der sein eigenes, in die Kritik geratenes Lebenswerk zu rechtfertigen suchte, indem er sich in seinen Memoiren als Vertrauter des charismatischen Bourbonenkönigs inszenierte, ihrer beider Wirken für die Nachwelt untrennbar miteinander verwob und alle politischen Verfehlungen dieser Herrschaft – und damit auch die damit einhergehende Verantwortung – auf die ab 1610 daran anschließende Regentschaft abschob. Mit dieser selbstverherrlichenden Deutung trug Sully maßgeblich zur rückwirkenden Verklärung der Herrschaft des ersten Bourbonenkönigs als goldenes Zeitalter bei, gegen das die darauffolgende Herrschaft seiner Witwe vor den Augen der Nachwelt im direkten Vergleich nur unterliegen konnte. Der verzerrte, kritische Blick auf Maria von Medici ist des Weiteren entscheidend ihrem Kontrahenten und Bezwinger Richelieu geschuldet, der seit 1630/31 die dunkle Legende um die scheinbar gefühlsgeleitete, intrigante, inkompetente, fanatische und machtgierige Königinmutter steuerte und publizistisch verbreiten ließ. Damit sollte nicht zuletzt auch das unerbittliche Verhalten des Prinzipalministers gegenüber seiner ehemaligen Gönnerin und seine eigene politische Vormachtstellung vor der Öffentlichkeit und vor Ludwig XIII. selbst immer wieder legitimiert werden. Die Inhalte der ihm zugunsten ausgearbeiteten Siegergeschichtsschreibung übernahmen dann im 17. und 18. Jahrhundert die meisten Memorialisten und Historiografen, denen dann die Autoren des 19. Jahrhunderts folgten. Natürlich stellt diese aus dem Ancien Régime übernommene abschätzige Rezeption Marias von Medici in der französischen Historiografie des 19. Jahrhunderts keine Ausnahme dar. Sie gründet vielmehr auf einer durchweg negativen, misogyn und xenophob mitbedingten Wahrnehmung der französischen Königinnen mediceischer und habsburgischer Abstammung[5]. Maria scheint indes eine Sonderposition einzunehmen, da einige der hier ausgewerteten Quellen ihr wiederholt nachsagten, alle schlechten Eigenschaften französischer Herrscherinnen in sich vereint und gleichsam übersteigert zu haben. Wenngleich natürlich der rhetorische Effekt einer solchen Über-

5 Mit Ausnahme von Maria Theresia (1638–1683) und Maria Leszczyńska (1703–1768), den Ehefrauen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., die politisch wenig erkennbaren Einfluss nahmen.

treibung nicht außer Acht gelassen werden sollte, muss man sich fragen, warum gerade sie gemeinhin als die schlechteste und verhängnisvollste Herrscherin galt. Die Antwort liegt in der außergewöhnlich wirkungsvollen Diskreditierungskampagne ihres Kontrahenten: Wohl kaum eine andere französische Königin hatte zu Lebzeiten einen so einflussreichen Kontrahenten vorzuweisen, der derart gezielt und langfristig ihren Ruf zerstörte wie Marias ehemaliger Günstling Richelieu. Rezeptionsgeschichtlich betrachtet hatte die zweite Medici-Herrscherin also denkbar schlechte Voraussetzungen in der Erinnerung der Nachwelt.

Drittens ist das Überdauern und die Verfestigung der negativen Elemente in der Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert darauf zurückzuführen, dass diese sich bereits im Ancien Régime nicht aus monarchistischen, sondern inhärent bürgerlichen Diskursen speisten und damit von der sozialen Schicht entwickelt worden waren, die nach der Revolution ihren politischen und gesellschaftlichen Siegeszug erlebte. Die regelmäßig angeführte Inkompetenz, Machtgier und unkontrollierte Emotionalität der Regentin gründete maßgeblich auf althergebrachten, von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Juristen geprägten misogynen Motiven, die sich die ab dem frühen 17. Jahrhundert einsetzende absolutistische Herrschermacht zunehmend zu eigen gemacht hatte, um das Königtum als seinem Wesen nach männlich vorgegebene und legitimierte Ordnung zu festigen. Diese absolutistische, selbstbewusste – kurz: männliche – Staatsräson, die Richelieu einst als oberste Rechtfertigungsinstanz angeführt hatte, wurde dann in Frankreich nach der Revolution von den wechselnden bürgerlichen Regimes zur nationalen Staatsräson umgemünzt, sei sie nun liberaler, republikanischer oder konservativer Prägung. Auf diese bürgerlichen Diskurse sind daher insbesondere die frauenfeindlichen Komponenten im Bild Marias von Medici zurückzuführen, die im 19. Jahrhundert – dem bürgerlichen Zeitalter *par excellence* – vorrangig der historisch hergeleiteten Legitimierung einer von Männern vorgegebenen Hierarchie diente, in der die Frau aus dem öffentlichen Bereich zunehmend ins Private verdrängt werden sollte. Marias Wirken als eigenständig handelnde und entscheidende Regentin galt demzufolge gerade nach 1789 als skandalös – diesmal sozusagen nicht als Bedrohung der standesrechtlichen Ordnung des Ancien Régime, sondern als Bedrohung für die bürgerlich geprägte soziale Ordnung, in der die Frau zum Mann in einem klaren, als natürlich erachteten Verhältnis der Unterwerfung und des Gehorsams stand. Marias Streben nach politischer Beteiligung auch nach dem Ende ihrer Regentschaft galt als Höhepunkt einer gefährlichen Grenzüberschreitung und wurde daher häufig als widernatürliche Machtgier abgetan, die umso weniger gerechtfertigt gewesen sei, da sie angeblich mit Unfähigkeit einhergegangen war. Die politischen Entscheidungen in der Ausübung ihres Amtes wurden deshalb auch im 19. Jahrhundert weiterhin häufig als Fehleinschätzungen inter-

pretiert, die auf eine angeblich zu stark zum Ausdruck gebrachte Weiblichkeit zurückgeführt werden konnten. So habe sie aufgrund ihrer Eigenschaften als Frau den Ansprüchen an Rationalität und Durchsetzungskraft nicht gerecht werden können. Im Privaten – dem aus bürgerlicher Sicht den Frauen eigens zugedachten Bereich – wurde ihr paradoxerweise wiederum keine übermäßige, sondern eher mangelnde Weiblichkeit in Gestalt fehlender Unterwürfigkeit und Genügsamkeit sowie mütterlicher Zuwendung und Zärtlichkeit angelastet. Maria galt damit als Verkörperung schlechthin der Gefahren für die nationale Ordnung, weil sie die ihrem Geschlecht zugedachte gesellschaftliche Position nicht angemessen eingenommen habe. Diese Diskurse verschärften sich während der Dritten Republik, dem politischen Höhepunkt des Bürgertums in Frankreich, wo Maria zusehends von der historischen Bühne verdrängt, ihre politische Rolle ausgeblendet und die Studien zu ihrer Person meist auf den Privatraum beschränkt wurden.

Viertens kann Maria von Medici durchaus als konstitutive Figur der identitäts- und sinnstiftenden Metanarrative Frankreichs gelten, die sich insbesondere ab den 1820er Jahren ausformten. Alle etwa achtzig untersuchten französischen Quellen befassen sich im Grunde mit der Leitfrage, ob Marias Wirken schlussendlich förderlich oder schädlich für den Werdegang der Nation gewesen sei. In dieser Deutung vermengen sich vor allem ihre Stigmatisierung als Landfremde und Katholikin. So wurden Marias politische Entscheidungen in keiner anderen nationalen Historiografie des 19. Jahrhunderts so sehr auf nationale Stereotype reduziert und nirgends so konsequent und leitmotivisch zur Diskreditierung der Protagonistin herangezogen wie in Frankreich. Die Beschreibung Marias von Medici als Ausländerin und damit als Nicht-Französin erstarkte als eigenständige Komponente während der Julimonarchie, als die von staatlicher Seite geförderte Geschichtsschreibung den Werdegang der Nation nachzeichnen, Frankreichs wegweisende Rolle für die Völker belegen und das auf dieser universalen Sendungsidee gegründete nationale Selbstbewusstsein stärken sollte. In diesem Zuge wurde auch die Abgrenzung zu anderen Nationen stärker betrieben. Die Republikaner übernahmen dann in der Jahrhundertmitte dieses Narrativ, intensivierten es jedoch, indem sie der Nation nun zusehends eine sakrale Dimension und quasi göttliche Züge zuschrieben. Dies führte in der Rezeption Marias von Medici zu den heute befremdlich anmutenden Ausführungen des gefeierten Nationalhistorikers Jules Michelet, der sie als Italienerin, Deutsche, Österreicherin und Spanierin zugleich verstand und damit zur Verkörperung des Fremden, des Bösen, des Rückwärtsgewandten, kurzum des Antifranzösischen schlechthin stigmatisierte. In dieser sakral konnotierten Deutung der Nationalgeschichte wurde sie als regelrechte ›französische Eva‹ verfemt, die den Sündenfall der Nation eingeleitet habe. Das Heil habe die Nation sowohl in der liberalen als auch in der republikanischen Deu-

tung erst zweihundert Jahre später in der Revolution von 1789 gefunden. Ab den 1870er Jahren verlor das Bild der ersten Bourbonenkönigin dann zwar an Vehemenz, doch trug die Geschichtsschreibung der Dritten Republik wesentlich zur Kanonisierung und Institutionalisierung der negativen Rezeption Marias von Medici bei. Abhandlungen, die sich mit deren Wirken befassten, dienten nun zuvorderst der Rückversicherung der eigenen nationalen Größe nach der traumatischen Niederlage von 1871. Dies äußerte sich in der betonten Abwertung der Mediceerin als ›barocke‹ Herrscherin: Als romtreuer Katholikin und angeblich minderbegabter Kunstmäzenin wurde ihr unterstellt, fremde Einflüsse ohne Rücksicht auf die nationale Bestimmung ihrer neuen Heimat durchsetzen gewollt zu haben. Demgegenüber galt Richelieu als Verkörperung und Verteidiger des französischen, nun mit republikanischen Eigenschaften versehenen Geistes, der etwa Werte wie Laizismus und Toleranz verteidigt habe. Der Konflikt zwischen den beiden Protagonisten wurde zum idealtypischen Duell, zum Überlebenskampf des Nationalgeistes überhöht und der Sieg des Kardinals als Beleg für die Widerstandsfähigkeit ebendieses Geistes verstanden, der den Bürgern der Dritten Republik – nicht zuletzt im Hinblick auf die ersehnte Revanche gegen das Deutsche Kaiserreich und den wachsenden innenpolitischen Widerstand konservativer und rechtsnationaler Kräfte am Vorabend des Ersten Weltkriegs – Zuversicht spenden sollte. Richelieu galt damit der republikanischen Historiografie der Jahrhundertwende anachronistisch als Priester der Nation, der die republikanische und damit nationale Gesinnung gegen seine obskurantistische, antinationale Gegenspielerin verteidigt und Frankreich auf seine welthistorische Bestimmung eingeschworen habe. Maria von Medici wurde dabei nicht mehr wie in der Jahrhundertmitte als intrigante und gefährliche Antiheldin der französischen Geschichte verteufelt, sondern nun zum plumpen, mittelmäßigen Charakter degradiert, der unfähig gewesen sei, die von Richelieu verkörperten Entwicklungen zu erkennen und zu begreifen, geschweige denn zu fördern.

Schließlich ermöglichte fünftens gerade der transnationale Vergleich die Offenlegung und Relativierung des auf die Fragen und Bedürfnisse der französischen Nation hin konstruierten identitätsstiftenden Charakters des Bilds Marias von Medici. Trotz der disparaten Quellenlage und der Tatsache, dass die Beschäftigung mit der Bourbonenherrscherin in Belgien, Großbritannien und Deutschland teils nur am Rande der eigenen Nationalgeschichte stattfand, ermöglichte die Untersuchung ihrer Rezeption im nicht-französischen Ausland außerdem interessante Einblicke in Themen und Motive, die die nationale Identität dieser Länder im 19. Jahrhundert bestimmten. Dies führte zu teils überraschenden Ergebnissen: So spielte etwa Maria von Medici, nach einem ganz ähnlichen Narrativ wie in Frankreich, auch für die historisch hergeleitete belgische Identitätskonstruktion eine wichtige Rolle in der dortigen nationalen

Meistererzählung. Sie galt als mitverantwortlich für den Niedergang des belgischen Volkes, dem dieses erst in der Revolution von 1830 habe Einhalt gebieten können. Marias vergleichsweise prominente Präsenz in englischsprachigen Werken des 19. Jahrhunderts ist ebenfalls bemerkenswert, zumal sich hierin vorwiegend weibliche Autoren mit ihr befassten. Trotz vereinzelter Ausnahmen setzte sich das Bild dieser Königin in der europäischen Historiografie des 19. Jahrhunderts allerdings aus ganz ähnlichen Motiven wie zur selben Zeit in Frankreich zusammen. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass sich die nicht französischen Autoren häufig auf dieselben – edierten und damit leichter zugänglichen – Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts stützten. Diejenigen unter ihnen, die sich in ihren Recherchen zu Maria von Medici auf unerschlossenes oder unbeachtetes Material aus europäischen Archiven stützten – vornehmlich akademisch ausgebildete deutsche und belgische Archivare und Professoren –, grenzten sich unter Berufung auf diese quellenbezogene Grundlage meist sehr bewusst von den in Frankreich geläufigen Interpretationen der nationalen Meistererzählungen ab. Ein inhaltlicher Austausch mit französischen Kollegen konnte im Hinblick auf Maria von Medici nur bei wenigen Ausnahmen nachgewiesen werden. Abweichende Deutungen in der Auswertung des zugrunde gelegten Materials sind in der europäischen Historiografie auf den jeweiligen sozialen und politischen Kontext zurückzuführen. So ist etwa das in England deutlich positiver ausfallende Bild Marias von Medici auf die Dominanz bürgerlich-viktorianischer Moralvorstellungen in der englischen Gesellschaft und möglicherweise auch auf das Geschlecht der Autorinnen und den damit verbundenen Perspektivwechsel zurückzuführen, die die Eskapaden ihres Ehemannes Heinrich IV. entsprechend streng verurteilten. In Deutschland wiederum sind derartige Abgrenzungen von der französischen Rezeption häufig dem Kontext politischer und geistiger Konkurrenz zum Nachbarland zuzuschreiben. Ansonsten diente Marias kritische, doch bei Weitem nicht so vehement wie in Frankreich betriebene Darstellung als Ausländerin – ironischerweise in der nicht-französischen Historiografie weniger als Italienerin denn als Französin – stets der Hervorhebung eigener nationaler Tugenden. Das ausgrenzende Motiv der Stigmatisierung des Fremden scheint demnach als gängiges Erzählmuster europäischer Metanarrative bestätigt. Marias romtreuer Katholizismus wurde wiederum besonders vehement in der englisch- und deutschsprachigen Historiografie kritisiert. Anders als in Frankreich, wo damit vor allem gallikanischen oder antiklerikalen Ansprüchen Ausdruck verliehen werden sollte, war diese Kritik in England und Deutschland vornehmlich konfessionell motiviert. Im Gegensatz zu Frankreich würdigte das europäische Ausland allerdings durchaus Marias Rolle als Mäzenin, insbesondere als Förderin des flämischen Meisters Rubens, doch fanden auch ihre Verdienste um die Wiederbelebung der höfischen Kultur lobende Anerkennung.

Methodischer Mehrwert der Studie

Bislang wurden von der rezeptions- und historiografiegeschichtlichen Forschung vorzugsweise schillernde historische Persönlichkeiten untersucht. Was ist allerdings mit den »Verlierern« der Geschichte? Denn gerade in den nationalhistorischen Metanarrativen des 19. Jahrhunderts konnte die Konstruktion bestimmter historischer Figuren zu Lichtgestalten nur dann gelingen, wenn andere Protagonisten wiederum zu dunklen Gegenspielern ausgearbeitet wurden: Durch den Kontrast wurde die relative Leuchtkraft der nationalen Helden verstärkt.

Hierbei bot sich die Untersuchung des Bilds Marias von Medici im 19. Jahrhundert als regelrechtes Paradebeispiel an, denn sie vereinte in ihrer Person gleich mehrere Kategorien, die im identitätsstiftenden und damit zugleich ausgrenzenden Diskurs nationaler Meistererzählungen zum Tragen kommen, nämlich Geschlecht, Abstammung sowie Religion/Konfession. Auf sie – die Frau, Ausländerin und Katholikin – projizierten die Autoren alles, wovon sich die im 19. Jahrhundert wechselnden politischen Systeme, die sich alle als wahre Vertreter der französischen Nation verstanden, zu distanzieren suchten. Maria verkörperte dabei stets, im Sinne einer Definition *ex negativo*, den Gegenentwurf zur Nation. Eindrucksvoll deutlich wird diese zentrale Dimension ihrer Rezeption, wenn man sie in der Interaktion mit ihren männlichen Zeitgenossen betrachtet: So kann ihr Bild nur im Wechselspiel mit der wiederum überwiegend positiven Rezeption Heinrichs IV. und Kardinal Richelieus, teils auch Sullys, wirklich verstanden werden. Sie bildete häufig den dunklen Hintergrund, vor welchem diese männlichen Protagonisten umso stärker strahlen konnten. Die Untersuchung ihrer Rezeption belegt eindrücklich, dass die Stigmatisierung gewisser historischer Protagonisten ein genauso zentraler Bestandteil der orientierungsgebenden Funktion nationaler Metanarrative war wie das Überhöhen anderer zu Vorbildern.

Diese Feststellung macht die vorliegende Arbeit damit auch zu mehr als einer reinen Fallstudie. Indem sie die negative Stigmatisierung historischer Akteure als zentralen Aspekt der Konstruktion solcher Narrative aufdeckt, in die nicht zuletzt geschlechtertypische und fremdenfeindliche Zuschreibungen einwirkten, bietet sie nämlich über den engeren Rahmen des Themas hinaus Einblicke in die Entstehungsgeschichte europäischer nationaler Meistererzählungen des 19. Jahrhunderts. Die vorliegende Studie soll daher auch als Anregung für die europäische Historiografiegeschichte dienen, negativ bewertete Figuren stärker in den Blick zu nehmen. Geht man außerdem von der Prämisse aus, dass die westeuropäischen Metanarrative grundlegende Parallelen aufwei-

sen[6], dann können von der Untersuchung des Bilds Marias von Medici ausgehend vier Leitfragen formuliert werden, die bei der Analyse anderer negativ konnotierter Akteure Anwendung finden können: Wie dient die untersuchte Figur der selbstlegitimierenden Abgrenzung der jeweiligen Nation nach außen hin? Wie gestaltet sich in den einschlägigen historischen Narrativen das Wechselspiel dieser Figur mit positiv besetzten Protagonisten der Nationalgeschichte? Inwieweit wirken in die negative Stilisierung dieser Figur religiöse beziehungsweise konfessionelle sowie geschlechtsbedingte Aspekte mit ein? Und schließlich: Welche Rolle wird der Figur im prozesshaften Werden der Nation, im sakral konnotierten nationalen Mythos zugedacht?

Maria von Medici in der Ikonografie des 19. Jahrhunderts

Interessanterweise verlief die ikonografische Rezeption Marias von Medici im 19. Jahrhundert nicht immer synchron zu dem Bild, das zeitgleich von ihr in Schrifterzeugnissen vorgelegt wurde. Im Zuge der romantischen Begeisterung für die Vergangenheit während der Restauration und der Julimonarchie verlief sie sogar eher kontrapunktisch, um sich dann vor allem ab der Dritten Republik dem schriftlich verbreiteten Bild zunehmend anzugleichen und dieses unterstützend widerzuspiegeln.

Der bildenden Kunst oblag im 19. Jahrhundert, ähnlich wie der Geschichtsschreibung, die Aufgabe, die Nationalgeschichte zu verherrlichen und zu vermitteln[7]. Im meist akademischen, und damit offiziellen, salonfähigen Genre der Historienmalerei, das europaweit sehr beliebt war, sind einige Werke zu verzeichnen, die sich mit der zweiten mediceischen Herrscherin befassen. Das Gemälde »Henri IV recevant l'ambassadeur d'Espagne«[8] (1817) von Jean-Auguste-Dominique Ingres (1780–1867) bezieht sich beispielsweise auf eine Anekdote, die im 19. Jahrhundert wesentlich zur Popularisierung dieses Herrschers beitrug: Es zeigt den verdutzten spanischen Botschafter vor dem auf allen Vieren mit seinen Kindern spielenden König. Maria sitzt im Mittelpunkt des Bilds und beobachtet belustigt und wohlwollend die Szene. Trotz ihrer passiven Haltung strahlt sie Mütterlichkeit und Wärme aus – eines ihrer Kinder hat sogar liebevoll seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt. Mit diesem Motiv wurde

6 Vgl. Berger, Geschichten von der Nation, S. 49–77.

7 Vgl. hierzu Stephen Bann, Stéphane Paccoud, L'invention du passé. Histoires de cœur et d'épée en Europe 1802–1850. Katalog zur Ausstellung in Lyon, 19. April–21. Juli 2014, Bd. 2, Paris 2014.

8 Das Werk gehört zur Sammlung des Petit Palais – Musée des Beaux-Arts de la Ville de Paris (Inv.-Nr. PDUT1164).

jenes Königspaar positiv in Szene gesetzt, das die Dynastie der Bourbonen begründet hatte – ebenjene Dynastie also, die 1817 bei der Fertigstellung des Gemäldes seit zwei Jahren wieder auf dem französischen Thron saß. Ein weiteres beliebtes Sujet der Historienmalerei der ersten Jahrhunderthälfte war Marias Darstellung als interessierte Kunstmäzenin, insbesondere in Bezug auf den von ihr nach Frankreich gerufenen und geförderten flämischen Meister Rubens. In dieser Rolle verewigten sie etwa 1817 der gebürtig aus Antwerpen stammende Historienmaler Mathieu Ignace van Brée (1773–1839) mit seinem Gemälde »Marie de Médicis entourée de ses dames d'honneur pose devant Rubens«[9] sowie Claude Jacquand (1803–1878) mit »Marie de Médicis visitant l'atelier de Rubens«[10] (1839). Darüber hinaus widerlegt ein weiteres kunsthistorisches Beispiel auf fast schon ironische Weise die vor allem von den republikanischen Historikern der zweiten Jahrhunderthälfte vehement unterstellte Bedeutungslosigkeit Marias als Kunstmäzenin. So war der von ihr in Auftrag gegebene Medici-Zyklus für viele Künstler nachweislich eine wichtige Inspirationsquelle. Eine der hierfür von Rubens gezeichneten Figuren diente Eugène Delacroix (1798–1863) sogar als Vorlage für seine Personifikation der Freiheit in »La liberté guidant le peuple« (1830)[11]. Damit förderte Maria kurioserweise den ästhetischen Nährboden für die Schaffung einer der prominentesten Figuren der heutigen nationalen Ikonografie der französischen Republik.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tauchte Maria von Medici dann vermehrt auf Stichen und kolorierten Lithografien auf, die für Schulbücher und popularisierende Werke angefertigt wurden. Diese Darstellungen zeugen eindrücklich von einer negativen Wende im Bild dieser Herrscherin, die mit der Institutionalisierung des republikanischen Diskurses über die Geschichte einherging. So wird sie nun meist zu ihrem Nachteil abgebildet, etwa als von dem Ehepaar Concini gesteuerte Figur[12]. Ein weiteres sehr beliebtes Motiv ist außerdem ihr Streitgespräch mit Richelieu und ihrem Sohn Ludwig XIII. anlässlich der *journée des Dupes.* Auch hier scheint eine gewisse Kanonisierung der Darstellung Marias von Medici eingesetzt zu haben, die auf zahlreichen solcher Illustrationen mit trotzigem Gesichtsausdruck, geballten Fäusten und schmerzverzerrten Zügen gezeigt wird. Auffällig ist außerdem, dass sie dabei gegen Ende des in dieser Arbeit untersuchten Zeitraums immer hässlicher zu werden

9 Musée des Beaux-Arts von Cambrai (Inv.-Nr. 1074–3579).

10 Musée des Beaux-Arts von Nantes (Inv.-Nr. 1031).

11 Siehe hierzu Peter C. Sutton, Marjorie E. Wiesemann, Drawn by the Brush. Oil Sketches by Peter Paul Rubens, New Haven 2004, S. 92.

12 Vgl. hierzu etwa eine Lithografie von Alphonse de Neuville (1836–1885) in François Guizot, L'histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 racontée à mes petits-enfants, Bd. 4, Paris 1875, S. 5.

scheint. So verleihen harte Züge und eine immer spitzer werdende Nase ihrem Äußeren etwas regelrecht Hexenhaftes, das vor allem den Schülern sicherlich leicht verständlich vermittelte, dass es sich hier um eine ›böse‹ Protagonistin der Nationalgeschichte handelte. Besonders eindrücklich wird dies bei Maurice Leloir (1853–1940), der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert sehr beliebte und bekannte Illustrationen für Bilderbücher, insbesondere historische Darstellungen für Kinder, und sogar für einige Romane von Alexandre Dumas anfertigte. In den 1904 von ihm entworfenen Zeichnungen für die kindgerechte Biografie Richelieus von Théodore Cahu (1854–1928) zementierte er nicht nur die positive populäre Ikonografie Richelieus, sondern auch die negative Darstellung seiner ›hexengleichen‹ Kontrahentin[13].

Abschließende Bemerkungen

Wenngleich es also schon im 17. Jahrhundert wurzelt, wurde das negative Bild der Herrscherin Maria von Medici, das bis ins 21. Jahrhundert überdauert hat, also wesentlich im 19. Jahrhundert in Frankreich ausgearbeitet, weiterentwickelt und verfestigt. Hierbei bestimmten vier Aspekte maßgeblich das Bild der zweiten Medici-Regentin, die trotz wechselnder Regimes fortbestanden, jedoch immer wieder neu gedeutet und gewichtet wurden und gesellschaftliche und politische Zusammenhänge spiegelten: Marias Darstellung als Frau, als Fremde, als Katholikin und als Kunstmäzenin greifen ständig ineinander, bedingen sich gegenseitig und bedienen sich teilweise gleicher Argumentationsmuster. Dies macht es schwierig, sie klar voneinander abzugrenzen, wenngleich jeder Aspekt zweifelsohne einem Hauptzweck zugeordnet und die Verdichtung des jeweiligen Motivs teils sogar zeitlich verortet werden kann.

Zweifelsohne war Maria von Medici in der französischen Historiografie keine so präsente Figur wie etwa die Jungfrau von Orléans, noch polarisierte sie in ihrer Wahrnehmung so stark. Aus diesem Grund kann man anhand dieser Herrscherin nur bedingt Krumeichs Ansatz folgen, der über die Rezeptionsgeschichte Johannas von Orléans die ideologischen Verschiebungen des französischen Nationalismus im 19. Jahrhundert nachzuzeichnen suchte[14]. Wenngleich die Mediceerin also wenig Rückschlüsse darüber zulässt, wie eine historische

13 Vgl. die Darstellungen Marias von Medici bei ihrer Flucht durch ein Schlossfenster von Blois 1619 (Tafel 12) und ihr Wutausbruch anlässlich der *journée des Dupes* (Tafel 27) in Théodore Cahu, Maurice Leloir, Richelieu, Paris 1910, S. 25, 55.

14 Vgl. Krumeich, Jeanne d'Arc in der Geschichte, S. 9–13: Krumeich wollte anhand der Untersuchung der Rezeption der Jungfrau von Orléans im 19. Jahrhundert mentalitätsgeschichtliche Rückschlüsse auf die Entwicklungen und ideologischen Verschiebun-

Person von verschiedenen Lagern als Identifikationsfigur in Beschlag genommen wurde, so erstaunt es doch, wie viele Autoren und Historiker sich nichtsdestoweniger mit ihr befassten und ihr damit eine Bedeutung in der Nationalgeschichte zuwiesen – und dies, obwohl das Ancien Régime besonders während der ersten Jahrhunderthälfte in historischen Erzählungen zugunsten der Revolutionszeit und nicht zuletzt aufgrund der romantischen Begeisterung für das Mittelalter noch stiefmütterlich behandelt wurde. Am Beispiel der Rezeption der französischen Königin Maria von Medici kann man dafür mustergültig nachverfolgen, wie sich der ausformende französische Nationalstaat negative Referenzfiguren erschuf, von denen es sich abzugrenzen galt. Dementsprechend bietet die Untersuchung ihres Bilds in den nationalen Metanarrativen unweigerlich ebenso tiefe und facettenreiche Einblicke in die Unsicherheiten, Ängste, Konflikte, Identitätskrisen sowie Selbstbehauptungsversuche der sich im 19. Jahrhundert mittels der Historiografie ausformenden europäischen Nationalstaaten. Die Rezeption dieser Herrscherin kann somit durchaus als Gradmesser der französischen Mentalität gelten, anhand derer ideologische Grabenkämpfe sichtbar werden. Sie wurde in den dortigen historischen Meistererzählungen als barocker und damit im pejorativen Sinne seltsam anmutender Fremdkörper in der nationalen Schicksalsgemeinschaft gezeichnet; sie galt als ›die Andere‹, deren Stilisierung vornehmlich das wahrhaft ›Französische‹ ihrer Zeitgenossen konturieren sollte. Im Gegensatz zur Rezeption des Finanzministers Sully, die der Historiker Laurent Avezou als über die Jahrhunderte hinweg konstant und ernsthaft bezeichnet hat[15], flammten hierzu um Maria von Medici im 19. Jahrhundert allerdings die wildesten Theorien wieder auf, sei es die des Gattenmords oder zahlreicher vermeintlicher Affären, die im 18. Jahrhundert größtenteils verstummt waren. Die Schlagkraft der nationalen Metanarrative des 19. Jahrhunderts ist nicht zuletzt dadurch belegt, dass solche Gerüchte im 20. und 21. Jahrhundert in der Forschung erneut widerlegt werden mussten.

Besonders in Umbruchs- und Krisenzeiten wird in der Geschichte nach ideellen Orientierungspunkten in einer vergangenen, angeblich glorreichen Zeit gesucht, in der Gut und Böse noch leicht zu unterscheiden gewesen sein sollen. In einer komplexer werdenden Welt bieten solche historischen Mythen einfache Antworten. Im Zuge dieses Narrativs werden Vorbilder aber auch

gen des französischen Nationalismus ziehen. Der Nationalismus war nach der Revolution vorwiegend von linken, jakobinischen Inhalten geprägt und nahm am Ende des Jahrhunderts zunehmend rechtskonservative Züge an. Da sich beide politischen Lager, sei es links oder rechts, in diesem Zeitraum regelmäßig auf Jeanne d'Arc beriefen, war dieser Zugang sehr gut möglich.

15 Avezou, Sully à travers l'histoire, S. 506.

ebenso konstitutive abschreckende Gegenspieler geschaffen, die Identifikation mittels Abgrenzung stiften und von der herausragenden Stellung der eigenen Nation im Weltgeschehen zeugen sollen. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist allseits ein Wiedererstarken solcher nationalistischen Diskurse feststellbar, die auch zunehmend wieder die gesellschaftlichen Debatten und das politische Zusammenleben prägen. Es ist daher wichtig, die Metanarrative, auf die sie zurückgehen, kritisch zu hinterfragen, nach ihrem Ursprung zu suchen, ihre Zusammensetzung, Mechanismen und Ziele zu durchleuchten und Schlüssel zu deren Dechiffrierung zu liefern. Das Beispiel des Geschichtsbilds Marias von Medici, das im Frankreich des 19. Jahrhunderts viele ideologische Strömungen mitentwarfen und -prägten, bietet hierzu aufschlussreiche Einblicke in solche nach außen hin abgrenzende und nach innen hin verherrlichende, identitätsstiftende Diskurse einer werdenden Nation zwischen maßloser Selbstbehauptung und tiefer Sinnkrise.

Autoren

Frankreich

Anquetil, Louis-Pierre (1723–1808), ehem. Priester und Historiker

Bader, Clarisse (1840–1902), konservative Historikerin und Journalistin
Baguenault de Puchesse, Gustave (1843–1922), Anwalt und Historiker
Balzac, Honoré de (1799–1850), konservativer Schriftsteller
Barthélemy, Charles (1825–1888), katholischer Gelehrter
Batiffol, Louis (1865–1946), Historiker und Bibliothekar
Bazin de Raucou, Anaïs (1797–1850), Historiker und Gelehrter
Briquet, Fortunée (1782–1815), Gelehrte

Cabanès, Augustin (1862–1928), Arzt und Medizinhistoriker
Capefigue, Jean-Baptiste Honoré Raymond (1801–1872), katholischer Gelehrter und Historiker
Chateaubriand, François-René de (1768–1848), Schriftsteller und konservativer Politiker
Cousin, Victor (1792–1867), Philosoph und liberaler Politiker

Desprez, Adrien (1831–1888), konservativer Gelehrter
Dreux du Radier, Jean-François (1714–1780), Anwalt
Dufau, Louis (1785–1859), Jurist und liberaler Politiker
Dumas, Alexandre (1802–1870), republikanischer Schriftsteller
Dutertre de Véteuil, Félix (1810–1877), Bühnenautor und Schriftsteller

Fantin des Odoards, Antoine Étienne (1738–1820), Historiker und Übersetzer
Fouqueray, Henry (1860–1927), Jesuit und Historiker

Genlis, Stéphanie Félicité du Crest, Gräfin von (1746–1830), Gelehrte

Hanotaux, Gabriel (1853–1944), republikanischer Historiker und Politiker

Kéralio-Robert, Louise-Félicité de (1758–1822), Gelehrte, Redakteurin und Journalistin

Lacroix, Paul (alias »Bibliophile Jacob«) (1806–1884), Gelehrter und Journalist
Laporte, Hippolyte de (1770–1852), konservativer Gelehrter
Laugel, Auguste (1830–1914), Historiker und Ingenieur
Lavallée, Théophile-Sébastien (1804–1866), Historiker und Geograf
Lebreton (nichts Näheres bekannt)
Legouvé, Gabriel-Marie (1764–1812), Dramaturg
Lemonnier, Henry (1842–1936), Kunsthistoriker, Professor und Museumskurator
Loiseleur, Jules (1816–1900), Bibliothekar
Lottin de Laval, Pierre Victorien (1810–1903), Maler, Orientalist und Archäologe

Mariéjol, Jean-Hippolyte (1855–1934), republikanischer Historiker und Professor
Martin, Henri (1810–1883), republikanischer Historiker, Professor und Politiker
Masson, Albert (?–?), Mediziner
Mater, Denis (nichts Näheres bekannt)
Michelet, Jules (1798–1874), Historiker, Archivar und Professor

Pavie, Eusèbe (1844–?), Lokalgelehrter und -politiker
Perrens, François-Tommy (1822–1901), republikanischer Historiker
Poirson, Auguste (1795–1871), Historiker

Raspail, François-Vincent (1794–1878), republikanischer Mediziner und Politiker

Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de (1773–1842), liberaler Nationalökonom und Historiker
Solar, Félix (1811–1870), liberaler Journalist

Thiroux d'Arconville, Marie Geneviève Charlotte (1720–1805), Gelehrte und Moralistin

Vigny, Alfred de (1797–1863), Schriftsteller

ZELLER, Berthold (1848–1899), Historiker

Belgien

GACHARD, Louis-Prosper (1800–1885), Generalarchivar der Staatsarchive Belgiens
GOSSART, Ernest (1837–1919), Historiker und Bibliothekar

HENRARD, Paul Jean Joseph (1830–1896), Artilleriemajor, Ingenieur und Historiker

PIRENNE, Henri (1862–1935), Historiker und Professor

Englischsprachiger Raum

FREER, Martha Walker (1822–1888), Schriftstellerin

LORD, Arthur Power (1868?–1960?), US-amerikanischer Geschäftsmann (?) und Historiker

NAPIER, Henry Edward (1789–1853), Marineoffizier und Historiker

PARDOE, Julia (1804–1862), Schriftstellerin

STRICKLAND, Agnes und Elizabeth (1796–1874/1794–1875), Historikerinnen

WRAXALL, Nathaniel William (1751–1831), Schriftsteller

Deutschland

ENNEN, Leonhard (1820–1880), Lokalgelehrter und Kölner Stadtarchivar

PHILIPPSON, Martin (1846–1916), jüdischer Historiker und Professor

RANKE, Leopold von (1795–1886), protestantischer Historiker und Professor
REUMONT, Alfred von (1808–1887), preußischer Diplomat und Historiker
RITTER, Moriz (1840–1923), katholischer Historiker und Professor

Quellen und Literatur

Quellen zu Maria von Medici (1774–1914)

Frankreich

O. V., Catherine et Marie de Médicis – reines de France, Limoges 1868.
O. V., Les crimes des reines de France, depuis le commencement de la monarchie jusqu'à Marie-Antoinette, Paris 1791.

Anquetil, Louis-Pierre, Histoire de France, depuis les Gaulois jusqu'à la mort de Louis XVI, Bd. 8: 1603–1643, Paris [5]1825.

Bader, Clarisse, La femme française dans les temps modernes, Paris 1883.
Baguenault de Puchesse, Gustave, Marie de Médicis jugée par les ambassadeurs florentins, in: Revue d'histoire diplomatique 13/1 (1899), S. 527–546.
Balzac, Honoré de, Sur Catherine de Médicis [1846], Paris 2006.
Barthélemy, Charles, Marie de Médicis est-elle morte de misère?, in: ders., Erreurs et mensonges historiques, Bd. 7, Paris 1877, S. 215–228.
Batiffol, Louis, La journée de Marie de Médicis (1re partie), in: Revue de Paris 3 (1904), S. 510–526.
–, La journée de Marie de Médicis (fin), in: Revue de Paris 4 (1904), S. 57–74.
–, Marie de Médicis, in: Revue historique 89 (1905), S. 225–271.
–, La maison de Marie de Médicis, in: Revue de Paris 2 (1905), S. 571–597.
–, Marie de Médicis et les arts (1re partie), in: Gazette des beaux-arts 34 (1905), S. 441–452.
–, Marie de Médicis et les arts (suite et fin), in: Gazette des beaux-arts 35 (1906), S. 221–243.
–, Les finances de Marie de Médicis, in: Revue des deux mondes 33 (1906), S. 166–198.
–, Le coup d'État du 24 avril 1617 (1re partie), in: Revue historique 95 (1907), S. 292–308.
–, Le coup d'État du 24 avril 1617 (2e partie et fin), in: Revue historique 97 (1908), S. 27–77, 264–286.
–, Louis XIII à 20 ans, Paris 1910.
–, La vie intime d'une reine de France au xviie siècle. Marie de Médicis, 2 Bde., Paris [2]1931.

Bazin de Raucou, Anaïs, La cour de Marie de Médicis. Mémoires d'un cadet de Gascogne, 1615–1618, Paris 1830.
–, Histoire de France sous Louis XIII, 4 Bde., Paris 1838.
Briquet, Fortunée, Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises et étrangères naturalisées en France, Paris 1804.
–, Art. »Marie de Médicis«, ibid., S. 226f.

Cabanès, Augustin, Les morts mystérieuses de l'histoire, Bd. 1: Rois, reines et princes français de Charlemagne à Louis XIII, Paris ²1910.
Capefigue, Jean-Baptiste, Les reines de la main droite. Marie de Médicis, Paris 1861.
Chateaubriand, François-René de, Analyse raisonnée de l'histoire de France et fragments depuis Philippe VI et la bataille de Poitiers suivis de l'analyse raisonnée de l'histoire de France depuis Jean II jusqu'à Louis XVI, Paris ³1861.
Cousin, Victor, Le duc et connétable de Luynes (1ᵉ–6ᵉ partie), in: Journal des savants (1861), S. 261–284, 343–363, 437–452, 521–544, 622–635, 705–719.
–, Le duc et connétable de Luynes (7ᵉ–12ᵉ partie), in: Journal des savants (1862), S. 300–318, 334–349, 475–491, 551–568, 611–630, 678–699.
–, Le duc et connétable de Luynes (fin), in: Journal des savants (1863), S. 52–71.

Desprez, Adrien, La politique féminine de Marie de Médicis à Marie-Antoinette. 1610–1792, Paris 1882.
Dreux du Radier, Jean-François, Mémoires historiques, critiques, et anecdotes des reines et régentes de France, Bd. 5, Amsterdam ²1776.
Dufau, Louis, Solar, Félix, Précis historique des régences en France. Précédé d'une introduction et suivi de pièces et documents historiques et législatifs, Paris 1842.
Dumas, Alexandre, Les grands hommes en robe de chambre. Henri IV, Louis XIII et Richelieu, 2 Bde. [1855], Paris 1866.
–, Le sphinx rouge [1865–1866], Paris 2008.
Dutertre de Véteuil, Félix, Lebreton, Marie de Médicis, Paris 1848.

Fantin des Odoards, Antoine Étienne, Histoire de France, commencée par Velly, Villaret et Garnier. Seconde partie, depuis la naissance de Henri IV jusqu'à la mort de Louis XVI, 26 Bde., Paris 1808–1810, hier Bd. 9–13.
Fouqueray, Henry, Le Père Jean Suffren à la cour de Marie de Médicis et de Louis XIII (1615–1643), in: Revue des questions historiques 24 (1900), S. 74–131 u. 445–471.

Genlis, Stéphanie Félicité de, Henri le Grand, Bd. 3, Paris 1815.

Hanotaux, Gabriel, Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon (1ʳᵉ partie), in: Revue des deux mondes 123 (1894), S. 758–781.
–, Marie de Médicis, les Concini et l'évêque de Luçon (suite et fin), in: Revue des deux mondes 124 (1894), S. 108–137.
–, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/1: Le chemin du pouvoir. Le premier ministère (1614–1617), Paris 1896.
–, Histoire du cardinal de Richelieu, Bd. 2/2: Richelieu rebelle. La crise européenne de 1621. Richelieu, cardinal et premier ministre (1617–1624), Paris 1896.
–, Richelieu et Marie de Médicis à Blois, in: Revue des deux mondes 150 (1898), S. 46–65.

–, La fleur des histoires françaises, Paris 1912.

Lacroix, Paul, La maréchale d'Ancre, Paris 1828.
Laporte, Hippolyte de, Art. »Marie de Médicis«, in: Michaud (Hg.), Biographie universelle, Bd. 26, [^{2}1843], S. 594–598.
Laugel, Auguste, Le duel de Marie de Médicis et de Richelieu, in: Revue des deux mondes 24 (1877), S. 348–369.
Lavallée, Théophile-Sébastien, Histoire des Français depuis le temps des Gaulois jusqu'en 1830, Bd. 3, Paris 1839.
Legouvé, Gabriel-Marie, La mort de Henri Quatre, roi de France, Paris 1806.
Lemonnier, Henry, L'art français au temps de Richelieu et de Mazarin, Paris 1893.
Loiseleur, Jules, Questions historiques du xviie siècle: Ravaillac et ses complices. L'évasion d'une reine de France. La mort de Gabrielle d'Estrées. Mazarin & le duc de Guise, Paris 1873.
Lottin de Laval, Pierre Victorien, Marie de Médicis. Histoire du règne de Louis XIII, d'après des manuscrits inédits du cardinal de Richelieu, et d'un bénédictin, 1610–1642, 2 Bde., Paris 1834.

Mariéjol, Jean-Hippolyte, Henri IV et Louis XIII (1598–1643), in: Ernest Lavisse (Hg.), Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, Bd. 6/2, Paris 1905.
Martin, Henri, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, Bd. 13, Paris ^{2}1844.
–, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, Bd. 10–11, Paris ^{4}1857–1858.
–, Histoire de France populaire depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, Bd. 1–2, Paris 1867–1868.
Masson, Albert, La sorcellerie et la science des poisons au xviie siècle, Paris 1904.
Mater, Denis, Amours secrettes du cardinal de Richelieu avec Marie de Médicis, mère de Louis XIII, roi de France. Ou causes véritables de la haîne qui s'éleva entre eux d'après un document du 16e siècle, Paris 1803.
–, Intrigues secrettes et politiques du cardinal de Richelieu, publiées d'après un manuscrit du 17e siècle, Paris 1803.
–, Histoire secrète du cardinal de Richelieu. Ou ses amours avec Marie de Médicis et Madame de Combalet, depuis duchesse d'Aiguillon, Paris 1808.
Michelet, Jules, Histoire de France au dix-septième siècle, Bd. 11: Henri IV et Richelieu, Paris 1857.
–, Histoire de France au dix-septième siècle, Bd. 12: Richelieu et la Fronde, Paris 1858.

Pavie, Eusèbe, La guerre entre Louis XIII et Marie de Médicis. 1619–1620, Angers 1899.
Perrens, François-Tommy, Les mariages espagnols sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (1602–1615), Paris 1868.
–, L'Église et l'État en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis, 2 Bde., Paris 1872.
Poirson, Auguste, Histoire du règne de Henri IV, Bd. 4, Paris ^{2}1867.

RASPAIL, François-Vincent, Revue complémentaire des sciences appliquées à la médecine et pharmacie, à l'agriculture, aux arts et à l'industrie, Bd. 3–4, Brüssel 1856–1858.

SISMONDI, Jean Charles Léonard Simonde de, Histoire des Français, Bd. 22–23, Paris 1839–1840.

THIROUX D'ARCONVILLE, Marie Geneviève Charlotte, Vie de Marie de Médicis, princesse de Toscane, reine de France et de Navarre, 3 Bde., Paris 1774.

VIGNY, Alfred de, Cinq-Mars [1826], Paris 1980.
–, La maréchale d'Ancre [1831], in: DERS.: Œuvres complètes, Bd. 1, Paris [2]1986, S. 623–717.

ZELLER, Berthold, Henri IV et Marie de Médicis, d'après des documents nouveaux tirés de Florence et de Paris, Paris [2]1877.
–, La minorité de Louis XIII. Marie de Médicis et Sully (1610–1612), Paris 1892.
–, La minorité de Louis XIII. Marie de Médicis et Villeroy. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1897.
–, Louis XIII. Marie de Médicis, chef du Conseil (1614–1616). Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1898.
–, Louis XIII. Marie de Médicis, Richelieu ministre. Étude nouvelle d'après les documents florentins et vénitiens, Paris 1899.

Belgien

GACHARD, Louis-Prosper, Histoire politique et diplomatique de Pierre-Paul Rubens, Brüssel 1877.
GOSSART, Ernest, L'auberge des princes en exil. Anecdotes de la cour de Bruxelles au XVII[e] siècle, Brüssel 1905.

HENRARD, Paul Jean Joseph, Marie de Médicis dans les Pays-Bas. Sept ans de l'histoire de Belgique (1631–1638), Brüssel 1876.

PIRENNE, Henri, Histoire de Belgique, Bd. 4, Brüssel 1911.

Englischsprachiger Raum

FREER, Martha Walker, The History of the Reign of Henry IV., King of France and Navarre, from Numerous Unpublished Sources, Including MS. Documents in the Bibliothèque Impériale, and the Archives du Royaume de France, etc., Bd. 2/2: Henry IV. and Marie de Medici, London 1861.
–,The History of the Reign of Henry IV., King of France and Navarre, from Numerous Unpublished Sources, Including MS. Documents in the Bibliothèque Impériale, and

the Archives du Royaume de France, etc., Bd. 3/1–2: The Last Decade of a Glorious Reign, London 1863.

Lord, Arthur Power, The Regency of Marie de Médicis. A Study of French History from 1610 to 1616, New York 1903.

Napier, Henry Edward, Florentine History, from the Earliest Authentic Records to the Accession of Ferdinand the Third, Grand Duke of Tuscany, Bd. 5, London 1847.

Pardoe, Julia, The Life of Marie de Medicis, Queen of France, Consort of Henri IV, and Regent of the Kingdom under Louis XIII, 3 Bde., London 1852.

Strickland, Agnes, Henrietta Maria. Queen-Consort of Charles I, in: dies., Lives of the Queens of England, from the Norman Conquest, Bd. 5, London ^{4}1854, S. 184–477.

Wraxall, Nathaniel William, History of France from the Accession of Henry the Third in 1574 to the Death of Henry the Fourth in 1610, Bd. 5, London ^{2}1814.

Deutschland

Ennen, Leonhard, Geschichte der Stadt Köln. Meist aus den Quellen des Stadt-Archivs, Bd. 5, Düsseldorf 1880.

Philippson, Martin, Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa. 1598–1610, Bd. 2, Berlin 1873.

Ranke, Leopold von, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin ^{3}1845.
–, Französische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 1–2, Stuttgart, Tübingen 1852–1854.
–, Englische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Berlin 1860.

Reumont, Alfred von, Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates, Bd. 1: Die Medici. 1530–1737, Gotha 1876.
Ritter, Moriz, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648), 3 Bde., Stuttgart, Berlin 1889–1908.

Weiterführende Literatur

Vor 1914

O. V., Lettres champenoises. Ou observations critiques sur quelques tragédies et comédies modernes, Bd. 1, Paris 1809.
O. V., Rez. zu Julia Pardoe, Life and Memoirs of Marie de Medici, Queen and Regent of France, in: The Edinburgh Review 96 (1852), S. 435–452.
O. V., Modern Light Literature-History, in: Blackwood's Edinburgh Magazine 78 (1855), S. 449.
O. V., Notices Bibliographiques. Henri IV et Marie de Médicis, par Berthold Zeller, in: Revue de France 27 (1878), S. 485f.
O. V., Art. »Catherine Joséphine Duchesnois«, in: Meyers Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, Bd. 5, Leipzig u. a. [6]1903, S. 247.
O. V., Art. »Jean-Baptiste Capefigue«, in: Hugh Chisholm (Hg.), Encyclopædia Britannica, Bd. 5, Cambridge [11]1910, S. 248.

Barbey d'Aurevilly, Jules Amédée, Les Œuvres et les Hommes, Bd. 21: À côté de la grande Histoire, Paris 1906.
–, Les Œuvres et les hommes, Bd. 5: Les Bas-bleus [1878], repr. Genf 1968.
Bertaut, Jean, Discours funèbre sur la mort du Feu Roy, in: Guillaume Du Peyrat (Hg.), Les oraisons et discours funèbres de divers autheurs, sur le trespas de Henry le Grand, Très-Chrétien, Roy de France et de Navarre, Bd. 1, Paris 1610, S. 51–79.
Boileau, Nicolas, Art poétique [1674], Paris 1985.
–, Satires, épîtres, art poétique, hg. von Jean-Pierre Collinet, Paris 1985.
Bolognese, Domenico, Maria de' Medici. Dramma storico in sei atti, Neapel 1873.
Bonnefon, Paul (Hg.), Mémoires du maréchal d'Estrées sur la régence de Marie de Médicis (1610–1616) et sur celle d'Anne d'Autriche (1643–1650), Paris 1910.
Botta, Carlo, Storia d'Italia continuata da quella del Guicciardini sino al 1814, Bd. 2, Mailand 1843.
Bourgeois, Louise, Les six couches de Marie de Médicis, reine de France et de Navarre [1652], in: Collection de documents rares ou inédits relatifs à l'histoire de Paris, Paris 1875.
Bourgin, Georges, Rez. zu Augustin Cabanès, Les morts mystérieuses, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 3/5 (1901), S. 510f.
Brière, Yves de, Bulletin bibliographique. Dix-septième et dix-huitième siècles, in: Revue des questions historiques 38 (1907), S. 329–331.

Cahu, Théodore, Leloir, Maurice, Richelieu, Paris 1910.
Capefigue, Jean-Baptiste, Histoire de la Réforme, de la Ligue et du règne de Henri IV, 8 Bde., Paris 1834–1835.
–, Catherine de Médicis, mère des rois Charles IX, François II et Henri III, Paris 1856.
Caylus, Anne Claude de, Intrigues galantes de Marie de Médicicis [sic], deuxième femme de Henri IV, in: ders., Les souvenirs de M. le comte de Caylus, de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, imprimés sur ses originaux inédits, Paris 1805, S. 240–294.
Chateaubriand, François-René de, Essai sur les révolutions, London 1797.

–, Considérations sur les auteurs français qui ont écrit l'Histoire depuis la Révolution, in: Louis-Pierre ANQUETIL, Théodore BURETTE (Hg.), Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'à la mort de Louis XVI, Bd. 1, Paris [2]1838, S. I–XXV.

CHÉNIER, Marie-Joseph, Rapport à l'empereur sur les progrès des sciences, des arts et des lettres depuis 1789, in: Jean-Claude BONNET, Pierre FRANTZ, Denis WORONOFF (Hg.), Littérature française, Paris 1989.

CHERBULIEZ, Joël, Revue critique des livres nouveaux publiés pendant l'année 1840, Paris 1840.

COCHUT, André, Historiens modernes de la France. Partie II: M. Michelet, in: Revue des deux mondes 29 (1842), S. 186–229.

DANJOU, Félix (Hg.), Testament de la Reine mère du Roy, in: Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, Bd. 5, Paris 1838, S. 167–182.

DÉADDÉ, Édouard, Art. »Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Encyclopédie des gens du monde, répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, Bd. 4, Paris 1834, S. 671–673.

DESJARDINS, Abel (Hg.), Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane, 6 Bde., hg. von Giuseppe CANESTRINI, in: Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France, Paris 1859–1886, hier Bd. 5: 1589–1610.

DISCAILLES, Ernest, Notice sur la vie et les travaux de Paul Henrard, in: Annuaire de l'Académie royale de Belgique, Brüssel 1900, S. 200–379.

DUCOURTIEUX, Paul, Les Barbou imprimeurs. Lyon-Limoges-Paris (1524–1820), Limoges 1896.

DUMAS, Alexandre, Mes Mémoires, Bd. 4 [1852–1856], Paris 1967.

–, Lettre à Jules Noriac (8 octobre 1865), in: DERS., Le sphinx rouge, S. 17.

ENNEN, Leonhard, Ueber den Geburtsort des Peter Paul Rubens, mit Beilagen, Köln 1861.

FAGNIEZ, Gustave, Rez. zu Berthold ZELLER, Henri IV et Marie de Médicis, in: Revue historique 6 (1878), S. 199–202.

FAGNIEZ, Gustave, MONOD, Gabriel, Avant-propos, in: Revue historique 1 (1876), S. 1–4.

FAUGÈRE, Prosper, Avant-propos de l'éditeur, in: DERS. (Hg.), Écrits inédits de Saint-Simon publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des Affaires étrangères, Bd. 1, Paris 1880, S. I–XV.

FISQUET, Honoré, Art. »Auguste-Simon-Jean-Chrysostôme Poirson«, in: Ferdinand HOEFER (Hg.), Nouvelle biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, Bd. 40, Paris 1862, Sp. 570f.

GACHET, Émile, Lettres inédites de Pierre-Paul Rubens, publiées d'après ses autographes, et précédées d'une introduction sur la vie de ce grand peintre, et sur la politique de son temps, Brüssel 1840.

GALLUZZI, Jacopo Riguccio, Istoria del granducato di Toscana sotto il governo della casa Medici, Bd. 4, Livorno [2]1821.

–, Histoire du grand duché de Toscane sous le gouvernement des Médicis, hg. u. übers. von Jean-Baptiste LEFEBVRE DE VILLEBRUNE, Louise-Félicité DE KÉRALIO-ROBERT, Bd. 4, Paris 1782.

Griselle, Eugène (Hg.), État de la maison du roi Louis XIII, de celles de sa mère Marie de Médicis; des ses sœurs, Chrestienne, Élisabeth et Henriette de France; de son frère, Gaston d'Orléans; de sa femme, Anne d'Autriche; de ses fils, le dauphin (Louis XIV) et Philippe d'Orléans comprenant les années 1601 à 1665, Paris 1912.

Guillon, Paul, La mort de Louis XIII. Étude d'histoire médicale d'après de nouveaux documents, Paris 1897.

Guizot, François, L'histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 racontée à mes petits-enfants, Bd. 4, Paris 1875.

Hanotaux, Gabriel, Henri Martin. Sa vie, ses œuvres, son temps. 1810–1883, Paris 1885.

Hume, David, The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688 in Eight Volumes, Bd. 6, London [2]1773.

Jullian, Camille, Extraits des historiens français du xix[e] siècle. Publiés, annotés, et précédés d'une introduction sur l'histoire en France, Paris [6]1910.

Kerviler, René, Bulletin bibliographique. Marie de Médicis dans les Pays-Bas par Paul Henrard, in: Revue des questions historiques 22 (1877), S. 357f.

Keussen, Hermann, Art. »Leonhard E. Ennen«, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 48, Leipzig, München 1904, S. 380–382.

L. P., Henri IV et Marie de Médicis par Berthold Zeller, in: Revue des questions historiques 22 (1877), S. 632.

L'Épinois, Henri de, Critiques et réfutations. M. Henri Martin et son Histoire de France, Paris 1872.

La Harpe, Jean-François de, Les amours de Henri IV, roi de France, précédées de l'éloge de ce monarque, par M. de La Harpe; suivies de sa correspondance avec ses maîtresses, d'un grand nombre d'anecdotes sur ce bon roi, de ses poésies, d'un récit du premier accouchement de Marie de Médicis, et du journal de la violation des tombeaux de Saint-Denis, Bd. 3, Paris 1807.

La Roncière, Charles de, Catalogue des manuscrits de la collection des Cinq-Cents de Colbert, Paris 1908.

Lacassagne, Alexandre, Préface, in: Cabanès, Les morts mystérieuses de l'histoire, S. 1–7.

Langlois, Charles-Victor, Seignobos, Charles, Introduction aux études historiques, Paris 1898.

Laporte, Hippolyte de, Art. »Thiroux d'Arconville«, in: Michaud (Hg.), Biographie universelle, Bd. 45 [1826], S. 428–430.

Larousse, Pierre, Art. »Anaïs de Raucou, dit Bazin«, in: Grand dictionnaire universel du xix[e] siècle, Bd. 2/1, Paris 1867, repr. Genf, Paris 1982, S. 419.

Lavisse, Ernest, Histoire de France. Cours élémentaire, Paris 1913.

Lecomte, Henry, Alexandre Dumas (1802–1870). Sa vie intime. Ses œuvres, Paris 1902.

Lee, Elizabeth, Art. »Agnes Strickland«, in: Sidney Lee (Hg.), Dictionary of National Biography, Bd. 55, New York, London 1898, S. 48–50.

–, Art. »Julia Pardoe«, ibid., Bd. 43, New York, London 1895, S. 201.

Le Noble, Pierre, Les amours d'Anne d'Autriche, épouse de Louis XIII, avec M. le C. D. R., le véritable père de Louis XIV, roi de France; où l'on voit au long comment

on s'y prit pour donner un héritier à la couronne, les ressorts qu'on fit jouer pour cela, et enfin le dénouement de cette comédie, Köln 1692.

LESCURE, Adolphe Mathurin de, Revue critique, in: Le Correspondant 130 (1883), S. 766–788.

LETACONNOUX, Jean, Rez. zu Ernest LAVISSE (Hg.), Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution, Bd. 6/1: Jean-H. MARIÉJOL, La Réforme et la Ligue. L'édit de Nantes (1559–1598), in: Annales de Bretagne 20 (1904), S. 556–558.

LINGARD, John, A History of England from the First Invasions by the Romans to the Commonwealth, Bd. 6, London 1825.

LIPARTITI, M., Maria dei Medici. Melodramma, Mailand 1913.

LITTRÉ, Paul-Émile, Art. »Pittoresque«, in: Dictionnaire de la langue française, Bd. 3, Paris 1874, S. 1137.

–, Art. »Magnanime«, ibid., S. 376.

LOTTIN DE LAVAL, Pierre Victorien, Maria de' Medici. Storia del regno di Luigi XIII tratta dai manoscritti inediti del Cardinale di Richelieu e d'un benedettino. 1610–1642, hg. u. übers. von Luigi MASIERI, Mailand 1835.

LOUANDRE, Charles, Statistique littéraire. De la production intellectuelle en France depuis quinze ans. Seconde partie, in: Revue des deux mondes 17/10 (1847), S. 416–446.

MACCANTI, Egisto, Maria De' Medici. Romanzo Storico, Siena 1876.

MARS, Victor de, Chronique de la Quinzaine (14 mars 1843), in: Revue des deux mondes 13/1 (1843), S. 1073–1086.

MICHAUD, Louis-Gabriel (Hg.), Biographie universelle ancienne et moderne. Ou histoire, par ordre alphabétique, de la vie publique et privée de tous les hommes qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions, leurs talents, leurs vertus ou leurs crimes, 52 Bde., Paris 1811–1828, hier Bde. 7 u. 45.

–, Biographie universelle ancienne et moderne. Ou histoire, par ordre alphabétique, de la vie publique et privée de tous les hommes qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions, leurs talents, leurs vertus ou leurs crimes, 45 Bde., Paris ²1843–1865, hier Bd. 26.

MICHAUD, Joseph-François, POUJOULAT, Jean-Joseph-François (Hg.), Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France, depuis le XIIIᵉ siècle jusqu'à la fin du XVIIIᵉ, précédés de notices pour caractériser chaque auteur des mémoires et son époque, suivis de l'analyse des documents historiques qui s'y rapportent, 30 Bde., Paris 1836–1839.

MICHELET, Jules, Introduction à l'histoire universelle, Paris ³1843.

–, La femme, Paris 1860.

–, Histoire de France au seizième siècle, Bd. 10: La Ligue et Henri IV, Paris 1856.

–, Histoire de France au dix-huitième siècle, Bd. 17: Louis XV et Louis XVI, Paris 1867.

–, Préface de 1869 à l'»Histoire de France«, in: Œuvres complètes de Michelet, Bd. 4, hg. von Paul VIALLANEIX, Paris 1974.

MONOD, Gabriel, Du progrès des études historiques en France depuis le XVIᵉ siècle, in: Revue historique 1 (1876), S. 5–38.

MORGUES, Mathieu de, Les deux faces de la vie et de la mort de Marie de Medicis, royne de France, vefve de Henry IV mere de Loys XIII roys tres-chrestiens. Discours funebre, Antwerpen 1643.

NISARD, Désiré, Rubens diplomate et négociateur, in: Revue de France 27 (1878), S. 510–533.

PETITOT, Claude-Bernard (Hg.), Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'au commencement du XVII[e] siècle, avec des notices sur chaque auteur, et des observations sur chaque ouvrage, 52 Bde., Paris 1819–1826.

PETITOT, Claude-Bernard, MONMERQUÉ, Louis-Jean-Nicolas de (Hg.), Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis l'avènement de Henri IV jusqu'à la paix de Paris conclue en 1763, avec des notices sur chaque auteur, et des observations sur chaque ouvrage, 78 Bde., Paris 1820–1829.

PIOT, Charles, Notice sur Louis-Prosper Gachard, membre de l'Académie, in: Annuaire de l'Académie royale de Belgique, Brüssel 1888, S. 193–236.

PIRENNE, Henri, La nation belge, Brüssel [3]1900.

–, Geschichte Belgiens, Bd. 4: Von der Ankunft des Herzogs von Alba (1567) bis zum Frieden von Münster (1648), hg. u. übers. von Fritz ARNHEIM, Gotha 1913.

POIRSON, Auguste, Observations sur le règne de Louis XIII et le ministère de Richelieu et sur l'ouvrage de M. Bazin, suivies de pièces justificatives, Paris 1839.

PONCE, Nicolas, Art. »Anne-Claude-Philippe de Tubières comte de Caylus«, in: MICHAUD (Hg.), Biographie universelle, Bd. 7 [1813], S. 468–472.

RENAN, Ernest, Qu'est-ce qu'une nation? Conférence faite en Sorbonne, le 11 mars 1882, Paris 1882.

REUMONT, Alfred von, La morte di Maria de' Medici, in: Archivio Storico Italiano 15 (1885), S. 221–229.

RICHELIEU, Armand Jean du Plessis de, Testament politique, Bd. 1, Amsterdam 1689.

SAINT-SIMON, Louis de Rouvroy de, Louis XIII et Richelieu. Fragments historiques du duc de Saint-Simon et lettres du cardinal. Documents inédits, in: Revue des deux mondes 4 (1834), S. 409–427.

–, Parallèle des trois premiers rois Bourbons, in: Prosper FAUGÈRE (Hg.), Écrits inédits de Saint-Simon publiés sur les manuscrits conservés au dépôt des Affaires étrangères, Bd. 1, Paris 1880.

SAINTE-BEUVE, Charles-Augustin, Causeries du lundi, Bd. 2, Paris [5]o. J.

SCHLAGER, Patricius, Art. »Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Charles G. HERBERMANN u. a. (Hg.), The Catholic Encyclopedia, Bd. 3, New York 1908, S. 307f.

SECCOMBE, Thomas, Art. »Sir Nathaniel William Wraxall«, in: Sidney LEE (Hg.), Dictionary of National Biography, Bd. 63, London 1900, S. 71–74.

SISMONDI, Jean Charles Léonard Simonde de, Histoire des Français, Bd. 1, Paris 1821.

–, Précis de l'Histoire des Français, 3 Bde., Paris 1839–1844.

SQUILLACI, Salvatore, Maria de' Medici regina di Francia. Saggio storico, Catania 1889.

TALLEMANT DES RÉAUX, Gédéon, Historiettes. Mémoires pour servir à l'histoire du XVII[e] siècle, hg. von Antoine ADAM, Bd. 1 [1834], Paris 1960.

TARDIEU, Amédée, Histoire du règne de Henri IV, par A. Poirson, in: Bibliothèque de l'École des chartes 20 (1859), S. 81–97.

Vigny, Alfred de, Journal d'un poète, Paris 1867.
–, Œuvres complètes, hg. von Fernand Baldensperger, Bd. 2, Paris 1949.
Visenot, Chronique, in: Polybiblion. Revue bibliographique universelle 20 (1877), S. 167–189.
Voltaire, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations, Paris 1756.
–, Dissertation sur la mort de Henri IV [1745], in: ders., Œuvres complètes de Voltaire, Bd. 8, Paris 1819, S. 333–340.

Nach 1914

Adam, Antoine, Introduction, in: Gédéon Tallemant des Réaux, Historiettes. Mémoires pour servir à l'histoire du xviie siècle, hg. von Antoine Adam, Bd. 1 [1834], Paris 1960, S. VII–XXIX.
Agulhon, Maurice, Die nationale Frage in Frankreich. Geschichte und Anthropologie, in: François, Siegrist, Vogel (Hg.), Nation und Emotion, S. 56–65.
Alff, Wilhelm, Michelets Ideen, Genf 1966.
Amalvi, Christian, Les héros de l'histoire de France. Recherche iconographique sur le panthéon scolaire de la Troisième République, Paris 1979.
–, De l'art et la manière d'accommoder les héros de l'histoire de France. De Vercingétorix à la Révolution, Paris 1988.
–, Les héros de l'histoire de France. Comment les personnages illustres de la France sont devenus familiers aux Français, Toulouse 2001.
– (Hg.), Les lieux de l'histoire, Paris 2005.
–, Introduction. Les Saintes Écritures de l'histoire, ibid., S. 67–75.
–, La Bibliothèque nationale au xixe siècle, ibid., S. 75–80.
–, D'une histoire sacrée à une histoire profane: la vulgarisation. 1814–1914, ibid., S. 210–215.
–, Le cardinal Mazarin dans les manuels scolaires et la littérature de vulgarisation, de 1830 à 1990, in: Isabelle de Conihout, Patrick Michel (Hg.), Mazarin, les lettres et les arts, Paris 2006, S. 391–396.
–, Les héros des Français. Controverses autour de la mémoire nationale, Paris 2011.
Anderson, Benedict, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, dt. Übersetzung, Frankfurt a. M. 1988.
Andia, Béatrice de, L'art, fer de lance des rois, in: Baudouin-Matuszek (Hg.), Marie de Médicis, S. 11–25.
Ankersmit, Frank R., Vom Nutzen und Nachteil der Literaturtheorie für die Geschichtstheorie, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 13–38.
Ariès, Philippe, L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime, Paris 1960.
–, L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime, Paris ²1973.
Arikha, Noga, Passions and Tempers. A History of the Humours, New York 2008.
Assonitis, Alessio, The Birth of Maria de' Medici (26 April 1575). Hearsay, Correspondence, and Historiographical Errors, in: Brendan Maurice Dooley (Hg.), The Dissemination of News and the Emergence of Contemporaneity in Early Modern Europe, Farnham u. a. 2010, S. 83–94.

Aubé-Zapata, Nicole (Hg.), Lottin de Laval. Archéologue et peintre orientaliste. 1810–1903, Bernay 1997.

Aust, Hugo, Der historische Roman, Stuttgart, Weimar 1994.

Avezou, Laurent, Sully à travers l'histoire. Les avatars d'un mythe politique, Paris 2001.

–, Sully, Richelieu. Deux mythes en parallèle, in: Hypothèses 2000. Travaux de l'école doctorale d'histoire de l'université de Paris I Panthéon-Sorbonne (2001), S. 41–48.

–, Louis XII, père du peuple. Grandeur et décadence d'un mythe politique, du xvie au xixe siècle, in: Revue historique 625 (2003), S. 95–125.

–, Richelieu à l'époque contemporaine. La construction d'une figure nationale, in: ders., Françoise Hildesheimer (Hg.), Richelieu, de l'évêque au ministre, La Roche-sur-Yon 2009, S. 151–178.

–, Raconter la France. Histoire d'une histoire, Paris ²2013.

–, Les mythes de l'histoire de France, Paris 2013.

Avezou, Laurent, Hildesheimer, Françoise, Vital, Christophe (Hg.), La légende de Richelieu, Paris 2008.

Babelon, Jean-Pierre, Henri IV, Paris 1982.

Bann, Stephen, Romanticism in France, in: Roy Porter, Mikuláš Teich (Hg.), Romanticism in National Context, Cambridge u. a. 1988, S. 240–259.

Bann, Stephen, Paccoud, Stéphane, L'invention du passé. Histoires de cœur et d'épée en Europe 1802–1850. Katalog zur Ausstellung in Lyon, 19. April–21. Juli 2014, Bd. 2, Paris 2014.

Barbiche, Bernard, Marie de Médicis, reine régnante, et le Saint-Siège. Agent ou otage de la Réforme catholique?, in: Fumaroli, Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. 41–56.

Barjot, Dominique, Chaline, Jean-Pierre, Encrevé, André, La France au xixe siècle. 1814–1914, Paris ⁵2002.

Barthes, Roland, Michelet, Paris 1954.

–, Michelet, Paris ²1988.

–, Aujourd'hui Michelet, in: L'Arc 52 (1973), S. 19–27.

Bassan, Fernande, Alfred de Vigny et la Comédie-Française, Paris, Tübingen 1984.

– (Hg.), La réception critique de Dumas père, Tübingen 1996.

Bassani Pacht, Paola, u. a. (Hg.), Marie de Médicis, un gouvernement par les arts, Paris 2003.

Batiffol, Louis, Richelieu et le roi Louis XIII. Les véritables rapports du souverain et de son ministre, Paris 1934.

Baudouin-Matuszek, Marie-Noëlle (Hg.), Marie de Médicis et le palais du Luxembourg, Paris 1991.

Bénichou, Paul, Morales du Grand Siècle [1948], Paris 2003.

Bercé, Yves-Marie, La naissance dramatique de l'absolutisme. 1598–1661, Paris 1992.

Berger, Guy, Chateaubriand face à l'histoire, in: Cahiers de l'Association internationale des études françaises 47 (1995), S. 283–303.

Berger, Stefan, Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800, in: Conrad, Conrad (Hg.), Die Nation schreiben, S. 49–77.

–, Conrad, Christoph, The Past as History. National Identity and Historical Consciousness in Modern Europe, New York u. a. 2015.

–, Donovan, Mark, Passmore, Kevin, Apologias for the Nation-State in Western Europe since 1800, in: dies. (Hg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London u. a. 1999, S. 3–14.

Bergès, Louis, Le Comité des travaux historiques et scientifiques et les sociétés savantes, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 127–136.

–, L'École des chartes, ibid., S. 231–241.

Bertière, Simone, Les deux régentes. Marie de Médicis et Anne d'Autriche, Paris 1996.

–, Régence et pouvoir féminin, in: Éliane Viennot, Kathleen Wilson-Chevalier (Hg.), Royaume de fémynie. Pouvoirs, contraintes, espaces de liberté des femmes, de la Renaissance à la Fronde, Paris 1999, S. 63–70.

Beylard, H., Art. »Henri Fouqueray«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat, Henri Tribout de Morembert (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 14, Paris 1979, Sp. 698f.

Billard, Claude, Guibbert, Pierre, Histoire mythologique des Français, Paris 1976.

Bizeul, Yves, Reaktivierungsversuche des Nationalmythos. Die Suche nach der verlorenen Orientierung, in: ders. (Hg.), Rekonstruktion des Nationalmythos? Frankreich, Deutschland und die Ukraine im Vergleich, Göttingen 2013, S. 9–33.

Blanke, Horst Walter, Historiographiegeschichte als Historik, Stuttgart, 1991.

Blémont, H., Art. »Paul Lacroix«, in: Jean-Pierre Lobies (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 19, Paris 2001, Sp. 57f.

Blom, Ida, Hagemann, Karen, Hall, Catherine (Hg.), Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century, Oxford u. a. 2000.

Boase, G. C., Lambert, Andrew, Art. »Henry Edward Napier«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 40, Oxford 2004, S. 170.

Bock, Gisela, Challenging Dichotomies. Perspectives on Women's History, in: Karen Offen, Ruth Roach Pierson, Jane Rendall (Hg.), Writing Women's History. International Perspectives, Basingstoke u. a. 1991, S. 1–24.

Bonnell, Victoria E., Hunt, Lynn (Hg.), Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture, Berkeley u. a. 1999.

Bourdé, Guy, Martin, Hervé, Les écoles historiques, Paris [2]1997.

Boussard, Jacques, Chronique. Louis Batiffol, in: Bibliothèque de l'École des chartes 107/2 (1948), S. 327–330.

Bouyer, Christian, Gaston d'Orléans. Le frère rebelle de Louis XIII, Paris 2007.

Boyd, Kelly (Hg.), Encyclopedia of Historians and Historical Writing, 2 Bde., London, Chicago 1999.

Brämer, Andreas, Fischer, Ilse, Mehmel, Astrid, Art. »Philippson«, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 20, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2001, S. 395–401.

Brechenmacher, Thomas, Art. »Moriz Ritter«, ibid., Bd. 21, Berlin 2003, S. 668.

Bret, Patrice, Van Tiggelen, Brigitte (Hg.), Madame d'Arconville (1720–1805). Une femme de lettres et de sciences au siècle des Lumières, Paris 2011.

Bret, Patrice, La face cachée des Lumières. À la découverte de Madame d'Arconville, ibid., S. 11–17.

Brix, Michel, Alexandre Dumas et l'histoire littéraire, in: Bassan (Hg.), La réception critique, S. 15–21.

Brohm, Heike, Das Richelieu-Bild im französischen historischen Roman von der Restauration bis zur Zweiten Republik. Geschichtskonzeption, Stoffgeschichte und Gat-

tungstheorie bei Vigny, Touchard-Lafosse, Lottin de Laval, Dumas und Mirecourt, Frankfurt a. M. u. a. 1995.

Burkard, Dominik, Muhlack, Ulrich, Wolf, Hubert, Rankes »Päpste« auf dem Index. Dogma und Historie im Widerstreit, Paderborn u. a. 2003.

Burke, Peter, What is Cultural History?, Cambridge [2]2008.

Burrow, John, A History of Histories. Epics, Chronicles, Romances and Inquiries from Herodotus and Thucydides to the Twentieth Century, London [2]2009.

Burstein, Miriam Elizabeth, Art. »Royal Lives«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 495–505.

–, Art. »Women Worthies«, ibid., S. 592–596.

Cabanel, Patrick, La question nationale au xix[e] siècle, Paris 1997.

Caine, Barbara, Curthoys, Ann, Spongberg, Mary (Hg.), Companion to Women's Historical Writing, Basingstoke u. a. 2005.

Calo, Jeanne, La création de la femme chez Michelet, Paris 1975.

Caneva, Caterina, Solinas, Francesco (Hg.), Maria de' Medici (1573–1642). Una principessa fiorentina sul trono di Francia, Livorno 2005.

Carbonell, Charles-Olivier, L'histoire dite »positiviste« en France, in: Romantisme 21/22 (1978), S. 173–185.

–, Pour une histoire de l'historiographie, in: Storia della storiografia 1 (1982), S. 7–25.

Carmona, Michel, Marie de Médicis, Paris 1981.

–, La France de Richelieu, Paris 1984.

Castelot, André, Marie de Médicis. Les désordres de la passion, Paris 1995.

Cazauran, Nicole, »Sur Catherine de Médicis« d'Honoré de Balzac. Essai d'étude critique, Paris 1976.

–, Catherine de Médicis et son temps dans la Comédie humaine, Genf 1976.

Chaline, Olivier, Art. »Parlements«, in: Lucien Bély (Hg.), Dictionnaire de l'Ancien Régime, Paris [2]2003, S. 960–965.

Chappell, Miles, The Artistic Education of Maria de' Medici, in: Fumaroli, Graziani, Solinas (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, S. 13–26.

Chevallier, Pierre, La véritable journée des Dupes (11 novembre 1630). Étude critique des journées des 10 et 11 novembre 1630 d'après les dépêches diplomatiques, Troyes 1978.

–, Louis XIII, roi cornélien, Paris 1979.

Church, William F., Richelieu and Reason of State, Princeton 1972.

Citron, Suzanne, Le mythe national. L'histoire de France en question, Paris 1987.

–, Der Nationalmythos in Frankreich, in: Yves Bizeul (Hg.), Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen, Berlin 2000, S. 43–57.

Claudon, Francis, Art. »Le romantisme«, in: ders. (Hg.), Encyclopédie du romantisme. Peinture. Sculpture. Architecture. Littérature. Musique, Paris 1980, S. 7–28.

–, Art. »La littérature«, ibid., S. 183–240.

Clément, Jean-Paul, L'Anti-Machiavel, in: Jean-Claude Berchet (Hg.), Chateaubriand. Le tremblement du temps, Toulouse 1994, S. 247–275.

Colwill, Elizabeth, Les crimes de Marie-Antoinette. Images d'une femme mutine dans le discours révolutionnaire, in: Marie-France Brive (Hg.), Les femmes et la Révolution française, Bd. 2: L'individuel et le social, apparitions et représentations, Toulouse 1990, S. 207–220.

Conrad, Christoph, Conrad, Sebastian (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002.

–, Wie vergleicht man Historiographien?, ibid., S. 11–45.

Constant, Jean-Marie, Art. »Marie de Médicis«, in: François Bluche (Hg.), Dictionnaire du Grand Siècle, Paris 1990, S. 972f.

–, La folle liberté des baroques (1600–1661), Paris 2007.

Coornaert, Émile, Destins de Clio en France depuis 1800, Paris 1977.

Corbin, Alain, Le »sexe en deuil« et l'histoire des femmes au xixe siècle, in: Michelle Perrot (Hg.), Une histoire des femmes est-elle possible?, Paris, Marseille 1984, S. 142–154.

Cornuz, Jeanlouis, Jules Michelet. Un aspect de la pensée religieuse au xixe siècle, Genf 1955.

Corvisier, André, Les régences en Europe. Essai sur les délégations de pouvoirs souverains, Paris 2002.

Cosandey, Fanny, La reine de France. Symbole et pouvoir (xve–xviiie siècle), Paris 2000.

Coste, Laurent, Les bourgeoisies en France du xvie au milieu du xixe siècle, Paris 2013.

Cottret, Monique, Les reines étrangères, in: Joël Fouilleron, Guy Le Thiec, Henri Michel (Hg.), Sociétés et idéologies des Temps modernes. Mélanges offerts à Arlette Jouanna, Bd. 1, Montpellier 1996, S. 105–116.

–, Art. »Gallicanisme«, in: Lucien Bély (Hg.), Dictionnaire de l'Ancien Régime, Paris ²2003, S. 588–591.

Couégnas, Daniel, Peyrache-Leborgne, Dominique, Peyronie, André (Hg.), Le romanesque et l'historique. Marge et écriture, Nantes 2010.

Crawford, Katherine, Perilous Performances. Gender and Regency in Early Modern France, Harvard 2004.

Crossley, Ceri, French Historians and Romanticism. Thierry, Guizot, the Saint-Simonians, Quinet, Michelet, London 1993.

–, History as a Principle of Legitimation in France (1820–48), in: Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London u. a. 1999, S. 49–56.

Cuvelier, Joseph, Art. »Louis-Prosper Gachard«, in: Biographie nationale, Bd. 29, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Brüssel 1957, Sp. 585–608.

Darriulat, Philippe, Les patriotes. La gauche républicaine et la nation. 1830–1870, Paris 2001.

Darmon, Pierre, Femme, repaire de tous les vices. Misogynes et féministes en France (xvie–xixe siècles), Brüssel 2012.

Daumard, Adeline, Les bourgeois et la bourgeoisie en France depuis 1815, Paris 1987.

Davis, Natalie Zemon, »Women's History« in Transition. The European Case, in: Feminist Studies 3 (1976), S. 83–103.

–, Gender and Genre. Women as Historical Writers 1400–1820, in: Patricia H. Labalme (Hg.), Beyond their Sex. Learned Women of the European Past, New York, London 1984, S. 153–182.

Delacroix, Christian u. a. (Hg.), Historiographies. Concepts et débats, 2 Bde., Paris 2010.

Deloche, Maximin, Le cardinal de Richelieu et les femmes, Paris ⁴1931.

Delorme, Philippe, Marie de Médicis, Paris 1998.

–, La mauvaise tête de Henri IV. Contre-enquête sur une prétendue découverte, Paris 2013.
Delumeau, Jean, La peur en Occident. xive–xviiie siècles, Paris 1978.
Desormeaux, Daniel, Alexandre Dumas, fabrique d'immortalité, Paris 2014.
Domergue, J., Art. »Clarisse Bader«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1146f.
Dosse, François, Le pari biographique. Écrire une vie, Paris ²2011.
Dubois, Claude-Gilbert, Qu'est-ce qu'une nation? Conscience d'identité et respect de l'altérité, in: ders. (Hg.), L'imaginaire de la nation (1792–1992), Bordeaux 1991, S. 19–32.
–, Le baroque en France et en Europe, Paris 1995.
Dubost, Jean-François, Marie de Médicis. Reine, régente, reine mère, in: Baudouin-Matuszek (Hg.), Marie de Médicis, S. 99–165.
–, La France italienne. xvie–xviie siècle, Paris 1997.
–, Le corps de la reine, objet politique. Marie de Médicis, in: Isabelle Poutrin, Marie-Karine Schaub (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xve–xviiie siècle, Paris 2007, S. 235–265.
–, Marie de Médicis. La reine dévoilée, Paris 2009.
–, L'après Henri IV, in: Europa Moderna 2 (2011), S. 1–8.
Duby, Georges, Perrot, Michelle, Écrire l'histoire des femmes, in: Pauline Schmitt-Pantel (Hg.), Histoire des femmes en Occident, Bd. 1: L'Antiquité, Paris 1990, S. 8–18.
Duccini, Hélène, Concini. Grandeur et misère du favori de Marie de Médicis, Paris 1991.
Dumoulin, Michel u. a., Nouvelle histoire de Belgique, Bd. 2: 1905–1950, Brüssel 2006.

Echenoz, Jean, Vingt femmes dans le jardin du Luxembourg et dans le sens des aiguilles d'une montre, in: ders., Caprice de la reine, Paris 2014, S. 43–50.
Eckel, Jan, Etzemüller, Thomas, Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung. Einleitende Bemerkungen, in: dies. (Hg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, S. 7–26.
Einfalt, Michael, »Classicisme« und Nationalliteratur. Literaturgeschichtsschreibung und Kanonbildung, in: Joseph Jurt, Daniel Mollenhauer (Hg.), Konstrukte nationaler Identität. Deutschland, Frankreich und Großbritannien (19. und 20. Jahrhundert), Würzburg 2002, S. 59–74.
Engel, Josef, Zur Frage der Echtheit von Richelieu's »Testament politique«, in: ders., Hans Martin Klinkenberg (Hg.), Aus Mittelalter und Neuzeit. Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag, Bonn 1957, S. 185–218.
Epple, Angelika, Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus, Köln u. a. 2003.
–, Von Werwölfen und Schutzengeln. Historiographiegeschichte als Analyse des historischen Apriori, in: Jan Eckel, Thomas Etzemüller (Hg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, S. 171–200.
Erlanger, Philippe, L'étrange mort de Henri IV ou les jeux de l'amour et de la guerre, Paris ²1964.

Felber, Lynette, Introduction, in: dies. (Hg.), Clio's Daughters. British Women Making History (1790–1899), Newark 2007, S. 11–26.
Foisil, Madeleine, L'enfant Louis XIII. L'éducation d'un roi (1601–1617), Paris 1996.

FRANÇOIS, Étienne, SIEGRIST, Hannes, VOGEL, Jakob, Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen, in: DIES. (Hg.), Nation und Emotion, S. 13–35.

– (Hg.), Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich (19. und 20. Jahrhundert), Göttingen 1995.

FRANÇOIS, Étienne, SCHULZE, Hagen, Das emotionale Fundament der Nationen, in: Monika FLACKE (Hg.), Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama, München, Berlin ²2001, S. 17–32.

FRASER, Antonia, Introduction, in: Agnes Strickland's Lives of the Queens of England, hg. von DERS., London, New York 2011, S. 1–9.

FREE, Jan, Zur Theorie des nationalen Mythos. Eine Begriffserklärung, Oldenburg 2007.

FREVERT, Ute, Einleitung, in: DIES. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, S. 11–16.

FUBINI LEUZZI, Maria, Maria dei Medici. La costruzione di una regina dall'infanzia al matrimonio, in: Christina STRUNCK (Hg.), Medici Women as Cultural Mediators (1533–1743). Le donne di casa Medici e il loro ruolo de mediatrici culturali fra le corti d'Europa, Mailand 2011, S. 183–205.

FUMAROLI, Marc, Le »siècle de Marie«, in: BASSANI PACHT u. a. (Hg.), Marie de Médicis, S. 19–22.

–, GRAZIANI, Françoise, SOLINAS, Francesco (Hg.), Le »siècle« de Marie de Médicis, Alexandria 2002.

–, Préface, ibid., S. XIII–XVI.

FURET, François, La Révolution, 2 Bde., Paris ²2010–11.

GALLETTI, Sara, Le palais du Luxembourg de Marie de Médicis (1611–1631), Paris 2012.

GANSHOF, François Louis, Art. »Henri Pirenne«, in: Biographie nationale, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Bd. 30, Brüssel 1959, Sp. 671–723.

GAY, Peter, Schnitzler's Century. The Making of Middle-Class Culture 1815–1914, London, New York 2002.

GEFFROY, Annie, Louise de Kéralio-Robert, pionnière du républicanisme sexiste, in: Annales historiques de la Révolution française 344 (2006), S. 107–124.

GHIATI, Claude, Des historiennes »fin de siècle« (1898–1902). Étude à partir du Répertoire de Pierre Caron, in: Nicole PELLEGRIN (Hg.), Histoires d'historiennes, Saint-Étienne 2006, S. 85–102.

GIESEY, Ralph E., Cérémonial et puissance souveraine. France, XVe–XVIIe siècles, Paris 1987.

GILLARD, Lucien, Simonde de Sismondi. Vie, œuvres, concepts, Paris 2010.

GIRARDET, Raoul, Mythes et mythologies politiques, Paris 1986.

GIROU-SWIDERSKI, Marie-Laure, La présidente d'Arconville, une femme des Lumières?, in: BRET, VAN TIGGELEN (Hg.), Madame d'Arconville, S. 21–34.

GLAESENER, Henri, La »Maréchale d'Ancre« d'Alfred de Vigny et ses sources françaises, in: Revue belge de philologie et d'histoire 12 (1933), S. 533–547.

GRELL, Chantal, Anne d'Autriche et ses juges, in: DIES. (Hg.), Anne d'Autriche. Infante d'Espagne et reine de France, Paris 2009, S. 348–397.

HAHN, Hans Henning, HAHN, Eva, Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, in: Hans Henning HAHN (Hg.), Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion

von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 17–56.

Hamel, Réginald, Méthé, Pierrette, Dictionnaire Dumas. Index analytique et critique des personnages et des situations dans l'œuvre du romancier, Montréal 1990.

Hanley, Sarah, Les visages de la loi salique dans la quête pour le droit des hommes et l'exclusion des femmes du gouvernement monarchique, in: Les droits des femmes et la loi salique, Paris 1994, S. 7–20.

–, The »Lit de Justice« of the Kings of France. Constitutional Ideology in Legend, Ritual, and Discourse, Princeton [2]2014.

Hartog, François, Revel, Jacques, Note de conjoncture historiographique, in: dies. (Hg.), Les usages politiques du passé, Paris 2001, S. 13–24.

Hasquin, Hervé, Historiographie et politique en Belgique, Brüssel, Charleroi [3]1996.

Haupt, Heinz-Gerhard, Der Nationalismus in der neueren deutschen und französischen Geschichtswissenschaft, in: François, Siegrist, Vogel (Hg.), Nation und Emotion, S. 39–55.

Hausen, Karin, Die Polarisierung der »Geschlechtercharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363–393.

Hauser, Henri, La prépondérance espagnole (1559–1660), Paris 1933.

Hayden, James Michael, France and the Estates General of 1614, London u. a. 1974.

Hennequin, Jacques, Les oraisons funèbres d'Henri IV. Les thèmes et la rhétorique, Bd. 1, Lille 1978.

Héroard, Jean, Journal de Jean Héroard, hg. von Madeleine Foisil, 2 Bde., Paris 1989.

Hervier, Marcel, Les écrivains français jugés par leurs contemporains. Le xix[e] siècle, 2 Bde., Paris 1941–1942.

Hesse, Carla Alison, The Other Enlightenment. How French Women became Modern, Princeton u. a. 2001.

–, Devenir républicaine. Louise de Kéralio-Robert (1758–1822), in: Nicole Pellegrin (Hg.), Histoires d'historiennes, Saint-Étienne 2006, S. 203–221.

Hildesheimer, Françoise, Richelieu, Paris 2004.

–, Les Archives nationales, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 81–97.

Hobsbawm, Eric, Das Erfinden von Traditionen, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 97–118.

Hübner, Helga, Regtmeier, Eva, Maria de' Medici, eine Fremde. Florenz – Paris – Brüssel – London – Köln, Frankfurt a. M. u. a. 2010.

Hunt, Lynn (Hg.), The New Cultural History, Berkeley, Los Angeles, London 1989.

–, The Family Romance of the French Revolution, Berkeley, Los Angeles, London 1992.

Iggers, Georg G., Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen [2]2007.

–, Mukherjee, Supriya, Wang, Q. Edward (Hg.), A Global History of Modern Historiography, Harlow u. a. 2008.

Jacquet, M., Art. »Adrien Desprez«, in: Jean-Charles Roman d'Amat, R. Limouzin-Lamothe (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 11, Paris 1967, Sp. 28.

Jaeger, Stephan, Historiographisch-literarische Interferenzen. Möglichkeiten und Grenzen des Diskursbegriffes, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur

und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 61–86.

Jarausch, Konrad H., Sabrow, Martin, »Meistererzählung«. Zur Karriere eines Begriffs, in: dies. (Hg.), Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 9–32.

Jedin, Hubert, Entstehung und Tragweite des Trienter Dekrets über die Bilderverehrung, in: Theologische Quartalschrift 116 (1935), S. 143–188 u. S. 404–429.

Jeismann, Michael, Was bedeuten Stereotypen für nationale Identität und politisches Handeln?, in: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Stuttgart 1991, S. 84–93.

Johnson, Geraldine A., Marie de Médicis. Mariée, mère, méduse, in: Éliane Viennot, Kathleen Wilson-Chevalier (Hg.), Royaume de fémynie. Pouvoirs, contraintes, espaces de liberté des femmes, de la Renaissance à la Fronde, Paris 1999, S. 103–120.

Jouhaud, Christian, La main de Richelieu ou le pouvoir cardinal, Paris 1991.

Kermina, Françoise, Marie de Médicis. Reine, régente et rebelle, Paris 1979 [²2010].

Kertanguy, Inès de, Léonora Galigaï. L'âme damnée de Marie de Médicis, Paris 2005.

Keymeulen, Sarah, Tollebeek, Jo, Henri Pirenne Historian. A Life in Pictures, Löwen 2011.

Kohn, Hans, Propheten ihrer Völker. Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke, Dostowjewski. Studien zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts, Bern 1948.

Krebs, A., Art. »Gabriel-Albert-Auguste Hanotaux«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat, Henri Tribout de Morembert (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 17, Paris 1989, Sp. 591f.

Krulic, Brigitte, Fascination du roman historique. Intrigues, héros et femmes fatales, Paris 2007.

Krumeich, Gerd, Jeanne d'Arc in der Geschichte. Historiographie – Politik – Kultur, Sigmaringen 1989.

–, Jules Michelet (1798–1874), in: Lutz Raphael (Hg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 64–87.

Kruse, Margot, Beiträge zur französischen Moralistik, Berlin u. a. 2003.

Küster, Sabine, Medizin im Roman. Untersuchungen zu »Les Rougon-Macquart« von Émile Zola, Göttingen 2008.

Lalouette, Jacqueline, La République anticléricale (xixe–xxe siècles), Paris 2002.

–, La séparation des Églises et de l'État. Genèse et développement d'une idée (1789–1905), Paris 2005.

Lambert, Peter, Schofield, Philipp R. (Hg.), Making History. An Introduction to the History and Practices of a Discipline, London u. a. 2004.

Landwehr, Achim, Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M. 2008.

–, Kulturgeschichte, Stuttgart 2009.

Langewiesche, Dieter, Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa, München 2000.

Lecarpentier, Bénédicte, La reine diplomate. Marie de Médicis et les cours italiennes, in: Isabelle Poutrin, Marie-Karine Schaub (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xve–xviiie siècle, Paris 2007, S. 182–192.

LECONTE, Louis, Art. »Paul-Jean-Joseph Henrard«, in: Biographie nationale, Bd. 29, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Brüssel 1957, Sp. 661–672.

LEE, Elizabeth, WILKES, Joanne, Art. »Julia Pardoe«, in: Henry Colin Gray MATTHEW, Brian HARRISON (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 42, Oxford 2004, S. 609f.

LE GALL, Jean-Marie, Le mythe de Saint-Denis. Entre Renaissance et Révolution, Paris 2007.

LE GOFF, Jacques, NORA, Pierre (Hg.), Faire de l'histoire, 3 Bde., Paris 1974.

LEGUAY, P., Art. »Anne-Claude-Philippe de Tubières comte de Caylus«, in: Michel PREVOST, Jean-Charles ROMAN D'AMAT (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 1518–1521.

LELIÈVRE, Claude, LELIÈVRE, Françoise (Hg.), L'histoire des femmes publiques contée aux enfants, Paris 2001.

LEPPER, Herbert, Art. »Alfred von Reumont«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 454f.

LETERRIER, Sophie-Anne, L'Académie des inscriptions et belles-lettres, in: AMALVI (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 137–158.

–, Sociabilité académique, ibid., S. 159–168.

–, L'Académie française, ibid., S. 169–175.

LOOSER, Devoney, Art. »Archives«, in: CAINE, CURTHOYS, SPONGBERG (Hg.), Companion, S. 21–29.

LORENZ, Chris, Drawing the Line. »Scientific« History between Myth-Making and Myth-Breaking, in: Stefan BERGER, Linas ERIKSONAS, Andrew MYCOCK (Hg.), Narrating the Nation. Representations in History, Media and the Arts, New York u. a. 2008, S. 35–55.

LYOTARD, Jean-François, La condition postmoderne. Rapport sur le savoir, Paris 1979.

MAGRAW, Roger, France 1815–1914. The Bourgeois Century, London 1983.

MAILLET-RAO, Caroline, La pensée politique des dévots Mathieu de Morgues et Michel de Marillac. Une opposition au ministériat du cardinal de Richelieu, Paris 2015.

MAITZEN, Rohan Amanda, Gender, Genre, and Victorian Historical Writing, New York, London 1998.

MALETTKE, Klaus, Richelieu. Ein Leben im Dienste des Königs und Frankreichs, Paderborn 2018.

MAMONE, Sara, Paris et Florence. Deux capitales du spectacle pour une reine. Marie de Médicis, Paris 1990.

MANN, Heinrich, Die Vollendung des Königs Henri Quatre [1938], Frankfurt a. M. 1998.

MARROW, Deborah, The Art Patronage of Maria de' Medici, Ann Arbor 1982.

MASSON, D., Art. »Théophile-Sébastien Lavallée«, in: Jean-Pierre LOBIES, Yves CHIRON (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 20, Paris 2011, Sp. 7f.

MASTELLONE, Salvo, La reggenza di Maria de' Medici, Florenz 1962.

MAYEUR, Jean-Marie, La séparation des Églises et de l'État, Paris 2005.

MAZUREL, Hervé, Romantisme, in: DELACROIX u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 1, S. 596–602.

MCNEILL, William Hardy, Mythistory, or Truth, Myth, History, and Historians, in: Mythistory and Other Essays, Chicago u. a. 1986, S. 3–22.

Medick, Hans, Trepp, Anne-Charlott (Hg.), Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998.

Mehmel, Astrid, Art. »Martin Emanuel Philippson«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 20, Berlin 2001, S. 398f.

Mellon, Stanley, The Political Uses of History. A Study of Historians in the French Restoration, Stanford 1958.

Merle du Bourg, Alexis, De Florence à Cologne. Marie de Médicis et Pierre Paul Rubens (1600–1642), in: Bassani Pacht u. a. (Hg.), Marie de Médicis, S. 94–109.

Middell, Matthias, Gibas, Monika, Hadler, Frank, Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen, in: dies. (Hg.), Zugänge zu historischen Meistererzählungen, Leipzig 2000, S. 7–35.

Millen, Ronald Forsyth, Wolf, Robert Erich, Heroic Deeds and Mystic Figures. A New Reading of Rubens'»Life of Maria de' Medici«, Princeton 1989.

Mitchell, Rosemary, A Stitch in Time? Women, Needlework, and the Making of History in Victorian Britain, in: Journal of Victorian Culture 1/2 (1996), S. 185–202.

–, The Busy Daughters of Clio. Women Writers of History from 1820 to 1880, in: Women's History Review 7/1 (1998), S. 107–134.

–, Art. »Agnes Strickland«, in: Henry Colin Gray Matthew, Brian Harrison (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 53, Oxford 2004, S. 68–74.

–, Art. »Martha Walker Freer«, ibid., Bd. 20, Oxford 2004, S. 941f.

–, Art. »Great Britain«, in: Caine, Curthoys, Spongberg (Hg.), Companion, S. 221–230.

Mitzman, Arthur, Michelet, Historian. Rebirth and Romanticism in Nineteenth-Century France, New Haven 1990.

Mongrédien, Georges, 10 novembre 1630. La journée des Dupes, Paris 1961.

Montclos, Xavier de, L'ancienne bourgeoisie en France. Émergence et permanence d'un groupe social du xvie au xxe siècle, Paris ²2013.

Moreau, Thérèse, Le sang de l'histoire. Michelet, l'histoire et l'idée de la femme au xixe siècle, Paris 1982.

Mousnier, Roland, L'assassinat d'Henri IV. 14 mai 1610, Paris 1964.

Muhlack, Ulrich, Art. »Franz Leopold von Ranke«, in: Neue Deutsche Biographie, hg. von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Berlin 2003, S. 140–142 .

–, Leopold von Ranke (1795–1886), in: Lutz Raphael (Hg.), Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 30–63.

Nora, Pierre, Entre mémoire et histoire. La problématique des lieux, in: ders. (Hg.), Les lieux de mémoire, Bd. 1, Paris 1984, S. XVII–XLII.

–, Lavisse, instituteur national. Le »Petit Lavisse«, évangile de la République, ibid., S. 247–289.

Oestreich, Gerhard, Antiker Geist und moderner Staat bei Justus Lipsius (1547–1606), Göttingen 1989.

Opitz-Belakhal, Claudia, Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M., New York ²2018.

Ory, Pascal, L'histoire culturelle, Paris 2004.

Osborne, Toby, A Queen Mother in Exile. Marie de Médicis in the Spanish Netherlands and England, 1631–41, in: Philip Mansel, Torsten Riotte (Hg.), Monarchy and

Exile. The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II, Basingstoke u. a. 2011, S. 17–43.

Pagès, Georges, Autour du »grand orage«. Richelieu et Marillac: deux politiques, in: Revue historique 179 (1937), S. 63–97.
Pellegrin, Nicole, L'histoire et son annotation. La mise en scène des sources par trois historiennes du xviii[e] siècle: Lussan, Thiroux et Kéralio, in: Sylvie Steinberg, Jean-Claude Arnould (Hg.), Les femmes et l'écriture de l'histoire 1400–1800, Mont-Saint-Aignan 2008, S. 269–295.
–, »Ce génie observateur«. Remarques sur trois ouvrages historiques de Madame Thiroux d'Arconville, in: Bret, Van Tiggelen (Hg.), Madame d'Arconville, S. 135–146.
Peltason, Timothy, Life Writing, in: Tucker (Hg.), A Companion, S. 356–372.
Peng, Youjun, La nation chez Alexandre Dumas, Paris 2003.
Perrot, Michelle, Les femmes, le pouvoir, l'histoire, in: dies. (Hg.), Une histoire des femmes est-elle possible?, Paris, Marseille 1984, S. 206–222.
–, (Hg.), Histoire de la vie privée, Bd. 4: De la Révolution à la Grande Guerre, Paris 1987.
–, La famille triomphante, ibid., S. 92–103.
–, Fonctions de la famille, ibid., S. 104–119.
–, Figures et rôles, ibid., S. 120–185.
Petiteau, Nathalie, Napoléon. De la mythologie à l'histoire, Paris 1999.
Petitfils, Jean-Christian, Louis XVI, Paris 2005.
–, L'assassinat d'Henri IV. Mystères d'un crime, Paris 2009.
–, Louis XIII, 2 Bde., Paris [2]2014.
Petitier, Paule, Jules Michelet. L'homme histoire, Paris 2006.
Poirrier, Philippe, Introduction à l'historiographie, Paris 2009.
Pommier, Jean, Michelet interprète de la figure humaine, London 1961.
Porter, Roy, Teich, Mikuláš, Introduction, in: dies. (Hg.), Romanticism in National Context, Cambridge u. a. 1988, S. 1–8.
Portocala, Radu, Préface, in: Dumas, Le sphinx rouge, S. 7–12.
Potthast, Barbara, Historische Romane und ästhetischer Historismus. Text-Bild-Relationen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 323–342.
Poutrin, Isabelle, Schaub, Marie-Karine, Regards d'historiens, in: dies. (Hg.), Femmes & pouvoir politique. Les princesses d'Europe. xv[e]–xviii[e] siècle, Paris 2007, S. 8–23.
Prevost, Michel, Art. »Louis Batiffol«, in: ders., Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 5, Paris 1951, Sp. 811f.
–, Art. »Dr. Augustin Cabanès«, ibid., Bd. 7, Paris 1956, Sp. 750f.

Rang, Brita, Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtercharaktere im 18. und 19. Jahrhundert, in: Jutta Dalhoff, Uschi Frey, Ingrid Schöll (Hg.), Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, Düsseldorf 1986, S. 194–204.
Réau, Louis, Histoire du vandalisme. Les monuments détruits de l'art français, Paris [2]1994.
Rémond, René, L'anticléricalisme en France de 1815 à nos jours, Paris [2]1999.

Rexroth, Frank, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: ders. (Hg.), Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen, München 2007, S. 1–22.

Roman d'Amat, Jean-Charles, Art. »Jean-Baptiste-Honoré-Raymond Capefigue«, in: Michel Prevost, Jean-Charles Roman d'Amat (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 7, Paris 1956, Sp. 1058f.

–, Art. »Gustave Baguenault de Puchesse«, ibid., Bd. 4, Paris 1948, Sp. 1207f.

Ronzeaud, Pierre, La femme au pouvoir ou le monde à l'envers, in: xvii[e] siècle 108 (1975), S. 9–33.

Rouvière, J., Art. »Gabriel-Marie-Jean-Baptiste Legouvé«, in: Jean-Pierre Lobies, Yves Chiron (Hg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 20, Paris 2011, Sp. 1009.

Sarasin, Philipp, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a. M. 2003.

Savart, Claude, Les catholiques en France au xix[e] siècle. Le témoignage du livre religieux, Paris 1985.

Saward, Susan, The Golden Age of Marie de' Medici, Ann Arbor 1982.

Sawyer, Jeffrey K., Printed Poison. Pamphlet Propaganda, Faction Politics, and the Public Sphere in Early Seventeenth-Century France, Berkeley u. a. 1991.

Schopp, Claude, Alexandre Dumas. Le génie de la vie, Paris 1985.

–, Historien et romancier. Pour une correspondance entre A. Dumas et J. Michelet, in: Marta Giné u. a. (Hg.), Roman populaire et/ou roman historique, Lleida 1999, S. 137–154.

Schulte, Regina, The Queen, a Middle-Class Tragedy. The Writing of History and the Creation of Myths in Nineteenth-Century France and Germany, in: Gender and History 14/2 (2002), S. 266–293.

Schulz, Andreas, Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin u. a. [2]2014.

Sieburg, Heinz-Otto, Aspekte deutscher Historiographie über Frankreich zwischen 1871 und 1914. Strömungen, Modellfälle und Tendenzen, in: Heiner Timmermann (Hg.), Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Deutschland – Frankreich – Polen im 19. und 20. Jahrhundert, Saarbrücken 1987, S. 223–242.

Simon, Christian, Historiographie. Eine Einführung, Stuttgart 1996.

Simonis, Annette, Das Undurchsichtige begreifen. Geschichte und gender, in: Daniel Fulda, Silvia Serena Tschopp (Hg.), Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Berlin u. a. 2002, S. 221–245.

Smith, Bonnie G., The History of Women's History in Nineteenth Century France, in: John F. Sweets (Hg.), Proceedings of the Eleventh Annual Meeting of the Western Society for French History, Lawrence 1984, S. 265–271.

–, The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States (1750–1940), in: The American Historical Review 89/3 (1984), S. 709–732.

–, The Gender of History. Men, Women and Historical Practice, Cambridge (Mass.), London 1998.

Smith, Marc, Princesse de Toscane, in: Baudouin-Matuszek (Hg.), Marie de Médicis, S. 37–99.

SPETH, Rudolf, Nation und Revolution. Politische Mythen im 19. Jahrhundert, Opladen 2000.

SPONGBERG, Mary, Art. »Female Biography«, in: CAINE, CURTHOYS, SPONGBERG (Hg.), Companion, S. 172–182.

–, Art. »Strickland Sisters«, ibid., S. 546–548.

STADLER, Peter, Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789–1871, Zürich 1958.

STENGERS, Jean, GUBIN, Éliane, Histoire du sentiment national en Belgique des origines à 1918, Bd. 2: Le grand siècle de la nationalité belge de 1830 à 1918, Brüssel 2002.

STUARD, Susan Mosher, Fashion's Captives: Medieval Women in French Historiography, in: DIES. (Hg.), Women in Medieval History & Historiography, Philadelphia 1987, S. 59–80.

SUTTON, Peter C., WIESEMANN, Marjorie E., Drawn by the Brush. Oil Sketches by Peter Paul Rubens, New Haven 2004.

TABACCHI, Stefano, Maria de' Medici. Regina e ribelle. Gli intrighi e la caduta dell'ultima italiana sul trono della Francia di Enrico IV e Richelieu, Rom 2012.

TAPIÉ, Victor-Lucien, Baroque et classicisme, Paris [2]1972.

TEYSSIER, Arnaud, Richelieu. L'aigle et la colombe, Paris 2014.

THIESSE, Anne-Marie, La création des identités nationales. Europe XVIII[e]–XIX[e] siècle, Paris 1999.

THOMAS, Danièle, Henri IV. Images d'un roi entre réalité et mythe, Pau 1996.

THUILLIER, Guy, TULARD, Jean, Les écoles historiques, Paris 1990.

TOURNEUR, Victor, Art. »Ernest Gossart«, in: Biographie nationale, hg. von Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique, Bd. 30, Brüssel 1959, Sp. 418–423.

TSCHOPP, Silvia Serena, Einleitung. Begriffe, Konzepte und Perspektiven der Kulturgeschichte, in: DIES. (Hg.), Kulturgeschichte, Stuttgart 2008, S. 9–32.

TUCKER, Herbert F. (Hg.), A Companion to Victorian Literature and Culture, Malden, Oxford 1999.

TULARD, Jean, La France de la Révolution et de l'Empire, Paris 2004.

TURNER, Katherine, Art. »Sir Nathaniel William Wraxall«, in: Henry Colin Gray MATTHEW, Brian HARRISON (Hg.), Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 60, Oxford 2004, S. 396–398.

VAN WYHE, Cordula, Between Chastity and Passion. The Impact of the French Exiles on the Cult of Courtly Love at the Brussels Court in the 1630s, in: Johann Anselm STEIGER (Hg.), Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit, Bd. 2, Wiesbaden 2005, S. 951–980.

VIALLANEIX, Paul, La voie royale. Essai sur l'idée du peuple dans l'œuvre de Michelet, Paris 1971.

–, Michelet. Les travaux et les jours, 1798–1874, Paris 1998.

VIENNOT, Éliane, Marguerite de Valois. Histoire d'une femme, histoire d'un mythe, Paris 1993.

–, La loi salique dans la culture politique française: règle monarchique ou idéal républicain?, in: Hedwige PEEMANS-POULLET, Geneviève SIMON (Hg.), La démocratie à l'épreuve du féminisme, Brüssel 1998, S. 101–124.

–, La France, les femmes et le pouvoir, 3 Bde., Paris 2006–2016.

Völkel, Markus, Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive, Köln u. a. 2006.

Walter, Gérard, Introduction, in: Mongrédien, 10 novembre 1630, S. XI–XXIV.
Wanegffelen, Thierry, Le pouvoir contesté. Souveraines d'Europe à la Renaissance, Paris 2008.
Wenk, Silke, Gendered Representations of the Nation's Past and Future, in: Blom, Hagemann, Hall (Hg.), Gendered Nations, S. 63–77.
Whaley, Leigh, Partners in Revolution. Louise de Kéralio and François Robert, Editors of the »Mercure national«. 1789–1791, in: Malcolm Crook, William Doyle, Alan Forrest (Hg.), Enlightenment and Revolution. Essays in Honour of Norman Hampson, Aldershot u. a. 2004, S. 114–131.
White, Hayden, Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe, Baltimore ^{2}1975.
–, Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Christoph Conrad (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 123–157.
Wilfert-Portal, Blaise, Nation et nationalisme, in: Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 2, S. 1090–1102.
Wilson, Andrew Norman, The Victorians, London 2002.
Wilson, Ben, The Making of Victorian Values. Decency and Dissent in Britain (1789–1837), London, New York 2007.
Wirth Marvick, Elizabeth, Louis XIII and His Doctor. On the Shifting Fortunes of Jean Héroard's Journal, in: French Historical Studies 18 (1993), S. 279–300.
Witte, Els u. a., Nouvelle histoire de Belgique, Bd. 1: 1830–1905, Brüssel 2005.
Wollenberg, Jörg, Richelieu. Staatsräson und Kircheninteresse. Zur Legitimation der Politik des Kardinalpremier, Bielefeld 1977.
Woolf, Daniel R., A Global Encyclopedia of Historical Writing, 2 Bde., New York 1998.
–, A Global History of History, Cambridge 2011.

Yon, Jean-Claude, L'illusion de la vérité. Histoire et théâtre au xixe siècle, in: Amalvi (Hg.), Les lieux de l'histoire, S. 176–184.

Zancarini-Fournel, Michelle, Histoire des femmes, histoire du genre, in: Delacroix u. a. (Hg.), Historiographies, Bd. 1, S. 208–219.
Zweig, Stefan, Marie-Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters [1932], Frankfurt a. M. ^{3}2012.
Zysberg, André, La monarchie des Lumières. 1715–1786, Paris 2002.

Internetquellen

Académie française (Paris)

Pineux-Duval, Alexandre-Vincent, Discours de réception à l'Académie française du 15 avril 1813, http://www.academie-francaise.fr/discours-de-reception-dalexandre-vincent-pineux-duval (14.1.2019).

O. V., Henri Martin, http://www.academie-francaise.fr/les-immortels/henri-martin?fauteuil=38&election=13-06-1878 (14.1.2019).

O. V., Auguste Poirson, http://www.academie-francaise.fr/auguste-poirson (14.1.2019).

O. V., Prix Marcelin Guérin, http://www.academie-francaise.fr/prix-marcelin-guerin (14.1.2019).

Archives nationales (Paris)

O. V., Archives du Théâtre de l'Odéon (1809–1983), https://www.siv.archives-nationales.culture.gouv.fr/siv/rechercheconsultation/consultation/ir/consultationIR.action?irId=FRAN_IR_027874&details=false&gotoArchivesNums=false&udId=root&auSeinIR=true&formCaller=GENERALISTE (14.1.2019).

Archivio di Stato (Florenz)

O. V., Storia dell'Archivio di Stato di Firenze, http://www.archiviodistato.firenze.it/asfi/index.php?id=10 (14.1.2019).

Les Pavie

O. V., Les Pavie, http://bicentenairepavie.info/les-pavie/ (14.1.2019).

Institut national d'histoire de l'art (INHA)

Therrien, Lyne, Henry Lemonnier, http://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/lemonnier-henry.html?search-keywords=henry%20lemonnier (14.1.2019.)

NewspaperArchive

O. V., Baltimore Sun (28. Januar 1903), https://newspaperarchive.com/baltimore-sun-jan-28-1903-p-7/ (25.1.2019).

Paleopatologia.it (Pisa)

Fornaciari, Gino, Malaria was »the killer« of Francesco I de' Medici (1531–1587), http://www.paleopatologia.it/articoli/aticolo.php?recordID=159 (14.1.2019).

Sports Reference/Olympic Sports

O. V., Arthur Lord, https://www.sports-reference.com/olympics/athletes/lo/arthur-lord-1.html (25.1.2019).

Register

Maria von Medici wird aufgrund ihrer häufigen Erwähnung im Text nicht im Register aufgeführt.



Pariser Historische Studien
Band 115

Die französische Königin Maria von Medici (1575–1642) galt in der Nachwelt als vulgär, verschwenderisch, machtbesessen und intrigant, ja sogar als Gattenmörderin. Ihr kulturelles und politisches Wirken wurde in der Geschichtsschreibung zu einer unbedeutenden weiblichen und italienischen Klammer zwischen der Herrschaft Heinrichs IV. und der Regierungszeit Richelieus reduziert. Dieses Bild überdauerte die Revolution von 1789 und verfestigte sich im identitätsstiftenden historischen Diskurs einer sich zunehmend bürgerlich, republikanisch und laizistisch definierenden französischen Nation.
Die bewegte Rezeption der zweiten Medici-Regentin im 19. Jahrhundert ist hier erstmals Gegenstand einer Untersuchung. Sie bietet tiefe Einblicke in die Verquickung von Historiografie, Gesellschaft und Politik in der europaweiten Krisen- und Umbruchszeit des Nationalismus.

Die Autorin

Miriam Régerat-Kobitzsch hat europäische Geschichte in Straßburg, Bayreuth und Tübingen studiert. Ihre Promotion schloss sie 2017 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen ab. Neben der Geschichte des Ancien Régime sowie der Legitimierung und Inszenierung von Macht in der Frühen Neuzeit befasst sie sich insbesondere mit nationalen Mythen und dem rezeptionsgeschichtlichen Werdegang historischer Figuren.

